

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band
auf das Jahr 1835.



Göttingen,
gedruckt bey Friedrich Ernst Huth.

Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1835

by unknown author

Göttingen; 1835

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

68. Stück.

D e n 2. M a y 1 8 3 5.

B e r l i n.

1834, bey Dümmler: Die Urwelt und das Alterthum erläutert durch die Naturkunde von Dr. H. F. Link, K. Preuß. Geh. Medic. Rathe, Professor d. Arzn. K. u. s. w. Zweyte ganz umgearb. Ausg. 1. Th. 462 Seiten in 8. ohne die Vorrede.

Die erste Ausgabe dieses Werkes, in den Jahren 1821 u. 22 erschienen, hatte die Aufmerksamkeit erregt, welche die critische Arbeit eines philosophischen, seines Stoffes vollkommen mächtigen, und viel belesenen Geistes verdiente. Diese sogenannte zweyte Ausgabe ist ein völlig neues Werk, und verdient die größte Aufmerksamkeit sowohl wegen ihres sehr reichen Inhaltes, als wegen der erfreulich logischen und critischen Behandlung des Gegenstandes.

Sie zerfällt in fünf Abschnitte. Der erste handelt von den untergegangenen organischen Kör-

pern, deren Ueberbleibsel fossil gefunden werden. Voraus geht eine kurzgefaßte Geschichte der Wahrnehmungen dieser Ueberbleibsel und der in verschiedenen Zeiten gangbaren Vorstellungen von ihrem Ursprunge. Wohl zu erwägen ist die Bemerkung: wie es nicht wahrscheinlich sey, daß von den vielen Thierarten, deren Ueberbleibsel sich fossil finden ohne daß man die Originale derselben kennt, diese letztern noch irgendwo lebend gefunden werden sollten; indem die Erde zu weit durchforscht ist; als daß diese hätten unentdeckt bleiben können. Hierauf werden die Thierarten einzeln durchgegangen, und zwar in der umgekehrten Ordnung der wahrscheinlich bezüglichen Zeiten ihres Untergangs. Es werden diejenigen bezeichnet deren Arten zuletzt, vielleicht als der Mensch schon vorhanden war, erloschen sind, wie z. B. gewisse Hirscharten aus Torfmooren, Mastodonten u. s. w. Zu den jüngsten nächst diesen gehören die fossilen Elephanten, Rhinocerosse, Flußpferde u. s. w., die sich in den Erdschichten finden, welche man neuerlich unter der Benennung Diluvium begreifen will. Das sogenannte Alluvium enthält nichts mehr von diesen, sondern nur Reste von organischen Wesen der jetzt lebenden Schöpfung, und selbst von Werken der Menschenhand. S. 38 erklärt der Verf. sich gegen die Vorstellung daß das Diluvium nur durch eine allgemeine Fluth hervorgebracht worden seyn könne. Es ist dazu zu sehr verschieden, und Meerproducte finden sich darin nur in einzelnen Gegenden. Auch erklärt er sich (S. 42) gegen die Annahme einer allgemeinen Veränderung der Temperatur der Atmosphäre. Selbst den Untergang einiger arctischen südlichen Gegenden gehörenden Thiere im

Eise Sibiriens, wo sie gefunden worden sind, möchte der Verf. nicht als Beweis einer solchen Veränderung gelten lassen. Er glaubt, daß die Thiere, deren Körper auf diese Weise gefunden worden sind, noch später lebten als die fossilen Elephanten von Canstadt, Burgtonna und Thiede; und daß das Vorkommen der wohl erhaltenen Ueberreste im Eise eher auf einen angeschwollenen reißenden Strom deute, der sie den Eisgebirgen näher gebracht habe. Eine der größten Schwierigkeiten gegen die Nothwendigkeit diese und ähnliche Erscheinungen aus einer Veränderung der Temperatur zu erklären, besteht darin, daß neben den Resten der für südlich gehaltenen Thiere sich auch Ueberbleibsel solcher Thierarten finden, die ausschließlich den kälteren Climates angehören, wie vom Elenthier, Rennthier, Alpenhasen u. s. w.

Eine besondere Abhandlung widmet der Verf. den fossilen Thierresten, die in Höhlen und Knochenbreschen vorkommen, und zeigt, daß sich in beiden andere Ueberbleibsel zeigen als im aufgeschwemmten Lande (Diluvium). Er gibt zu daß Knochen in manche Höhlen eingefluthet worden seyn können, hält aber dafür daß in den meisten Fällen die Thiere, deren Knochen sich in Höhlen finden, diese bewohnt haben, die Knochen aber die in Breschen und durch solche ausgefüllten Spalten vorkommen, nur hineingeschwemmt seyn können, und daß Manches von diesen wieder zufällig in Höhlen gerathen ist. Aber wenn auch hier Wirkung von Fluthen unverkennbar ist, so ist doch kein Beweis für nur eine einzige Fluth vorhanden; die Menschenknochen, die neuerlich in Spalten und Höhlen gefunden worden sind, mö-

gen durch solche spätere Zufälle dahin gekommen seyn. Eigentlich fossile Menschengebeine sind bis jetzt nicht nachzuweisen. Mit der Vorstellung von einer allgemeinen Fluth fällt auch die eines scharfen Abschnittes zwischen der Urwelt und Jetztwelt (S. 81).

Die Ansicht des Verf., daß unter den größten Veränderungen des Bodens die auf der Erdoberfläche wahrgenommen werden, das Phänomen der Verbreitung der Geschiebe von nordischen Felsarten auf eine der jüngsten geologischen Begebenheiten deutet, welche sich später ereignete als die Bildung des die Elephanten zc. enthaltenden aufgeschwemmten Landes, — diese Ansicht erhält durch vielfache Wahrnehmungen immer mehr Bestätigung.

In gleicher Art wie die Erscheinung der organischen Reste des aufgeschwemmten Landes geht nun der Verf. auch die der tertiären und secundären zc. Gebilde durch. Der Raum dieser Blätter gestattet nicht ihm hier in das Einzelne seiner klaren Darstellungen zu folgen; aber wir dürfen nicht unterlassen zu bemerken daß dieser Klarheit auch die Vollständigkeit entspricht, und daß wir seine Zusammenstellung der bewährtesten und neuesten Wahrnehmungen über diesen so überaus wichtigen Theil der Geologie für das gelungenste und belehrendste halten, was uns bis jetzt für denselben bekannt geworden ist. Un-erwähnt dürfen wir jedoch nicht lassen, daß der Verf. der Meinung derer beytritt, welche die Tertiärbildungen für örtlich halten, und eine Parallelisierung der einzelnen dazu gehörenden Formationen auf der ganzen Erdoberfläche nicht als statthaft ansehen. Aus dieser Vorstellung folgt,

daß die Gestalt der Erdoberfläche bey dem Entstehen der tertiären Bildungen von der heutigen wenig verschieden war, und daß man erst zu den secundären Bildungen hinausschreitend, große Verschiedenheiten zwischen der heutigen und früheren Gestalt nachzuweisen vermag. Doch auch in dieser älteren Bildungsperiode ist nicht überall Allgemeinheit der Formationen zu erweisen. Der fossilen Ueberreste von Vegetabilien gedenkt der Verf. bey dem Diluvium nur im Vorbeygehen, ausführlicher bey den tertiären Gebilden und den Steinkohlen, wo S. 168 bis 182 sich eine sehr belehrende Zusammenstellung ihrer Verhältnisse findet.

Bey der S. 182 ff. enthaltenen Betrachtung der Veränderungen der Erdoberfläche wirft der Verf. die Frage auf: ob Erhebungen von Innen heraus, vulcanische Ausbrüche, die ersten bildenden des ganzen festen Landes waren? und glaubt diese Frage verneinen zu müssen; und zwar weil der sogenannte Urkalkstein, ganz ähnlich dem nicht selten von vulcanischem Gestein eingeschlossenen und berührten Kalksteine, dem Gneuß und Glimmerschiefer untergeordnet und von deren Schichten umgeben gefunden werde. Da es nun wahrscheinlich sey daß die körnige Form des Kalksteins durch eine starke Erhitzung und anfangende Schmelzung einst hervorgebracht wurde, so müssen Gneuß und Glimmerschiefer als sie hervorbrachen schon Kalksteinlager angetroffen haben, die sie umflossen und so veränderten, daß die Spuren der Versteinerungen darin verwischt wurden. Verstehen wir den Vf. recht, so hat seine Frage folgenden Sinn: Ist trocken, über die Meeresfläche emporragendes

Land auf keine andere Weise entstanden als durch Erhebung von innen heraus? Wir können uns aber in der That kaum eine andere Entstehungsweise des trocknen Landes über den Meeresspiegel denken als diese; denn selbst das Einsinken des Meeresgrundes in Höhlen, und die dadurch bewirkte Erniedrigung des Meeresspiegels ist schwerer zu erklären, weil man sich kaum denken kann daß Höhlen der Erdrinde unter dem Meeresboden nicht schon mit Wasser gefüllt gewesen seyn sollten; und die Vorstellung von einer beträchtlichen Verminderung des Meerwassers durch Verdunstung unterliegt noch größeren Schwierigkeiten. Aber, wenn wir auch dem Verf. gern zugeben, daß der Gneuß zc. beym Hervorbrechen schon Kalklager gefunden hat die er umhüllen konnte, so können wir doch seinem in Beziehung auf jene Frage daraus gezogenen Schlusse nicht beystimmen. So wenig noch eine andere schwierige Frage hat beantwortet werden können, die nämlich: woher die überwiegende Masse von Kalkerde gekommen ist, aus der die mächtigen und weit verbreiteten Kalkgebirge bestehen; so muß doch als ausgemacht angenommen werden, daß alle Kalksteinlager unter Wasser, und die größten und mächtigsten von der Kreide an abwärts nur unter dem Meere gebildet worden seyn können. Nimmt man daher auch an, daß eine allgemeine Bedeckung der Erde mit Meer, ohne alle Inseln, der ursprüngliche Zustand der Erdoberfläche gewesen ist; nimmt man ferner an, daß einzelne Theile des Grundes dieses allgemeinen Oceans nach und nach erhoben wurden, ohne vorerst die Oberfläche des Meeres zu erreichen — und für successive Erhebung stimmt selbst der Verf. —; nimmt

man noch weiter an, daß dieser allgemeine Ocean mit unebenem Grunde, in den minder tiefen Theilen, die schon zur Erhaltung von Pflanzen- und Thierleben geschickt waren, mit organischen Meergeschöpfen bevölkert war; so können, während der Jahrtausende welche erforderlich waren um den Ocean allmählich mit Inseln und Continenten zu versehen, mächtige, mit Ueberresten der Schalthiere u. s. w. angefüllte Kalksteinlager gebildet worden seyn, die durch vulcanische Wirkungen hie und da von Gneuß zc. umwickelt und in körnigen Kalkstein verwandelt wurden. Diese Vorstellung ist selbst der des Wf. nicht entgegen, nach welcher in der vor den Erhebungen bestandenen Erdrinde Quarz vorherrschte, der die ungeheure Menge von Körnern lieferte, aus denen sowohl die Sandsteingebirge als der Sand im Meere und in den großen Ebenen besteht.

Der zweyte Abschnitt ist der Vergleichung der Urwelt mit der jetzigen Welt gewidmet; eine Abhandlung reich an philosophischen Blicken in das Wesen der Natur — nicht sogenannten naturphilosophischen Spielereyen. Folgende sind die Anfangsworte dieses Abschnittes: 'Für den ersten Blick auf die Mannigfaltigkeit der Natur, besonders auf die lebende Schöpfung, spricht sich ein Gedanke aus, den man auf verschiedene Weise ausgedrückt hat; Weiter der Natur, Fortschreiten zur Vollkommenheit, Entwicklung des Ganzen, sind einige dieser Ausdrücke, womit man diesen Gang der Natur bezeichnet. Welcher von diesen Ausdrücken am genauesten und richtigsten die Sache darstellt, mag die Frage seyn; aber es wäre unrecht, an einer Sache zweifeln

zu wollen, weil sie von Einigen falsch ausgedrückt wird. Der Wurm und der Mensch und das Thierreich dazwischen, das Moos und die Roskastanie und die bunte Wiese dazwischen, bestätigen sogleich, was überhaupt genommen, jene Ausdrücke sagen.' In dem Schlusssatze liegt unstreitig die ganze tiefe Bedeutung dieser Vorstellung, die der Verf. indessen näher zu entwickeln sucht.

Die mancherley Mißdeutungen die sie erlitten hat sind bekannt. Die abenteuerlichste darunter ist unstreitig die, daß die Natur jede einzelne Form oder Art ihrer Geschöpfe vom Unvollkommenen zum Vollkommenen durch eine Reihe von Zwischenstufen führen müsse, ehe sie die vollkommene Form erreichen könne, so daß z. B. der Mensch von der Froschnatur allmählich zur Menschennatur hinaufgerückt, der Affe Mensch geworden sey und dergl. Daß von solcher Vorstellung bey unserm philosophischen Verf. nicht die Rede seyn kann, brauchen wir nicht zu bemerken; er thut ihr — mit Recht — nicht einmal die Ehre ihrer zu gedenken. Indessen verwirft er nicht den Gedanken eines Fortschreitens der organischen Bildungen in ihrer Mannigfaltigkeit überhaupt vom Unvollkommenen zum Vollkommenen und zwar mit dem Laufe der Zeit. Doch auch diese Ansicht scheint uns manche Bedenklichkeiten gegen sich zu haben. Sollten die schaffenden Kräfte, die den Organismus hervorrufen, und deren Wirkungen wir auf unserm Planeten wahrnehmen, nicht immer dieselben gewesen seyn, wie wir sie jetzt finden, oder vielmehr aus ihren Erfolgen dunkel ahnden? Sollten sie nicht von Anfang an (von Ewigkeit her?) fähig gewesen

seyen die künstlichsten Organismen hervorzubringen wie die Einfachsten oder welche wir dafür halten? Es wird uns schwer zu glauben, daß diese Fähigkeit jemals gemangelt habe. Wir denken uns den Gang der Dinge ungefähr auf folgende Weise. Es kann wohl seyn daß unser Erdball (und vielleicht jeder Weltkörper) eine Bildungsperiode durchlaufen hat, während welcher seiner Masse oder seiner Oberfläche die Bedingungen ganz oder zum Theil mangelten, welche erforderlich sind um jene schaffenden Naturkräfte productiv für Organismus dort wirken zu lassen; daher während dieser Periode organisches Leben auf demselben noch nicht gedeihen konnte. So bald aber die Beschaffenheit der Erdoberfläche, wenn auch nur an einzelnen Stellen, mehr oder weniger vollständig dazu geeignet wurde, so mußte auch sogleich diejenige Production eines Organismus daselbst eintreten, welche die Beschaffenheit einer solchen Stelle gestattete, und zwar mußte die Production in aller dieser Beschaffenheit angemessenen Vollkommenheit und auch Mannigfaltigkeit eintreten. So erfolgte in und unter einem Ocean die Bildung mannigfaltiger Meergeschöpfe; in Sümpfen die üppige, und in ihrer Art auch mannigfaltige Vegetation die später zu Torf und Steinkohlen wurde, und die Bildung der Amphibien von seltsamer Gestalt und doch in der That sehr complicierter Organisation, für ihren Aufenthaltsort und für die durch denselben ihnen nothwendig werdende Lebensweise so künstlich und angemessen eingerichtet als es nur immer die Organisation des Säugethiers für den seinigen ist. Ging ein so wasserreicher und sumpfiger Zustand der Erdoberfläche der Bildung größerer,

Theile trocknen Landes voraus, wie man anzunehmen allerdings Veranlassung hat; so folgt daraus von selbst, daß die Landthiere später als die vorhergenannten Geschöpfe entstehen mußten; aber nicht weil die Natur vorher nicht die Kraft besaß den eigenthümlichen Organismus der Landthiere hervorzubringen, sondern weil die Bedingungen mangelten an die das Bestehen desselben gebunden war. Sicherlich entstanden in Gegenden wo das trockene Land älter war als das Sumpfland in anderen, die Säugethiere früher als die Sumpftiere in den letzteren. Der Grund dieses Fortschreitens von einer Bildung zur andern lag aber nicht im Laufe der Zeit, sondern in der Dertlichkeit. Hätte die den Organismus hervorbringende Kraft sich selbst erst allmählich zu diesem Hervorbringen herausbilden müssen, so möchte man fragen, warum sie jetzt, nachdem sie dahin gekommen ist das höchste, complicierteste zu schaffen immer noch mit Hervorbringung der einfachsten sogenannten niedrigsten Organismen fortfährt — neben dem Menschen auch die Auster hervorbringt? Aber sie benützt auch jetzt noch das Eigenthümliche jeder Dertlichkeit, und übt nach Maßgabe dieser überall ihre schaffende Kraft (Blumenbach's Bildungstrieb) in der umfassendsten Mannigfaltigkeit. Sie stellt die Stufenleiter im Raume dar, nicht in der Zeit. Das Bestehen einer solchen gleichzeitig vorhandenen Stufenleiter und der größten Mannigfaltigkeit in derselben ist auch die Vorstellung, auf welche der Verf. alles am Ende selbst zurückführt. Es ist uns aufgefallen, daß der Herr Verf. bey Aufzählung der verschiedenen älteren Ansichten vom Ursprunge der Versteinerungen

schweigend über den Umstand hingeht, daß auch noch in neuester Zeit Einer und der Andere sich mit dem Studium der Natur Beschäftigende die Vorstellung von einer im Innern der Felsarten erfolgten unmittelbaren Bildung der Gestalten, die wir für Ueberreste organischer Wesen halten, wieder aufgefaßt und mit sogenannten naturphilosophischen Zauberformeln unterstützt hat. Nur bey der Vorstellung vom Ursprunge der Steinkohlen gedenkt er derselben, doch sehr schönend.

Die Vergleichung der Urwelt mit der Jetztwelt führt den Herrn Verfasser auf folgende Schlusssätze:

1. In der Vorwelt waren die Formen, wo Theile auf verschiedenen Entwicklungsstufen in einem Individuum (Einzelwesen) vereinigt sind, häufiger als jetzt. Wir nennen solche Formen Uebergangsformen.
2. Die Vorwelt liebte Uebertreibungen aller Art, an Größe, Masse, Wiederholung derselben Theile. Diese Uebertreibungen erscheinen uns mehr oder weniger als Zwecklosigkeit.
3. Im Pflanzenreiche und in den niederen Classen des Thierreichs kommen die organischen Körper der Vorwelt der jetzigen Schöpfung näher als in den höheren Thierclassen, also überhaupt in den weniger entwickelten Organismen. Man sieht dieses an den fossilen Farnkräutern und den Blättern anderer Pflanzen, welche den unserigen sehr nahe stehen, ferner an der Uebereinstimmung vieler Muscheln und Schnecken in den Ter-

tiär- und späteren Schichten mit den jetzt lebenden, da hingegen diese Uebereinstimmung für die höheren Thierclassen nur in wenigen Arten, und noch dazu zweifelhaft Statt findet.

Diesen Sätzen widerspricht, dünkt uns, die Ansicht nicht, daß die Natur in jeder Periode Alles in allen Formen des Organismus hervorzu- bringen vermochte. Daß sie dabey in verschiedenen Zeiten variiert hat, leidet keinen Zweifel; aber sogenannte Uebergangsformen gehörten nicht bloß einer bestimmten Periode an, es bestehen deren noch jetzt, und werden deren wohl noch später bestehen, und auch — wieder verschwinden. Beschaffenheits-Veränderungen mit Boden und Atmosphäre in verschiedenen Gegenden der Erde sind sicherlich erfolgt, und mit dieser stand ohne Zweifel das was unser Herr Verf. bey den organischen Formen Uebertreibung nennt in so genauer Verbindung, daß wir den dafür gebrauchten Ausdruck: 'Zwecklosigkeit' nicht eben billigen möchten. Die sogenannten Uebertreibungen fehlen auch in der jetzigen organischen Schöpfung nicht, so wenig als die Vereinigung mehrerer Theile von verschiedenen Entwicklungsstufen in einem Individuum. Der dritte der obigen Schlußsätze unterstützt insbesondere die erwähnte Ansicht.

Der dritte Abschnitt handelt von der Verbreitung organischer Körper. Es werden die Bedingungen dieser Verbreitung entwickelt und alles Wesentliche beigebracht was über diese schwierige Materie gesagt werden kann. Der Herr Verf. findet Veranlassung etwas über das Verhältniß zu bemerken in welchem die verschiedenen

Pflanzenformen den verschiedenen Klimaten eigen sind. Da sich ergibt, daß in den heißen Klimaten das Verhältniß der in der Minderzahl dort vorkommenden einfachern Pflanzenformen zu den in der Mehrzahl vorkommenden mehr entwickelten (Phanerogamen) weit größer ist, als in den kalten Zonen; also die Sonne und die Wärme die höhere Entwicklung fördert; so ergibt sich auch, daß noch etwas Anderes als die Wärme und Sonne Ursache gewesen seyn muß von der Bildung einer überwiegenden Menge der Kryptogamen in der Urwelt, wie wir sie fossil finden. Hier könnte man allerdings geneigt werden anzunehmen, daß es der schaffenden Natur damals wirklich an der Fähigkeit gemangelt habe die höher entwickelten Pflanzen hervorzubringen, da die dazu vorhandenen günstigen Umstände unbenutzt bleiben. Muß man aber wohl zu dieser Vorstellung seine Zuflucht nehmen, da die Bildung von Kryptogamen in Uebermaß aus der Beschaffenheit des Bodens in Verbindung mit dem Klima sich genügend zu erklären scheint? Die noch jetzt fortdauernde ähnliche Bildung in ähnlichem Boden und Klima, wie in den Brasilianischen Urwäldern, mit allen Uebertreibungen die den fossilen nicht viel nachgeben, möchte dafür sprechen. Vieles in diesem dritten Abschnitte enthaltene beweiset ebenfalls dafür.

Vierter Abschnitt: Verbreitung des Menschen. Der Mensch im naturhistorischen Sinne besteht nur aus Einer Art, aber von dieser bestehen mehrere Stämme. Der Herr Verf. ist — in der Ansicht daß die Entwicklung vom Unvollkommenem zum Vollkommenen fortschreite, und in Hinsicht auf gewisse Verschiedenheiten in der Körperform der Neger, geneigt, die Neger für

die Stammraße des Menschengeschlechts anzunehmen, und er stellt auf diesen Grund Einiges über die Art der Verbreitung der menschlichen Gattung über alle Theile der Erde zusammen.

Die Abstammung des ganzen Geschlechts von einem einzigen Paare angenommen, muß man allerdings tiefe Untersuchungen über die Möglichkeit der allgemeinen Verbreitung desselben anstellen, und sich, da alle sichere Auskunft hierüber mangelt, und in Ewigkeit mangeln wird, mit zum Theil sehr kühnen Hypothesen behelfen. Ist es denn aber durchaus nöthig, das ganze Menschengeschlecht, und überhaupt jede Art organischer sich fortpflanzender Wesen von einem einzigen Paare oder Stamme herkommen zu lassen? Warum sollte nicht an jedem Theile der Erdoberfläche, sobald derselbe zur Ernährung einer Art von organischen Geschöpfen geeignet war, diese Art entstanden seyn? Es scheint uns sehr wahrscheinlich daß dieses so erfolgt ist, und daß dabey eine und dieselbe Art an verschiedenen Puncten zwar kleine durch Boden und Klima bewirkte ursprüngliche Verschiedenheiten darbietet, aber im Wesentlichen überall so gleich war, daß die fruchtbare Begattung durch die ganze Art aus allen Gegenden möglich blieb. Die Bedingungen, die zu einem solchen gleichförmigen Hervorbringen erfordert wurden, auf einen einzigen Punct der großen Erdoberfläche beschränken zu wollen, möchte doch wohl zu ängstlich gemuthmaßt seyn. Kann man aber annehmen daß mehrere erste Paare von Thierarten an verschiedenen Puncten der Erde aus der Kraft des Schöpfers hervorgegangen sind, so bedarf es der mühsamen, und bis jetzt noch in allen Fällen fruchtlos gebliebenen Nachforschung nach der Stammraße ir-

gend einer Thierart, die wir in vielen Varietäten kennen, durchaus nicht. Waren ferner die Bedingungen des ersten Hervorbringens einer organischen Art an mehreren Puncten der Erde vorhanden, so genügte dieß gewiß, denn die productiven Kräfte der Natur fehlten sicher nicht, und da diese nach bestimmten Gesetzen überall wirken, folglich im wesentlichen gleichförmig, so ist es sehr glaublich, ja wohl nothwendig daß sie überall eadem sed aliter hervorbrachten.

Man hat zwar mancherley Gründe aufgestellt mit welchen man die Abstammung des menschlichen Geschlechtes von Einem Paare zu beweisen versucht, aber selbst mit allen diesen Gründen bleibt der Beweis doch unendlich schwer, ja im Grunde zu führen unmöglich. Einer dieser Gründe, den auch Herr G. R. Vink anführt, ist der: daß man kein Volk — auch das rohste nicht — gefunden hat, dem das Feuer unbekannt gewesen wäre. Man hat daraus sogar den Schluß gezogen, daß die auf der niedrigsten Stufe der Cultur gefundenen Völker von einer höheren, früher schon von ihnen erreicht gewesenen Culturstufe in ihren erniedrigten Zustand herabgesunken seyn müßten. Für beides will uns die Bekanntschaft eines Volkes mit dem Feuer wenig beweisen. Die Völker die man im halb thierischen Zustande, und doch bekannt mit dem Feuer antraf, waren doch auch nicht von gestern. Wie viele Mittel aber hat nicht in allen Zonen der Erde die Natur Feuer hervorzubringen! Blitz, Vulcane, Erdfeuer, den Sonnenbrand selbst. Phänomene dieser Art gaben unfehlbar dem Menschen zuerst die Kenntniß vom Feuer, und wenn auch einige Generationen vergingen, ehe es der Mensch in seine Gewalt be-

kam, so wird doch einmal ein kluger Kopf selbst unter den Wilden sinnreich genug gewesen seyn, daß von der Natur empfangene Feuer erst zu erhalten und späterhin auch hervorzubringen, ohne diese Kunst von Fremden lernen zu müssen oder sie durch Tradition mitgetheilt bekommen zu haben. Selbst an den Vorstellungen der heiligen Schrift glauben wir uns nicht zu versündigen, wenn wir dem Schöpfer die Macht zuschreiben, jedem Theile des Erdballs seine Bevölkerung unmittelbar zu geben. Hierdurch bilden wir uns gewiß einen höheren Begriff von seiner Allmacht als wenn wir annehmen, die Bevölkerung der Erde mit Menschen habe von dem einzigen schwachen Paare in Moses Paradiese abgehangen. Und wer waren denn die Leute, von denen der flüchtige Cain fürchtete todtgeschlagen zu werden wenn sie ihn fänden? (Moses 1, 4. 14. 15). Des hier bemerkten ungeachtet sind die reichhaltigen Notizen und Zusammenstellungen über Abstammung und Wanderung der vom Menschen benutzten Pflanzen und Thiere höchst interessant und belehrend.

Von dem zweyten Theile beabsichtigt der Hr Verf. keine neue Ausgabe; sondern gibt auf den letzten Blättern des ersten Theiles nur einige Zusätze, unter Verweisen auf andere seitdem erschienene, ähnliche Gegenstände behandelnde Werke. Die S. 452 befindliche Anmerkung müssen wir dahin berichtigen, daß der dort als gestorben angegebene Verfasser der Geschichte der natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche wenigstens zu Anfange des Jahres 1835 noch am Leben gewesen ist.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

69. Stück.

Den 4. May 1835.

G ö t t i n g e n.

In der Dieterichschen Buchhandlung: Umriss pädagogischer Vorlesungen von Herbart. 1835. 103 Seiten in Octav.

In wiefern durch diese Schrift die Pädagogik mit der Psychologie verknüpft wird, kann darüber in der Kürze nicht mehr gesagt werden, als daß die Psychologie des Verfassers während langjähriger pädagogischer Praxis, und größtentheils in Folge der hierdurch erworbenen Erfahrung, entstanden, ausgearbeitet und niedergeschrieben ist. Aber die Pädagogik beruhet nicht bloß auf der Psychologie, sondern auch auf der practischen Philosophie; diese letztere nun auf ästhetischen Urtheilen über den Willen zu gründen, wird von Vielen für eine arge Keßerey gehalten, weil sie sich an den Worten stoßen; welche Worte gleichwohl unentbehrlich sind, um die Sache ins Licht zu setzen. Doch mag gegenwärtiger Bericht an die Worte eines An-

bern geknüpft werden, der wahrscheinlich eben so wenig an Pädagogik, als an die dem Verfasser eigenthümlichen Untersuchungen gedacht hat. In dem Naturrecht von Drostes-Hülshof liest man §. 11: das allgemeine materiale Sittengesetz sey nach Zeugniß des Bewußtseyns vermittelt durch das, der practischen Vernunft nothwendige Gefallen an der Menschenwürde, und das daraus hervorgehende Begehren derselben. Wenn nun als zugestanden vorauszusetzen ist, daß Sittlichkeit den Zweck der Erziehung bestimme: so folgt sogleich, daß die Zöglinge theils aus ihrer eigenen practischen Vernunft jenes nothwendige Gefallen an der Menschenwürde erzeugen sollen, und anderntheils hieraus ihr Streben nach derselben hervorgehen, nicht aber von einer transcendentalen Freyheit, oder vom Schicksal erwartet werden müsse. Dem gemäß sind in der angezeigten Schrift zuerst die Systeme, welchen Fatalismus oder transcendentale Freyheit wesentlich angehört, von der Pädagogik zurückgewiesen worden; in ihnen hat der Begriff der Bildsamkeit, worauf alle Erziehung beruhet, keinen Platz; denn man kann das Fatum nicht beugen und die Freyheit nicht befestigen. Hiervon handelt die Einleitung; es folgt alsdann die Begründung der Pädagogik; und am Ende derselben werden die Hauptpuncte, worauf es bey der sittlichen Bildung ankomme, angegeben; nämlich 1) Richtungen des kindlichen Willens, 2) ästhetische Urtheile und deren Mängel, 3) Bildung der Maximen, 4) Vereinigung der Maximen, 5) Gebrauch der vereinigten Maximen. Hiemit ist der Kantischen Schule zwar nicht der kategorische Imperativ eingeräumt, mit welchem nach der

Hauptstelle bey Kant, den §§ 5 und 6 der Kritik der practischen Vernunft, die transcendentale Freyheit steht und fällt; weil, wie dort mit sehr löblicher Präcision entwickelt wird, für den freyen Willen die bloße gesetzgebende Form der Maximen allein der zureichende Bestimmungsgrund seyn soll, — welcher Uebertreibung schon längst von allen Seiten der gerechte Vorwurf eines leeren Formalismus ist gemacht worden. Aber etwas Anderes, und für den Erzieher sehr wichtiges, behauptet mit Kant gemeinschaftlich der Verfasser; nämlich daß die Moralität nicht bloß in jenem 'Gefallen an der Menschenwürde', also nicht bloß in ästhetischen Urtheilen (welches Wort hiemit klar seyn wird) zu suchen sey; sondern daß es dabey auch, und gar sehr, auf die Maximen, und zwar bestimmt auf deren Bildung, Vereinigung, und Gebrauch ankomme; dem practischen Erzieher sagt aber die Erfahrung, daß die Maximen der Zöglinge, d. h. ihre allgemeinen Ansichten von dem was im täglichen Leben, im Umgange mit Menschen, zu thun und zu lassen sey, öfter vom Nutzen und Schaden, als vom Gefallen an der Menschenwürde auszugehen pflegen. Sie sagt ihm ferner, daß ungeachtet aller guten Lehren die Zöglinge auf das, was Andere sagen, zu horchen, und hiemit das eigene, vielleicht richtigere Urtheil zu verfälschen pflegen. Soll hier der Erzieher zu Hülfe kommen, so muß er selbst sich nicht mit dem unbestimmten Begriffe von der Menschenwürde begnügen, sondern er muß seinen Beyfall und sein Mißfallen nach den verschiedenen practischen Ideen auseinanderzusetzen, und die Folgen dieser Verschiedenheit in pädagogischer Hinsicht zu schätzen wis-

sen. Mit Rücksicht hierauf ist im zweyten Abschnitte die Uebersicht der allgemeinen Pädagogik nach den Altern der Zöglinge abgetheilt worden; eine sonst unbequeme Form der Darstellung, weil dem Erzieher bey allem, was er früher thut, das Spätere vorschweben muß, was er vorbereiten soll; und bey dem Späteren das Frühere, was zur fernern Benutzung war zu recht gelegt worden. Allein der Verf. hatte nur nöthig, sich auf seine ältere Schrift über allgemeine Pädagogik zu beziehen, worin jenes Unbequeme ist vermieden worden, indem dort die Darstellung nach den Hauptbegriffen von Demjenigen fortschreitet was gleichzeitig und beständig in der Erziehung will beachtet seyn. Vollständige Deutlichkeit kann man in der Pädagogik nur dadurch erreichen, daß man beide Formen der Darstellung verbindet. Wird dieß ver säumt: so kann dadurch ein Mangel an Einsicht veranlaßt werden, welcher zu dem Vorurtheil führt, als wäre die frühere Erziehung wichtiger als die spätere, oder umgekehrt die spätere wichtiger als die frühere; alsdann ist kein Wunder, wenn einige Erzieher nur für Kinder, andere nur für ältere Knaben oder Jünglinge taugen. Die Darstellung nach Verschiedenheit der Alter hat den Vortheil, daß sie leichter ins Specielle eingeht; dieß bezieht sich nicht bloß auf die, im dritten Abschnitte enthaltenen, Grundzüge der Didactik, sondern auch auf die Lehre von der Zucht, in sofern dadurch die Fehler der Zöglinge sollen vermieden oder gebessert werden; wovon im vierten Abschnitte gehandelt wird. Hier treten die zuvor erwähnten Hauptpuncte wieder hervor. Es muß nämlich dem practischen Erzieher, welchem das Unsittliche in

unzähligen Gestalten begegnen kann, Hülfe geleistet werden, damit er das Chaos seiner Erfahrungen so weit als möglich in Ordnung bringe; also besonders, damit er die verschiedenen Gründe, in welchen das Fehlerhafte seinen Sitz und Ursprung haben kann, nicht verwechsle. Geschieht dieß, so kann er nicht beurtheilen, wie und in wie weit die vorhandenen Uebel noch heilbar sind; am wenigsten dann, wann mehrere Grundübel, wie es oft genug vorkommt, sich in einander verwickelt haben. So sind (um nur das leichteste anzuführen) bald die Maximen, welche der ältere Knabe sich zu bilden anfängt, bloß durch nachtheilige Gesellschaft verdorben, und vielleicht nur vom Hörensagen aufgenommen; bald sind sie die Zeichen einer rohen sinnlichen Neigung; bald die Folgen von Einseitigkeit in jenem ursprünglichen Urtheil über Böbliches und Schändliches, welches hier eben deshalb ästhetisches Urtheil ist genannt worden, weil es noch lange kein vollständiges moralisches Urtheil über den Werth einer Person (wobey deren Maximen und die Befolgung derselben in Betracht kommen würden), sondern nur die erste Grundlage dazu enthält, und für mögliche Maximen den Inhalt darbietet. Solcher Einseitigkeiten des Urtheils kann es viele und verschiedene geben; der Erzieher aber würde sich sehr vergreifen, wenn er, um sie zu berichtigen, gegen die Sinnlichkeit des Zöglings anzukämpfen, oder in Ansehung der Maximen die Kantische reine Gesetzmäßigkeit predigen wollte. Ganz anders ist der Fall, wenn die Zöglinge das Rechte sehen, aber sich selbst keine Pflichten auflegen, vielmehr nur Andere kritisieren wollen. Hier kommt es darauf an, die allgemeine Gesetzmäßigkeit zu lehren, die dem Vernünftigen als

festlichkeit geltend zu machen, der Jedermann sich fügen solle; und müsse, wenn er nicht wolle. Wieder andere Fälle kommen vor, wenn zwar die ursprünglichen Richtungen des Willens gutartig, auch die ästhetischen Urtheile richtig gebildet, überdieß einzelne wahre Maximen angenommen und eingeprägt, aber durch irgend einen schwärmerischen Zug, oder durch schwärmerische Lehren, die Verbindung und Anwendung der Maximen verdorben ist; woraus die traurigsten, heutiges Tages nur zu sehr bekannten Folgen entstehen können. Dieß muß genügen, die angezeigte Schrift einigermaßen zu characterisiren; die Leser werden sich erinnern, daß dabey theils auf den mündlichen Vortrag, theils auf Vergleichung mit ältern Schriften des Verfassers ist gerechnet worden.

B e r l i n .

Ben Reimer: Beyträge zur Naturgeschichte der Rankenfüßer (Cirripedia). Von Hermann Burmeister. 1834. VIII u. 60 Seiten nebst 2 Kupfertafeln in 4.

Die vorliegende Monographie über die Rankenfüßer, Thiere, welche man bis dahin meist zu den Mollusken zählte, und welche unter dem Namen der Balanen oder Lepaden bekannt sind, zerfällt in 3 Abschnitte, von denen der erste eine historische Einleitung, der zweyte die Entwicklungsgeschichte und der dritte die Classification und natürliche Verwandtschaft dieser Thiere enthält. Was die Entwicklungsgeschichte anbetrifft, so wird selbige nach Perioden abgehandelt, wovon die erste den Eyzustand in sich faßt: Der in zwey Lappen getheilte Eyerstock, welcher etwa

4000 Eyer enthalten mag, soll nach dem Herrn Verf. mit dem ausgewachsenen Thiere in gar keiner Berührung stehen, und überhaupt nur dadurch gehalten werden, daß die Haut, welche die innere Oberfläche der Schale auskleidet, sich genau an denselben anlegt, aber ebenfalls nirgends eine organische Verbindung mit ihm eingetragene, — eine Angabe, welche Verf. jedoch noch in Zweifel ziehen muß. Die Eyer sind von einer Haut umhüllt, worin ein Dotter liegt, welcher zwey Reihen kleiner Kügelchen enthält, dergleichen man auch auf den sich zu entwickeln beginnenden Ethern der übrigen niedern Thiere antrifft. Der Embryo entwickelt sich in diesem Eyerstock so weit, daß man den Körper und an dessen vordern Ende die Füße deutlich wahrnehmen kann. Mit dem Ausschlüpfen des Jungen aus dem Ey beginnt die zweyte Periode, welche sich dadurch charakterisiert, daß das Junge frey umherschwimmt; in dieser Zeit hat das Thier die ungefähre Gestalt der jungen Daphnien; es sind deutlicher die Füße, und zwar drey Paare, wahrzunehmen. In der dritten Periode erhält das Thier eine Schale, hört auf frey umher zu schwimmen, setzt sich dagegen an Länge u. dgl. fest. Es konnte aber nicht ermittelt werden wie die Schale sich bilde; die Schale ist übrigens dünn, lederartig und aus einem einzigen Stücke bestehend, welches sich um den Rücken herum fortsetzt, aber an der Bauchseite nicht geschlossen ist. In dieser Periode bildet sich auch das Auge, welches anfangs ein einziges aus zwey Abtheilungen bestehendes ist, jedoch nach und nach dadurch, daß die Trennungsstelle sich immer mehr ausbreitet, zu zwey Augen umgestaltet wird. Die vierte Periode ist diejenige, in welcher das

Thier innerhalb der Schale sich häutet und die doppelte Anzahl Füße bekommt. Bey dieser Häutung bleiben an der alten Haut die Fühler und Augen hängen, so daß man beide von jetzt an nicht mehr findet. Die alte Haut stirbt nur allmählich ab; man bemerkt alsdann auf dem Thierkörper, so wie auf der innern und äußern Fläche der Schale eine Epidermis. Von jetzt an nimmt das Thier allmählich die Form des Alten an, wodurch die fünfte Periode bezeichnet ist, bis es mit vollkommener Reife die sechste Periode erreicht hat. Der Herr Verfasser beschreibt nun den anatomischen Bau der *Lepas anserifera*, der *Coronula diadema* und des *Otion Cuvieri*, woraus er dann in der 'Betrachtung über die natürliche Verwandtschaft der Cirripedien' folgert, daß diese Thiere von den meisten Naturforschern mit Unrecht zu den Mollusken gezählt seyen, und daß dieselben vielmehr in die Klasse der Krebse und zwar in die Ordnung der Schalenkrebse aufgenommen werden müssen. — Obgleich diese Entwicklungsgeschichte nicht nach frischen, sondern nur in Spiritus aufbewahrten Individuen verfaßt ist, und vielleicht hin und wieder, z. B. in Betreff des Zusammenhanges des Eyerstocks mit dem mütterlichen Körper, in Betreff des so späten Erscheinens der Augen, noch fernerer Bestätigung bedarf, so ist diese Schrift doch um so mehr ein höchst wichtiger Beytrag zur Thiergeschichte als die Beobachtungen durch Genauigkeit und Gründlichkeit sich auszeichnen.

Berthold.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. 71. Stück.

Den 7. May 1835.

G ö t t i n g e n.

Bei Vandenhoeck und Ruprecht:

- 1) Lehrbuch des Strafprocesses von D. Anton Bauer. 1835. XX und 468 Seiten in Octav.
- 2) Strafrechtsfälle, bearbeitet von D. Anton Bauer. I. Band. 1835. VIII und 543 S. in Octav.

Der Schrift №. 1. hat der Verfasser durch natürliche Anordnung des Ganzen und der einzelnen Lehren, sachreiche Kürze, verbunden mit Bestimmtheit und Klarheit der Darstellung, sorgfältige Benützung und fleißige Anführung der besseren Werke, und durch den in vielen Anmerkungen niedergelegten Stoff zur weiteren Forschung, die Eigenschaften eines, der hohen Wichtigkeit und dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft des Strafprocesses entsprechenden Lehrbuches zu geben gesucht, welches sich jedoch auch, durch gedrängte Vollständigkeit, zugleich zur

Selbstbelehrung und zum practischen Gebrauche eignet.

Mit den Vorlesungen über den Strafproceß verbindet der Verf. schon seit langer Zeit eine Anleitung zur Criminalpraxis, indem er an schicklichen Stellen derselben genaue, aus der Erfahrung entlehnte Regeln über die verschiedenen Zweige der Praxis des Strafrechts und des Strafprocesses vorträgt, den Zuhörern aus seinem reichen Vorrathe Stoff und Muster zu Ausarbeitungen mittheilt und sie im Inquirieren, Protocollieren, in Abfassung von Vertheidigungsschriften u. s. w. übt. Durch diese Verbindung der Praxis mit der Theorie sucht er theils den Vorlesungen mehr Interesse zu geben, theils die Studierenden zum Eintritt in die practische Laufbahn besser vorzubereiten, und hat die Genugthuung, dieses Bestreben durch den Erfolg belohnt zu sehen, indem das Besuchen dieses Collegiums, welches früherhin nur ausgezeichnet Fleißige zu hören pflegten, immer allgemeiner geworden ist, sich ein großer Eifer in Theilnahme an den practischen Uebungen zeigt, und nicht selten wirklich musterhafte Arbeiten eingeliefert werden.

Durch die unter N. 2 bemerkten Rechtsfälle wünscht deren Bearbeiter zunächst seinen Zuhörern über Strafrecht und Strafproceß eine belehrende Beispielsammlung in die Hände zu geben, wodurch ihnen die theoretischen Vorträge und die practischen Regeln anschaulicher gemacht werden. Doch eignen sich die mitgetheilten Fälle, sowohl durch ihr besonderes Interesse, als durch die Art der Behandlung, auch zur Belehrung für Untersuchungsrichter, Gerichtsarzte, Vertheidiger und Referenten. Insbesondere enthalten mehrere Vorträge instructive Proben der Beurtheilung des

künstlichen Beweises, mittelst umsichtiger Auffsuchung, genauer Würdigung und gehöriger Zusammenstellung der Anzeigen.

L ü n e b u r g.

In Commission bey Herold und Wahlstab:
Hannoversche Kunstblätter. 1835. Zwölf
Nummern. 96 S. in groß Quart.

Das kunstliebende Publicum wurde von diesem höchst interessanten Unternehmen, zuerst durch einen Prospectus aufmerksam gemacht, welchen die Redaction der Kunstblätter im Januar 1835 ausgab. Hier wurde als Veranlassung und Zweck der Herausgabe dieser Zeitschrift angegeben: daß bey der allgemeinen Theilnahme der Hannoveraner für das wahre Kunstleben, die sich so lebhaft bey den Kunstausstellungen von 1833 und 1834 gezeigt hatte, es bisher gänzlich an einem passenden Organe fehle, die Meinungen über die Ausstellung laut werden zu lassen, und daß um diesem so sehr lebhaft gefühlten Mangel abzuhelfen, zunächst für die Dauer, der mit dem 24. Februar zu eröffnenden und vier Wochen dauernden Ausstellung in Hannover, dieses Journal einen Mittelpunct für alle die abgeben solle, welche sich über die Ausstellung und ihr verwandte Gegenstände, äußern wollen. Das Blatt soll als Hauptinhalt eine fortlaufende Kritik der ausgestellten Kunstwerke enthalten, wozu sich mehrere in Hannover wohnhafte bewährte Künstler und Kunstfreunde vereinigt haben; zugleich soll es als Intelligenzblatt für die Ausstellung dienen, und für alle Bekanntmachungen, Wünsche u. s. w. die

sich auf dieselbe beziehen, Raum haben. Bey jeder Nummer sollen eine oder zwey verkleinerte Abbildungen, der ausgezeichnetsten Kunstwerke, der Ausstellung beygefügt werden, die von tüchtigen Künstlern geliefert werden. Hierdurch erhalten nicht nur diejenigen, welche bey der Ausstellung gegenwärtig waren, eine erfreuliche Erinnerung, sondern auch diejenigen, welche nicht Gelegenheit haben dieselbe zu sehen, können so am lebendigsten die Ideen der Kunstwerke durch die möglichst getreuen Copien kennen lernen. Um die technische Behandlung der Copien zu zeigen, ist auf dem Prospectus eine sehr hübsch skizzierte Bignette abgedruckt, die uns eine Scene der Ausstellung selbst vorführt. Das Ganze bildet ein Heft dem ein Inhaltsverzeichnis und ein allegorisch verzierter Umschlag von gefärbtem Papier unentgeltlich beygegeben wird. Der Preis von sämtlichen Kunstblättern beträgt 1 Rthlr. 12 Gr.

Nachdem jetzt die Ausstellung vorüber ist, und auch die 12 Kunstblätter sämtlich erschienen sind, können wir nun über das ganze Unternehmen eine vollständige Anzeige machen.

Gleich beym ersten Anblick dieser Blätter ist das Aeußere, in Rücksicht des Formats, Drucks, Papiers, so vollkommen schön, daß man mit Freude die Blätter zur Hand nimmt, um sie näher kennen zu lernen, und hierbey wird man bald der freudigen Ueberzeugung, daß hier mehr geleistet worden ist, als der Prospect versprach, was leider sehr selten ist.

Herr G. Osterwald in Hannover, ein anerkannter sehr talentvoller Künstler, welcher die Redaction der Kunstblätter übernommen hat, und von dem die meisten Zeichnungen dazu sind,

zeigt uns gleich auf der ersten Seite des Umschlages eine sehr gelungene Randverzierung, wo die verschiedenen Kunsthafter oder affectierten Kunstfreunde, durch charakteristische Köpfe, mit daneben befindlichen Vögeln, zur nähern Bezeichnung der Charactere, in einer mit Pflanzen verbundenen Arabeske, gezeichnet sind. Auf der andern Seite des Umschlages sind die drey bildenden Künste personificiert.

Schlagen wir nun den Umschlag auf, so tritt uns in einer sehr gelungenen lithographierten Federzeichnung das herrliche Bild von Scheuren aus Düsseldorf, 'die Vätergruft' bedeutungsvoll entgegen. Herr Osterwald hat auf eine geniale Weise, so viel es sich in der Eile durch eine Linienzeichnung thun läßt, den Eindruck, den das Original macht, wiedergegeben.

Nur ein practischer Künstler kann beurtheilen wie schwierig es ist, bey Abbildungen dieser Art nicht zu viel und nicht zu wenig zu geben; es ist hier, wie bey den meisten nachfolgenden Zeichnungen, das rechte Maß getroffen. Im Ganzen ist die Auswahl der übrigen lithographierten Nachbildungen sehr zu billigen. Nur hätten wir gewünscht, daß statt des Milchmädchens von P. Hasenclever, die hier als Zigeunerin erscheint, das herrliche Bild von J. Hübner 'der rasende Roland' gewählt wäre. Als Nachbildungen sind besonders gelungen: das Portrait von Schadow, die Römerin von Richter, die Tyroler Landschaft von Heinlein und die Burg Hohen-Schwangau, letztere ist sogar viel besser als die Zeichnung von Lindenschmidt, wonach sie lithographiert ward. Bey dem Bilde von Desterley ist der Kopf des Moses in der Nachbildung ganz verfehlt. Im Ganzen sind 15 Abbildungen gegeben.

Wie schon im Prospectus bemerkt ist, so sind die Kritiken von mehreren Künstlern und Kunstfreunden geschrieben, deshalb hat, da die Beyträge zu verschiedener Zeit eingesandt wurden, keine bestimmte Ordnung in der Reihenfolge der zu besprechenden Gegenstände Statt finden können. Es ist dieß aber gewiß nicht als ein Nachtheil anzusehen, denn so wie auf der Ausstellung selbst die verschiedensten Bilder neben einander hängen, so findet auch hier eine so größere Mannigfaltigkeit Statt, die besonders für den in Kunstfachen weniger erfahrenen Layen einen um so größeren Reiz hat, ihn weniger ermüdet, und ihn so an das Blatt fesselt, welches eben die Absicht hat, ihn in einer gefälligen Form auf das wahrhaft Gute aufmerksam zu machen, und darüber zu belehren. Es wäre nur zu wünschen, daß Kritik und Abbildung immer neben einander ständen, statt daß, wie bey dem Moses von Desterley, die Kritik in *N^o. 5. p. 37* steht und die Abbildung erst in *N^o. 11* vorkömmt; jedoch wird auch hier jeder Billigdenkende als Ursache hiervon die Kürze der Zeit, in der geschrieben und gezeichnet werden mußte, ansehen.

Daß die Kritiken aber nicht bloß für den Layen, sondern auch für Künstler und Kunstkenner viele geistreiche und gediegene Bemerkungen enthalten, werden einige nachfolgende Stellen ergeben. In *N^o. 7* bemerkt der Rec. bey der Beurtheilung des nach dem Uhländschen Gedichte 'die Vätergruft' gemalten Bilde von Scheuren, daß die Reproduction von Gedicht in Bild sehr gefährlich sey, indem selten das darstellbar ist mit Farben und Formen, was uns bey einem Gedichte entzückt; er sagt: 'Vergebens wird

der Maler ringen den Eindruck von dem Werke des Dichters treu wiederzugeben, schlimm genug, wenn er sich nur an die äußern Gestalten, die der Dichter vorführt, hält, die Psyche entflieht und erhascht er sie, so ist ihr der bunte Staub von den Flügeln gewischt. Es bleibt daher dem Künstler oft nichts anderes übrig, als die Idee des Dichters auf seine Weise zu reproducieren, wobey denn freylich die Intention des Dichters oft verloren geht.' Wie sehr das große Publicum bey der Betrachtung der Bilder sich an das bloß Sinnliche, Materielle hält, zeigt jede Ausstellung; in Bezug hierauf ist folgende Stelle *N^o. 2. p. 15* wenn gleich sehr ironisch doch nicht minder wahr: 'Daß die Arbeiten von Maes so viel Beyfall finden, hat gerade in der Unterordnung des Gedankens unter die Technik seinen Grund, den Layen gefallen sie ihrer großen Verständlichkeit wegen, und weil sie von Seiten des Gedankens eben keine Ansprüche machen, eine Bequemlichkeit, die das größere Publicum bey allen Kunstwerken vorzugsweise liebt und dankbar anerkennt.' Das große Verdienst von Maes Bildern wird sonst hinlänglich anerkannt. In der dritten *N^o p. 18—22* setzt der geistreiche Recensent, welcher sich selbst als der Verfasser der höchst wichtigen 'Anleitung zur Kunstkenner-schaft' nennt, auseinander, was man heutzutage unter Schule zu verstehen habe; daß hier nur Andeutungen Statt finden können, versteht sich von selbst, diese aber sind so lebendig und treffend, daß sie ihre Absicht, den Beschauer bey einem der Bilder aus der sogenannten Düssel-dorfer oder Münchner Schule auf den rechten Standpunct zu versetzen, nicht verfehlen werden.

Herr Architect Wiegmann in Hannover hat

p. 38 — 47 die herrlichen Landschaften von Koch aus Rom, durch vortreffliche Bemerkungen über Styl in der Landschaftsmalerey, ungemein treffend characterisirt; von demselben Künstler ist auch die sehr gelungene Copie nach einer der großartigen Landschaften von Koch. Selten haben wir Kochs Verdienst als Künstler so wahr bezeichnet gefunden, was um so dankenswerther ist, als eben dieser Künstler leider noch so selten gehörig gewürdigt wird.

Ein Brief in N^o. 7. p. 54 — 61 enthält eine gedrängte Characteristik der ganzen Ausstellung, ähnlich der in der Hannoverschen Zeitung vom Jahre 1832 im März beschriebenen Bilderschau des Leonardo da Vinci; damals wurde auf eine sehr originelle Weise das gegenwärtige Kunstleben, aus dem Standpuncte des Alterthums betrachtet. Wie mit Wenigem hier in diesem Briefe viel gesagt ist, mögen einige der interessantesten Stellen zeigen. Von den Bildern des Stadtbaumeister Andrea in Hannover heißt es hier: 'Der Himmel weiß, mit welchem Instincte der Mann auf seinen Ausflüchten über die Kirchmauer kletterte, und immer den rechten Fleck findet. Aber er findet nicht allein die rohen Dementen, er versteht sie auch zu schleifen. Und wirklich, so wie die Bilder da hängen, haben sie schon jetzt die Werke berühmter Meister in Thonklumpen verwandelt.' Bey der Betrachtung der Alpenpartie von Stange, wo die Bergspitzen vom letzten scheidenden Abendroth erlügen, sagt hier ein Bürger zu seiner Frau: 'Laß uns nach Haus gehen — es wird dunkel.' —

Von dem Bilde des E. Förster in München 'Der König in Thule' der p. 53 'der betrunkenene Fallstaff' genannt wird, heißt es hier:

War einft ein König von Thule
 War treu bis an das Grab
 — Er räkelte ſich auf dem Stuhle
 Und ſchmiß das Glas herab.

Es iſt dieß eine Probe von der Nachbildung Göthefcher Gedichte. Der Landſchaftsmaler Morgenſtern, ſagt der Briefſteller, hat nicht weit zu gehen — ſeiner Landſchaften wegen, aber wo er ſtille ſteht, iſt ſicherlich eine Landſchaft. — Das iſt gerade der Hauptnutzen, den ich mir von den jährlichen Kunſtausſtellungen verſpreche, daß das größere Publicum dadurch künftig auf ſeinen Spaziergängen und Reiſen auch Landſchaften ohne goldenen Rahmen — Landſchaften in der Natur erblickt.

In No. 9 iſt bey der ſchon erwähnten Abbildung der Burg Hohen-Schwangau, deren Lage und Geſchichte mit ſolchem poetiſchen Schwunge erzählt, daß man die Bergwäſſer brauſen hört; und die dort Statt gefundenen Handlungen zu erblicken glaubt. Daß dieſe Schilderung aus der Feder eines der größten, jetzt in Hannover anweſenden Hiſtoriographen und Diplomaten herührt, erkennt man auf den erſten Blick. Derſelbe gibt hier Nachricht von dem Unternehmen Sr Königl. Hoh. des Kronprinzen Maximilian von Bayern, welcher dieſe Burg 1832 ankaufte und in derſelben in 3 Sälen die Geſchichte der Welfen, Hohenſtauffen und Schyren durch mehrere Münchner Künſtler, beſonders durch Lindenschmidt, in Fresko malen läßt. Zum Schluſſe dieſes Artikels iſt Eduard Duller's Gedicht: 'Hohen-Schwangau's Auferſtehung' abgedruckt.

Auf eine launige Weiſe iſt die Vorrede erſt in No. 8 abgedruckt, da der Recenſent die Scheu

des Publicums vor allen Einleitungen und Vorreden kennt; sehr bescheiden soll hiernach in diesen Blättern eben nur auf das Beste und Schönste der Ausstellung aufmerksam gemacht werden. So wahr die Bemerkungen in N^o. 11. p. 85 über das parteyische Aufhängen der Bilder auf der Ausstellung in Berlin seyn mögen, so müssen wir Aeußerungen, wie sie hier über Berlin sonst vorkommen, im höchsten Grade mißbilligen, dergleichen Bemerkungen gehören in kein Kunstblatt.

Außer den Kritiken enthalten die Kunstblätter die Nachrichten über die vom Schiedsgerichte ausgewählten Gemälde, welche der Verein für 4000 Rthlr. angekauft hat, so wie über die Ankäufe von Privatpersonen.

Im Ganzen sind 115 Nummern zu der Summe von 11,959 $\frac{1}{2}$ Rthl. angekauft. Das Entrée-geld zur Ausstellung betrug 2356 Rthl. 14 Sgr., wovon 273 Rthl. die Armen erhalten haben.

Nach solchen Resultaten kann Hannover sich jetzt dreist mit den ersten Staaten Deutschlands, in Rücksicht der Kunstliebe, messen; und den lange gehörten Vorwurf, daß in unserm Vaterlande gar kein Sinn für Kunst herrsche, abweisen. Der Effect der letzten Ausstellung ist sogar verhältnißmäßig viel bedeutender als der in Berlin, München und Dresden, wo doch lange bestandene Institute auf jede Weise die einheimischen Künstler unterstützten. Auch kann man frey behaupten, daß die Statuten unsers Vereins mit die liberalsten in ganz Deutschland sind; denn während die Vereine von Berlin und Dresden statutenmäßig nur von inländischen Künstlern kaufen dürfen, so hat hier jeder Künst-

ler jedes Landes freyen Zutritt; es sind sogar $\frac{2}{3}$ von Ausländern Bilder angekauft, und nur $\frac{1}{3}$ von inländischen Künstlern.

Möchten wir es doch bald erleben daß die Zolllinie in der freyen Kunst aufhörte, die bey der großen Verbreitung von Kunstvereinen in ganz Deutschland durchaus zwecklos für die einzelnen Vereine sind, und nur höchst nachtheilig auf einzelne Künstler wirken können.

Was nun diese Kunstblätter anbetrifft, so zeichnen sie sich vor allen andern durch eine Lebendigkeit und Frische aus, die nur der blühenden Jugend eigen ist; das Bedürfniß des kunstliebenden jungen Publicums hat sie entstehen lassen, und so werden sie auch mit einer so ungewöhnlichen Theilnahme gelesen, die die sichere Bürgschaft ihrer practischen Wirksamkeit, und somit Zweckerfüllung ist. Hier ist keine Spur von geisteslähmender Schulpedanterie, alle Urtheile sind aus gesundem, unverdorbenem Natur- und Kunstgefühl hervorgegangen, wie in einem klaren Bache im Frühlinge, so spiegeln sich hier die herrlichen Kunstblüthen rein und ohne trübe Nebenabsichten, und geben so das treueste Bild wieder. Bis jetzt ist noch bey keiner Ausstellung in ganz Deutschland ein besonderes Kunstblatt wie dieses, für und während derselben erschienen; ebenfalls sind Abbildungen in dieser Ausführung und Anzahl nie in deutschen Kunstblättern vorgekommen, und wo sind gerade Abbildungen nöthiger als bey Abhandlungen über Kunst, nur so erst kömmt Leben hinein.

Die Herausgabe dieser Kunstblätter ist einer der genialsten Gedanken unserer Zeit, und es ist zu wünschen, daß sie so viel wie irgend möglich zum Heile der Kunst verbreitet werden.

Minden und Leipzig.

Bey Ferdinand Esmann: Platons Erziehungslehre als Pädagogik für die Einzelnen und als Staatspädagogik. Oder dessen practische Philosophie. Aus den Quellen dargestellt von Dr. Alexander Kapp, erstem Oberlehrer am Archigymnasio zu Soest. 1833. XXIV u. 474 Seiten in Octav.

Platon wird heutiges Tages viel gelesen, aber verschieden gedeutet, und nach Maßgabe der zu ihm mitgebrachten Ansichten als Auctorität benutzt. Während nun, was hierin richtig oder verfehlt seyn möge, in Zweifel schwebt, kann es als eine dankenswerthe Vorarbeit für künftig mehr gesicherten Gebrauch angesehen werden, wenn ein Gelehrter, der mit den sämmtlichen Schriften des Platon vertraut ist, aus denselben dasjenige bequem zusammenordnet, was einerley Hauptgegenstand betrifft. Dann aber muß der Gegenstand bestimmt angegeben seyn, damit man genau wisse, was man in solcher Zusammenstellung zu suchen habe. Daß nun der Titel des angezeigten Buches hierüber eine Frage veranlasse, ist dem Verfasser nicht entgangen; er bemerkt daher in der Vorrede: die practische Philosophie kenne Platon nicht in der neuern Gestalt, in welcher ihre beiden Hauptseiten als besondere isolierte Wissenschaften durch die Reflexion immer mehr erstarrt seyen, indem man von der Politik das Naturrecht scheid, und der Ethik durch die Kritik alle belebenden Ideen nahm; so daß heutiges Tages die practische Philosophie, ihres wahren Principis und der ihr gebührenden Wirk-

samkeit beraubt, weit entfernt sey, eine Erziehungslehre für die Einzelnen und des Staats heißen zu dürfen. Hier sind verschiedene Fragepunkte vermischt. Der eine, ob die Absonderung des Naturrechts von der Moral zweckmäßig sey? Der andere, ob mit der practischen Philosophie, welche beide in sich begreift, die Pädagogik unmittelbar, oder vielmehr erst durch Benutzung der Psychologie, und als abgeleitete Wissenschaft, in Verbindung trete? Der dritte, ob von der Entscheidung dieser Fragen eine Darstellung Platonischer Lehren abhängt? Soll die letztere genügen, so muß sie ohne Zweifel dem Gedankengange des Platon treu bleiben; also vom δικαιοῦ zum Staate, und von da zur Erziehungslehre übergehen, wenn man nicht etwa den Beweis übernimmt, Platon habe anders gedacht, anders in seiner Republik dargestellt. Der Weg des Verfassers beginnt dagegen bey der Erziehung vor der Geburt, und geht von da zur eigentlichen Pädagogik; dann folgt eine Andragogik; und den Schluß macht die Staatspädagogik. Seine Citate sind anfangs meistens aus dem Werke über die Geseze entnommen; dazwischen kommen andere aus dem Timäus, dem Sophisten, dem Phädrus, dem Theätet; und nur selten erscheint auf den ersten Blättern die Republik. Das Bedenkliche dieser Art von 'musivischer Arbeit' scheint uns der Verfasser nicht ganz empfunden zu haben, obgleich er in der Vorrede sein Bestreben bezeugt, das Material so zu benutzen, daß dabey niemals der eigenthümliche, durch die Platonische Gesprächs-Untersuchung bestimmte Sinn verrückt werde. Es möchte doch gut gewesen seyn, über den ver-

schiedenen Character der genannten Platonischen Werke, besonders über den Unterschied des Werks über die Geseze von der Republik, etz was voranzuschicken. Uebrigens läßt er im Texte den Platon selbst allein reden, so daß die übersehten Stellen nur durch ganz kurze Uebergangsworte in Verbindung gesezt werden; es sind aber lange Noten beygefügt, in welchen er sich besonders häufig auf Schriften von J. J. Wagner, zuweilen auch auf Jakob u. a. m. bezieht. An Fichte's Reden an die deutsche Nation scheint er nicht gedacht zu haben. Dagegen ist Aristoteles oftmals verglichen, was unstreitig sehr zweckmäßig war. Die Platonischen Bestimmungen über Musik und Gymnastik u. s. w. sind zu bekannt, um hier darüber zu berichten; man könnte aber fragen, wer die Andragogen (nach Analogie der Pädagogen) seyn sollen, und welcher Grad von Unmündigkeit den Männern dadurch angedroht werde? Da nun überdieß der Verfasser (laut der Vorrede) hier allein von seinem Standpunkte aus die Gliederung vorgenommen hat, so zeigen wir kurz an, daß in diesem Theile von Selbsterkenntniß, Characterbildung, Berufsbildung (des Arztes, Kriegers, Lehrers, Staatsmannes, Gesezgebers und Herrschers) endlich von der Bildung des Mannes zum Familienvater auf eine Weise gesprochen wird, die allerdings mehr an Moral als an Pädagogik erinnert, — und wodurch wir uns veranlaßt finden, an Schleiermachers Kritik der Sittenlehre zu erinnern, welche aufmerksam darauf machen kann, was Alles zu beachten ist, wenn man es einmal unternimmt, Platon's practische Philosophie auf solche Weise darzustellen, daß ihre

charakteristischen Unterschiede von andern Systemen deutlich heraustreten. Kenntniß des Naturrechts wollen wir für dießmal schon nicht verlangen, sondern uns an der Pädagogik halten. Hier nun ist bey dem Platon offenbar die Staatspädagogik das Wesentliche, welche bey dem Verfasser das Unglück hat, ganz am Ende zu stehen. So bleibt denn eine Zeitlang im Dunkeln, was doch zuletzt ans Licht treten muß, nämlich daß Slavery und Zurücksetzung des weiblichen Geschlechts bey den Griechen das ganze Familienleben aus seiner rechten Lage brachten; daß hierdurch die Erziehung, welche zunächst Angelegenheit der Familien ist und stets bleiben muß, in Gefahr gerieth, als bloßes Mittel für die bürgerlichen Verhältnisse betrachtet zu werden; womit noch zu verbinden ist, daß die freygebornen Kinder nicht wie bey uns, Griechisch, Latein, u. s. w. in der Schule zu lernen brauchten, daß es daher eine ernsthafte Frage werden konnte, wie viel Jahre lang die Kinder Musik, und in welchen Tonarten lernen sollten — und was dergleichen Dinge mehr sind, die, wenn sie ja zu den heutigen Beschäftigungen der Jugend irgend ein bemerkbares Verhältnis haben, wenigstens einer völlig veränderten Auffassung unterliegen, wodurch die Angaben Platon's je mehr man sie ins Einzelne verfolgt, um desto mehr ihre practische Bedeutung für uns verlieren. Oder meint man (um nur ein Beyspiel anzuführen) daß da, wo christlicher Religionsunterricht in die Gemüther eindringt, die Besorgniß des Platon wegen der Wirkung des Homer und anderer Dichter noch in Betracht komme? Wer im Ernste den Homer für die heutige Jugend fürchtet, der lasse

nur daneben die Mährchen der tausend und einen Nacht, oder Musäus Volksmährchen lesen; und die Erfahrung wird ihm zeigen, wie leicht in dem heutigen Gedränge dessen, was sich der Jugend darbietet, die verschiedenartigen Eindrücke einander gegenseitig auslöschen. Und Platon, der es für eine Staatsangelegenheit von größter Wichtigkeit hielt, daß nichts an der Musik und Gymnastik verändert werde, was würde er sagen, wenn er bey uns in einem Lesecabinet die französischen und englischen Zeitungen neben den deutschen liegen sähe? — Daß der Verfasser seinen Gegenstand mit Vorliebe behandelt hat, ist ihm nicht zu verdenken; auch hat er Recht, S. 42 zu sagen: Platon konnte gemäß seiner Einsicht in das Wesen des Staats und in dessen Verhältniß zu den Einzelnen, eine Erziehung, welche der Willkühr der Privaten überlassen gewesen wäre, durchaus nicht gestatten. Wir aber dürfen nicht vergessen, daß unsere Staaten keine griechischen Städte sind, und unser Gesichtskreis nicht in den Schranken des griechischen Alterthums eingeschlossen ist. Auch kann die Lehre von den Trinkgelagen (§. 158) nebst dem was zunächst vorhergeht (§. 152 u. s. w.) heutiges Tages recht füglich einer Platonischen Pädagogik überlassen werden; besser aber möchte es gewesen seyn, selbst hier solche Gegenstände zu vermeiden; wie denn überhaupt das Buch durch Abkürzungen bedeutend hätte gewinnen können.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.

Den 9. May 1835.

D a r m s t a d t.

Verlag von Johann Philipp Diehl: Ueber den Geist, die Lehre und das Leben des Apostels Paulus von Dr. Eduard Köllner, Licentiaten und Privatdocenten der Theologie in Göttingen. 1835. 44 S. in 8.

Vorstehende kleinere Schrift, ursprünglich eine academische Vorlesung, die der Verf. öffentlich gehalten, und sonach für einen kleineren Kreis bestimmt, schien theils wegen der eigenen Ansichten des Verf., die er über den hochwichtigen Gegenstand, wenn auch nur kurz, doch selbständig durchzuführen bemüht gewesen ist, theils auch als Berichtigung mancher neuerdings, besonders für das Historische des Gegenstandes vorgetragenen Meinungen, der Einführung in das größere theologische Publicum nicht unwürdig. Wenn irgend ein Leben, so verdient gewiß das des Apostels Paulus die genaueste Erforschung und Darstellung. Einmal schon wegen seiner Höhe und Größe an sich, die, so wie sie sich in allem dem, was der

Apostel als Werkzeug Gottes für die ewige Wahrheit gewirkt, außer ihm mit unverlöschlichen Zügen ausgeprägt hat, so auch ihrem inneren Gehalte nach, als der subjectiven Bedingung, nach welcher er allein unter göttlicher Leitung so Großes wirken konnte, unsere tiefste Bewunderung und Verehrung in Anspruch nimmt. Aber auch noch aus einem anderen, vielleicht noch wichtigerem Grunde. So groß das Wirken des Apostels während seines Erdenlebens auch gewesen ist, es ist mit seinem Tode nicht erloschen. Wie er während seines Lebens ein vollendetes Werkzeug zur Verkündigung, Ausbreitung und Befestigung der ewigen Wahrheit war, so ist er es noch in seinen Schriften, ist nach dem Walten der Vorsehung eine der Quellen geworden, aus denen die an die Stifter des Christenthums gegebene Offenbarung für alle Zeiten geschöpft, und immer neu und fruchtbar für die Menschheit gemacht werden sollte. Aber gerade dazu ist es für jeden denkenden Verehrer des Christenthums nicht sowohl von dem höchsten Interesse, als vielmehr unerläßlich nothwendig, sich das Bild des Lebens des Apostels nicht nur in seiner äußeren Erscheinung, sondern auch seinem inneren Wesen und seiner größten Tiefe nach richtig zu zeichnen und zu entwerfen. Wie die Handlungsweise jedes Menschen durch seine Sinnesweise bedingt ist, so kann auch die ganze Erscheinung des großen Lebens des Apostels nur dann richtig begriffen werden, wenn seine inneren Bedingungen, die geheime Werkstatt seines geistigen Lebens, wirklich durchschauet worden. Daß dieß nun für den Ausleger der Schriften des Apostels doppelt wichtig sey, leuchtet von selbst ein. Wenn alle Auslegung darin ihre Spitze und Vollendung findet, daß der Erklärer, mit Voraussetzung aller

übrigen sowohl subjectiven als objectiven Bedingungen des richtigen Verständnisses, sich seiner Subjectivität möglichst entäußere, und sich ganz in den Geist und Sinn des zu erklärenden Schriftstellers versehe, so daß er mit ihm in seiner Zeit denkt und fühlt, und, mit Hinsicht auf die bestimmten äußeren Zeitverhältnisse, gleichsam mit ihm lebt, so bedarf obige Behauptung wohl keines weiteren Beweises. Gleichwohl dürfte ihre Wichtigkeit nicht immer richtig gewürdigt seyn. Der Verf. hat sich, wie er sie immer als ein unerläßliches Erforderniß für alle Erklärung angesehen, so auch wenigstens bemüht, ihr vor dem Gesichte der Erklärung selbst, so viel ihm möglich, zu genügen, und hofft, daß man in seiner Auslegung des Briefes an die Römer einige Proben finden werde. Aber was dort nur gleich als Resultat der Forschung für die Erklärung selbst in Anwendung gebracht werden konnte, das schien ihm besser in einer eigenen Darstellung erschöpft werden zu können, und diese Darstellung der ganzen geistigen Eigenthümlichkeit des Apostels, sowohl ihrer Form, als ihrem wahren Gehalte nach, ist denn das Erste, was der Verf. in vorstehender Schrift zu erreichen bemüht ist. Wir haben gerade in der neueren Zeit mehrfache Bearbeitungen des Lebens Paulus erhalten, von Hensen, Schrader, Meander und anderen, aber immer ist darin, theils mehr das Historische, theils mehr das Dogmatische Hauptaugenmerk gewesen; ob und wiefern es dem Verf. gelungen, in der kurzen Darstellung das mehr psychologische Moment des Lebens des Apostels zu erfassen und zu enthüllen, werden Kundige beurtheilen. Die Quelle für Alles sind freylich nur die Schriften des Apostels selbst, und befindet man sich hier unvermeidlich in der Nothwendigkeit, in

einer Art Zirkel zu verfahren, und sein geistiges Bild zur Erklärung seiner Schriften erst aus diesen selbst zu entnehmen. Indessen sind ja auch der beste Abdruck des Geistes seine Werke, und so scheint es wenigstens nicht unmöglich, daß man in einem Gesamtüberblick alles dessen, was Paulus in Wort und That niedergelegt hat, sich das Bild gewinnen könne, dessen Anschauung uns für die Erklärung des Einzelnen nicht sowohl nützlich, als nothwendig ist. Der Verf. hat gestrebt, zu zeigen, wie sich die ganze Erscheinung des Lebens des Apostels aus der geistigen Eigenthümlichkeit desselben, wie sie gebildet und unter göttlicher Leitung im und fürs Leben vollendet wurde, recht wohl begreifen lasse, gleichsam ein Feuer, aus dem alle Strahlen ausgehen. Eine zweyte Rücksicht, welcher der Verf. genügen wollte, ist eine richtige Darstellung und Würdigung der Lehre des Apostels, besonders in ihrem Verhältnisse zur Lehre aller anderen Apostel und somit zum Christenthume überhaupt, wenn auch nur in gedrängter Weise und nur ihren Hauptzügen nach. Dieser Rücksicht hat der Verf. um so mehr Wichtigkeit beylegen zu müssen geglaubt, als 'die Lehre des Apostels, früher die Säulen, aus denen man das Gebäude des Glaubens aufgeführt hat, unter dem Jahrhunderte gläubig und fröhlich lebten, nun schon seit geraumer Zeit eine Quelle des Zwiespaltes unter den Führern der Christen selbst ist, und von der einen Seite so bestimmt auf eine Weise gefaßt und geltend gemacht wird, auf welche sie, wenn ihre Fassung richtig wäre, wirklich der Lehre Christi und der anderen Apostel, so wie der Vernunft widerspräche, als Viele von der anderen Seite geneigt waren und noch sind, das Paulinische Christenthum von dem eigentlichen zu trennen'. Der

Verf. hat nun versucht, zu zeigen, wie sich die Paulinische Lehre nicht nur mit der aller anderen Apostel recht wohl vereinigen, sondern auch in ihrer Hoheit und Größe als die Grund- und Hauptlehre alles Christenthums erkennen lasse, und auch darauf hingewiesen, wie viel manche der neueren Fassungen, insbesondere die von Hn Dr Tholuck, für die richtige Würdigung der Paulinischen Ansicht zu wünschen übrig lassen möchten. Dazu ist zuerst die Lehre des Apostels, wie sie vorzugsweise in dem so wichtigen Briefe an die Römer zusammenhängend vorgetragen wird, in gedrängter Uebersicht entwickelt. Natürlich war es hier nur möglich, einer Seits nur Resultate, anderer Seits nur die Hauptlehren, gleichsam die Hauptbalken, zwischen welche sich alles Andere fügen muß, und an welche sich alle anderen Lehren anlehnen, anzugeben. - Dieß schien aber darum weniger bedenklich, da der Verf. für die exegetische Rechtfertigung der von ihm gegebenen Fassung der Lehre des Apostels Paulus auf seinen Commentar zu dem Briefe an die Römer verweisen durfte, besonders zu den Stellen 1, 17; 3, 25 — 27; 8, 3. Es ist aber der Kern und Mittelpunkt des ganzen Paulinischen Systems die Lehre vom Glauben, und zwar, wenn man nach allen Seiten unbefangen erklärt, das Gebot des Glaubens an den Versöhnungstod Jesu als alleinige Bedingung aller Rechtfertigung vor Gott, und dieß ist denn der Satz, in welchem, seitdem einmal die Vernunft erwacht ist, die Trennungspuncte der verschiedenen Ansichten der Gottesgelehrten liegen, von dem nach der einen Seite Mißmuth und Abneigung gegen die Lehre des Apostels und die Geneigtheit, seine Lehre ganz von dem Christenthume zu trennen, entstanden sind, während er auf der anderen Seite

meistens zu Schwärmeren oder mindestens zu blindem Glauben führt, wenn der Mensch es wirklich über sich gewinnt, den Wortsin als eine ihn bindende Wahrheit anzuerkennen. Nun liegt aber das Ganze so, daß in dem streitigen Sache nicht nur die Hauptstütze der ganzen Paulinischen Lehre liegt, sondern auch der nach der Paulinischen von der Kirche angenommenen Ansicht über die eigentliche Vermittelung und Thatsache der Erlösung. Die erwachte Vernunft hat aber gegen dieselbe so Vieles und so Triftiges eingewandt — vgl. das S. 27 Angeführte, und noch sind die Einwürfe nicht widerlegt —, daß derer, die den Glauben an die objective That der Erlösung, den Sühnopfertod, nicht nur überhaupt noch für verdienstlich, sondern gar für allein verdienstlich halten, in Wahrheit nur noch wenige sind, — damit aber auch der Kern und Mittelpunkt des kirchlichen Systems, der ebenso Grund- als Schlussstein war, aufgegeben ist. Wir wollen hier dahin gestellt seyn lassen, ob nicht das ganze Christenthum aufs höchste dabey betheiligt sey, daß man bestimmt nachweisen könne, in welcher Weise die Erlösung durch Christus zu Stande gebracht sey, ob es zureiche, alles Verdienst seiner Belehrung zuzuwenden, ob durch Aufgeben des Verdienstes seines Todes die ganze Heilsanstalt nicht ihren innersten Halt punct verliere, — das System des Paulus und das der Kirche verliert ihn gewiß, und die Erlösung muß eben in allem anders gefaßt, und die Grundansicht beider, und ihre tiefste Lehre des Glaubens ganz aufgegeben werden, oder es wird nimmermehr ein in sich zusammenhängendes System der Glaubenswahrheiten des Christenthums, als einer Versöhnungsanstalt mit Gott, möglich seyn. Neuere Theologen haben nun zwar die vermittelnde Er-

Lösungsthat ganz anders gefaßt als Paulus und die Kirche, und dann doch seine Forderung des Glaubens und seine anderen Sätze beybehalten wollen, aber es dürfte ihrem Systeme in Wahrheit doch nun auch nur an Wahrheit und Klarheit, und an einem sicheren Halte fehlen, der, wenn man anders nicht mit einigen Rationalisten die Paulinische Lehre ganz aufgibt, nach ihrer inneren Gliederung nur in dem Verdienste des Todes Christi und dem Glauben daran gefunden wird. Viele Neuere nämlich haben, um den Vorwürfen der Vernunft über einen Glauben an eine objectiv geschehene Thatsache, und zwar die eines blutigen Sühnopfertodes zu entgehen, in der Forderung des Glaubens das Object desselben weggelassen und fordern nun nicht mehr Glauben an den Versöhnungstod Christi, sondern Glauben überhaupt, der dann aber freylich so verschieden, als wunderbar genug erscheint, indem nun immer Glaube gefordert, und doch nicht gezeigt wird, worin er eigentlich bestehe, oder er wenigstens auf eine solche Art bestimmt ist, daß er nicht begriffen wird. Man vgl. S. 28, was der Verf. über Dr Tholuck in dieser Beziehung sagt. Es darf nicht nur, es muß schlechthin behauptet werden, daß jene Fassung der Hauptforderung des Apostels nur schlimmer ist, als die frühere. Abgesehen davon, daß nun der Glaube gar keinen Inhalt hat, und jene unbestimmte Forderung nothwendig den Keim von Mysticismus und Schwärmerey in sich führt, so ist sie auch durchaus gegen den Sinn des Apostels. Er bezieht den Glauben, wenn man nach allen Seiten unbefangen erklärt, wirklich auf die stellvertretende Genugthuung, so daß die ältere symbolische Fassung, was den nächsten Wortsinne anlangt, entschieden richtig war, und jeden-

falls besser als die neuere Halbheit. Im Gegensatze nun sowohl zu der in den Symbolen aufgestellten Fassung, die mit der Vernunft, wie zu der jetzt sehr gangbaren Ansicht, die mit der Schrift unvereinbar ist, hat der Verf. versucht, eine Ansicht über die Glaubensforderung des Apostels zu geben, die nicht nur der Vernunft vollkommen genüge, sondern auch die Lehre des Apostels mit der des ganzen N. T. in Einklang setze, und zwar dieselbe als die tiefste Lehre des Christenthums und die wichtigste für alles religiöse Leben nachweise, und, indem sie zugleich die Vermittelung der Erlösung selbst darstelle, vielleicht einen Halt punct darbiete, auf dem sich ein geordnetes dogmatisches System aufbauen lasse, in welchem sich die Fassung des Christenthums, als einer Erlösungsanstalt für alle Zeiten, so genau an die Schrift anschließt, als sie deren Gehalt als alleinige den Bedürfnissen der Menschheit genügende religiöse Wahrheit erkennen läßt. Der Verf. gedenkt, später den Beweis in dem Versuche selbst zu führen. Die dritte Rücksicht, welche der Vf. verfolgt hat, ist eine summarische Darstellung der Hauptmomente des Lebens des Apostels. Hier hat er aber nur die Data selbst geben wollen, wie sie theils aus den Schriften des Apostels, theils aus der Apostelgeschichte zu entnehmen sind, ohne weitere Erörterung der in dieser Beziehung gangbaren Controversen. Nur einige Punkte, die sich besonders auf die Bildung des Apostels überhaupt und besonders zu der Wirksamkeit beziehen, die er gehabt hat, sind genauer erwogen, und schienen dieß theils wegen jener Beziehung selbst, in sofern das Bild der geistigen Eigenthümlichkeit des Apostels richtig gezeichnet werden sollte, zu verdienen, theils auch deswegen, weil neuere Ansichten darüber vorlie-

gen, die der Verf. in etwas zu berichtigen gehofft hat. Es gehören dahin die allerdings wichtigen Fragen, ob und welchen Einfluß der Apostel noch in Tarsus von der griechischen Bildung, die dort blühet, erfahren, so wie, ob er nicht noch später, in der Zeit seines Aufenthaltes bey Gamaliel, eine wirklich griechische Bildung erhalten, oder vielmehr sich angeeignet habe. Der Verf. glaubte sich schlechthin gegen die wunderliche Annahme Schrader's erklären zu müssen, daß die Pharisäer, die nach der Weltherrschaft, nach Stiftung einer Welthierarchie getrachtet, Paulus zu einem Proselytenmacher zu bilden gesucht, daß er sich nicht nur mit Erlaubniß, sondern mit Beyfall seiner Lehrer griechische Bildung verschafft, und sich durch das Studium der Griechen und Römer zum jüdischen Missionär unter den Heiden vorzubereiten gesucht, wie schon von früher Jugend an nach griechischer Bildung und Gewandtheit gestrebt habe, — und hofft, die Gründe dagegen genügend erörtert zu haben. Ferner gehört dahin die Bestreitung der Ansicht Schrader's von Gamaliel, der 'ganz als seiner Heuchler dastehe, der sich den Schein gibt, Gottes und der Unterdrückten Sache zu führen, während er wirklich nur für seine eigene Erhebung und das Reich der Finsterniß wirken und selbst die arglosen Christen durch seine Gleißnerey zu gewinnen suchen mochte'. Ferner die genauere Erörterung der wichtigen Stelle Gal. 1, 15 — 17, wo der Verf. sich für Schrader und gegen die Fassung Neander's erklären muß. Er hat sich bemüht, darüber, wie über die anderen Punkte, die Gründe klar und bestimmt vorzulegen.

P a r i s.

Bey J. Didot: Expédition scientifique de Morée ordonnée par le Gouvernement Français: Architecture, Sculptures, Inscriptions et Vues du Peloponèse, des Cyclades et de l'Attique mesurées, dessinées, recueillies et publiées par Abel Blouet, Architecte, ancien Pensionnaire de l'Académie de France à Rome, Directeur de la Section d'Architecture et de Sculpture de l'Expédition scientifique de Morée; Amable Ravoisié, Achille Poirot, Félix Trézel et Frédéric de Gournay, ses collaborateurs. Ouvrage dédié au Roi. Premier Volume. 1831. XXII u. 72 S. Text und 78 Kupfertafeln in groß Folio.

Der militärischen Expedition der Franzosen auf Morea, welche am 16. August 1828 von Loulon absegelte, folgte nicht viel später eine wissenschaftliche, aus zwey Sectionen bestehend, einer für die Alterthümer, der andern für die Erforschung der Natur des Landes bestimmt. Die erstere, welche in diesen Anzeigen allein zu berücksichtigen ist, blieb etwa bis zum Anfange des Jahres 1831 in Morea, und begann nicht lange darauf, nachdem Raoul-Rochette einen Bericht über ihre Leistungen in der Academie abgestattet, die Ausarbeitung und Herausgabe ihrer Sammlungen und Arbeiten. Von diesen sind bisher 18 Lieferungen hierher gelangt, von denen 4 den ersten Band bilden. Schon aus den Namen der Herausgeber, von denen die drey ersten Architekten sind, Herr Trézel sich auf dem Titel des zweyten Bandes Peintre d'histoire, und nur Fred. Gournay Littérateur nennt, erhellt, daß es auf eine erschöpfende Untersuchung aller

Reste und Spuren des Alterthums im Peloponnes nicht abgesehen seyn konnte. Für die alte Geographie des Landes mangelten ganz die Vorstudien, und die Herausg. bescheiden sich auch selbst, darin von fremder Auctorität abzuhängen; auch hat wenigstens die archäologische Section das Land keineswegs in so mannigfacher Richtung durchschnitten, ein solches Netz von Reiserouten darüber gezogen, als die Engländer, und unter ihnen allein schon W. Sell gethan hatten; und aus welchen Materialien die große Karte der Halbinsel construiert sey, die sich bey der Abtheilung für die Naturwissenschaften befindet, muß einem andern Orte vorbehalten bleiben zu untersuchen. Indessen sind die, in W. Sell's Weise, nach Stunden und Minuten verzeichneten Routen der reisenden Architecten immer eine schätzbare Vermehrung des Materials für die Vollkommnung unserer geographischen Kenntniß des Peloponnes, für die gewiß noch Viel zu thun übrig ist. Viel lieber entbehrten wir dagegen die sehr ungenügenden mythologischen und historischen Notizen, welche der Beschreibung jeder alten Stadt, wovon die Ruinen angetroffen werden, vorausgeschickt zu werden pflegen, und am allerliebsten die ganze große Introduction, welche in pomphaftem Styl zuerst eine angebliche Geschichte des Peloponnes und Morea's, und dabey gelegentlich der ganzen Welt, und dann eine Uebersicht der Geschichte der Architectur gibt, die von den erschrecklichsten Fehlern wimmelt, und durch die barbarische Entstellung zahlloser Eigennamen vollends unbrauchbar gemacht wird. Hieran ist eine Nachricht über die bisherigen Nachforschungen von Architecten und andern Reisenden in Griechenland angeknüpft, wobey von den französischen Arbeiten viel, von

den englischen wenig, und von den deutschen gar nicht die Rede ist.

Die detaillirte Beschreibung Morea's reiht sich an den Faden der Reise, welche die Mitglieder der Section der Architectur und Sculptur durch den Peloponnes gemacht haben, und von der eine kleine Karte von Morea auf einem Blatt eine nützliche Uebersicht gibt. Wir verfolgen in möglicher Kürze den Gang dieser Beschreibung, mit Hervorhebung des Merkwürdigsten. Ankunft zu Navarin. Ruinen von Zonchio oder Alt-Navarin, im Alterthum Pylos oder Koryphasion. (Der Mauerbau der Burg hat nicht das Ansehen, aus der Zeit der Peliden zu seyn, sondern erst aus späterer Spartanischer Zeit. Damit stimmt die Geschichte von Pylos sehr gut überein. Denn die Bemerkung in den Annalen des Instituts der archäol. Correspondenz T. IV. p. 181: *On a peine à concevoir quels motifs ont pu faire non seulement hésiter à placer Pylos dans cet endroit (de vieux Navarin), mais encore déclarer positivement qu'elle existait ailleurs*, beruht auf auffallender Unkenntniß der Hauptstelle des Strabo (VIII. p. 359), der es ausdrücklich sagt, daß das alte Pylos unter dem Berge Negaleon lag, und erst nach dessen Zerstörung eine Niederlassung bey dem Vorgebirge Koryphasion entstand. Stalaktiten-Grotte bey Koryphasion (die des Hermes, nach der Erklärung der Stelle des Homeriden-Hymnus in den Hyperboreisch-Römischen Studien Th. I. S. 310). Weg nach Modon, und Modon oder Methone selbst; mit interessanten Denkmälern des Mittelalters; die genaue Mittheilung der kleinen Griechischen Kirchen aus Byzantinischer Zeit mit ihren alle Räume ausfüllenden Mosaikgemälden gibt diesem Werke auch einen Werth für das Stu-

dium der mittelaltrigen Architectur. Aus dem Alterthum ist in Modon kaum etwas übrig als der Molo des Hafens zum Theil. Weg nach Koron, auf dem eine kleine Ruine eines Römischen Bades, wie es scheint, aus Backsteinen bemerkt wird, und die Stadt Koron (Kolonides), ohne Denkmäler des Alterthums. Reise nach Vestalidi (Korone), nach Nisi, Andrussa, Mavromati (Messene). Hier, unter den Ruinen der Schöpfung des Epaminondas wird die Beschreibung ausführlicher und interessanter. Obgleich durch W. Gell, Dodwell, Leake mit den Resten der ansehnlichen Stadt schon im Ganzen bekannt, erhalten wir doch durch die Zeichnungen und Risse der Commission, welche im Ganzen 26 Blätter (pl. 22—47) einnehmen, sehr viel neue Aufschlüsse über diese Bauwerke, die um so wichtiger sind, da sie an eine bestimmte Epoche der Griechischen Baukunst geknüpft sind. Die bemerkenswerthen Ueberreste sind das Stadion mit seiner nach Art eines Theaters eingerichteten Sphendone (dies ist der alte Kunstausdruck für diesen Theil um die Zielsäule) und der umgebenden Porticus; ein Festungsthor; ein kleines Monument zwischen dem Stadium und der Festungs-Mauer, nach Art eines Dorischen Tempels in antis gebaut, wahrscheinlich ein Heroon eines der alten Messenischen Helden, deren Angedenken mit Messene's Wiederherstellung zugleich erneuert wurde; bedeutende Theile der Befestigungs-Mauern und Thürme, besonders das große Thor, welches nach Megalopolis führte, mit seiner gewaltigen Pforte. Das Hauptinteresse dieser Mittheilungen machen einerseits die Hülfsmittel, die man dadurch gewinnt, in die Grundsätze der Hellenischen Fortification einzudringen, andererseits die Ausfüllung der Lücke in der Geschichte der Dorischen Architectur, indem

die Behandlung dieser Säulenordnung in Messene den Uebergang bildet von den an den Athenischen Monumenten zu der Römischen, und manche neue Erfindung hier zuerst zum Vorschein kommt, z. B. die Vermehrung der Zahl der Metopen und Triglyphen über jedem Intercolumnium, welche durch die weitere Stellung der Säulen und die Schwächung des Gebälkes nöthig geworden war. Dabey werden einige Inschriften mitgetheilt, welche mit Fleiß und Sorgfalt commentiert werden; die interessanteren davon sind bereits bekannt, wie ἐπὶ ἱερῶς Κρεσφόντου Corp. Inscr. Graec. n. 1297, und Λ. Αἴλιον Αὐρήλιον Οὐνηρον Corp. Inscr. n. 1318, die andern sind merkwürdiger durch die Stelle wo sie gefunden worden als durch den Inhalt. Reise nach Franco-Eclissia (welches nach Vouqueville, aber nicht mit Recht, Andania genannt wird) über die merkwürdige drey Ufer zugleich verbindende Brücke bey der Confluenz des Amphitos und der Leukasia, welche auf alten Fundamenten ruht. Von da nach Arkadia (Kyparissos), durch die interessanten Gegenden im Norden Messeniens, wo aber nur wenig beobachtet wird; nach Strobizza mit einer alten Akropolis, die für Lepreon erklärt wird, beym See Raipha vorbey, mit der darüber liegenden sehr alterthümlichen Akropolis Samikon (die auch der Rec. hier gesucht hatte) nach Olympia. Der Plan der Ebene von Olympia, pl. 56, stimmt ganz mit den Untersuchungen Stanhope's überein, die durch die Arbeiten der Commission eben so bestätigt werden, wie die Phantasiegemälde mancher frühern französischen Reisenden in Nichts zerfallen. Die älteren Denkmäler Olympia's, von denen nur die Fundamente übrig seyn können, über der Ebne wiederzufinden, ist schon deswegen unmöglich, weil

diese durch die Gebirgswässer und den Alpheiös etwa 10 bis 12 Fuß erhöht worden ist, wie die Nachgrabungen beym Tempel des Olympischen Zeus erwiesen haben, und das sehr veränderliche Bett des Alpheiös, welches in den wenigen Jahren seit Stanhope's Aufnahme ein ganz anderes geworden ist, keine festen Formen des Terrains zuläßt. Ueber die Aufgrabung der Ruinen des Tempels, die Form des Gebäudes, welche dadurch zum Vorschein gekommen (es ist dieselbe, welche Hirt in der Geschichte der Baukunst Bd. III. S. 57 schon aus den damals vorhandenen Angaben errathen, und auch der Unterz. in den Nachträgen zu Bötkel's Archäol. Nachlaß S. 69 vorausgesetzt hatte), endlich die kostbaren Reste der Sculpturen aus den Metopen des Pronaos und Opisthodomos mit den Kämpfen des Herakles, Werken einer der Phidias'schen fast gleichzeitigen und doch in Geist und Richtung sehr differenten Kunstschule, werden wir hier nicht weiter berichten, da die Hauptangaben darüber schon allgemein bekannt, und selbst durch Handbücher verbreitet sind. Wir geben nur den Inhalt des vorliegenden Werkes an, welches nach dem Plane von Olympia und einem speciellern von der Lage der aufgedugenen Ruinen zuerst die Grundrisse der andern aus Backsteinen in Römischer Zeit errichteten Gebäude, dann der großen Ruine des Zeus-tempels, pl. 72, enthält; hierauf Details des Fußbodens im Pronaos dieses Tempels, der nach Römischem Geschmack aus verschiedenen Marmorarten zusammengesetzt ist, und einer darunter gefundenen Mosaik aus Flußkieseln vom Alpheiös; dann eine Restauration des Tempels in verschiedenen Durchschnitten und Aufrissen — wobey immer noch erstaunend viel nach Analogien und durch Phantasie suppliert werden muß — und

die Details der Dorischen Ordnung nach den gefundenen Fragmenten; zuletzt (pl. 74—77) die Bruchstücke der Metopen-Reliefs, nebst der Restauration vier der bedeutendsten Stücke (pl. 78), welche Herr Trézel mit Hülfe Raoul-Rochette's unternommen und mit Glück ausgeführt hat. Der Text gibt, außer der Explication des planches, nach der Beschreibung der Ebene und einer kurzen Geschichte der Nachgrabungen einen Auszug aus dem in der öffentlichen Sitzung der vier Academies, am 30. April 1831 gelesenen Rapport Raoul-Rochette's über die gefundenen Sculpturen und einige Bemerkungen über die Grundsätze, nach denen bey der Restauration des Ganzen verfahren worden ist. Hin und wieder möchte man dem Texte mehr Ausführlichkeit wünschen, indem bey der Vergleichung der hier mitgetheilten Angaben über die Fundorte der Metopen-Fragmente und der früher bekannten Notizen Zweifel entstehen, die sich schwer heben lassen.

Der zweyte Band des Werks der Expedition soll Arkadien, Sparta und das innere Argolis, der dritte die Inseln und die Küstengegenden von Argolis, Lakonika und Athen enthalten. Die Lieferungen, die von dem zweyten Bande bis jetzt vorliegen, beziehen sich hauptsächlich auf Phigalia, und geben über die Architectur des Tempels zu Bassä Dankenswerthes. Dagegen könnten wir die Wiederholung der schon mehrmals, und am besten von Stackelberg herausgegebenen Sculpturen dieses Tempels entbehren. Wie kommen überhaupt diese Sculpturen, die seit 1812 ausgegraben und fortgeschafft sind, und sich schon lange im Britischen Museum befinden, in eine Französische Beschreibung Morea's vom Jahre 1831?

A. D. M.

G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

Den 11. May 1835.

B e r l i n .

Versuch einer pragmatischen Geschichte von Mecklenburg von K. Ch. F. von Lüchow, Großh. Mecklenb. = Schwerinscher Kammerherr, Ritter des K. Pr. Johanniter = Ordens, der Gesellschaft für Pommersche Geschichte, und der K. Dänisch. = Nordischen Gesellsch. ord. Mitgliede. Dritter Theil. 1835. VI u. 310 Seiten in Octav.

Wir haben die beiden ersten Theile dieses, für die Specialgeschichte Deutschlands so wichtigen Werks (G. g. U. 1828. St. 101. 1832. St. 4) mit der ihnen gebührenden Achtung angezeigt. Der Verf. glaubte mit diesem dritten Theil das Werk beendigen zu können; aber der Stoff wuchs ihm so unter den Händen, daß er denselben in zwey Abtheilungen zerlegt hat, von welchen die vorliegende erste den Zeitraum von 1520 bis 1632 begreift; die zweyte wird dann bis an das gleich anfangs vorgesteckte Ziel 1755 gehen. Der hier vorliegende Theil beginnt also mit der Ein-

führung der Reformation, und endet mit der Befreyung von der Occupation Wallensteins, nach dessen Sturz; er zerfällt also von selbst in zwey, freylich der Zeit nach sehr ungleiche Theile; den ersten bis auf die Theilung in die beiden Binnien Schwerin und Büstrow (1621) und den Anfang des dreyßigjährigen Krieges, und den anderen von da bis auf das Jahr 1632. Die Reformation ward in Mecklenburg nicht gewaltsam eingeführt; die Herzöge Heinrich IV. und Albrecht der Schöne ließen ihr freyen Eingang ohne sich offen für sie sofort zu bekennen, und ohne dem Schmalkalder Bunde beyzutreten. Ihre Streitigkeiten führten aber im Jahre 1523 die festere Verbindung der Stände, die unter dem Namen der Union bekannte Einigung herbey. Die folgende Geschichte war eine der am schwierigsten zu behandelnden, da sie sich meist um die aus gemeinschaftlicher Regierung, oder auch Theilung entstandenen Händel in dem herzoglichen Hause, oder auch um die mit den Ständen, mit den Städten Rostock und Wismar, und die durch frühere schlechte Verwaltung entstandene Schuldenlast dreht. Es fehlte unter den Fürsten nicht an einzelnen ausgezeichneten Regenten, zu denen besonders Johann Albrecht I., der 1547 seinem Vater Albert folgte, und 1576 starb, gezählt werden muß, der Freund und thätige Verbündete von Churfürst Moriz bey seinem Heldenzuge gegen den Kaiser; der aber auch seinem Bruder Georg das Leben kostete. Der Verfasser hat, wie billig, auf die Einrichtungen und Veränderungen des Innern hauptsächlich sein Augenmerk gerichtet. Es gehören dahin außer den Finanzen und den darüber entstandenen und fortdauernden Verhandlungen mit den Ständen, die — freylich erfolglosen — Ver-

suche zu einer Binnenschiffahrt, durch die Vereinigung der Elbe durch einen Canal mit der Elbe von Wismar bis dahin, um so eine Verbindung der Ostsee und Nordsee zu Stande zu bringen. Nicht weniger thätig war er für Gesetzgebung und Policiey, so wie für den Schul- und höheren Unterricht; welcher besonders dem Verf. Gelegenheit gibt über den Zustand der Universität Rostock, die durch die Berufung mehrerer ausgezeichneten Lehrer aus ihrer früheren Unthätigkeit, welche sie auch bey der Einführung der Reformation bewiesen hatte, geweckt wurde, ein Licht zu verbreiten. Kränklichkeit hinderte ihn in seinen letzten Jahren an seiner Thätigkeit; auch war das Verhältniß mit seinem Bruder, Mitregenten und Nachfolger Herzog Ulrich nicht immer das beste. Die Familienverhältnisse entwickelten sich nach seinem Tode nicht sehr glücklich. Er hinterließ zwey noch unmündige Söhne unter der Mitvormundschaft seines eben erwähnten Bruders, sie hießen Johann IV. und Sigismund August. Beide starben jung, der erste 1594 nur 34 Jahr alt, mit Hinterlassung zweyer unmündigen Söhne Adolph Friedrich und Johann Albert II., durch den Theilungsvertrag und Uebereinkunft mit den Ständen 1621 die Stifter der Linien von Schwerin und Güstrow; die Zeitgenossen, und durch ihre Aechterklärung bis zu ihrer Wiedereinsetzung nach Wallensteins Sturz die Opfer, des dreyßigjährigen Krieges.

Der nun folgende zwölfjährige Zeitraum, in welchem Mecklenburg es nicht vermeiden konnte in den großen deutschen Krieg mit hereingezogen, und nicht bloß ein Schauplatz desselben zu werden, sondern auch seiner rechtmäßigen Fürsten sich beraubt zu sehen, ist von dem Verf.

mit besonderer Sorgfalt und größerer Ausführlichkeit behandelt, wodurch auch die Geschichte Wallensteins in Beziehung auf Mecklenburg ein helleres Licht erhält. Daß dabey der Verf. keines der neueren Werke über Wallenstein vernachlässigt habe, brauchen wir nicht erst zu sagen. Aber so wie seine Geschichte überhaupt hauptsächlich auf das Schwerinsche Archiv gegründet ist, so auch hier, da dieses ein beträchtliches Volumen von Archivalien zu diesen Zwecken darbot. Die Herzöge hatten sich zwar nicht an die protestantische Union angeschlossen; sie ergriffen das Mittel einer bewaffneten Neutralität, mit Bewilligung der Landesstände, und schlossen sich demnächst an den Vertheidigungsbund des Niedersächsischen Kreises, an dessen Spitze Christian IV. von Dänemark trat, an. Nach der Niederlage von diesem ward aber auch Mecklenburg feindlich behandelt, und daran knüpfte der nun so mächtig werdende Wallenstein seine Pläne auf Mecklenburg. Wie diese in Erfüllung gingen, ist bekannt. Am 19. Januar 1628 erschien das kaiserliche Patent, durch welches Wallenstein in den Besitz des Herzogthums gesetzt, und die Herzöge ihres Landes verlustig und in die Reichsacht erklärt wurden. Sie sahen sich genöthigt ihre Länder zu verlassen, welche nun Wallenstein durch Commissarien in Besitz nehmen ließ. Welchen Werth er auf den Besitz von Mecklenburg legte, und daß es als eine Hauptbedingung des künftigen Friedens angesehen ward, daß dieser ihm gesichert bleiben sollte, ist aus seinen Briefen hinreichend bekannt. Im Julius kam er selber nach Mecklenburg. In Wismar sollte ein Schloß gebaut werden; es sollte also die Residenz seyn. Die Hauptforderung an die Stände betraf die Contribution, der hundertste

Pfenning, wovon trotz allen Vorstellungen der Herzog nicht zurückgehen wollte. Mehrere andere Projecte, auch die des Canalbaus, wurden wieder aufgenommen, bis durch die Landung von Gustav Adolph die Verhältnisse sich änderten, indem die Herzöge an ihn sich angeschlossen, und bald wieder in ihr Land zurückkehren konnten. Am 20. Febr. 1632 ließ Herzog Johann Albrecht ein Dankfest 'für die göttliche Wohlthat der Befreyung von feindthätiger Belästigung' feyern.

Der Verf. bricht hier die äußere Landesgeschichte ab, indem er die Fortsetzung für die zweyte Abtheilung sich vorbehält. Dafür aber gibt er eine genaue Uebersicht des innern Zustandes des Landes, in kirchlicher, wissenschaftlicher, industrieller und sittlicher Rücksicht. Auffallend ist es, wie in solchen traurigen Zeiten doch der Luxus fortbauerte. Daß mit dem vielfachen Druck und Elend die Sitten sich nicht bessern konnten, ist freylich begreiflich. Zuletzt werden die Veränderungen in staatsrechtlicher Rücksicht auf die Verfassung der Stände, bey denen durch die Einführung der Reformation der Stand der Prälaten oder der hohen Geistlichkeit verschwunden war; und nur noch die beiden weltlichen Stände, der Ritterschaft und der Städte übrig waren, erläutert. 'Der Landesherr berief die Stände jährlich ein oder mehrere Male zur gemeinsamen Berathung auf den Landtag zusammen, und erschien entweder in Person, oder durch einen Commissär, seinen Canzler oder Rath. Die Ritterschaft erschien persönlich; die Städte durch ihre Abgeordneten, gewöhnlich ihre Bürgermeister. Die Verhältnisse beider Stände waren zwar den Rechten nach sich gleich; indessen war doch das Uebergewicht der

so zahlreichen Ritterschaft natürlich, so lange noch die Mehrzahl derselben Standesehre und Familienglück in treuer Vererbung ihrer Stammgüter von Kind auf Kindeskind suchte; und diese nicht, augenblicklicher Geldvorthelle wegen, zu feiler Handelswaare entwürdigte.'

Daß wir dem Schluß des Werks in der folgenden Abtheilung mit Begierde entgegen sehen, brauchen wir nicht erst zu versichern.

Hn.

S e l m s t e d t.

Bey Fleckeisen: Geschichte der christlichen Dogmen in pragmatischer Entwicklung von Dr. C. G. F e n k, Pastor zu Halchter etc. im Herzogthume Braunschweig. Zweyter Theil. 1835. 409 S. in 8.

Ueber die innere Einrichtung wie über die praktische Brauchbarkeit dieser, besonders jüngern Theologen sehr zu empfehlenden Dogmengeschichte ist bereits bey Anzeige des ersten Theils in diesen Blättern (1834. St. 174. S. 1731) das Nöthige bemerkt; wir fügen deshalb nur hinzu, daß der Plan der Bearbeitung derselbe geblieben ist, und sich in der Ausführung als durchaus zweckmäßig bewährt hat. Es wird aus den jedesmaligen dogmatischen Thätigkeiten der verschiedenen Zeitalter sorgfältig das ausgewählt, was als eigentlich lebendig in das Bewußtseyn der Zeit übergegangen war, dagegen zurückgelassen, was nur traditionell aus früherer Zeit mehr eine fertige, abgeschlossene Masse, als ein in der Bildung begriffenes Dogma darbot. Dieses Streben, nur das zu geben, was einen wirklich neuen Entwicklungspunct in den dogmatischen Systemen darbot, erklärt es ganz natürlich, warum z. B. in der fünften Periode dem Zeitalter der Scholastik, vom 11. Jahrh. bis zur Reformation, die geschehene Auswahl nur die Dog-

men vom heil. Abendmahl, als Transsubstantiation, Messopfer und Entziehung des Abendmahlskelches, und dann die übrigen von den Scholastikern erweiterten Dogmen, Lehre von der Erlösung, vom Ablass, von der Beichte, treffen konnte. Die dogmatische Thätigkeit der Scholastik war allerdings eine viel weitere: ihre Versuche zur Erklärung der Trinitätslehre, der Eigenschaften Gottes bezeugen einen seltenen Aufwand von Scharfsinn, die Vereinigung der göttlichen Vollkommenheiten, namentlich der Allmacht und Allwissenheit, mit der menschlichen Selbstbestimmung, ist auf die verschiedenste Weise versucht, die Lehre vom Sündenfalle und vorzüglich die Sätze von den Engeln und Dämonen bilden sehr ausgedehnte Massen in den scholastischen Systemen; allein dieß Alles war nur weitere Behandlung eines längst kirchlich festgestellten Materials, oft nur im Dienste der Neugier und des Vorwitzes, so daß eine solche Thätigkeit mehr speculative als kirchliche Bedeutung hatte. Nur eine Dogmengeschichte nach ausgedehnterer Anlage, die zugleich als Repertorium alles dessen dienen will, was je in den dogmatischen Systemen verhandelt ward, vermöchte sich auf so vollständige Berichte einzulassen. Der Vf. beschränkte sich seinem Plane gemäß auf das wesentlich Neue, worin die dogmatische Thätigkeit der Zeit als eigentlich productiv hervortritt, und gewiß ganz im Interesse der jüngern Theologen, die nicht durch die Menge des Materials erdrückt werden, sondern an die eigentlichen Entwicklungsknoten geführt werden sollen, wo in höherm Maße das kirchliche Leben pulsiert.

In den drey Perioden seit der Reformation (sechste bis zum Ende des 16. Jahrh. als Vollendung des protestantischen Lehrbegriffs durch die Concordienformel — siebente bis zur Mitte des 18. Jahrh., oder zur Bildung der neuern protestantischen Theologie — achte bis jetzt) war es nun kaum zu ver-

meiden, die Trennung der Kirchen zu Grunde zu legen. Freylich müssen wir gestehen, es verliert sich dadurch einigermaßen der dogmenhistorische Character, und die Darstellung wird mehr zu einer Geschichte der Dogmatik in den verschiedenen Hauptparteyen, zumal da der Vollständigkeit wegen zugleich auch auf die kleineren Secten Rücksicht genommen wird. Es sind nicht mehr die Dogmen selbst, die sich in der ihnen eigenthümlichen Entwicklungsreihe verfolgen lassen, sondern die durch dieselben hervorgerufenen Bewegungen, Streitigkeiten, Trennungen, also doch mehr äußerliche Rücksichten bilden die leitenden Ideen. Wir gestehen die Schwierigkeiten davon ein, sich hier gänzlich von dem mehr kirchengeschichtlichen Gebiete fern zu halten, meinen aber doch, wenn der Vf. vorgezogen hätte, die durch sämtliche abendländische Kirchen seit der Reformation laufenden dogmatischen Hauptäste, wie Gegensatz des Augustinianismus und Pelagianismus, Lehre von den Sacramenten &c., in ihrer allmählichen Entwicklung zu verfolgen, ohne diesen Gang dem mehr äußerlichen Interesse der temporären Trennung in verschiedene Parteyen aufzuopfern — gewiß würde die Behandlung dadurch als rein dogmenhistorisch den frühern Theilen des Werks analoger geblieben seyn, und eben so gewiß auch recht durchgreifende Ansichten von Innen nach Außen auf die neben einander stehenden Parteyen eröffnet haben. Auch so ist jedoch die Darstellung nach dem mehr äußern Gesichtspuncte recht übersichtlich, und wird der Hr Verf. für seine mühevollen Arbeit gewiß die größte Belohnung in dem Bewußtseyn finden, den studierenden Theologen, wie Jedem, dem es um einen Gang durch die Dogmenreihe der christlichen Kirche zu thun ist, einen sehr gebahnten Pfad eröffnet zu haben.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. 75. Stück.

Den 14. May 1835.

S o l o t h u r n.

Bey Amiet-Lutiger: Naturhistorische Alpenreise. Vorgelesen der naturforschenden Gesellschaft in Solothurn von ihrem Vorsteher Fr. Jos. Hugi, Lehrer. Mit Titeltupfer und Bignette, 2 Kärtchen, 16 Tafeln Profilansichten und 9 Tabellen berechneter Höhenunterschiede. 1830. XVI und 378 Seiten in Octav.

Das Titeltupfer eines wissenschaftlichen Buches, mag es das Bild irgend eines neuen oder merkwürdigen darin abgehandelten Gegenstandes seyn, oder im Allgemeinen die Tendenz des Inhaltes andeuten, ist nicht ganz ohne Einfluß auf die Erwartung, mit welcher man zu lesen beginnt. Ref. läugnet nicht, daß das Vorurtheil, welches Titeltupfer und Bignette obiger Schrift in ihm erweckten, kein ganz günstiges war. Wozu auf jenem die Darstellung, wie acht Männer an einer steilen Felsenwand hinanklettern, und auf dieser die Abbildung der Zurüstungen zum Bau einer Hütte zwischen zwey Alpengipfeln? Daß es

etwas Anderes ist ein Finsteraarhorn zu erklimmen, als einen Brocken zu ersteigen, kann sich Jeder leicht vorstellen, selbst ohne mit den Alpen näher bekannt zu seyn; und eben so wenig schwer ist es sich einen Begriff davon zu machen, wie Steinplatten zur Erbauung eines Daches zusammengesleppt werden. Die Lesung der Alpenreise hat den Eindruck, den diese Bilder auf den Ref. machten, nicht verbessert. Wie Titelkupfer und Bignette an Carricaturen gränzen, so auch die Naturschilderungen und Theorien des Verfassers, und die Art wie er von seinen Unternehmungen und Leistungen, von seinem Muth und dem Benehmen seiner Begleiter redet. Die unschmackhafte Schale möchte indessen unbeachtet bleiben, wenn man durch einen reifen, würzhaften Kern entschädigt würde; leider werden aber die Erwartungen, welche die hochtrabende Einleitung und die mit Göthe'schen und Haller'schen Versen geschmückten Ueberschriften erregen, nur unvollkommen befriedigt. Es ist wirklich sehr zu beklagen, daß ein Mann von solchem Feuereifer, von solcher Kühnheit, Kraft und Ausdauer, nicht größeren Gewinn für die Wissenschaft aus seinen mit bedeutendem Aufwande verknüpften Unternehmungen ziehen konnte; daß die Ausbeute der Durchspähung von Schründen und der Erklommung von Gipfeln, die sonst nur Gamsenjäger zu betreten wagen, nicht als reines, edles Metall, sondern zum Theil als verschlacktes Erz erscheint, aus welchem der wahre Gehalt nur unvollständig zu scheiden ist.

Neuere Untersuchungen haben die früheren Vorstellungen vom Baue der Alpen im hohen Grade wankend gemacht. Was man vormals für ältere Glieder der stratificierten Gebirgsmas-

sen ansah, ist als etwas Jüngerer erkannt worden; und crystallinische Gebilde, welche sonst für das Unterste und Älteste in der Alpenkette galten, sind theils in abwechselnder Lagerung mit jenen, theils als aufgelagerte oder hinübergelehnte Massen gefunden. Es ist für die Geologie von höchster Wichtigkeit, daß das an einzelnen Stellen, und zum Theil auf eiligen Durchflügen Wahrgenommene, sorgfältig geprüft werde, und daß man in dieser Beziehung an verschiedenen Puncten in den Alpen möglichst genaue Beobachtungen anstelle. Die von dem Vf. bereisten Gegenden, die höheren Theile des Berner Oberlandes, und die gegen das Wallis und den St. Gotthard sich erstreckenden Gebirgsjochs, sind ohne Zweifel ganz besonders geeignet, um Aufschlüsse über jene Verhältnisse zu geben. Auch machten sie einen Hauptgegenstand der Nachforschungen des Hn Hugi aus. Aber seine Angaben sind oft so wenig klar, seine Bestimmungen der Gebirgsarten und Formationen so wenig scharf, die gebrauchten Nomenclaturen so wenig richtig, und die Beobachtungen mit so wunderlichen Erklärungen und so dunkeln theoretischen Ansichten vermengt, daß durch das Dargebotene der Vorrath sicherer geognostischer Erfahrungen nur unbedeutend vermehrt wird.

Der Verf. sagt, indem er die auf den Reisen in das Roththal angestellten Beobachtungen zusammenfaßt, daß vom Hintergrunde des Lauterbrunnenthals bis hinauf zur Kuppe der Jungfrau, folgende Formationen zu betrachten seyen, die sich nach ihm im ganzen Alpengebirge unter ähnlichen Verhältnissen finden sollen: 1) das tiefere, eigentliche Granitgebilde, mit verflorenen Segmenten — wie der Verf. sich ausdrückt — von Gneis und Glimmerschie-

fer; 2) das unmittelbar darüber sich lagernde Gebilde des Alpenkalks, den der Verf. für Muschelkalk hält, ohne jedoch seine Meinung durch genaue Vergleichung der Petrefacten zu begründen; 3) ein grauwackenartiges Zwischengebilde; 4) ein Kalkgebilde, welches der Verf. für Gias erklärt, vielleicht nicht mit Unrecht, aber doch auch ohne die darin gefundenen Petrefacten genau zu bezeichnen; 5) das obere Granitgebilde, welches bald Hochgranit, bald Halbgranit genannt wird, und in welchem an der Jungfrau sich der Alpenkalk wiederholen soll, was in der That schwer zu fassen ist. Ueber den sogenannten Hochgranit erklärt sich der Verfasser S. 55. 56 auf folgende Weise: 'Wenn beym untern, echten Granite die Masse wenig oxydiert ist, wenn die Atmosphäre keinen Einfluß auszuüben vermag, wenn er auch bey großer Masse und weiter Ausdehnung im Korn, im Gefüge und dem Mischungsverhältnisse sich gleichförmig bleibt; so trifft hier außerordentliche Abwechslung und Verschiedenheit ein. An manchen Stellen, und nach der Höhe der Hörner immer mehr, trennt die Masse sich leicht in unförmliche Stücke, ringsum mit rothen oder schwarzen Drydflächen eingeschlossen. Auch ganze Felswände erscheinen von Eisenoryd roth, daher der Name Rotthal, oder von Manganoryd schwarz. Im Ganzen ist der Hochgranit ziemlich feinkörnig. Der Feldspat und Quarz einen sich meist gleichförmig; der Glimmer hingegen ist oft ungleichförmig vertheilt. Bald häuft er sich zusammen, bald ordnet er sich den oxydierten Flächen nach mit ihnen parallel, so sehr auch diese Flächen der Bruchstücke verschiedene Richtung und Durchkreuzung behaupten. Oft verschwindet der Glimmer ganz, oder setzt sich haufenweise nach Außen

an. Oft wird die Masse Quarzfels. Stellenweise erscheint statt Glimmer, oder mit ihm, Hornblende. Oft finden wir Feldspat-, Quarz- oder eingeschlossene Kalkstücke ringsum in die Masse verschmolzen.'

Zu den schwierigsten Unternehmungen des Verfassers gehörte die Ersteigung des Finsteraarhorns, dessen Natur bis dahin unbekannt war. Es wird darüber S. 226 folgendes mitgetheilt: 'das Finsteraarhorn, oben sowohl als tiefer an den nächsten Nebenhörnern, besteht mannigfach aus halbgranitischer, sienitischer, in der Tiefe aber und vielleicht auch im Centrum aus granitischer Masse. Die ringsum den Koloss aber umgebenden Gebirgshörner sind Gneis und Glimmerschiefer, welche ihre regelmäßigen Schichten dem Fuße des Centralgebildes auslegen, und oft fast senkrecht an selbem aufstellen.' S. 217 heißt es dann weiter: 'Immerhin scheint nun in angeführten Thatsachen folgender geschichtlicher Sinn zu liegen: das Finsteraarhorn ist ein Centralkörper, der dadurch entstand, daß das horizontale Schiefergebilde durch Innengewalt an einer Stelle brach, halb verfloß und aufgehoben wurde. Nach und nach, in weiterem Umfange um die Oeffnung, wurde auch das unveränderte Gebilde von der Gewalt ergriffen, und die blättrigen Gräte und Hörner aufgerichtet, die nun, wie bey einer gefüllten Blume, dem gewaltigen Stempel aufliegen.' Durch Barometermessung wurde die Meereshöhe des Finsteraarhorns zu etwa 13300 Fuß bestimmt.

Den Namen Dolomit gebraucht der Verf. gewiß oft mit Unrecht, und stellt über die Entstehung dieses Gesteins, welches sich jetzt so viel gefallen lassen muß, Hypothesen auf, die seine chemischen und mineralogischen Kenntnisse in ei-

nem trüben Lichte erscheinen lassen. Zum Beleg kann u. A. folgende Stelle S. 258 — 259 dienen: 'die Gebirgskette nördlich dem Gadmens- und Wendenthal sich hinziehend, besteht aus Kalk, der vom Tellistock bis zum Titlis 1000 bis 2000 Fuß in senkrechter Fluh sich über das Thal erhebt. Die Schichten des ganzen Gebildes senken nördlich sich in das Gentelthal ein, indem sie südlich dem Wendenthal entlang vom Granite hoch über selbes gehoben werden. Der Kalk legt seine unteren Schichten unmittelbar auf die abgerundeten Formen des Granites. Wer so die ganze Auflagerungslinie vom Tellistocke an mit dem Auge verfolgt, sieht unmittelbar über dem Granite ein 10 bis 20 Fuß mächtiges, weißes Band. Der untere Kalk auf dem Granite hat ganz weißliche Farbe und hie und da körniges Gefüge angenommen, kurz er ist dolomitisch geworden; doch nicht Dolomit auf vollendeter Stufe; denn in diesem ist nebst jener Farbe und Korn auch der Talkgehalt aufgetreten, der jedoch nicht so fast von Außen gekommen, als vielmehr durch innere Metamorphose aus frey gewordener Kohlensäure und dem Thongehalte des Kalkes hervorgegangen seyn muß.' An einer andern Stelle S. 283 — 284, wo von den geognostischen Verhältnissen in der Gegend von Grenchiols die Rede ist, heißt es: 'Etwas westlich und höher sehen wir am Gehänge des Berges die Mählfluh mächtig mit dem schönsten, weißen Dolomite zu Tage brechen. Er hat gleichen Talkgehalt, gleiches Korn, wie jenes gelbe, gekörnte Gebilde, das so auffallend dem Schaumkalk (Flözdolomite) sich anschließt. In der Tiefe des Tobels streicht östlich durch das zertrümmerte Urgebilde ein mehr horizontales Lager von Blasenkalk, welcher, wie

er dem Ausgange des Tobels sich nähert, ebenfalls zuerst mit Talkblättchen sich mengt, dann aber seine Blasen mit Bitterkalk füllt. Hier nimmt das Blasengestein dann selbst weiße Farbe an, wird aber nicht körnig, und geht keineswegs in Dolomit über, sondern stellt sich mit dem schönsten Gypse in einer und derselben Fluh zu Tage.' — — — 'Der echte, höher gelegene Dolomit an der Mehlfuh hat $\frac{1}{2}$ kohlenfauren Talk, und erwähnter Gyps stellenweise gewiß eben so viel. Ungeführter Schaumkalk, oder sogenannter Flözdolomit, wenn er ganz frey ist von Talkblättchen, hat starken Thongeruch; sobald aber die Talkblättchen auftreten, ist dieser verschwunden, vielleicht durch die Umänderung des Thons in Talk. Aus dem ganzen Lagerungsverhältniß möchte wohl die Ansicht hervorgehen, daß weder der Dolomit, noch der Gyps ein ursprüngliches Gebilde sey. Selbst der Schaumkalk wird secundär seyn. Der Talk scheint erst aus der Umwandlung des Thones bey der Metamorphose des Kalkes als eigener Bestandtheil hervorzugehen.' Kaum sollte man es für möglich halten, daß die längst vergessene Lehre von der Verwandlung der Erden, es wagen könne, in einer naturwissenschaftlichen Schrift der jetzigen Zeit wieder aufzutreten.

Von den geologischen Ansichten des Verfassers, die zu den Nebelregionen der pantheistischen Naturphilosophie sich empor zu schwingen streben, kann u. A. folgende Stelle S. 89—91 einen Begriff geben: 'Jede Bildung geht wohl von reinern Formen aus, und schreitet durch mannigfache Reihen von Gegensätzen so lange in Verkörperung weiter, bis das Wesen mehr starr, der individuellen Gegensätze nicht mehr fähig, wieder das Allgemeine oder sich aufzu-

lösen sucht. Eine allgemeine Reihe von Gegensätzen sehen wir zunächst das Luftförmige und Flüssige bilden. Ohne Harmonie, oder besser, ohne Kampf dieser Zweyform entsteht auf der Erde kein Individuum. Die Wärme aber sehen wir sich verhalten, wie die Innigkeit der sich einenden Gegensätze. Als Producte dieser Gegensätze müssen wir zunächst die Ur- oder die Gneiß- und Glimmergebilde anerkennen, die aus Kiesel und Thon in crystallinischem Verhältnisse bestehen, und deren Bildung von Außen nach Innen fortgeschritten zu seyn scheint. Beynabe gleichzeitig, aber mehr nach der Außenfläche, entstand eine andere, entgegengesetzte, weniger crystallinische Reihe, wo Kalk und Thon vorherrschen. Durch diese Bildungen über die Erdoberfläche hin wurde die Verbindung der Atmosphäre mit dem Erdinnern unterbrochen, durch den innern Bildungskampf die Fläche zerrissen, zu Gebirgen aufgetrieben, und so in verschiedenen Epochen die Verbindung mit der Atmosphäre wieder hergestellt. In Folge dieses innern Thuns wurde das noch kaum erstarrte Urgebilde an seiner untern Fläche wieder gelöst, und als Granitmasse aufgetrieben. Die obern Urgebirgsglieder erfuhren nur theilweise diese innere Veränderung, und wurden mehr mechanisch zerstört, aufgetrieben, und so dem Kalk aufgelagert. Dieser letztere wurde nur hie und da von der Kraft der Metamorphose ergriffen, und zu Gyps oder Dolomit. Allenthalben aber verkünden auch beym Kalkgebilde Brüche, Klüfte und die ganze Schichtenstellung die unterirdische Hebungsgewalt, die zugleich auch Senkungen als Folge haben mußte u. s. w.' — Noch mehr von solchen Metamorphosen, die den Dvidischen nicht ganz unähnlich sind, liest man in den im IX. Ab-

schnitte S. 313 u. f. zusammengestellten geologischen Folgerungen und Ansichten.

Das Beste in dem Buche sind die am Ende mitgetheilten Bemerkungen über die Gletscher. Auch die zahlreichen Höhenbestimmungen sind verdienstlich.

Dem Alpenforscher ist ein herrliches Vorbild in den Reisen Saussure's gegeben. Die Umsicht und Genauigkeit in den Beobachtungen, die Vorsicht und Strenge in den Folgerungen, die Einfachheit und Klarheit in den Darstellungen welche in jenem unübertrefflichen Werke herrschen, sollte Jeder erstreben, der es unternimmt, die hohen Firnen zu erklimmen und da das Gezimmer der Erde zu ergründen, wo es am schwierigsten ist sein Gebälk zu messen und seine Fugen zu durchschauen; wo die colossale Größe der Gegenstände nur zu leicht den Blick verwirrt, und das Außerordentliche der Erscheinungen nur zu oft die Ruhe und Unbefangenheit raubt. Wer dann von jenen majestätischen Gipfeln mit dem lebendigen Gefühle der Kleinheit und Ohnmacht heimkehrt, wird in seinen Mittheilungen die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit gewiß nicht vermissen lassen, die jenen größten Alpenforscher, bey dem gründlichsten und umfassendsten Wissen, in so hohem Grade zierten.

H a l l e.

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses:
 August Hermann Niemeyer. Zur Erinnerung an dessen Leben und Wirken. Herausgegeben von A. Jacobs und nach dessen Tode vollendet von F. G. Gruber. Mit einem

Bildniß des Verewigten. 1831. XII und 452 Seiten in Octav.

Für eine Schrift, die gewiß gleich nach ihrer Erscheinung von allen Freunden und Verehrern des sel. Kanzlers Niemeyer begierig gelesen worden ist, — kommen diese Zeilen als Anzeige viel zu spät. So mögen sie als wiederholte dankbare Erinnerung an einen Mann gelten, der zu den Gebildetsten und Wirkungsreichsten seiner Zeit gehört. Dafür sind sie nicht zu früh. Das jetzige Geschlecht lebt so rasch verzehrend und begierig in die Zukunft hinein, daß ein wiederholtes Erinnern an die bedeutenderen Erscheinungen besonders der nächsten Vergangenheit, von der wir unmittelbar leben und leiden, in mehr als einer Hinsicht heilsam ist. Zu diesen bedeutenderen Erscheinungen gehört unstreitig Niemeyer. Irre ich nicht, so ist das Charakteristische seines Wesens und Lebens eine seltene Vereinigung von hellem Verstand und lebendiger Gemüthlichkeit, von wissenschaftlicher und practischer Tüchtigkeit, von theologischer und allgemeiner Bildung, von wirksamen Beziehungen auf Kirche und Schule. Seine wissenschaftliche Seite war keinesweges unbedeutend; auf dem Gebiete der practischen Theologie ist er ausgezeichnet, auch durch seine Theorie, in der er mit zuerst und am glücklichsten die Resultate der Semlerischen und Kantischen Umgestaltung in die theologische Praxis einzuführen versuchte. Er gehört nicht zu den scharfen, erfindenden, epochemachenden Geistern, aber unter den darstellenden, verbreitenden, fortbildenden und vermittelnden, die auch zur Haushaltung Gottes gehören, nimmt er zu seiner Zeit eine höchst bedeutende Stelle ein. Diesen ist, bey aller Ge-

wandtheit in die neuen Richtungen verstehend einzugehen, eigen, daß sie den Werth des Neuen vorzugsweise nach der unmittelbaren practischen Bedeutung und populären Flüssigkeit schätzen, und sich nur so weit darauf einlassen, als die practischen und populären Momente reichen und erkennbar sind. Niemeyer besaß diese Kunst der Abschätzung des Practischen und Populären auf eine ausgezeichnete Weise, aber sie beherrschte die Gewandtheit seines Geistes vielleicht etwas zu sehr, so daß er sich dadurch den Sinn für das Speculative etwas verdarb, und besonders in der letzten Zeit seines Lebens die neuen Entwicklungen der Wissenschaft mehr als unmittelbar unpractisch und unverständlich von sich abwies, als gewinnsuchend darauf einging. Bey der entschieden practischen Richtung seines Geistes würde er auch ohne die besondere Veranlassung, die in seinem amtlichen Beruf als Mitdirector der Frankeschen Stiftungen lag, auf die Pädagogik gekommen seyn. Im Practischen stehen Kirche und Schule in einer so engen Verbindung, daß unmöglich ist, für das eine zu sorgen, ohne das andere. Sein ausgezeichnetes Verdienst aber auf dem pädagogischen Gebiete als Schriftsteller und oberster Leiter ist allgemein anerkannt, und seine Grundsätze der Erziehung, in acht Auflagen, voll der feinsten Beobachtungen, und ein Meisterstück der Gabe, aus den älteren und neueren Methoden das Rechte und Bewährte herauszufinden und geordnet, klar und angenehm darzustellen, — werden allein hinreichen, seinen Namen der Nation auf immer lieb zu machen. Sein Wirkungskreis in dieser Hinsicht war außerordentlich, und gab seiner Stellung in der Zeit eine nationale Bedeu-

tung, wie sie wenige Theologen und Pädagogen erlangt haben. Die ihm näher gestanden haben, rühmen seine Gewandtheit, Klarheit und Sicherheit in allen practischen Dingen. Alle Gemeinwesen, denen er angehörte, die Academie, die Schule, die Kirche, die vaterstädtische bürgerliche Gemeinde haben seinen Verlust für unerseßlich erklärt, und bey seinem Jubiläum und seinem Tode gewetteifert, ihm, als ihrer Zierde, ihrem Berather, Leiter, ja Retter in den gefährlichsten Zeitläuften, die rührendsten Denkmähler dankbarer Liebe und Verehrung zu stiften. Es ist in der neueren Zeit unmöglich, in so verschiedenen Richtungen und Beziehungen Ausgezeichnetes zu leisten und ein so gefeyertes Andenken zu hinterlassen, ohne angeborene große Talente des Geistes und Herzens, und ohne eine ausgezeichnete harmonische Bildung von beiden. Meine Absicht ist hier nicht, den vortrefflichen Mann nach allen Seiten hin zu messen und zu schätzen. Nur die Hauptzüge des Bildes, welches ich mir, seit ich ihn zuerst als sein Schüler kennen lernte, aus seinen Vorlesungen, Schriften, und den Nachrichten über sein Leben von ihm gebildet habe, wollte ich hier zum dankbaren Andenken an ihn und zur Empfehlung des vorliegenden Buches kurz zusammenstellen. Dieß Buch ist nicht sowohl eine Biographie, als eine interessante Zusammenstellung von dankbaren Erinnerungen, zum Theil in Gedichten und Gedächtnißreden am Grabe des Verewigten. Voran stehen eine Elegie von Fr. Hefekiel, Francken's Stiftungen am Begräbnistage ihres zweyten Gründers am 9ten Julius 1828, eine Rede am Sarge von Dr Tiemann, Superintendenten in Halle, eine Rede von dem Prof.

Dr. Marcks am Grabe, endlich eine Gedächtnißpredigt von demselben. Dann folgt, mehr biographischer Art, die Rede von dem Dr. A. Jacobs, seinem Schwiegersohne, der ihm bald nachfolgte, zur Gedächtnißfeyer des selig Vollendeten in den Franckischen Stiftungen am 1. September 1828 gehalten, später aber bedeutend erweitert, unter der Aufschrift: A. H. Niemeyer, als Gelehrter, als Geschäftsmann, und Mensch — ein glücklicher Greis. Diese nimmt den größten Theil der Schrift ein. Das Interessanteste, weil Individuellste, sind die biographischen Notizen, bis S. 372 von Jacobs, von da an nach dessen Tode mehr andeutend und fragmentarisch fortgesetzt und vollendet von Gruber. Von den Beylagen verbreitet sich die erste über die auswärtigen Berufungen Niemeyers, 1783 nach Tübingen, 1789 nach Gotha, 1792 nach Danzig, und endlich 1793 nach Göttingen, durch Heyne vermittelt. Niemeyer lehnte alle diese Berufungen aus patriotischer Liebe für Halle ab, auch die letzte, in einer Zeit, wo er in Halle manigfaltig bedrängt war. Die zweyte Beylage enthält die Verhandlungen über Niemeyers Anstellung als abwesender Rath in dem Oberconsistorium in Berlin im J. 1804. Die dritte Beylage theilt Niemeyers Dankfagungsschreiben an seine Mitbürger nach der Feyer seines Jubiläums mit. Nach einem kurzen Zusatz über N.'s Abstammung von einem Joh. Neumeyer aus Hörter, dessen drey nächste Nachkommen sich Neomarius nannten, unter denen einer eine Zeitlang Prediger in der Neustadt Hannover und zuletzt Superintendent in Münden war, schließt ein Verzeichniß sämmtlicher Niemeyerschen Schriften in chronologischer Ordnung das Ganze. —

Manches von dem, was in diesen Reden aus der nächsten Umgebung mit der Begeisterung des ersten Schmerzes gesagt ist, wird die Nachwelt vergessen und mäßigen, aber das Andenken an den wahrhaft ausgezeichneten Mann wird nimmer verschwinden.

L.

L e i p z i g.

Bei F. A. Brockhaus, 1835: Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa. Fragmente aus dem Kathâ Sarit Sâgara des Soma Deva. Sanskrit und Deutsch von Hermann Brockhaus. — 16 Seiten mit 16 S. Sanskrit-Text (Londoner Druck), in gr. 8.

E b e n d a s e l b s t.

Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia. Sanscrite et latine editit Hermannus Brockhaus. — Fasciculus prior continens textum sanscritum. — VI und 120 Seiten in 4.

Diese Drucke verdankt man dem Eifer eines jüngern Freundes der Sanskrit-Studien, und wir betrachten sie gern als vielversprechende Erstlinge. Die Auswahl ist gut; beide Drucke kommen gerade jetzt sehr passend zur Förderung europäischer Sanskrit-Studien.

Das erste Bändchen gibt zwey Erzählungen aus dem 'Meer der Erzählungsströme', einem spätern Fabelbuche, dessen Inhalt, nach den hier gegebenen zwey Auszügen zu schließen, wirklich einem aus den verschiedensten Erzählungs-

strömen zusammengeleiteten Meere gleicht; denn nichts ist unähnlicher als die ausgewählten zwey Erzählungen. Die erste ist ein echtes Märchen an Inhalt und Art, wozu sich leicht sehr ähnliche europäische Anklänge wieder finden ließen. Die Entstehung der berühmten alten Stadt Pataliputra wird hier auf eine Weise erzählt, daß man leicht fühlt, wie weit das Märchen vom Epos absteht und wie jenes die letzte Stufe ist, bis zu welcher dieses hinabsinken kann. Die Verwandtschaft mancher Züge dieses Märchens mit Märchen aus Arabien und aus unserm Mittelalter ist übrigens so groß und in zufälligen Dingen zutreffend, daß man wohl weiter untersuchen könnte, woher sie zu erklären sey. — Die zweyte Erzählung ist dagegen eine ganz gewöhnliche, häusliche, nach späterer Lust und Sitte die Priester und Richter dem Gespötte preisgebend, dagegen die List der Weiber erhebend; ein guter Stoff zu einem Lustspiel im Sinne der Neuern. — Wir müssen indeß bedauern, daß der Uebersetzer gar keine Anmerkungen hinzugefügt hat: manches könnte doch aus dem ganzen Werke leicht deutlich seyn, welches in bloßen Auszügen sehr räthselhaft ist, z. B. warum in der zweyten Erzählung der Gemahl der Heldin Upakosa selbst erzählend eingeführt werde, ein jedenfalls berühmter Mann, da er nach dieser Sage einen Wettstreit mit dem hochverehrten Panini bestand. Die deutsche Uebersetzung würde sich noch mehr empfehlen, wenn sie sich treuer an das Sanskrit anschloße, unter andern den Vers und den nie absichtlosen Wechsel desselben beybehielte. Wir hoffen, der Herausgeber werde in der Fortsetzung solche Wünsche berücksichtigen. Das vorliegende Bänd-

chen enthält außer dem Sanskrit-Text und der prosaischen Uebersetzung bloß die Beschreibung der Londoner Handschriften, aus denen der Text genommen ist.

Der zweyte Band gibt den Text zu einem sehr merkwürdigen, durch J. Taylor's Englische Uebersetzung schon bekannten philosophischen Drama. Wir hoffen bald auf dieß wichtige Werk zurückzukommen, wenn der zweyte Theil mit den Varianten der Londoner Handschriften und einer Calicuter Ausgabe erschienen seyn wird, und freuen uns inzwischen anzeigen zu können, daß der Text eines sehr lesenswerthen Sanskritbuchs unter uns leicht zu haben ist.

H. C.

Nachtrag

zu dem Bericht von Friedr. Parrot's Reise zum Ararat G. g. N. St. 4. 1835.

Wir glauben, auch unaufgefordert, die Anzeige schuldig zu seyn, daß der Begleiter des Herrn Staatsrath und Professor Parrot in Dorpat, der Armenische Diaconus Chatschatur Abovian es eidlich erhärtet hat, was wegen Abwesenheit früher nicht geschehen konnte, daß der Gipfel des Ararat von ihnen erstiegen sey. S. seinen eigenen Bericht in: Litterarisch-Critische Blätter der Börsehalle №. 1013. März 7. d. J.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.

D e n 16. M a y 1835.

P a r i s.

Bey A. Pinard, 1832: Essai historique sur la révolution d'Espagne et sur l'intervention de 1823. Par M. le Vicomte de Martignac. T. I. 554 Seiten in 8.

Der Feldzug der Franzosen in Spanien im Jahre 1823 verdient, aus einem militärischen Gesichtspuncte betrachtet, den glänzenden kriegerischen Unternehmungen der französischen Heere in den Kriegen gegen die Revolution und unter Napoleon nicht zur Seite gestellt zu werden; er ist keine Schule für die Strategie, sondern gehört der innern und auswärtigen Politik an. In der Mitte der großen Bewegung der Gemüther in Europa, von welcher ein Theil alles, was ihm Last und Zwang zu seyn scheint, von sich abwälzen will, siehet der ruhige Staatsbürger den Augenblick, in welchem dieser, die gesetzmäßige Autorität stürzend, der Anarchie die Herrschaft übergibt, mit Schrecken herannahen, und segnet die Hand, die dem Strome der Verheerung Schran-

ken seht. Dieser Schutzengel, der Spanien vom Untergange rettete, war Frankreich. Ludwig XVIII. hat sich durch die Beendigung der bürgerlichen Unruhen in Spanien im J. 1823 ein ruhmvolles Denkmahl in der Geschichte gesetzt. Zwar fand die Unternehmung bey den Liberalen in Frankreich gleich Anfangs keinen Einklang, und nach den Ereignissen der Julius=Revolution hat sie ihnen Punkte der Anklage gegen die vom Throne Frankreichs verdrängte ältere Linie der Bourbonn an die Hand gegeben; um so wichtiger ist es für die Geschichte, die Veranlassung und die Art der Ausführung einer Unternehmung genau kennen zu lernen, die in unserm revolutionären Zeitalter eine merkwürdige Episode bildet. Wer war geeigneter Auskunft zu geben als Martignac, er, den Ludwig XVIII. dem Herzog von Angouleme als politischen Führer zur Seite stellte. Martignac sagt in der Einleitung: sein Auftrag sey gewesen, zwischen der Armee und dem befreiten, oder occupierten Lande als Vermittler Ludwigs XVIII. zu dienen. Nachdem er seinen Beruf als Geschichtschreiber, insofern die Benutzung der Quellen ihm zu Gebote stand, so wie sich gegen den Vorwurf der Parteylichkeit durch die Versicherung, daß kein Haß oder Vorurtheil gegen irgend eine Partey in Spanien ihn beseele, zu rechtfertigen gesucht, äußert er die Besorgniß, in demjenigen, was er von dem Herzoge von Angouleme sagt, der Schmeicheley beschuldigt zu werden: 'man nannte ihn in Frankreich einst le fils de France; Spanien begrüßte ihn als seinen Befreyer und Europa als le guerrier pacificateur; jetzt ist er ein Flüchtling, verbannt im Auslande, proscribirt in seinem eigenen Lande.' Die Schmeichler haben sich zurückgezogen, und schändliche Verläumder ihre Stellen

eingenommen. 'Toutefois, heißt es ferner, je surmonterai cette préoccupation; je n'aurais point été le flatteur de la puissance, je ne serai pas le détracteur du pouvoir tombé, et je n'affecterai pas non plus le courage si facile en France de me faire le courtisan outré du malheur' — — Diese Sprache im Munde eines Martignac, dem alle Parteyen, sogar diejenigen, deren Ansichten in der Politik den seinigen ganz entgegengesetzt waren, und sein Verfahren als Minister bitter tadeln, das Zeugniß, ein Mann von festen Grundsätzen und rechtlichen Gesinnungen gewesen zu seyn, nicht versagen, der sich durch die Vertheidigung Polignac's (der ihn aus dem Ministerio verdrängt hatte) vor dem höchsten Rechts-Tribunal der Franzosen die Achtung von Europa erwarb, ist für die Wahrheit der vor uns liegenden Geschichte eine gute Bürgschaft. Der gedrängte, feurige Styl erinnert an die glänzenden Rednertalente, die er in den französischen Kammern entwickelte; ein Gefühl von Behmuth, das durchblickt, deutet auf einen Schwanengesang. — Der erste Theil beschäftigt sich ausschließlich mit dem Ursprunge und Fortgange der spanischen Revolution. Unbekannte Thatsachen finden wir wenige; aber höchst interessant ist die Darstellung Martignac's als ein Denkmahl seiner Ansicht über Staatsumwälzungen überhaupt, insbesondere aber über die seines Vaterlandes, in welcher das Schicksal ihm eine bedeutende Rolle zu spielen übertragen hatte. Was nun die spanische Revolution anbetrifft, so ist sein Zweck: die Nothwendigkeit einer bewaffneten Intervention von Seiten Frankreichs zu zeigen. Er entwirft in dem ersten Kapitel eine sehr gedrängte Uebersicht der Geschichte von Spanien von der Regierung Kaisers Karls V.

an bis 1808; im zweyten erscheinen Carl IV., sein Günstling, und die doppelte Thronentsagung zu Aranjuez und Bayonne. Diese Gegenstände haben zwar nicht unmittelbar auf die französische Intervention von 1823 Bezug; allein um die Revolution von 1820 in Spanien, gegen welche sie gerichtet war, vollkommen zu verstehen, muß man die Constitution von Cadix von 1812 genau kennen, von welcher die der Cortes von 1820 nur eine Wiederholung war. Im dritten Kapitel entwickelt Martignac den Einfluß, den die Ereignisse von Bayonne auf die Gemüther in Spanien hatten. Auch in diesem Lande hatten die magischen Wörter Freyheit, Gleichheit, Philanthropie und Unabhängigkeit, die den Grundsätzen der französischen Revolution in ganz Europa Eingang verschafft haben, Anklang gefunden. Martignac theilt die Spanier in drey politische Parteyen ein: die erste und bey weitem die zahlreichste bildete der größte Theil des Adels, die Geistlichkeit, beynah alle Bewohner des platten Landes, und unter den Städtern die ungebildeten Bürger, von denen er aber den eigentlichen Pöbel ausnimmt, der keinen Character hat; diese Partey haßte alle französische Revolutions-Ideen, hing fest dem monarchischen Principe an. Die zweyte Partey, als die liberale bezeichnet, bestand aus Personen des dritten Standes, wozu derjenige Theil der Städter gehörte, der auf Bildung Anspruch machte, als die Handlung und Künste treibende, und der größte Theil der Schriftsteller; diese hing den Grundsätzen der französischen Revolution von 1789 an, und benutzte mit Geschicklichkeit die Schwäche der Regierung Carls IV. um den Thron zu untergraben; sie haßte Napoleon; ihr Sitz war in den größern Städten. Die dritte Partey, aus Ehr-

geizigen von allen Klassen, die durch den Glanz von Napoleons Größe verblendet waren, zusammengesetzt, glaubte durch festes Anschließen an Napoleon die Größe Spaniens und ihre eigene zu befördern; sie war mit Frankreich in fortwährender Verbindung. Napoleon hielt diese partie français (in Spanien Afrancesados genannt) stärker und einflußreicher als sie war, aber nicht zu läugnen ist, daß sie seit 1807 vielen Anhang unter den Spaniern gewann. Die erste und zweyte Partey ward bald vereinigt um sich den Franzosen aufs lebhafteste zu widersetzen. Unterstützt durch die Engländer, durch den spanischen Nationalcharacter, so wie durch die Beschaffenheit des Kriegstheaters und begünstigt durch Napoleons Unfälle im Kriege gegen Rußland, gelang es den Spaniern die Franzosen über ihre Grenzen zu treiben. Befreyt vom ausländischen Feinde legten die Spanier sich durch die Einführung der Constitution von Cadix 1812 ein noch drückenderes Joch, als ihnen Napoleon zugebracht hatte, auf. Wir bedauern, daß der einer Anzeige gewidmete beschränkte Raum uns nicht gestattet, dem Vf. in seiner scharfsichtigen Analyse dieser so berühmten Constitution von Cadix zu folgen. Man kann, sagt er, nicht ohne ein gemischtes Gefühl von Abscheu und Mitleiden die Verhandlungen in den Sitzungen der Cortes, aus welchen sie hervorging, lesen; die blutigen Annalen der französischen Revolution liefern kaum etwas, das den Thorheiten und exaltierten und wuthathmenden Aeußerungen der spanischen Redner zur Seite gesetzt werden könnte. Der Grundsatz: daß die Souveränität einzig dem Volke gebühre, von ihm ausgehen und ausgeübt werden müsse, war die Basis jener Constitution, die nur unter den exaltierten Köpfen Beyfall fand, nichts

desto weniger aber die damaligen Verhältnisse des Krieges gegen Frankreich benutzend, mit schwerer Hand auf allen Spaniern ruhte. Wir sehen am Schlusse des fünften Kapitels das Regiment der Cortes im J. 1814 beendigt, die Cadixer Constitution aufgehoben, Ferdinand VII. im Gefolge der laut geäußerten Wünsche des größten Theils der Nation, worunter die sich in der Minorität befindenden Mitglieder der Cortes, wieder im ruhigen Besiz des spanischen Throns, so wie Carl IV. ihn im J. 1807 besessen hatte. Im sechsten Kapitel zeichnet der Verf. den Nationalcharacter der Spanier. Der Adel an sich macht keine besondere Kaste aus, er ist so allgemein, daß es Provinzen gibt, wo brynabe die ganze Bevölkerung Ansprüche, adelig zu seyn, macht. Die Granden bilden die einzigen Aristocraten, allein sie sind, da ihre Vorzüge sich auf Stellen bey Hofe beschränken und sie nur auf ihren Gütern wohnen, ohne politischen Einfluß. Vorzüge der Geburt geben in Spanien keinen Vorwand zu Revolutionen. — Scharfer sondert sich die Geistlichkeit ab, sie hat vermöge der Religiosität, die noch in Spanien herrscht, und im Besize von großen Einkünften vielen Einfluß. Aber der eigentliche spanische Nationalcharacter spricht sich nur bey den untersten Volksclassen, vorzüglich bey den Landbewohnern aus; bey diesen herrscht wahrer Patriotismus, Haß gegen die Ausländer, der sich mit religiösen Gesinnungen und Anhänglichkeit an den König vermischt; daneben sind sie in ihren Bedürfnissen so sehr beschränkt, leben so einfach und mäßig, daß ihre Tagesarbeit ihnen immer Muße genug übrig läßt, auf dasjenige was in ihrem Vaterlande vorgeht ihre Aufmerksamkeit zu richten. Eine jede Regierung in Spanien, die das Volk

nicht für sich hat, kann sich auf die Länge nicht halten. Nur muß man den Begriff von Volk nicht mit dem des Pöbels in den großen Städten vermischen. Martignac entwirft darauf eine Schilderung von der spanischen Staatsverfassung, so wie sie 1807 war und 1814 von Ferdinand VII. wieder hergestellt wurde, und berührt dann einen Gegenstand, der für alle constitutionelle Staaten unserer Zeit von höchster Wichtigkeit ist. Beynahe in allen diesen finden wir Fürsten, die entweder durch die herrschenden Verhältnisse selbst, oder durch die Nachgiebigkeit ihrer Vorfahren Concessionen unterworfen sind, die sie in der Folge in ihrem ganzen Umfange nicht erfüllen können, ohne vom Throne herabzusteigen, oder ihre Autorität ganz aus den Händen zu geben. Indem Martignac erzählt was Ferdinand VII. that, lehrt er auf der andern Seite was er nach seiner Ansicht hätte vernünftigerweise thun sollen, um die unumschränkte Macht, mit der ihn der größte Theil des Volks 1814 wieder auf den Thron seiner Vorfahren rief, auf eine solide und dem Zeitgeist angemessene Basis zu gründen. In den von ihm angegebenen Maßregeln ist der gewesene Minister Ludwig XVIII. nicht zu verkennen. Allein dieser König war eben so verschieden von Ferdinand VII. als der Character der Franzosen von dem spanischen abweicht. 'Ferdinand, sagt der Verf., n'était ni passionné ni cruel; son caractère était plutôt porté à la foiblesse à l'insouciance; le poids des affaires le fatiguait. Toujours incertain dans sa marche, toujours inquiet le lendemain de sa détermination de la veille, tout à l'heure résolu jusqu' à la témérité, maintenant effrayé de ses actions, il usait sa vie dans une lutte continuelle avec lui

même et semblait constamment empressé à détruire l'édifice qu'il avait élevé.' Und so fiel er in die Hände einer Camerilla, die hinter dem Vorhange alles leitete, und deren Tendenz rein despotisch war. Ein unglückliches Gestirn waltet über Europa, daß bey dem großen Kampfe der Fürsten gegen das sogenannte Volk so viele der ersten Martignac's Schilderung von Ferdinand VII. entsprechen. Auch finden sich der Camerillas an mehreren constitutionellen Höfen, aber mehrentheils von entgegengesetzter Tendenz geleitet. Ferdinand VII. und seine Camerilla hielten nichts von demjenigen, was der erstere in seiner Proclamation von Valency und in der Ordonnanz, durch welche er die Cortes von Cadix und ihre Constitution aufhob, versprochen hatte. Seine Regierung hatte an sich schon mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, sie trug aber durch ihr despotisches Verfahren dazu bey, daß, wie im 8. Kapitel gezeigt wird, alle Klöster in Spanien, mit Ausnahme der Bewohner der kleinen Städte und des platten Landes (auf deren Verhältnisse die Regierung wenig oder keinen Einfluß hat) laut ihre Unzufriedenheit äußerten. Am mehrsten war dieß in der Armee der Fall; Ferdinand hatte keine Mittel sie zu bezahlen; sein Krieg mit den Colonien hatte vollends die Finanzen Spaniens erschöpft; das Vermögen der Geistlichkeit anzugreifen wagte er nicht; neue Anleihen konnten nicht zu Stande gebracht werden. Geheime politische Gesellschaften, wozu vorzüglich die Verbindung der Freymaurer Veranlassung gab, bildeten sich in allen großen Städten. Verschwörungen brachen aus; Parteygänger, die sich im französischen Kriege einen Namen gemacht hatten, als z. B. Mina, Portier, Lacy und andere versuchten vergeblich die Fahne des Auf-

ruhrs aufzupflanzen. Was diesen Chefs nicht gelang, glückte den Aufrührern auf der Insel Leon in der Nähe von Cadix. Hier war ein Theil der spanischen Armee versammelt, um zur Bekämpfung des Aufruhrs in Südamerica in Cadix eingeschifft zu werden. Die Officiere und Soldaten liebten diese Unternehmung nicht; das Geld der reichen Bürger in Malaga, Sevilla und Cadix, so wie das, welches die Emisars der in Aufstand begriffenen spanischen Colonien spendeten, verfehlte nicht auf Gemüther zu wirken, bey welchen der Keim zur Rebellion schon vorhanden war. Riego und Quiroga stellten sich an die Spitze der aufrührischen Soldaten. Bemerkenswerth ist, daß der Aufruhr von den jüngern Officieren und vorzugsweise von denen der Artillerie ausging, daß sich die Conscriptierten in allen Waffen gleich für selbigen erklärten, daß dagegen einige aus Geworbenen bestehende Bataillons bis zuletzt in ihrer Treue gegen Ferdinand VII. beharrten. Der König wird mit vorgehaltenen Bayonetten zur Anerkennung der Constitution von Cadix und Zusammenberufung der Cortes gezwungen. Wir erblicken demnach in Spanien eine Militär-Revolution, so wie unter Cromwel in England; allein dieß war eine fanatische, die spanische eine demagogische; jene führte zu einem Protectorate, die spanische würde eine Republik zur Folge gehabt haben, wenn die großen Mächte ihr freyes Feld gelassen hätten. Verwunderung erregt es, daß das englische Cabinet von 1820 nicht nur dieser Revolution Beyfall gab, sondern sogar Ferdinand VII. zur Annahme der Constitution von Cadix seinen Glückwunsch bezeigen ließ. Nicht so die großen Continentalmächte. Rußland mißbilligte sie laut; Oestreich und Preußen theilten diese Gesinnung

gen, wollten aber nicht öffentlich mit Spanien brechen. Zwischen Frankreich und Spanien herrschte schon längst große Kälte; Ludwig XVIII. hatte vergeblich versucht Ferdinand VII. zu mildern Regierungs-Grundsätzen zu bewegen; als die Kunde von der Revolution im J. 1820 in Paris ankam, schlug der erstere vor: Ferdinand VII. möge versuchen die Cadixer Constitution nach der französischen Charte zu modificieren; diesem widersezte sich England, nach Martignac's Meinung aus Besorgniß, daß Frankreich einen zu großen Einfluß auf Spanien gewinnen werde. Die Constitution von 1812 von nun an die Cortes-Constitution genannt zeigte nun practisch alle die nachtheiligen Folgen, die die Theorie schon längst vorhergesagt hatte. In den folgenden 10 Kapiteln, deren Inhalt wir der Kürze wegen zusammenziehen, wird sie uns als eine würdige Schwester der berühmten französischen Constitution von 1792 geschildert. Zwar figurirte in der spanischen noch ein König, aber in der Lage wie Ludwig XVI. es nach 1789 noch eine Zeitlang war. Wir erblicken in der spanischen Cortes-Revolution andere Namen für die handelnden Personen und Verbindungen der liberalen Partey in Clubs und Orden, aber ihre Gesinnungen und Handlungsweisen sind die nämlichen. Die Communeros in Spanien stehen den Jacobinern in Frankreich nicht nach. Während Spanien durch seine Cortes-Constitution bereits allen Schrecken der Anarchie preis gegeben war, ward diese von den Aufrührern in Neapel und Piemont proclamirt: nicht ohne Grund; sie war das Symbol des Kampfes derer die kein Eigenthum haben, gegen die welche solches besitzen. Dieser eigentliche Character des angeblichen Kampfes der Fürsten gegen die Völker, der sich in Frank-

reich bereits 1790 gezeigt hatte, sprach sich seit 1820 unumwunden in Spanien aus, und äußerte sich eben so mächtig in Italien. Oestreich sah die Gefahr seinen Staaten nahen, seine Truppen machten dem Unwesen in Neapel und Piemont bald ein Ende. Diese Entwicklung eines Dramas, dessen erster Aufzug in den spanischen Cortes als ein errungener Sieg betrachtet worden war, versetzte die Exaltirten unter den Mitgliedern derselben in eine Art von Wuth. Morino-Guerra wollte, Spanien sollte sogleich den großen Continental-Mächten den Krieg erklären und ihre Gesandten fortschicken; Lorenzo dagegen die feindseligen Schritte nur auf Frankreich beschränken. Ein Ereigniß trat ein, das die Cortes als einen feindseligen Schritt von Seiten Frankreichs betrachteten. Spanien schien noch nicht genug durch die Anarchie, die das Recht der Stärkeren an die Stelle der Gesetze gestellt hatte, durch den traurigen Zustand seiner Finanzen, durch den Verlust seiner Colonien, durch das allgemeine Elend und den Bürgerkrieg für die unglückliche Verirrung eines Theils seiner Bürger gestraft zu seyn: die Vorschung verhängte über seine südlichen Provinzen die schreckliche Krankheit, das gelbe Fieber. Ludwig XVIII. schickte den Cataloniern Aerzte und Krankenpfleger zum Bestande, ließ aber die spanischen Grenzen durch einen starken Truppen-Gordon besetzen. Die Cortes erblickten in diesem die künftige Invasions-Armee und von nun an herrschte eine feindselige Stimmung zwischen Spanien und Frankreich, die jeden Augenblick den Ausbruch eines Krieges besorgen ließ. Die Cortes fanden sich durch das Volk in ihrem Wirkungskreise so sehr beengt, daß die Abstellung dreier revolutionärer Maßregeln in ihrer Mitte

vorgeschlagen wurde, und Beyfall fand, nämlich: die Zügellosigkeit der Presse; die unverschämten Petitionen, die die Cortes zum Mittelpunkt der ungerechtesten Denunciationen machten, endlich die Unverschämtheit der patriotischen Gesellschaften, die der Demagogie offen das Wort redeten und mehreren Einfluß ausübten, als die Cortes besaßen. So wollten denn die Exaltirten unter den Liberalen, und während die liberalste aller Constitutionen in Spanien herrschte, die mächtigsten Hebel der Volks-Regierung lähmen! Allein die Sache war dringend. Die Cortes erließen für die Beschränkung der Presse und der Petitionen Verordnungen, die Niemand befolgte; die patriotischen Gesellschaften waren so mächtig geworden, daß die Cortes sie nicht anzugreifen wagten. — Es ist nicht unsere Absicht, die traurige Geschichte der Cortes und ihre Regierung (von welcher Martignac behauptet, daß sie auch nicht ein einziges Denkmahl, das die Spanier zur Dankbarkeit gegen ihr Andenken verpflichtete, hinterlassen habe), weiter zu verfolgen; wir eilen der im 19. Kapitel erzählten Gefangenhaltung Ferdinand VII. in seiner eigenen Residenz zu erwähnen, die die französische Intervention zur Folge hatte. In allen Provinzen Spaniens erhoben sich bewaffnete Banden, die angeblich für die Parthey Ferdinands als unabhängigen König die Waffen ergriffen; welchen Antheil die Sucht zu plündern und zu rauben daran hatte, müssen wir dahin gestellt lassen. Ferdinand VII. war in Aranquez; hier war es, wo die Nachrichten von den an so vielen Orten zu seinen Gunsten ausbrechenden Aufständen zu ihm gelangten. Er und sein Gefolge schmeichelte sich, der Augenblick sey gekommen die verlorene Macht wieder zu gewinnen. Am 30. May 1822 hatte sich eine Menge

Volk (behauptet wird auf seine Veranlassung) in den königlichen Gärten von Aranjuez versammelt, das in Verbindung mit Garde-Soldaten den absoluten König hoch leben ließ. In Valencia hatte ein ähnlicher Auftritt am nämlichen Tage Statt gefunden. Die Cortes waren außer sich vor Wuth, sie wollten zu den äußersten Mitteln schreiten. Der damalige erste Minister Martinez de la Rosa besänftigte den Sturm für den Augenblick. Die Cortes begnügten sich, dem Könige ihre Mißbilligung zu bezeugen, auf seine sofortige Rückkehr nach Madrid und Untersuchung des Vorganges zu dringen. Da kamen schlimme Nachrichten von der nördlichen Grenze. General Queseda, der in Frankreich Unterstützung gefunden hatte, drang mit Truppen, die größtentheils daselbst organisiert waren, im Namen des absoluten Königs in Navarra ein. Die Festung La Seu d'Urgel war in die Hände der Insurgenten gefallen, und eine royalistische Junta hatte sich daselbst gebildet. Diese stellte eine so bedeutende Armee auf, daß die constitutionellen Truppen in Catalonien zurückweichen mußten. Der König kam am 27. Jun. 1822 nach Madrid um die Sitzung der Cortes zu endigen. Ein Handgemenge, das zwischen dem Garde-Detachement das den König escortierte und dem Pöbel in Madrid vorfiel, veranlaßte einen wüthenden Kampf zwischen den sechs in Madrid befindlichen Garde-Bataillons und der dortigen bewaffneten Menge, der sich mit der Auflösung der ersteren und der Gefangenhaltung des Königs in seinem Pallaste in Madrid endigte. Die Patrioten von Madrid übergaben den Cortes eine Petition, in welcher sie verlangten, daß alle männliche und weibliche Personen, die die Dienerschaft Ferdinands VII. ausmachten, entfernt, und mit Individuen, die sich in dem Kampfe ge-

gen die Garden am 7. Julius ausgezeichnet hätten, erschüt werden sollten. Die Petition schloß mit den Worten: 'sagt dem Könige, daß dieses der Wille der Patrioten von Madrid sey.' Nicht nur daß der Wille des Madrider Pöbels geschah, alle Personen am Hofe Ferdinands VII., die man der aristocratischen Gesinnungen verdächtig hielt, wurden verbannt, seine Minister mußten abtreten und ihre Stellen wurden mit exaltierten Demagogen besetzt; unter diesen zwey Anführer des Aufruhrs auf der Insel Leon, Lopez-Banos und San-Miguel, ferner Pasco und Navarro als demagogische Redner bekannt. Der Pöbel in Madrid und den übrigen großen Städten raubte und mordete nach Herzenslust. In Valencia ward der General Elio auf eine schreckliche Art ums Leben gebracht. Unterdessen nahm der Aufstand in ganz Spanien immer mehr die Oberhand, der Krieg zwischen den Royalisten und Constitutionellen ward von beiden Seiten mit aller Wuth der Bürgerkriege geführt; viele Personen, unter diesen ganze Familien, flüchteten sich nach Frankreich. Ludwig XVIII. verstärkte seinen Gordon an der spanischen Grenze, der nun die Benennung Observations-Armee annahm. Die großen Mächte konnten dem demagogischen Unwesen, das in Spanien herrschte, und von dort aus alle monarchische Verfassungen, insbesondere aber Frankreich bedrohte, nicht länger ruhig zusehen. Der Congreß in Verona ward beschloffen. — Viele wichtige Lehren könnten die Anhänger constitutioneller Verfassungen aus Martignac's Geschichte der spanischen Revolution ziehen, wenn wir der Geschichte überhaupt einen practischen Einfluß auf das Volksleben zuschreiben dürften. Allein vergebens schreitet sie mit der Fackel in der Hand voran; die Völker wandeln mit verschlossenen Augen hinter-

brein. Eine jede Generation will selbst erst ihre eigene Erfahrung machen; wenig kümmert es sie was die Vorfahren erlebten, oder sich unter ihren Augen bey benachbarten Völkern zutrug. Die nämlichen Elemente erzeugen dieselben Wirkungen. Ueberdenkt man was sich in so vielen Ländern seit 1789 zutrug, so möchte man dem niederschlagenden Gedanken der Madame du Deffand Beyfall geben: 'in dieser verabscheuungswürdigen Welt gibt es einige wenige tugendhafte Leute, die, wenigstens so lange man sich ihren herrschenden Leidenschaften nicht widersetzt, den Anschein von Tugenden haben. Bey dem größten Theile herrscht der Eigennuß, der Meid, die Eifersucht, die Grausamkeit, und Untreue.'

H a l l e.

Von den neuen Mittheilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen des Thüringisch-Sächsischen Vereins, herausgegeben von Dr Förstemann (s. S. g. N. 1834. St. 137) haben wir bereits des ersten Theils drittes und viertes Heft (1834. 121 u. 174 S. in 8.) vor uns liegen. Das dritte Heft enthält IX Aufsätze. 1. Schlotheims Vorzeit von Hn Professor Hesse in Rudolstadt, dem wir schon mehrere Monographien über Ortschaften und Klöster des Mittelalters verdanken. 2. Weisthümer für den Rath und Stadt Nordhausen von Conrector Förstemann daselbst. Sie nehmen den größern Theil dieses Heftes ein. 3. Antiquarische Mittheilungen vom Niederrhein, von Dr Fiedler zu Wesel. Sie betreffen Alterthümer die bey Grefeld ausgegraben sind. 4. Alterthumsfund bey Daisekann in der Altmark, von Hn G. Regierungsrath von Werder. 5. Zur Geschichte des Klosters Hamersleben, von Hn Hofr. Fahrenholz zu Waldeck. Das Kloster lag im Halberstädtchen. 6. Die Schanze

zu Zwachau, von Hn M. Frege daselbst. Sie soll eine Befestigung der Grenze der Deutschen gegen die Sorben seyn, aus dem 10. Jahrh. 7. Der Bischöflich Meißnische Sprengel, von Hn Kreis-
 amtmann Preußker. 8. Ueber die Kirchenvisitation zu Quersfurt 1555 von L. Ed. Förstemann. Vollständiger, aus dem Quersfurter Amtshandelsbuch, als sie früher von Dietmann bekannt gemacht ist. 9. Ueber gefundene Alterthümer bey Weisensfels, v. Pastor M. Kessel zu Kößlig. Einige Geräthschaften unter einem seynsollenden Opferaltar gefunden.

Das vierte Heft enthält 10 Aufsätze, von denen die sechs ersten Mittheilungen von Urkunden enthalten. 1. Beyträge zu der Geschichte des vormaligen Klosters Besra, von Hn Dr Paul Destreicher zu Bamberg. Das Kloster lag zwischen Themar und Schleusingen. 2. Liber honorum monasterii St. Liudgeri Helmostadiensis von Hn Pastor Behrends. 3. Die Urkunden des Unterstifts St. Sixti zu Merseburg. Sie werden von Hn Dr Förstemann theils vollständig theils im Auszuge mitgetheilt, in diesem Hefte vom Jahre 1280 — 1382. 4. Bruchstücke aus dem Eönnerschen Stadtbuche von demselben. 5. Einige Briefe von Melanchthon; Fortsetzung der früheren Mittheilungen. 6. Berichtigungen das Kloster Besra betreffend. 7. Nachricht von einigen neuerdings gefundenen Alterthümern von Hn Wiggert in Magdeburg. Es sind zwey Stempel und eine Römische Goldmünze. Sie ist von Valentinian I. Ueber dem Kopfe des Kaisers ist ein goldener Henskel. 8. Ausgrabungen bey den Dörfern Lohne und Wöning v. Hn Prof. Danmil zu Salzwedel. 9. Literarische Neuigkeiten und Correspondenz-Nachrichten. 10. Erklärung der dem Hefte beygegebenen Abbildungen der Alterthümer.

Hn.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. Stück.

D e n 18. M a y 1835.

L e i p z i g.

Vermischte Schriften von Friedrich Jacobs; fünfter Theil. Leben und Kunst der Alten. Auch unter dem Titel: Abhandlungen über Schriftsteller und Gegenstände des classischen Alterthums. Mit zwey lithographirten Tafeln. 1834. XXVI und 661 S. in 8. (bey Dyl).

Wir haben die früheren Theile dieser Sammlung zu ihrer Zeit angezeigt (G. g. U. 1831. St. 99) und freuen uns daß der damals geäußerte Wunsch der Fortsetzung in Erfüllung gegangen ist. Der vorliegende Theil enthält IX Aufsätze, zwar sämmtlich schon früher gedruckt, aber jetzt mit einer mehr oder weniger reichen Ausstattung. Der erste und längste von diesen — er nimmt die Hälfte des Bandes ein — ist überschrieben: *Lectiones Venusinae*. Es werden darin 16 Stellen des Horaz, meist aus den Sermonen und Episteln erläutert. Einige derselben sind zwar philologisch, aber die meisten beziehen sich auf Personen, theils den Dichter

selbst, theils auf Personen welche in seinen Gedichten erwähnt werden. Der Verf. sucht darin die falschen Ansichten zu berichtigen, welche man von ihnen häufig gefaßt hat, und wozu besonders Wieland in seinen Uebersetzungen und Anmerkungen so vieles beygetragen hat. Denn, ohne seinen Verdiensten den mindesten Abbruch zu thun, kann man ihn doch schwerlich davon freysprechen, daß er gern darauf ausging den vorkommenden Personen — wie man sagt — eines anzuhängen; so daß selbst jetzt in der Unterwelt seine Verhältnisse nicht bloß mit Horaz sondern auch mit Cicero nicht die freundlichsten bleiben möchten, wofern die Post, welche dermalen die Briefe und Schriften der Verstorbenen auf die Oberwelt bringt, auch wiederum andere von hier dahin zurücknimmt. Zu den die Person und den Character des Dichters betreffenden gehören besonders die Nummern 5 und 6, über sein Verhältniß mit Mäcenaz. ‘Horaz, sagt der Verf. verdankte seinem edlen und reichen Freunde äußere Unabhängigkeit. Mit Verstand und Wahl, ohne Verschwendung und Prahlerey, hatte ihm Mäcenaz Geschenke gegeben, wie sie seinen bescheidenen Wünschen angemessen waren. Dankbar erkennt er was Dank verdient; am besten aber glaubte er sich der Gunst des Gebers würdig zu zeigen, wenn er sie in dem Sinne genießt, in dem sie ihm, wie er voraussetzen darf, gewährt worden ist, frey und unabhängig. Denn nur der freye Mann ist der Gunst eines Mäcenaz würdig.’ Die Untersuchung betrifft die Ep. VII. L. I., welche nach Wieland die Frucht eines gespannten Verhältnisses mit Mäcenaz gewesen seyn sollte, wovon doch der Verf. keine Spur findet. — Unter №. 16 wird die Frage beantwortet: Horaz ein Apostat der Freyheit? Bey Gelegenheit der Flucht aus der

Schlacht bey Philippi, und des weggeworfenen Schildes. Gegen den Vorwurf der Feigheit ist es nicht schwer den Dichter zu vertheidigen; aber der Verf. benützt dann diese Gelegenheit seine Verhältnisse mit Augustus auseinanderzusetzen und ihn gegen den Vorwurf der Schmeicheley zu rechtfertigen. Was Horaz zum Lobe Augustus sagte, konnte er mit Wahrheit sagen, und ohne sich zum Schmeichler herabzuwürdigen, wie Boileau es gegen Ludwig XIV. that. — Die Frage: ob Horaz an der Hypochondrie krank war? die man aus einigen Stellen, besonders I. Ep. II. hat bejahend beantworten wollen, wird von dem Verfasser dahin entschieden, daß die zuweilen bemerkbare Mißstimmung aus der edlen Quelle abzuleiten sey, daß er sich selber in seinen Werken nicht genug that. Wer weiß aber auch nicht, daß solche vorübergehende Verstimmungen mit einem geschäftlosen Leben wie Horaz es führte, verbunden zu seyn pflegen? Zu den von dem Dichter erwähnten Personen, über deren Verhältnisse der Verf. ein helleres Licht zu verbreiten sucht, gehören Iccius Od. I, 29, den er gegen den Vorwurf schmutzigen Geizes vertheidigt. So wie Manlius Torquatus Od. IV, 7 und Quintius Epist. I, 16. Ferner Celsus Epist. I, 8, Titius I, 3. und einige andere. ‘Die diplomatische Kritik der Horazischen Werke, sagt der Verf. ist noch nicht genügend gepflegt.’ Uns scheint dieß um so viel wichtiger, da die Verhältnisse des Dichters mit seinen Freunden durch die genauere Bekanntschaft von diesen auf ihn selber ein helleres Licht werfen. Von den übrigen in dem Bande enthaltenen Aufsätzen begnügen wir uns, da sie sämtlich schon bekannt sind, die Titel anzuführen. II. Ueber die Bildsäule der schlafenden Ariadne,

sonst Cleopatra genannt. III. Ueber eine Münze von Zankle. IV. Was sind *σκόλια έργα*? V. Was heißt Olympium bey Plinius? VI. Die Orphischen *Aragonautica*. VII. Die Perser des Aeschylus. VIII. Ueber den Prologus der *Danaë*. IX. Die *Dirae* des Valerius Cato. Ausgestattet sind sie von dem Verf. theils in Nachträgen, theils in den, hinter jedem befindlichen, Anmerkungen. Mehr zu ihrer Empfehlung hinzuzusetzen würde wohl sehr überflüssig seyn. Sn.

G ö t t i n g e n .

Bey Rudolph Deuerlich, 1835: *Abulfedae tabulae quaedam geographicae. Nunc primum arabice edidit, latine vertit, notis illustravit H. Ferdin. Wüstenfeld, philos. Doct. etc. — Accedunt excerpta ex Jâcuto, Ibn Schohba, Ibn Challikân, Abu Zakarja Nawita et Ibn el-Athir, et disertatio de scriptoribus et libris, quos Abulfeda in geographia laudat. VIII, 104 arab. u. 124 latein. Seiten in gr. Octav.*

Es sind schon über 200 Jahre, seitdem das geographische Werk des Abulfeda unter den Europäern bekannt geworden ist, und es finden sich mehrere Handschriften davon in verschiedenen Europäischen Bibliotheken; aber bis jetzt sind noch nicht alle Theile desselben arabisch ediert; viel weniger eine vollständige Ausgabe erschienen, welche den Annalen desselben Verfassers würdig zur Seite stände. Nachdem zuerst Ramusius, dann Castaldus und Ortel zu ihren Geographien und Schickard im *Tarich regum Persiae* den Abulfeda benutzt hatten, erschien als die erste besondere Bearbeitung *Chorasmiae et Mawaral-*

nahrae descriptio von Gravius im J. 1650 arabisch und lateinisch, und von demselben bearbeitet Arabiae descriptio in Hudson's Geograph. graec. minor. 1712. Unterdeß theilten auch Pocock, Golius und besonders Schulzens im index geogr. ad vitam Saladini größere Auszüge mit. Auf die tabula Syriae von Kähler 1766 folgte 1770 Reiske's latein. Uebersetzung der bis dahin noch nicht bekannt gemachten Theile, in Büsching's Magazin für die neue Historie und Geographie. Seitdem ist nun von mehreren Länderbeschreibungen auch der arabische Text ediert und dieser erscheint in dem angezeigten Werke auch zum ersten Male von der 8ten Tafel, Frac, der 9ten, Chuzistan und der 18ten, Armenien, Arran und Aderbidshan enthaltend.

Von den 7 Theilen der Geographie Abulfeda's, welche J. D. Michaelis schon im J. 1771 in Paris abgeschrieben hatte und welche nach seinem Tode von der hiesigen Bibliothek angekauft wurden, hatte er selbst noch die Beschreibung Aegyptens 1776 herausgegeben; Persien, Africa und Mesopotamien, die sich darunter befanden, sind seitdem von andern ediert und es blieben nur noch die drey oben genannten Tafeln. Die Michaelis'sche Abschrift ist zwar sehr deutlich, aber auch sehr fehlerhaft; doch hofft der Herausgeber den Text ziemlich correct hergestellt zu haben, wozu ihm die Reiske'sche Version trefflich zu Statzen kam, welche sowohl bey dem Arabischen S. 1 — 48, als auch bey der neuen lateinischen Uebersetzung S. 1 — 54 zum Grunde gelegt ist. Auf die richtige Bestimmung der Längen- und Breiten-Grade konnte indeß keine besondere Sorgfalt verwandt werden, da diese von Reiske ausgelassen sind und dabey die Vergleichung mehrerer Handschriften nöthig ist, indem die arabischen

Buchstaben, als Zahlen gebraucht, nur zu leicht verwechselt werden.

An die drey Tafeln schließen sich die zu denselben gehörenden Abschnitte aus der Vorrede über die Meere, Seen und Flüsse, S. 49—64 arab. und 55—73 latein., nach Jouy's lithographirter Abschrift des Pariser Codex. Der Kürze wegen hat sich der Herausg. indeß erlaubt, die mit Worten ausgeschriebenen Zahlen durch die Zahlbuchstaben wiederzugeben, wobey jedoch bemerkt zu werden verdient, daß in den zusammengesetzten Zahlen von 13 bis 19 eine durch mehr als 50 Beyspiele begründete Femininform *عشر* für *عشرة* vorkommt, die in keinem Lexicon und in keiner Grammatik aufgeführt wird, wie

خمس عشر neben *عشرة*

ثلاث عشر neben *عشرة*

ست عشر neben *عشرة*

Diese von den früheren Herausgebern des Abulfeda verkannte und zuweilen in das nichts bedeutende *لعشر* veränderte Form *عشر* ist in unsern Tafeln nach der Michaelis'schen Abschrift mehrmals wiederherzustellen, wie S. 28, Zeile 8; 33, 15; 38, 21; 39, 17; 40, 11; 41, 6; 43, 12; 44, 14. Für die Zahl 12 findet sich zusammengeschrieben *اثني عشر*.

Da Abulfeda in seiner Geographie die Werke seiner Vorgänger vielfach benützt und oft wörtlich abgeschrieben hat, so schien es der Mühe werth, aus einigen derselben die betreffenden Stellen zur Vergleichung beyzufügen, woraus zugleich die Einrichtung und Beschaffenheit dieser Werke erschen werden kann. Daher stehen zunächst S. 64—69 Auszüge aus dem *Moschtarek* des Jacut, nach

den Excerpten, welche, von Köhler aus dem Leydner Codex abgeschrieben, auf der hiesigen Bibliothek sich befinden; S. 93 — 103 Auszüge aus dem Eobab, nach der Gothaer Handschrift, welche wir durch die schon öfter erfahrene Güte des Hn Secretär Dr Möller zur Benützung erhielten. Dieses Werk ist zufolge der Vorrede aus den Anfas, Genealogien, des Abu Sa'd Sam'ani abgekürzt und vervollständigt durch Ibn el Athir; die meisten Artikel sind abgekürzt, die unverändert beybehaltenen am Rande mit Mim م bezeichnet, d. i. تمام, die neuen Zusätze werden durch ein قلت قلت dico: effugit eum eingeführt. — Hierzu gehören noch S. 85 — 89 Erklärungen einiger Städtenamen aus Ibn Challikan, die er zur Erläuterung am Schlusse jeder Lebensbeschreibung hinzuzufügen pflegt, wobey er öfters die Werke des Jacut, Sam'ani und Ibn el-Athir citirt.

Die Dissertatio de scriptoribus et libris, quos Abulfeda in geographia laudat S. 74 — 91 verbreitet sich unter 36 Nummern über alle von Abulfeda in seinem geographischen Werke erwähnte Autoren, von denen das Wissenswürdigste kurz angeführt ist, meistens mit Belegen aus Ibn Schohba, Ibn Challikan und Abu Zakarja Navabi, aus denen S. 70 — 92 der arabische Text beygefügt ist.

F. W.

Paris.

Carte de l'Arabie Pétrée, levée et dressée par Leon de Laborde, an 1828, rectifiée sur les observations astronomiques, et les Cartes de Niebuhr, Larochette, la commission d'Egypte, Sir Home Popham, Valenzia, Ehrenberg, Burkhardt et Ruppel, et

gravée par Collin, pour accompagner le voyage de l'Arabie pétrée. 1834. gr. 8.

Wir haben, als wir im verflossenen Jahre (St. 32) die Reise des Hn Laborde anzeigten, bereits bemerkt, daß die große Karte zu derselben erst nachgeliefert werden könne. Sie liegt jetzt vor uns, und wir können sie nicht mit Stillschweigen übergehen, da eine so wichtige Lücke in der Geographie dadurch ausgefüllt wird. Denn wenn auch auf den im Titel erwähnten Karten das peträische Arabien sich findet, so ist es doch nach keinem so großen Maßstabe, und also auch nicht in dem Detail, und der Genauigkeit dargestellt, wie auf der vorliegenden. Die Karte geht von Ras Mohamed (dem alten promontorium Pharan (Danville) unter $27\frac{1}{2}^{\circ}$ N. B. bis zu dem bekannten Petra $30\frac{1}{2}^{\circ}$; und von 29° bis 33° S. E. Sie umfaßt also die ganze, von den beiden nördlichsten Busen des Arabischen Meers, dem von Heroopolis (Suez) und dem von Melana (Nilat) eingeschlossene Halbinsel, nebst dem zunächst daran stoßenden Continent. Man übersieht jetzt mit Einem Blick den hohen Gebirgsgürtel, mit Sinai und Horeb, längs der Ostküste der Halbinsel, so wie die darauf folgenden Ebenen, wie nicht weniger die Bergkette, welche sich von Melana nördlich zieht, und den so wichtigen Handelsplatz Petra in sich schließt. Die Namen der einzelnen Berge sowohl als der Thäler (Wadis) sind bezeichnet, so wie auch die Caravanenstraßen bezeichnet. Es ist das Schicksal Arabiens theilweise aus dem Dunkel hervorzutreten; und so dürfen wir diese Karte als ein würdiges Gegenstück zu Niebuhrs Charte von Yemen bezeichnen. Daß Stich und Papier vortrefflich sind, wird man leicht erwarten.

Hn.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. 79. Stück.

Den 21. May 1835.

G ö t t i n g e n.

In der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 13. März d. J. hielt der Hofrath Wendt die Vorlesung de philosophia Cyrenaica.

Die Vernachlässigung der Philosophien der eigentlich sogenannten Sokratiker, ohne deren Kenntniß man auch den Fortschritt, welchen der dieselben überstrahlende Plato in der Entwicklung der attischen Philosophie machte, nicht gehörig zu würdigen vermag, bewog den Verf., diese Philosophien einer neuen und gründlichen Untersuchung zu unterziehen und mit der Aristippischen oder Cyrenaischen Philosophie zu beginnen.

Da die Schriften des Aristippus früh verloren gegangen sind, so hat man theils parteyischen theils unkritischen Zeugnissen folgen müssen. Schon die übrigen Sokratiker zeigen sich dem Cyrenaiker abgeneigt. Diogenes Laert. trug nach seiner Gewohnheit das Verschiedenartigste zusammen, und hat dem Leser das Urtheil über-

lassen — aber auch in gewisser Weise möglich gemacht. Auf die Ansicht später Jahrhunderte wirkte das verdammende Urtheil der Kirchenväter, z. B. eines Augustin, welcher läugnete, daß der Cyrenaische Philosoph jemals selig werden könnte, hemmend ein. Als das Urtheil im 16. und 17. Jahrhunderte wieder freyer und durch philologische Forschung bestimmt wurde, wendete man sich wieder zu den alten Zeugnissen zurück, unter denen aber wenig Unterschied gemacht wurde. Vorzüglich wiederholte man oder excerpierte und ordnete nach Willkühr an, was man bey dem Laertier fand. Uebrigens wurde, und zwar bis auf die neueste Zeit, die Rücksicht auf die Persönlichkeit in der Geschichte der Philosophie vorherrschend, so daß man vielmehr nach den Philosophen fragte, welche diese oder jene Meinung gehegt hätten, als nach der Philosophie, welche sich in den Gedankensystemen der Philosophen entwickelt. Am lächerlichsten zeigte sich dieses in Hinsicht auf Aristipp in dem, selbst von Brucker zu arg besundenen Panegyrikus, welchen Menz im Anfange des vorigen Jahrhunderts mit durchaus unkritischer Gelehrsamkeit schrieb (*Aristippus philosophus Socraticus*. Hal. 1719. 4.). Aber auch die am Ende des verflossenen Jahrhunderts von Heinr. Kuhnhard t verfaßte Dissertation (*de Aristippi philos. morali quatenus illa ex ipsius philosophi dictis secundum Diog. Laertium potest derivari*. Helmst. 1795) zeigt diesen Standpunct noch und will, den ausdrücklichsten Zeugnissen des Cicero, Diogenes über das Princip des Aristipp entgegen, ein anderes Princip aus einigen bey Diogenes ihm beygelegten Aussprüchen herausziehen, mehr um jenen Philosophen zu vertheidigen, als um den Standpunct, auf welchem seine Philosophie entstand und

sich entwickelte, nachzuweisen. Mehr im Interesse der Sache gefaßt sind die kurzen Schilderungen jener Philosophie in Tennemann's und Ritter's größern Geschichtswerken; aber dieselben können weder eine besondere und ausführlichere Darstellung jener Philosophien, noch eine von Neuem, vom philosophischen und historischen Standpunkte angestellte Untersuchung über dieselben überflüssig machen, und die Andeutungen, welche in Hegel's neulich erschienenen Vorlesungen enthalten sind, fordern um so mehr dazu auf. Der Verf. dieser Untersuchung, welcher eine andere über Antisthenes folgen wird, macht daher auch nicht Anspruch darauf, eine neue Ansicht über seinen Gegenstand im Ganzen aufzustellen, was überhaupt nicht möglich seyn möchte — wie denn wohl das Entdecken des Neuen in diesem Gebiete sich immer mehr dem Suchen der Wahrheit unterzuordnen haben wird — wohl aber hat er eine gründliche Durcharbeitung des Gegebenen von dem gegenwärtig erreichten Standpunkte der Geschichte der Philosophie zur Absicht gehabt, wodurch die Stellung und Bedeutung der Cyrenaischen Lehre in ihr vollkommenes Licht gesetzt werden möchte. So konnte es dem Verf. wenig darauf ankommen, ausmachen zu wollen, wie weit Aristipp der Sokratiker selbst in der Entwicklung seiner Lehre gekommen sey, was jetzt nicht mehr auszumachen ist; als vielmehr die Frage zu beantworten, welche Ansicht ist durch Aristipp auf den Grund und Boden der sokratischen Lehre erbaut und in seiner Schule entwickelt worden?

Der Verf. setzt daher zuerst auseinander, wie Sokrates, zu einer Zeit unter den Griechen auftretend, in welcher die physische und die ethische Weltansicht im Streit lagen, und die Denk- und

Redefertigkeit, durch die Sophisten ausgebildet, sich zur Herrscherin erhob, welche alles Positive sich unterordnete, — der Dialectik eine edlere Richtung und einen gediegenen Inhalt gab, nämlich die Richtung auf die sittlichen Begriffe, welche der Mensch durch Erforschung seiner selbst im freyen Bewußtseyn erkenne; so daß man die Philosophie, welche Sokrates durch freyes Gespräch einführte, eine durch Dialectik begründete Ethik nennen kann. Aber Sokrates führte dieß Werk selbst nicht aus. Denn ihm genügte die religiöse Voraussetzung, daß die menschliche Natur von einem göttlichen Wesen dazu eingerichtet und bestimmt sey, nach dem erkannten Guten zu handeln und dadurch glücklich zu werden; weshalb er auch die philosophische Erkenntniß auf das, was dem handelnden Menschen zu wissen nothwendig und heilsam sey, beschränkte, und zu diesem Erkennen durch sein Gespräch nur anregte. Ferner hatte er das Gute, als den in freyer Einsicht zu erkennenden und durch den Willen zu bewirkenden Zweck, durch dessen Bestrebung der Mensch den Göttern ähnlich wird, nur im Allgemeinen bestimmt, aber weder von jenem Princip, noch von diesem Zwecke im wissenschaftlichen Zusammenhang und in schriftlicher Auseinandersetzung gehandelt. Daher den von ihm kräftig angeregten Geistern noch Vieles zu bestimmen und zu begründen und vor allem die Frage zu beantworten übrig blieb: wodurch das Gute und damit die Glückseligkeit, denn beides vereinigte er in dem Begriffe des *ευπαττειν* (vgl. z. B. Plat. Euth. 278. E. Xen. Mem. III. 9. §. 14), bewirkt werde. Da dieser Begriff, oder der Begriff des allgemein Bestrebungswerthen das Empfinden und das Handeln umfaßt und hiermit zugleich das Verhalten des Menschen zu der

Außenwelt zur Sprache kam, so konnte bey näherer Bestimmung jenes Bewußtseyn des Wahren in eine von den Sinnen ausgehende Erkenntniß, das Kriterium der Wahrheit also in die Empfindung des Menschen- und so der Zweck des menschlichen Bestrebens oder die Glückseligkeit in das angenehme oder vollkommene Empfinden gesetzt werden; oder jenes Bewußtseyn in ein selbstthätiges Handeln des Geistes gesetzt und die Tugend an sich als der einzige Zweck des Lebens angesehen werden. Die einseitige Verfolgung beider Principien gibt die entgegengesetzten ethischen Ansichten, die wir, wenn sich das Leben in der Gesellschaft schon bis auf einen bedeutenden Punct seiner Ausbildung erhoben hat, in Hinsicht auf das Verhalten zu den sogenannten Gütern des Lebens überall neben einander sich entwickeln sehen, u. zufolge deren dort die durch freye Einsicht bestimmte Befriedigung der Bedürfnisse, oder der Genuß des Gebildeten, hier die angestrenzte Thätigkeit, die sich zunächst in der Beschränkung der Bedürfnisse kund gibt, oder die Entbehrung, dem Individuum Freyheit und Glückseligkeit gewähren soll. Die erstere, sich mehr an die damaligen Sitten der vornehmeren Classe unter den Griechen anschließende Lebensansicht bildete der zum Wohlleben geneigte Aristipp aus — denn von dem nicht viel spätern Eudorus von Knidos, welcher (nach Aristot. Eth. X, 2) ebenfalls behauptete, daß das Gute in der Lust bestehe, scheint diese Ansicht nicht weiter ausgebildet worden zu seyn; — die zweyte, dieser entgegengesetzte und sich mehr an Sokrates gewohnte Lebensweise, so wie an die beschränkten Verhältnisse der niedern Volksklasse sich anschließende Lebensansicht der dürftige und rauhere Antisthenes. Beide Philosophen mußten sich der Dialectik bedienen, als Mittel ihrer

Ansicht geltend zu machen. Dagegen andere die Sokratische Lehre über das Gute mit der von Sokrates aufgegebenen Untersuchung über das Wesen der Dinge zu verbinden strebend, dasselbe als das absolut Einfache und sich Gleichbleibende mit eleatischer Dialectik darstellten; was durch Euklid und seine Schule geschah. Plato vereinigte die entgegengesetzten Richtungen.

Nach dieser Einleitung bleibt der Vf. bey Aristipp stehen und stellt im ersten Kapitel aus den Berichten der Alten über die Persönlichkeit und das Leben des Aristipp zusammen, was am sichersten scheint, und zwar so weit es zur Erklärung jener Lehre beitragen kann.

Aristipp in der wohlhabenden und üppigen Pflanzstadt Cyrene auferzogen, kommt nach Griechenland und begibt sich, von dem Rufe des Sokrates angezogen, nach Athen, wo er den belehrenden und erregenden Umgang dieses Mannes genießt. Das Gespräch, in welchem er den Meister zu verwickeln sucht (Xen. Mem. III, 8), zeigt schon von der Uebung sophistischer Kunst, so wie das berühmte Gespräch bey demselben Schriftsteller (II, 1), in welchem er sich zu denen rechnet, welche so leicht und angenehm als möglich zu leben wünschen, den Ton und die Richtung seines Lebens anzeigt; denn daß der treu erzählende Xenophon, wie Diogenes v. E. meint, aus Abneigung gegen A. jenes Gespräch geschrieben haben sollte, ist nicht anzunehmen. Auch ist die ironische Beziehung, welche dieser Schriftsteller nebst dem Vf. *περὶ ἐπουρευίας* der bekannten Stelle im Phädon des Plato gibt, wo gesagt wird, A. sey bey Sokrates Tode in Aegina gewesen, wenigstens nicht sicher, dagegen andere Stellen bey Plato und Aristoteles eine Spannung zwischen beiden Schülern des Plato glaublicher machen. Alle

übrige Berichte der alten Schriftsteller scheinen zu beweisen, daß A., vielleicht durch Sokrates Lehre und Beyspiel angeregt, diejenige Mäßigung und Selbstbeherrschung im Genuß gelernt habe, welche durch das 'sibi res subiungere non se subiungere rebus' bezeichnet wird. Mag dieses auch durch Temperament und Gemüthsanlage überhaupt unterstützt worden seyn, so leuchtet doch aus den vielfältigen Erzählungen, welche im Alterthum über A. verbreitet sind, ein hoher Grad von Bewußtseyn und Freyheit hervor und seine Antworten auf Vorwürfe, die ihm wegen Aufwand und Wohlleben gemacht wurden, deuten an, daß er dem Genuße zwar vornehmlich zugeneigt, das Thun und Lassen aber nach eignem Urtheil und Umständen sich vorbehalten, die Dinge ferner nur nach ihrem Gebrauch geschätzt habe, und von der Pedanterie der ihm entgegengesetzten Schule frey gewesen sey. Dabey legte er einen hohen Werth auf geistige Cultur, wenn gleich er dieselbe nach Sokrates Vorgang auf das Practische hinwendete, und setzte den größten Gewinn von der Philosophie in den freyen Umgang mit allen Menschen, und einen Vorzug der Philosophen vor andern darin, daß jene, auch wenn alle Geseze aufgehörten, doch gleichmäßig fortleben würden. Aus seinem lebensklugen, gewandten und gefälligen Wesen erklärt sich die günstige Aufnahme des A. an des Dionys Hofe, dem seine Lebensphilosophie wenig zumuthete, so wie die Unterhaltung jener Spannung mit Plato, worüber von dem Wf. einige Andeutungen gegeben werden. Nach seiner Rückkehr aus Sicilien scheint A. in Athen neben Plato gelehrt zu haben. Wahrscheinlich ist, daß er, in jenem Streben, ungebunden zu seyn, welches er schon bey Xenophon ausspricht, keinen festen Wohnsitz nahm, und weder viel geschrieben

hat (die Schrift *περι παλαιας τροφης* hat schon Luzac mit Recht als ihm untergeschoben betrachtet), noch, was auch im Character einer solchen, mehr als freye Lebensweise, als in bestimmten Begriffen und Schlüssen ausgeführten Denkweise liegt, wenig bemüht gewesen zu seyn scheint, seine Lehren in ein bestimmtes System zu bringen, welches nach Aristoteles (bey Eusebius) erst dem jüngern Aristippus zugeschrieben wird. Bey letzterm ist es nur etwas ungeschickt ausgedrückt, 'daß die welche mit Aristipp umgegangen durch seine öftern Reden über die Lust auf den Gedanken gebracht worden seyn sollen, er halte das "angenehme Leben" für den Zweck des Menschen'; da nicht sowohl über den Zweck, wohl aber über die Art ihn zu erreichen, Dunkelheit obwalten konnte und Aristipp schon in jenem berühmten Gespräch mit Sokrates diesen Zweck klar ausgesprochen hatte. Was aber dem ältern, und was dem sogenannten Mutterzögling Aristipp eigenthümlich seyn mag, ist jetzt nicht mehr nach historischen Angaben genau zu unterscheiden. Auch kommt darauf wenig an, da wir es jetzt vielmehr mit jener ganzen ethischen Lebensansicht zu thun haben, die mit Aristippus und seiner ersten, meist Cyrenaischen, Anhänger Namen bezeichnet, im Gegensatz der cynischen aus Sokrates Schule hervortrat und von Plato's Zeit an sich entwickelte. Der Verf. hat daher versucht zuerst das Princip dieser Ansicht, wie es in seiner einfachsten Gestalt erscheint, nebst den Folgerungen welche sich unmittelbar daraus ergeben, mit vorsichtiger Benutzung der historischen Angaben aufzustellen, und daran die Veränderungen und Bestimmungen geknüpft, welche dasselbe in der Folge erhielt.

Der Vf. handelt darauf im zweyten Kapitel zuerst von der Cyrenaischen Ethik, welcher

in dieser Lehre sich alles übrige unterordnet. Uebereinstimmend nun legen alle Berichte dem Aristipp den Grundsatz bey, das höchste Gut oder das an sich Begehrungswerthe, bestehe in der Lust (*ἡδονή*) oder in der freyen Hingebung an die angenehme Empfindung, d. i. Genuß, das Böse, oder das von Natur Verabscheute aber im Schmerz und in der Beschwerde. Hatte Socrates, nach oben, den Grundsatz aufgestellt, die Erkenntniß des Guten, auf welcher die Tugend beruht, führe zur Glückseligkeit; so setzte Aristipp diese Erkenntniß also in die Empfindung, das Gute in das für die Empfindung Vorzüglichere oder in die Lust (Cicero drückt sich *de fin.* II, 13 aus: *voluptas quae maxime dulcedine sensum movet*). Aber die Thätigkeit als solche ist hier das zurücktretende Element, die Befriedigung in der Empfindung macht sich zum Princip. Gestützt wird dieses Princip auf den natürlichen Trieb aller lebendigen Wesen nach angenehmen Empfindungen, und in sofern hat dieses Princip auch eine Allgemeinheit, obgleich die Lust selbst, in Beziehung auf die afficierenden Gegenstände, etwas ganz Individuelles ist. Diese Lust wird ferner, in sofern sie in der vorübergehenden Empfindung beruht und um ihrer selbst willen gut ist, nicht als ein zukünftiges Ziel begehrt, sondern als Lust des Augenblicks, als gegenwärtige Lust, womit zugleich bestimmt wird, daß die Begierde die auf Künftiges geht, den Genuß nicht stören soll und daß weder die Betrübniß über das Vergangene, noch die Sorge für die Zukunft weise sey, da nur das Gegenwärtige unser und kein Gegenstand an sich ein Gut ist. Hierdurch aber unterscheidet sich die Lust des A. von der Glückseligkeit (*eudaimonia*), wenn man diese als ein ununterbrochenes

Ganzeß angenehmer Zustände oder einen durch das ganze Leben hindurch zu bestrebenden Gesammtzustand ansieht. — Da nämlich manches, was Lust verursacht, beschwerlich ist, Unlust und Furcht aber auch den Weisen nicht ganz veräßt, so erscheint nach jener Ansicht eine solche Glückseligkeit unerreichbar; und in diesem Sinne ist auch zu verstehen, was A. bey Xenophon als Zweck ausspricht: so leicht und angenehm als möglich leben, d. h. nach ihm, das Gegenwärtige nutzen, aus ihm so viel als möglich Vergnügen ziehen, und wie man von Aristipp selbst erzählt, sich in alle Lagen und Umstände des Lebens schicken. Das Wesen dieser Lust ist aber nichts bloß Negatives, d. i. die Aufhebung der Unlust, sondern sie ist positiv, d. i. die leichte Bewegung (*λευα κωνησις*) in der Empfindung. Obgleich die Schule des A. diese Bestimmungen genauer entwickeln, und die angemessenen Kunstausdrücke, durch welche namentlich diese Lust von der, welche späterhin Epikur als Zweck des Lebens ansah, unterscheiden mochte; so liegt doch das Bild von der leichten Bewegung hier so nahe, und es ist klar, daß schon Aristipp's Lehre von der *ἡδονή* im Gegensatz der Lehre des Antisthenes vom *προνος* zu näheren Bestimmungen der Art kommen mußte, wie wir sie im Platonischen Philebus finden, in welchem zugleich der Versuch gemacht worden zu seyn scheint, die Ansprüche beider Standpuncte auszugleichen, weshalb auch der Verf. in der Auseinandersetzung der ethischen Lehre häufig auf diese Bestimmungen im Philebus verweist. Nur vielleicht der ausgeführte Vergleich, der sich an dieses Bild der Bewegung knüpft, mochte dem jüngern Aristipp angehören.

Nun soll: Aristipp unter der bewegenden und

gegenwärtigen Lust, welche er zum Zwecke macht, nach dem Bericht der alten Schriftsteller die körperliche Lust verstanden und dieser einen Vorzug vor der Lust der Seele gegeben haben. Dagegen lesen wir auch wieder beym Diogenes L., daß die Cyrenäiker den Unterschied des Vergnügens überhaupt geläugnet und gesagt haben sollen, nichts sey angenehmer als das andere, welche Angaben verschiedene Erklärungsversuche veranlaßt haben. Der Vf. geht daher in eine genauere Untersuchung über die Beschaffenheit der Quellen ein, und bemerkt zuerst, daß Cicero und Diogenes in der Angabe des Grundbegriffs der Cyrenäiker über die Lust zusammenstimmen, und beide theils aus Schriften des Epikur, welcher von den Cyrenäikern zunächst in der Artbestimmung abwich, theils aus Schriften der Stoiker, von welchen beide Schulen bestritten wurden, geschöpft haben, woraus sich ergibt, daß diese mittelbaren Quellen sich gleichsam controllieren. Da nun Diogenes noch insbesondere eine gemeinsame Lehre derer, welche an Aristipp sich angeschlossen und eine der besonderen Secten, der Hegeziaker etc. unterscheidet, so wird zuerst jenes Gemeinsame mit den Angaben bey Cicero verglichen und verknüpft. Die Behauptung aber, daß es keinen Unterschied des Vergnügens gebe, wird, weil sie bey Cicero nicht vorkommt und bey Diogenes L. nur eine Parenthese enthält, vor der Hand zur Seite gestellt.

Lust des Körpers wird aber die Aristippische Lust genannt im Gegensatz der Epikurischen, stillstehenden, in sofern sie eine Bewegung von Seiten des Körpers voraussetzt. Aber die Cyrenäiker, welche Lust und Schmerz für Bewegungen der Seele hielten, ließen doch nicht alle Lust bloß aus körperlicher Erregung entste-

hen, ja sie behaupteten sogar gegen die Epikurer daß selbst die Lust am Sichtbaren und Hörbaren nicht bloß auf Sehen und Hören beruhe, wie das Vergnügen am Tragischen bezeuge, und dasselbe scheint auch in Hinsicht auf den Schmerz aus der von Cicero angeführten Behauptung der Cyrenaiker hervorzugehen: Betrübniß entstehe nicht durch jedes Uebel, sondern nur durch ein unerwartetes, plögliches — das also das Gemüth nicht gehörig vorbereitet trifft. Aber auch Lust, die aus der Seele selbst entstehe, z. B. über das Wohl des Vaterlandes, nehmen die Cyrenaiker an. Allein sie zogen die durch den Körper erregte Lust vor — wovon man den Grund darin zu sehen hat, daß sie dieselbe als die allgemeinere, allen Lebendigen zukommende und vollkommen gegenwärtige ansehen konnten, im Gegensatz des Epikur, der unter der geistigen Lust, die er vorzog, das Vergangene und Zukünftige begriff und sie daher zum Begriffe der Eudamonie ausdehnte, obgleich er auch wieder die geistigen Freuden und Schmerzen auf Erinnerung und Hoffnung körperlicher Lust bezog — weshalb der moralische Unterschied beider Lehren nicht groß ist.

Ob schon nun so die Schule des Aristippus die Lust des Körpers in dem angegebenen Sinne als das an sich Begehrungswerthe nach unsern Quellen ansah, so haben doch die stoischen und epikureischen Schriftsteller die Ansicht des A. in sofern übertreibend entstellt, als sie behauptet haben, zwischen der Lust der Thiere und Menschen sey nach derselben kein Unterschied. Denn nicht nur, daß jene Erzählungen über das Leben und die Persönlichkeit des A. erweisen, daß er außer dem natürlichen Elemente der sinnlichen Empfindlichkeit noch ein Element der geistigen

Thätigkeit in der Lust, die er zum Zweck machte, vorausgesetzt habe, und dieselbe durch Bildung des Geistes (*παιδεία*) bezeichnet zu haben scheint; sondern er mußte auch bey der leichten Bewegung, welche die an sich begehrte Lust ausmacht, das Gemüth selbst in Anschlag bringen, welches die Bewegung zwar nicht in ihrem Ausgangspuncte, aber doch in rückwirkender Thätigkeit bestimmt. Macht nun A. einen Unterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten, so muß derselbe sich denn eben auch in der bewegenden Lust des Körpers darstellen, und hier kann jene Beherrschung des Vergnügens eintreten, von welcher der bekannte Ausspruch des A. redet. Da die Seele des Gebildeten aber reagiert, und die Lust durch Geistesbildung bestimmt wird, so erhebt sich dadurch die Lust des A. über die thierische Lust. So erscheint auch Ciceros Ausspruch: A. berücksichtige den Körper, als ob wir keine Seele hätten (*Ac. qu. II, 45. vgl. de fin. II, 5*), Mißverstand und Uebertreibung, und sogar der Stoiker Aristo, dessen Wort Cicero selbst anführt (*de Nat. Deor. III, 31*), hatte vielleicht einen solchen Mißverstand im Auge, indem er sagt: *posse asotos ex Aristippi, acerbos e Zenonis schola exire*. Hierbey wird vorzüglich der Unterschied des Gebildeten und Ungebildeten, des Weisen und Thoren, auf welchen A. in seinen Reden oft zu sprechen kam, herausgehoben. Der Aristippische Weise ist zwar nicht ohne Schmerz und Furcht, denn er zieht die Natur nicht aus, aber er hat des Vergnügens mehr, als der Ungebildete, weil er die Gegenwart zu benutzen weiß, und genießt mit Freyheit und Bewußtseyn.

Aber das Princip, das gegenwärtige Vergnügen sey von Natur gut und begehrenswerth, läßt sich, unbeschränkt genommen, allerdings nicht consequent

festhalten, wie es denn durch Aristipp's Geistesart und Temperament ergänzt worden zu seyn scheint; denn es führt so genommen zur Abhängigkeit von der flüchtigen Gegenwart, läßt das Leben ohne Zusammenhang in unendliche Zwecke sich verlaufen, und macht den Werth der Handlungen von dem Erfolge abhängig, woher dann mancherley Vorwürfe gefolgert werden. Wenn hierbey Diog. L., freylich nach denselben verdächtigen Zeugen, nach welchen die Cyrenäiker den physischen und dialectischen Theil der Philosophie für unnütz gehalten haben sollen, dem A. auch den Satz beylegt: es sey nichts von Natur gerecht, oder anständig und häßlich, sondern durch Gesetz und Sitte; doch werde der gute Mensch nichts Unanständiges thun um des Schadens und der Meinungen willen — so werden zwar mit diesem Satze die schlechten Handlungen weggenommen, welche man nach diesem System für erlaubt hielt; aber diejenigen, welche sich dieser Stelle des Diog. bedienen haben, haben nicht bemerkt, daß der Satz es sey von Natur nichts Gerechtes und Schändliches, als Grund angeführt wird, warum die Cyrenäiker die Naturphilosophie (Physik) für unnütz erklärt haben sollen. Gewiß ein Grund, der die ganze Angabe verdächtig macht, wenn dieselbe auch aus hedonischen Principien gefolgert werden kann. Aber in allen diesen Anstößen kommt dem Princip jene Bildung zur Hülfe, welche, von allgemeinerer Natur, die einzelne und zufällige Lust bestimmt und schon über die gegenwärtige und einzelne Lust hinausgeht.

Nach dieser kurzen Kritik des Principis wird noch das Verhältniß zu Socrates und Antisthenes Lehre besonders auseinandergesetzt. Zuerst ist hier dem Aristipp mit Socrates überhaupt gemein, daß das Gute (*το αγαθον*) als Zweck des Subs

ject's betrachtet wird, in dessen Erkenntniß und Verwirklichung das Subject sich selbst befriedigt und seine Freyheit behauptet. Wenn ferner A. die Lust zum Zwecke machte, so blieb die freye Thätigkeit auf Mäßigkeit und Selbstbeherrschung im Genusse beschränkt, die aber von der Bildung abhängt — und in dieser Gestalt scheint er sich die Socratische *σωφροσύνη* oder *σωφροσύνη* erhalten zu haben. Die Mäßigung ist die eigentliche Tugend des A. Aber sie ist nur die Selbstbeherrschung im Genusse u. zum Genusse, u. zeigt sich darin, daß man den lusterregenden Gegenständen nicht zu sehr anhangt (sich nicht übermäßig hingibt), was er auch seiner Tochter eingeschärft haben soll, nicht Abwesendes zu leidenschaftlich begehre und von eiteln Vorstellungen befangen sey, wes halb er Geiz, Neid und Aberglauben verwarf. Seine Tugend ist daher allerdings nur Mittel (wie auch Cicero de off. III. 33 bemerkt) und nur die Lust um ihrer selbst willen begehrens werth, was sich eben so mit der negativen Lust des Epikur verhält. — Socrates nun hatte, wie oben bemerkt, die Glückseligkeit als letztes Ziel des menschlichen Lebens auf unbestimmte Weise vorausgesetzt, aber als eins mit der Tugend oder Weisheit, und diese äußert sich bey ihm im Verhalten gegen die säußern Lebensgüter vornehmlich als Selbstbeherrschung und Enthaltbarkeit. Aber Socrates zeigt die Selbstbeherrschung nach beiden Seiten hin. Er bewegte sich — dieß ist der Eindruck, welchen Xenophon's und Platon's Schilderungen vereint auf uns machen, frey, im Entbehren sowohl, wozu ihn seine äußere Lage zunächst aufforderte, wie im Genießen. Beides konnte er, ohne sich selbst zu verlieren. Er entzieht sich nicht den Anstrengungen und Beschwerden, er unterwirft sich ihnen, um fest und frey zu werden, er legt sich Entfagungen um eines würdigen Zweckes

willen auf. Antisthenes, der sich an diese Seite der socratischen Tugend anschließt, geht aber weiter; er sucht die Anstrengung um ihrer selbst willen, thut der Empfindung Gewalt an und setzt allen Werth in die äscetische Thätigkeit, nicht ohne Tugendstolz und verdeckte Eitelkeit. Socrates flieht und haßt nicht, wie Antisthenes (wenigstens seinem Ausspruche nach) den Genuß; er bleibt aber auch im Genuße, wie wir aus dem von seinen Schülern geschilderten Gastmahl sehen, seiner Würde sich bewußt. Diese Seite des Socratischen Verhaltens war es, welche den heitern und im Wohlleben auferzogenen Aristipp anzog, was Cicero de oral. III. 17 etwas schief ausgedrückt hat. Allein Aristipp, ob er gleich zwischen der vernünftigen und unvernünftigen Lust mit Socr. unterscheidet, und wie dieser den äußeren Dingen keinen absoluten Werth beylegt, sondern ihren Werth nur vom rechten Gebrauche abhängig macht, weicht doch dadurch von seinem Lehrer ab, daß er die gegenwärtige Lust an die Stelle der Glückseligkeit setzt, Schmerz und Anstrengung flieht und nur gezwungen erträgt. Indem er aber die Lust nur mäßigt, damit nicht Unlust entstehe, und in der Wahl des Genußes und der Handlungen, welche denselben herbeyführen sollen, vorsichtig ist, wird die freye Einsicht, welche das Gute bestimmen soll (die *φρονησις*, welche die Grundlage der Socratischen Tugend ist), zur leitenden Klugheit erniedrigt, welche die jedesmaligen Verhältnisse zu benutzen und aus allen das Angenehme zu ziehen weiß und sich dabey eigentlich nur auf die Erfahrung über die Empfindungen und den schon gehabtten Genuß stützen kann — auf welche Gemüthslage Plato im Phädon (p. 68 E. St.) zu zielen scheint.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.

D e n 23. M a y 1 8 3 5.

G ö t t i n g e n.

Beschluß der Anzeige der in der Sitzung der Kön. Gesellsch. d. Wiss. gehaltenen Vorlesung des Hn Hofrath Wendt: de philosophia Cyrenaica.

Weil aber diese sich, den Umständen gewandt anschmiegende Tugend, der Characterwürde entbehrt, welche die, Entsayungen auch freywillig übernehmende und dadurch ihre Unabhängigkeit sicherer bewahrende Tugend des Socrates zeigt, und weil dieser Meister die bloße Lust von dem Guten bestimmt unterschied, so scheint sich allerdings Aristipp vom Socrates weiter, als der auf entgegengesetzte Weise einseitige Antisthenes zu entfernen, und dadurch auch den übrigen Socraticischen Schülern fremder geworden zu seyn.

Zweyerley ist jedoch bey Abwägung dieses Gegenstandes meist übersehen worden. Erstens daß Aristipp, indem er die Lust für das an sich Begehrungswerthe erklärte, welche nach Socrates nur ein Element der Glückseligkeit ist, und auch nach Plato (im Philebus) an dem Guten Theil hat,

das Recht der Empfindung gegen die entgegengesetzte Partey geltend machte, welche, wie Antisthenes, in der Beschränkung der Bedürfnisse der Natur selbst Zwang anthat und die Lust als ein zu Verabscheuendes ansah — weshalb Einige übertreibend von diesen einseitigen Richtungen gesagt haben, daß wenn Aristipp's Lehre die Menschen zu Thieren mache, so mache sie Antisthenes zu Stein oder Holz. Was aber die hiermit zusammenhängende Beziehung beider Systeme auf das Leben der Menschen anlangt, so ist einleuchtend, daß jene mehr für geselligen Umgang, diese mehr für die Einsamkeit und für ein von der Welt abge sondertes Leben geeignet ist, und eben so characterisch ist das Wort des Aristipp (Diog. II, 68), er habe durch Philosophie gelernt mit allen Menschen mit Zuversicht umzugehen, als der Ausspruch des Antisthenes (Diog. L. VI, 6) er habe gelernt, mit sich selbst umzugehen (ἐαυτῷ ὀμιλεῖν). Das Zweyte, worauf schon Kunhardt aufmerksam gemacht hat, ist dieß, daß Socrates, wenn er seinen Schülern Enthalttsamkeit in Hinsicht der Unnehmlichkeiten des Lebens, einprägte, — obgleich er auch zur Zeit derselben sich nicht durchaus entschlug — dieses theils zur Uebung, theils darum that, weil er auf die Erfahrung blickend, in ihnen viel Verlockendes und Gelegenheit fand, sich selbst zu verlieren, mithin eine Gefahr, der wenig Menschen zu widerstehen vermöchten; Aristipp dagegen lehrte und handelte so, als ob er dem Menschen die Kraft zutraute, dieser Gefahr zu entgehen, und seine Freyheit auch im Genusse zu behaupten. Mit Antisthenes hat übrigens des Aristippus Ansicht das gemein, daß beide Freyheit und Befriedigung ihrer selbst suchen; dieser nämlich im heitern Genusse und in der Kunst aus jeder Lage Vortheil zu ziehen, jener in der Ent-

behrung und Beschränkung der Bedürfnisse, um von den äußern Dingen unabhängig zu werden. Bobey beide sich selbst und einander widersprachen. Denn Aristipp, indem er die Begierde nach Abwesendem tadelte, dem Gegenwärtigen sich genießend hingab, ward doch, wie bemerkt, dadurch vom Außern abhängig und verbarg hinter Heiterkeit und Gleichmuth seine Weichlichkeit und das Verlangen nach den lusterregenden Gegenständen; ja, indem er die Lust mäßigte, damit sie nicht in Unlust ausschläge, verminderte er ja durch seine Tugend das, was er an und für sich begehrenswerth hielt. Antisthenes dagegen, der im Streben nach Freyheit die Natur beschränken will, legt sich dadurch die Fesseln der Natur an, verbirgt unter dem Schein der Selbstgenügsamkeit seine Härte und das Verlangen nach Bewunderung, ja indem er die Lust verbannen will und sich viele Beschwerden absichtlich auflegt, führt er die Lust zurück, welche auf dem Gefühle der Kraftanstrengung und der Bewunderung Anderer beruht. Endlich haben beide auch noch das gemein, daß sie den Werth der Bildung und Wissenschaft auf das Practische beschränken, mit dem Unterschiede jedoch, daß Aristipp zufolge seiner Persönlichkeit die geistige Bildung, besonders die gesellige, in einem höhern Grade, als Antisthenes gefordert, und wie aus Obigem hervorgeht, als Bedingung sich im Genuße frey zu erhalten, oder als Mittel einer höhern geistigen Lust, welche dem Weisen eigen ist, betrachtet zu haben scheint.

In einem zweyten Kapitel handelt nun der Vf. von dem noch mehr vernachlässigten theoretischen oder dialectischen Theile der Aristippischen Philosophie. Da dieser zunächst nur die practische Ansicht stützen sollte, so drang man hier tiefer in das Princip derselben ein, und die spätern Cyres

naiker mochten hier wohl genauer bestimmen, was in Aristipps Grundvoraussetzungen lag. Hier fragt es sich nun, wodurch das Gute, = die wahre Lust erkannt werde, oder was das untriebliche Kennzeichen des Wahren sey. In dem, was die Empfindungen von Seiten des Körpers erregt oder verursacht, kann es nicht liegen; denn die Sinne, mit welchen man die Objecte zu erkennen glaubt, sind vielfachen Täuschungen unterworfen, und ihre Aussagen sind nach Verhältniß der Zustände der Sinnesorgane verschieden; mithin nur in unsern Empfindungszuständen selbst. Nur unsere eigenen Gemüthszustände (*τα παθη*, Cic.: *permo-tiones internas*) empfinden wir sicher; nicht das, woher sie rühren. Wir dürfen z. B. versichern, daß etwas uns weiß schein, nicht, daß es weiß sey. In *tactu, quem philosophi interiorum vocant aut doloris aut voluptatis solo*, sagt Cic. (*acad. Qu. II, 7*) *putant veri esse iudicium*. Daß wir diese Empfindungen haben, ist uns gemeinsam, aber die Empfindungen selbst sind individuell; es gibt daher gemeinsame Namen, aber kein gemeinsames Urtheil über die Gegenstände, wogegen Aristoteles bey Eusebius scharfsinnig zeigt, daß schon der Ausspruch, man könne nichts wissen und aussagen, außer daß man afficiert sey, über die Affection selbst hinausgehe und die gemeinsamen Namen nicht zu erklären im Stande sey. Nach dieser Lehre beruht nun also alle Erkenntniß und die sich auf die Lust beziehende *φρονησις* auf den innern Empfindungen oder Veränderungen des Gemüths, nicht auf den Sinnenempfindungen. Indem jedoch nicht geläugnet wird, daß die Bewegung von Außen komme, sondern nur das, woher diese Bewegung rührt, verborgen bleibt, so wird das Erkennen und Denken hiernach nur darin bestehen, die Empfindungen mit Hülfe der

Erinnerung zusammenzufassen, sie in allgemeine Vorstellungen und Namen zu verbinden und zu sondern, und diese Namen dann wieder auf andere Empfindungen anzuwenden, woraus jedoch nur ein subjectives Urtheil entstehen könnte. Auch zeigt sich bey jener Ansicht, was wir oben nur folgern konnten, hier ganz deutlich zu Grunde liegend, daß die Lust als leichte Bewegung der Seele, wie der ihr entgegengesetzte Schmerz, von der ganzen Gemüthsbeschaffenheit und Seelenstimmung des Afficierten abhänge, und daß somit kein äußeres Ding an sich nach A. Ansicht gut, sondern es nur durch seine Wirkung in der Empfindung ist.

Dieses wird weiter auseinandergesetzt und das Gemeinsame mit Socrates, wie das Abweichende der Cyrenaischen Lehre von ihm, in dieser Hinsicht gezeigt. Zugleich ergibt sich hier auch die Erklärung der oben mit Absicht bey Seite gestellten Ausgabe des Laertius, daß Lust von Lust nicht unterschieden und nichts angenehmer, als das andere sey. Denn soll überhaupt diese Angabe nicht auf einem Mißverstände beruhen und einen mit der uns vorliegenden Grundansicht übereinstimmenden Sinn haben, so kann sich dieselbe nur auf die sich gleichbleibende Natur der subjectiven Empfindung, abgesehen von ihrem objectiven Ursprunge beziehen. Denn wir haben es in der Lust und Unlust nach dieser Lehre zunächst nur mit unserer Affection, nicht mit den Gegenständen zu thun. (Man kann hier an die ähnliche Stelle des platonischen Philebus (p. 12 St.) erinnern, in welcher Protarch, welcher dort das Leben der Lust vertheidigt, sagt: freylich entstehen dieselben, d. i. die verschiedenen Arten der Lust, aus entgegengesetzten Dingen, doch aber sind sie selbst einander nicht entgegengesetzt). Es ist also auch nicht eines (ein Gegenstand) sei-

ner Natur nach angenehmer, als das andere (so erklärt der Vf. die Worte *μῆτε ἰδιὸν τι εἶναι*) sondern in unserer Empfindung. Die Lust bleibt leichte Bewegung der Seele; in eine heftige übergehend und das Bewußtseyn raubend, würde sie Schmerz seyn. Dieß aber hinderte eben gar nicht von einer Verschiedenheit der Lust zu reden in Hinsicht der Entstehungsart; denn Lust wird entweder von Außen her erregt (und das ist die Lust, welche A. zum Zweck machte), oder sie gehört bloß der Seele an. Durch jenen Satz aber daß nichts von Natur angenehmer sey, motivierten die Cyrenäiker auch die Vorschrift, daß Abwesende nicht leidenschaftlich zu begehren. Keineswegs ist also derselbe von der Aufhebung einer Gradverschiedenheit in dem Angenehmen zu erklären.

Auf den Grund der hier aufgestellten, aus den einzigen Quellen, in welchen Aristipp und die Cyrenäiker ausdrücklich genannt werden, geschöpften Ansicht hat nun der Vf. in einem Excurse alle Stellen des Plato durchgegangen, in welchen nach Schleiermachers Erklärung Aristipps Lehre berührt seyn soll, und die Grundlosigkeit der hierher gehörigen Behauptungen des berühmten Erklärers nachgewiesen. Zuerst ist hier vom Dialog *Gorgias* die Rede, in welchem A. nach Schleiermacher unter der Person des Kallikles gemeint seyn sollte. Beyläufig über eine Anspielung im *Menon*. Ausführlicher aber wird gehandelt vom *Theätet*, in dessen erster Hälfte nach Schleiermacher 'überall vornehmlich auf Aristipp Rücksicht genommen worden seyn soll.' Schon das oben Mitgetheilte widerlegt die Behauptung: 'daß A. die Sinneneindrücke für gewisse Erkenntniß angenommen.' Die nicht zuläugnende Verwandtschaft der Cyrenäischen und Protagorischen Lehre

aber, welche Schl. verleiht hat, die aus Theätets Behauptung: 'die Wissenschaft sey *αισθησις*' entwickelte Ansicht, oder 'die Protagorische Lehre, welcher Socrates aufgeholfen habe' von der Aristippischen zu verstehen, veranlaßte den Wf. zu einer genaueren Untersuchung. Socrates nämlich zeigt in jener ersten Hälfte des Dialogs, wie die erste Antwort auf die Hauptfrage desselben über das Wesen des Wissens: daßelbe sey Empfindung, mit Protagoras Lehre — das Wissen sey subjectiv — und diese wiederum mit der alten Lehre des Heraklit: alles sey in Bewegung, übereinkomme, und daß nach dieser Ansicht jede (Sinn-)empfindung wahr und kein Gegenstand eine bestimmte Natur habe. Hieraus wird von dem Wf. dargethan, daß die im Theätet vorgetragene Ansicht und die der Cyrenaiker zwar darin übereinstimmen, daß beide die individuelle Affectio zum Maßstabe des Wahren machen, daß sie aber dadurch in der Art verschieden sind, daß Protagoras die *αισθησις*, worunter vorzugsweise die Sinnempfindungen zu verstehen sind, die Cyrenaiker oder die *παση* im engern Sinn, d. h. Lust und Unlust, zum Kriterium machen. Der Hauptunterschied ist, daß dem P. Alles wahr ist, was dem äußern Sinn erscheint, die Cyrenaiker aber unentschieden lassen, was dem Sinn erscheint, in der Meinung eine Sache könne ganz anders seyn, als scheinen, und so bedienen sich letztere derselben Gründe für die Ungewißheit der sinnlichen Erkenntniß, deren sich Protagoras für die Wahrheit aller sinnlichen Erkenntniß bediente. Hierbey benützt der Wf. zugleich die Stellen der Alten, in welchen der Unterschied zwischen Protagoras und den Cyrenaikern ausgesprochen wird (Cic. Ac. qu. II, 46 und Aristoteles beym Euseb

praep. XIV, 19). Sodann wird auch auf die Nebendinge dieses Dialogs, in welchen Schleiermacher Anspielungen findet, Rücksicht genommen. Dann kommt der Vf. auf die angeblichen Anspielungen im Platonischen Kratylus. Schl. will hier des Aristippus Lehre in der Aeußerung des Hermogenes finden: daß die Richtigkeit der Benennungen sich auf Uebereinkunft gründe. Allein es ist nicht nachzuweisen, daß Aristipp die Begriffe durchaus für eitel gehalten habe — vielmehr nahm A. eine Allgemeinheit in dem Vorhandenseyn der Lust- und Unlustempfindungen, oder der verschiedenen Arten der Gemüthsbewegungen unter den Menschen an, die sich in dem Namen aussprechen, welche dagegen nach Protagoras Ansicht, wie sie im Kratylus ausgesprochen wird (Crat. p. 386. p. D. ed. St.), ganz willkürlich sind. Sie setzen, sagt Sext. Emp. (adv. math. VII, 195), allgemeine Namen für die Urtheile — womit doch zugleich auch Begriffe gesetzt werden. Alle nennen, sagt Certeus, ein Weißes und ein Süßes, aber ein gemeinsames Weißes oder Süßes haben sie nicht; denn jeder faßt nur seine eigene Empfindung auf, ob der andere bey demselben Gegenstande dieselbe habe, vermag er nicht zu sagen. So gewinnen allerdings die auf die Empfindung gegründeten Begriffe, welche A. annahm, wiederum, wenn man sie im Urtheile anwenden will. Doch erhellt, daß Aristippus die ethischen Begriffe von der menschlichen Natur, die er voraussetzte, abgeleitet; Protagoras aber Alles auf das Individuum bezogen hat. Zuletzt wird noch auf eine Stelle des Platonischen Sophisten Rücksicht genommen, in welcher Schl. den Aristipp als 'materialistischen Empiriker' ebenfalls erblickte.

Hiermit wird nun nicht geläugnet, daß nicht Aristipp's Lehre in diesen Dialogen, und außer denselben auch vorzüglich im Philebus, an manchen Stellen berührt seyn möge, allein es ist unsicher, sie daselbst im Einzelnen zu verfolgen.

In einem dritten Kapitel handelt nun der Vf. von den Veränderungen, welche die Cyrenaische Philosophie durch die aus dieser Schule späterhin hervortretenden Männer nach und nach erfahren hat.

Wenn Aristipp nebst seinen frühern Anhängern in der freyen Sinebung an die angenehme Empfindung, oder in dem augenblicklichen Genuß, das an sich Begehrungswerthe fand, und nur in der Wahl und Mäßigung des Genusses die *φρονησις* setzte, so veränderte ein späterer Anhänger mit seinen Schülern diesen Grundbegriff. Er erkannte nämlich in der augenblicklichen Lustempfindung, die oft zum Schaden des Menschen ausschlägt, die Abhängigkeit vom Aeußern, wodurch den Gegenständen, auf welche die Empfindung hinweist, unwillkürlich ein großer Werth beygelegt wird, und deshalb machte er die Lust vielmehr zu einem Allgemeinen, und nahm die Bildung, welche Aristipp mehr vorausgesetzt, als aus seinem Princip entwickelt hatte, in ihren Begriff auf. Er stellte daher, wie der einzige uns übrig gebliebene Bericht des Diogenes L. angibt, Freude (*χαρά*) und Traurigkeit (*λυπη*) als Zweck auf, bestimmte sie durch Klugheit (*φρονησις*) und Unklugheit (*αφρονησις*) so, daß er Klugheit und Gerechtigkeit selbst für gut, das Entgegengesetzte für das Böse, Lust und Unlust an sich aber für ein Mittleres oder an sich gleichgültiges erklärte. Dieß war Theodor von Cyrene, dessen Lebensverhältnisse hier genauer

untersucht worden sind, wobey Lennemanns Annahme, daß das im vorigen Kapitel vorgetragene dialectische Råsonnement diesem Theodor zugehöre, widerlegt wird. Dieser vergaß, daß die skeptischen Wendungen, welche hierbey vorkommen und um deren willen er diesem Råsonnement einen spätern Ursprung beylegen wollte, schon bey den Sophisten, namentlich bey Protagoras vorkommen, und sah nicht, daß die Aristippische Lehre von selbst zu denselben hinführe, was vielleicht gerade die unchronologischen Angaben von den skeptischen Lehren des Theodor veranlaßt hat. Uebrigens stellt auch Sertus Emp. (hyp. pyrrh. I. §. 251) den Unterschied zwischen den Cyrenaisern und den Skeptikern, und Plutarch (adv. Colot. C. XXIV) den Unterschied derselben von den Academikern besonders dar. In den eben aufgestellten Sätzen dieses Theodor liegt nun unzweifelhaft, daß er die Lust des A. nicht mehr als letzten Zweck gelten ließ, daß er ferner die Lust, welche er als Zweck des Weisen an deren Stelle setzte, theils von der Klugheit und damit von eignen und besondern Zwecken und Begriffen abhängig machte, theils, weil sie vom Weisen abhängig, sie als einen dauerhafteren Zustand, als Stimmung des Weisen bezeichnete. In letzterer Beziehung also tritt die Freude des Theodor dem von der ersten Aristippischen Schule verworfenen Begriffe der Glückseligkeit (*eudaimonia*) wieder näher. In ersterer Beziehung aber, und in sofern diese durch Klugheit zu erwerbende Freude des Weisen von Dingen und Verhältnissen, die als äußere erscheinen, ganz unabhängig, aber doch Lust im allgemeinen Sinne, oder Befriedigung des Subjects, ist, so schließt sich der Theodorische Weise ganz in sich ab, und der Satz, 'der Weise genüge sich

selbst', den wir bey den Philosophen der entgegengesetzten Schulen, d. i. in der cynischen und der spätern stoischen, einheimisch finden, und dort von einem ganz andern Princip abgeleitet sehen, tritt hier in dem Sinne des härtesten Egoismus auf. Seine Freude ist zwar nicht mehr die unmittelbare natürliche Lust, denn diese ist ein Mittleres; noch ist sie die rohe Wollust, aber sie ist darum nicht sittlicher, weil sie in der Uebereinstimmung des besonderen Zustandes mit den individuellen Zwecken besteht. Die Tugend, durch welche sie Theodor gewinnt, ist der feinste kälteste Eigennuß des Verstandes, und indem die Zwecke nicht wesentliche, vernünftige, sondern dem individuellen Wohlseyn untergeordnet sind, sind auch die Handlungen nicht ihrer Natur nach sittlich oder unsittlich, sondern haben nur einen Werth, in sofern sie dazu führen jenen Selbstgenuß des Verständigen zu bewirken, was dieser nur zu berechnen hat; denn zu der Berechnung: wodurch wird das dauerndste Vergnügen hervorgebracht — was wiederum nach den Zwecken seines Weisen sich bestimmt, ist die *σπουδα* herabgesunken. Ja wenn selbst ein all-gemeingültiger Inhalt Gegenstand seines Handelns würde, so wird derselbe dadurch doch zum Mittel individuellen Wohlseyns verkehrt. Der Weise, heißt es, handelt gerecht, und beschränkt z. B. die gegenwärtige Lust zu stehlen, aber nur, um den Schmerz der Strafe nicht zu leiden; da aber an sich die Handlungen weder gut noch schlecht sind, sondern nur der Meinung des Hausens nach, so kann er bey Gelegenheit auch stehlen und dergl. — wobey Theodor wohl, nach Art der Sophisten, auf einen Streit der verschiedenen Gesetze und Sitten hinwies. Der Weise, der nur in sich selbst Befriedigung findet, bedarf

nicht der Freundschaft, nicht des Vaterlandes, da er der Welt angehört, — sich für das Vaterland aufopfern heiße für Thoren die Vernunft hingeben; er braucht auch keinen Gott. Aristipp hatte wahrscheinlich mit vielen seiner Zeit die Vorstellung und Verehrung der Volksgötter für Aberglauben gehalten, und wußte nur ein höheres Wesen von seinem System aus nicht zu gewinnen. Theodor aber scheint in späterer Zeit dieß unverholen ausgesprochen zu haben, daher er als Atheist in dem Alterthume verächtlich war. Aber leicht ist zu sehen, daß dieser Atheismus, der mit eigener Vergötterung nicht streitet (daher vielleicht der ihm von Stilpo beygelegte Beyname \acute{o} θ eos Diog. L. II, 100) nicht bloß die Volksgötter betrifft, sondern ein Mißverständnis alles Heiligen und Unvergänglichen ist; wie denn auch Plutarch von ihm sagt (adv. Stoicos Cap. XXXI) daß er etwas Ewiges und Göttliches geläugnet habe. Und in der That zeigt sich durch ihn das Cyrenaische System schon auf der Spitze der Unsittlichkeit.

So war nun die Lust bald als Genuß des Augenblicks, bald als dauernde Stimmung einer von der Klugheit abhängigen Selbstbefriedigung von den Cyrenaisern zum Princip gemacht worden. Hegesias, ein anderer Cyrenaiser, welcher ein wenig jünger, als Theodor, unter Ptolemäus Philadelphus in Alexandrien gelehrt zu haben scheint, hielt zwar mit Aristipp die gegenwärtige Lust für an sich bekehrungswerth, woraus er consequent schloß, daß Alles andere, und selbst die Freundschaft, die Wohlthätigkeit, nur des Nutzens wegen, der vom Subject abhänge, bekehrungswerth sey: daher stimmt er mit Theodor darin überein, daß der Weise alles nur um

feinetwillen thue, denn niemand stehe ihm gleich und habe mehr darzubieten, als er. Indem H. aber anderseits die eigentliche Glückseligkeit mit den alten Cyrenaisern verwarf und nach genauerer Betrachtung und Erfahrung einen durchaus angenehmen Zustand überhaupt für unerreicher hielt, wich er wiederum vom Theodor ab. Hatte nun Aristipp die äußern Dinge doch als Mittel zur Lust angesehen, so ging Hegesias mit seiner Schule über die Ansicht des Aristipp hinaus, indem er die gegenwärtige Lust von der Sinnbewegung und von allen einzelnen Dingen unabhängig machte, so daß es nach ihm nicht nur nichts an sich Angenehmes gibt, sondern alles nur durch Verhältnisse zu unserer Empfindung (Seltenheit, Neuheit, Uebersättigung) angenehm oder unangenehm wird, und kein äußerer Lebenszustand (wie Reichthum, Armuth, Freyheit, Sclaverey) zum Vergnügen mehr oder weniger be trägt; ja selbst das Leben, dem der Thor so sehr anhängt, dem Tode, der uns von manchem Uebel befreyt, nicht überhaupt vorzuziehen ist. Noch mehr, es gibt mehrere Uebel im Leben, als Lust, und der Zustand des Weisen wird getrübt und vielfach gestört durch das Leiden des Körpers. Wegen dieser in Lehre und Schriften ausgedrückten Ansicht wurde ihm bekanntlich der Beyname *πεισιδανατος* beygelegt (Cic. Tusc. I, 34. Plutarch de amore prol. c. 5). Bey dieser Relativität aller Dinge, die das Vergnügen selbst ungewiß macht, rieth H., wie die Sceptiker, der Wahrscheinlichkeit zu folgen und mild in der Beurtheilung anderer zu seyn. Weil er aber jenen Zweck des Aristipp mit seiner Erfahrung verglich, und in seiner ohne Zweifel hypochondrischen Sinnesart, das Leben, wie ge-

sagt, voller Uebel fand, so kam er nothwendig dahin, die Weisheit mehr in Vermeidung dieser Uebel, als in der Wahl des Angenehmen zu erblicken. Der Zweck, welchen Aristipp dem Weisen setzte, so angenehm als möglich zu leben, verwandelt sich mithin bey ihm in die Vorschrift: so wenig als möglich in Mühe und Traurigkeit zu leben, was der Weise nur dadurch erreichen kann, daß er sich gegen die Dinge, von denen es ungewiß ist, ob sie Lust verursachen, gleichgültig verhält. Es leuchtet ein, daß das positive Princip der Cyrenaischen Philosophie sich im Verfolg der Lehre in das Negative umgekehrt und der Umgestaltung, welche ihm Epikur gab, genähert hat; zugleich ist es aber auch in die entgegengesetzte Ansicht der Cynischen Schule umgeschlagen, welche durch Beschränkung der Bedürfnisse die Freyheit zu gewinnen sucht, so daß es nun, nachdem es seine streitenden Elemente hervorgetrieben hat, sich selbst aufhebt. Denn ist das, was ewiger Natur ist, hinweggenommen, so schwankt Alles, und es wird offenbar, daß selbst die bestrebte Lust ihre bestimmte Natur nicht mehr behaupten kann. Ist sie aber so wandelbar und nach eines jeden Verhalten zu den Dingen verschieden, so kann sie nicht das allgemeine Princip des Handelns seyn. Und so darf man sich nicht wundern, die Gleichgültigkeit nun auch in diesem Systeme anzutreffen. Denn ist der wahre Gehalt des Lebens verschwunden, so gibt sich der einsam stehende Geist leicht selbst auf und so endet die Verfolgung der Lust in Verzweiflung an ihr selbst.

Als so die Cyrenaische Lehre sich aufzulösen im Begriffe war, so versuchte Anniceris

mit seinen Schülern, der nicht viel später, und ein Zeitgenosse des Epikur gelebt zu haben scheint, die alte Aristippische Ansicht theils zu erneuern, theils zu ergänzen. Denn einmal setzte er mit Aristipp das Gute in die Lust, suchte aber dieses Princip mit der Annahme objectiver Lebensverhältnisse und sittlicher Zwecke zu vereinigen, um dadurch zugleich dem harten Egoismus zu entgehen, in welchen Theodor und Hegesias verfallen waren. Dem Hegesias gegenüber hielt er Freundschaft, Wohlwollen, Liebe gegen Aeltern und Vaterland für an sich bekehrungswerthe Zwecke und meinte, daß wer für diese Zwecke wirkend, Beschwerden übernehme, sich glücklich fühle, auch wenn ihm wenig Unangenehmes (von Außen) zu Theil werde; ferner stellte er jenem wohl auch entgegen, daß der Verstand (*λογος*) nicht hinreichend sey, den Weisen über die Meinungen der Menge zu erheben, daß es vielmehr wegen eingewurzelter fehlerhafter Beschaffenheit auch der Entwöhnung bedürfe. Gegen Theodor aber scheint er erklärt zu haben, daß die Freundschaft nicht bloß auf Nutzen, sondern auf Wohlwollen beruhe; dieses selbst, die Lust am Freunde, sey der innere Bewegungsgrund sogar Beschwerden für den Freund zu übernehmen, nicht aber ein in der Zukunft zu erreichender Zweck, wie etwa des Freundes Glückseligkeit zu befördern, welche der andere ja nicht empfinden könne.

So nimmt zwar die Annicerische Lehre die edleren menschlichen Empfindungen und Strebungen ausdrücklich in den Zweck des menschlichen Handelns auf, aber steht in der Consequenz der ihr von dieser Seite entgegengesetzten Lehre des Hegesias weit nach. Denn

wenn die Glückseligkeit auch bey verminderten Lust bestehen kann, ja sogar mit Schmerz verbunden ist, so ist nicht die Lust das höchste menschliche Gut; wenn aber die Lust das höchste Gut wäre, dessen Entbehrung wir mit Unlust empfinden, so kann die Glückseligkeit nicht in Handlungen liegen, welche Unlust hervorbringen. Oder wenn gewisse, Beschwerde mit sich führende Handlungen wegen solcher Zwecke, welche über das eigene Interesse hinausgehen (wie die Freundschaft), doch zu unternehmen sind, dann müssen jene Zwecke höher stehen als die Lust; die Lust kann also nicht das höchste Gut seyn, wie Anniceris doch meinte; wenn aber die Lust, welche derselbe meint, den edleren menschlichen Bestrebungen wirklich inwohnt, und der antreibende Grund wird, die mit Beschwerde verbundenen Handlungen zu unternehmen, so ist weder die Lust für sich allein das Gute und der Schmerz das Böse, noch die Lust der Annicerier mit der des Aristipp ein und dieselbe. Endlich wenn jemand jene edlere Lust empfindet, während er eine niedere entbehrt, oder sogar körperlichen Schmerz empfindet, so ist jene Lust eine solche, welche nur von der Vernunft und der Urbestimmung seines gegenwärtigen Zustandes mit dem höhern Theile der menschlichen Natur abhängt; die Vernunft also, welche die höhere und niedere Lust unterscheidet und jene dieser vorzieht, ist ein höheres Gut, als die Lust. Und so löst sich die Aristippische Lehre auch von dieser Seite auf.

G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.

D e n 2 5 . M a y 1 8 3 5 .

G e t t i n g e n .

Die Entdeckung des wahren Namens des dritten Vaticanischen Mythographen, welche der Herr geh. Hofrath Jacobs vor Kurzem aus einer zweyten bisher unbekanntten Handschrift in der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha (dieß ist also die fünfte, welche seit der Herausgabe des dritten Bandes von Mai's *Auctores classici* (1831) aufgefunden wurde) der gelehrten Welt mitgetheilt hat (*Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft*, 1834. S. 1057—66), veranlaßt Ref., diesen Gegenstand der Forschung hier noch einmal aufzunehmen (*S. g. A.* 1834. S. 1025), um mit ein Paar Worten anzudeuten, was für sonstige Folgerungen und Beobachtungen sich ungezwungen an den neu entdeckten Namen *Albericus* anschließen.

Es wird stets als eine merkwürdige Erscheinung in der Römischen Litterär-Geschichte betrachtet werden, daß ein alter Schriftsteller, welcher in Petrarca's Zeitalter, oder in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, von Boccacio in

der *genealogia deorum* benutzt und an mehreren Stellen unter seinem wahren Namen *Albericus* angeführt worden ist, in den drey nächsten sich entweder anonym oder pseudonym in den Händen berühmter Philologen, wie *Fulvius Ursinus*, *Isaac Vossius*, *Johann Brassicanus* und *Cornelius Tollius* befunden hat, darauf beynahe zwey Jahrhunderte lang aus den Augen der gelehrten Welt gänzlich verschwand, so daß *Thom. Muncker* und *Aug. van Staveren*, die beiden letzten Bearbeiter der schon bekannten Römischen Mythographen, seinem Daseyn verzweifelnd nachforschten und glaubten, er habe sich in Utopien verloren (*οἴχεται ἀπ' ἐξείνως, καὶ ἠφάνισεν ἑαυτὸν εἰς οὐτοπίαν* sagt *Muncker*), und endlich erst in unsern Zeiten anonym nach vier Vaticanischen Handschriften gedruckt worden ist. Beachtungswerth erscheint ferner auch der Fund von noch vier anonymen Handschriften in Deutschland und Frankreich; aber wichtiger als alles dieses ist unstreitig die Kenntniß der neunten Handschrift, welche den Namen des Verfassers zugleich mit der Vorrede gerettet hat, und manche Ergänzung und Verbesserung zu den funfzehn Abhandlungen des Werks selbst darbietet. Diese Vorrede, welche der Herr geh. Hofrath *Jacobs* in dem neuen Verzeichnisse der Gothaer Handschriften (S. 202 flg.) hat abdrucken lassen, darf in einer neuen Auflage des *Albericus* nicht fehlen; so wie denn auch die sämtlichen Abweichungen des Codex berücksichtigt werden müssen, welche der um das Alterthum so vielfach verdiente Gelehrte bereits mit einer Genauigkeit verzeichnet hat, die nichts zu wünschen übrig läßt, und die sich jetzt schon durch die ungemein große Gefälligkeit des Besitzers in den Händen des Ref. befindet.

Die genannte Vorrede oder den Prolog des Albericus fand schon Jacob Faber etwa um 1500 zu Löwen in einer sehr beschädigten Handschrift des dortigen Augustiner-Klosters, aber, wie es scheint, unter Fulgentius' Namen. Faber's Abschrift davon, welche die Bibliothek zu Deventer aufbewahrte, ließ Jacob Revius 150 Jahre später in seiner *Daventria illustrata* (S. 141 sq.) drucken, und hieraus wiederholte sie Munder am Ende seiner Vorrede zu Fulgentius und mit dieser zuletzt van Starveren, ohne sie jedoch für Fulgentius' Eigenthum anzuerkennen, und ohne nur irgend eine Ahnung von dem wirklichen Verfasser zu haben. Sie liefert manche Verbesserung zu dem Gothaer Codex, ist aber gegen das Ende etwas abgekürzt. Daß Faber dieses Stück für eine Vorrede zu Fulgentius hielt, läßt sich nur aus dem Umstande erklären, daß das darauf folgende erste Kapitel über Syrophanes auf ähnliche Art lautet als bey Fulgentius, der auch sonst von Albericus fleißig benutzt worden ist. Was nun aber aus diesem Albericus zu Löwen seit 1500 geworden ist, darüber wird wohl schwerlich jemand Rechenschaft geben können. Um 1650 sah Karl von der Wisch (*Biblioth. scriptt. sacri ordinis Cisterciensis* S. 17) eine poeticam des Albericus bey den Dominicanern zu Köln, deren Anfang mit der genannten Vorrede übereinstimmt. Auch beschreibt Sinner (T. 1. №. 223) eine Pergament-Handschrift in 4. zu Bern aus dem funfzehnten Jahrhundert mit dem Titel *Albericus Londouensis de veritate fabularum*, die nichts anders enthalten kann als unser mythologisches Werk, dessen barbarische Benennung *poetarium* wohl nur den Abschreibern ihren Ursprung zu verdanken scheint,

den noch eine andere unbekannte Pergament-, Handschrift vom Jahre 1388 in der Königlichen Bibliothek zu Paris (N^o. 8699 T. 4 p. 484): Alberici philosophi poetarium de fabularum veritatibus, beurfundet, welche als Anhang das Werk eines Ungenannten de XII Zodiaci signorum fabulis liefert, welches das letzte Kapitel in unserm Mythographen ist, und durch diese bestimmte Auctorität dem Albericus abgesprochen wird. Hierauf folgen noch andere anonyme Schriften de veteribus philosophis, de Sibyllis, de nominibus stellarum und falsorum deorum genealogiae duae. Der Codex ist unter dieselbe Abtheilung (apologi et fabulae) gestellt, wo derselbe Mythograph schon einmal anonym steht (N^o. 8508), dessen Abweichungen die Scriptorum rerum mythicarum bereits unter der Bezeichnung N aufgeführt haben. Ja ganz in der Nähe desselben (N^o. 8500. T. 4. p. 465) befindet sich noch eine dritte Pergament-, Handschrift in Folio, ebenfalls aus dem XIV. Jahrhundert, welche neben der Mythologie des Fulgentius einzelne Stücke aus Ausonius, Symmachus, Prudentius, Cassiodorus, Boëthius, u. s. w. auch Alberici poetarius; ibi de origine idolatriae, enthält; und um unsere Leser noch mit einem vierten Codex in Paris bekannt zu machen, verweisen wir auf die Bibliothek zu St. Victor bey Montf. Bibl. Bibl. p. 1399 D, wo Alberici Lodeviensis expositio fabularum poetiarum angegeben wird. Endlich besitzt auch noch die Ambrosische Bibliothek zu Mailand, die dem regen Eifer des trefflichen Angelo Mai so reichlichen Stoff zu neuen Entdeckungen geboten hat, unsern Mythographen in einem codex bombycinus betitelt: Alberici vel, ut alii volunt, Augustini, de

origine idolorum et diis gentium, welches die Ueberschrift des ersten Kapitels ist (Montf. Bibl. p. 506 C.). Hiernach können wir also den in den letzten beiden Jahrhunderten vermißten Mythographen jetzt in 15 Handschriften (die einst zu Löwen befindliche wird hier nicht mit gerechnet) nachweisen, von denen 8 anonym und 7 richtig betitelt sind. Daß der Name des Verfassers schon früh (wahrscheinlich durch den Verlust der Vorrede) zweifelhaft geworden war, geht aus dem Ambrosischen Codex hervor, der neben Albericus auch Augustin nennt, und deshalb gewiß ohne Vorrede ist; denn diese sagt: Nec te moveat, quod ab admiranda beati Augustini traditione, quam in libro de civitate dei promit, videor dissentire. Ego neque illum in scribendo prae manu habui etc. Selbst eine der Maischen Handschriften spricht am Ende die Meinung ihrer Zeit (des XIV. Jahrh.) aus, daß man Albericus für den Verfasser halte. Was nun aber Leontius anlangt, den Mai nach Brassican's Zeugnisse für den Verfasser ausgibt, so glaubt Ref., daß jener Name aus dem vielleicht undeutlich geschriebenen Beynamen Leodiensis, welchen die Berliner Handschrift in Londonensis und die Pariser zu St. Victor in Lodeviensis umgewandelt hat, entstanden ist. Indessen ist das Vaterland und das Zeitalter des Mythographen sehr zweifelhaft. Karl von der Bisch führt ihn ohne Bedenken als den Urheber der bekannten Weltchronik auf, welche an vielen Orten handschriftlich existiert, und zuerst durch Leibniz (1698) dem Drucke übergeben und nachher (1728) durch Mencke (Scriptt. rer. Germ. T. 1. S. 38—90) vielfach ergänzt und verbessert worden ist.

Diese geht aber bis zum J. 1241; kann also nicht von dem Cistercienser Geistlichen der Abtey Trois Fontaines im Gebiete von Chalons in der Champagne seyn, der zu Anfang des zwölften Jahrhunderts blühte (*Histoire littér. de France* T. 10. p. 228. T. 16. p. 132. 449), sondern ist vielmehr ursprünglich zum Theil aus Siezbert von Semblouß, der gute ältere Quellen vor Augen hatte, geflossen, und dann mehr als hundert Jahre später von einem Augustiner im Gebiete von Lüttich bis 1241 fortgeführt, der die vertrauteste Bekanntschaft mit der Geschichte Belgiens verräth, und schon wegen der großen Vorliebe für dieselbe kein Franzose von Citeaux oder Trois Fontaines gewesen seyn kann; man müßte denn annehmen, daß er aus Frankreich nach Lüttich versetzt worden sey. Eine Verwirrung der Namen hat hier auf alle Fälle Statt gefunden; denn die Wolfenbüttler Handschrift ist betitelt: *Alberici monachi trium fontium dioecesis Leodiensis Chronicon*, ohne daß man einen Ort Trois Fontaines im Lüttischen nachweisen könnte.

Albericus war seit dem achten Jahrhunderte ein sehr gewöhnlicher Name in Frankreich und Italien, und es werden in der Gelehrten-Geschichte beider Länder sowohl Juristen als auch besonders viele Geistliche dieses Namens aufgeführt. Dürftig ist aber die Belehrung, welche man uns über den Verfasser der Chronik gewährt; und diesen ausdrücklich mit dem Mythographen zu identificieren, hat außer K. von der Wisch Niemand versucht. Die Benennungen *Lodeviensis*, *Leodiensis*, *Londonensis* machen die Untersuchung noch unsicherer, und die Benennung *magister* und *philosophus*

führt uns wenigstens nicht weiter, denn sie beruht einzig und allein auf Titeln von Handschriften, die sämmtlich spätern Ursprungs als diese sind. Albericus von Rheims, von Beauvais, und der Lehrer Johann's von Sarisbery u. s. w. sind aus der *Histoire littéraire de France* (T. 9. p. 33. 67. 122. T. 12. p. 72. und T. 14. p. 91) bekannt; und über den Urheber der Weltchronik sprechen außer den Geschichten der Kirchenschriftsteller von Olearius (1, 25), Dudin (3, 182) und du Pin (10, 87) auch Boffius (de histor. Lat. 2, 46) und Riccioli (5, 191), die aber alle den Fehler begehen, daß sie den berühmten Geislichen von Citeaux mit dem Augustiner von Lüttich verwechseln, und ihn mit dem Schlusse der von dem letztern bis 1241 fortgesetzten Chronik noch leben lassen.

Doch wer auch immer der Verfasser der Chronik gewesen seyn mag, so steht doch so viel fest, daß der neu entdeckte Mythograph auch der Urheber des schon immer mit den Lateinischen Mythographen zusammen gedruckten Werckens *de deorum imaginibus* ist. Darstellung und Ausdruck sind sich in beiden Schriften bis zur Täuschung ähnlich (man vergl. nur diese, vorzugsweise S. 924 ed. Staveren mit jener S. 211, 42 u. flg. der deutschen Ausgabe), so daß viele ältere Philologen diese nur für einen Auszug aus jener hielten. Die Handschriften des Werckens *de deorum imaginibus* sind sehr selten; und wir haben in der That selbst heute noch den Text desselben eben so, wie ihn die erste Ausgabe lieferte. Es scheint auch diese Schrift des Albericus weniger Glück gemacht zu haben, als die Mythologie, welche schon

früh citirt wird, und die wir noch in einer Handschrift des zwölften Jahrhunderts besitzen, und die deshalb nicht von demselben Gelehrten verfaßt seyn kann, der die genannte Chronik bis 1241 fortsetzte.

Daß die Berner Handschrift unsern *Albericus* einen *Londonensis* nennt, könnte vielleicht zu der Vermuthung führen, als sey das mit der im neunten oder zehnten Jahrhunderte sehr berühmte Engländer *Alfricus* gemeint; was allerdings mit der Zeit übereinstimmt, die wir dem Mythographen bisher nach innern Merkmalen angewiesen haben. Ein Franzose war er sicherlich nicht; denn sonst hätte er nicht gesagt 6, 10. p. 180, 5: *Gallos pigrioris videmus ingenii*, wozu der einzige Gothaer Codex die Variante *Teutonicos* statt *Gallos* liefert, und dadurch beweist, daß der Abschreiber desselben ein Franzose war. Der Beyname *Lodeviensis* in dem Codex zu St. Victor macht jedoch den Verfasser zu einem Franzosen aus Lodeve in Languedoc, oder zu einem Italiäner aus Lodi bey Mailand.

Die ursprüngliche Benennung der Schrift kann übrigens weder *poetica*, noch *poetria*, noch *poetarius*, noch *poetarium* gewesen seyn, sondern war wahrscheinlich *de origine idolorum et diis gentium*, oder *Expositio fabularum poeticarum*, oder *de fabularum veritate*.

G. H. B.

G e t t i n g e n s e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. 83. Stück.

Den 28. May 1835.

K ö n i g s b e r g .

Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung oder Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Nach Geschlechtern und mit genealogischen Tabellen von W. Drumann, Professor der Geschichte zu Königsberg. Erster Theil. 1834. VIII und 558 S. in gr. 8.

Seitdem Niebuhr zuerst seine Untersuchungen bekannt machte, wurden auch die übrigen Bearbeiter der römischen Geschichte entweder durch Polemik oder durch nacheiferndes Fortschreiten auf der neu eröffneten Bahn bewogen, ihre Aufmerksamkeit vorwiegend der Urgeschichte Roms und den eigentlichen Zeiten der Republik zuzuwenden; etwa mit gelegentlicher Ausnahme für die Kaiserzeit in juristischer oder theologischer Beziehung. In diesem Augenblicke aber scheinen gerade die dazwischen liegenden Zeiten des Ueberganges Bearbeiter zu finden und Zacharia's Geschichte Sulla's erscheint gleichzeitig mit dem vorliegenden

Werke. Der Grund davon liegt nicht etwa darin, daß die Untersuchungen in der Entwicklung der römischen Welt und ihrer Geschichte auch bis zu diesem Puncte gelangt wären, denn wir sind weit davon entfernt, über die vorhergehenden Abschnitte etwas Gewisses oder allgemein Anerkanntes zu besitzen, sondern die ziemlich auffallende Erscheinung rührt daher, daß man eine Aehnlichkeit zwischen dem damaligen gesellschaftlichen Zustande und unserer Zeit zu finden glaubt, und sich bemüht, durch Darstellung dessen, was man damals gelitten und gethan, der Mitwelt ihre eigene Lage zu vergegenwärtigen und auch Mittel vorzuzeigen, wie wir eine ähnliche Uebergangsperiode glücklicher bestehen könnten. Herr Drumann spricht in der Vorrede einen solchen Zweck deutlich aus, denn ihm soll die Römische Geschichte eben beweisen, 'daß republicanische Formen sich nicht dauernd für die Menschen eignen, wie sie sind, daß sie bey einfachen und unverdorbenen Sitten eine Zeitlang bestehen können, aber von diesen Leben und Kraft empfangen, nicht umgekehrt, und daß eine Nation zu beklagen ist, deren Staatsschiff erst dann den Hafen erreicht, wenn sie entartet ist, welche sich nicht selber sagt, sondern nach dem Rufen des Bürgerkrieges aus dem Munde des Sängers vernimmt, daß niemals Vielherrschaft einem Volke fromme.' So erfreuet er sich dann auch an dem gefundenen Ergebnisse, daß das Buch nicht wider aber ohne seinen Willen eine Lobschrift auf die Monarchie sey. Wir wollen nun hier nicht mit dem Verf. rechten, in wiefern die Lebensfragen unserer Zeit wirklich mit denen der von ihm gewählten Periode Aehnlichkeit haben, aber die Offenheit der Gesinnung müssen wir hier gleich anerkennen, welche sich gerade aus-

spricht und nicht hinter gerühmter unparteyischer Indifferenz im besten Falle nur die eigene Schwäche des Urtheils verbirgt; daß aber auch die Objectivität der Darstellung im Ganzen durch diese Ansicht ungeschädet blieb, wird sich am besten dann zeigen, wenn wir den Inhalt näher darlegen. Zuvor müssen wir noch die Methode der Behandlung und die ganze Einrichtung des Werkes genau erwägen, denn diese ist, wie schon der Titel andeutet, eine neue, dem Verf. durchaus eigenthümliche. Bey großer Gährung, sagt er, unterliegen die Massen dem Einflusse Einzelner, diese hat daher auch der Geschichtsforscher vorzüglich ins Auge zu fassen und nach ihnen ihre thätigsten Werkzeuge. Es soll nun diese Schrift nicht eine Sammlung von Lebensbeschreibungen, sondern eine auf diese gegründete Geschichte Roms seyn, so daß man mit Hülfe der Nachweisungen im Leben des Einzelnen ein Bild von dem Gesamtleben der Römer erhalten, so weit jener dabey theilhaftig wäre. Das Wichtigste und Allgemeinste aber sey in der Geschichte der Männer zusammengestellt, welche am entschiedensten wirkten, so hier im Leben des Antonius und im Folgenden in der Geschichte des P. Clodius, des Cäsar und Pompejus. Weil hierbey, heißt es weiter, das Seyn des Einzelnen auch als ein in sich Geschlossenes darzustellen und von Abkunft, Persönlichkeit u. s. w. Kenntniß zu nehmen rathsam erschien, so empfahl sich die alphabetische Ordnung, indem sie für den Leser die bequemste war. — Dieser Plan wird denn auch in dem vorliegenden ersten Bande, wenigstens äußerlich, streng festgehalten. Alphabetisch werden die Geschlechter und Familien, und chronologisch die einzelnen Glieder derselben aufgeführt, welche in jener Zeit irgend

wie bedeutend auftraten; was aber nicht füglich in das Leben der Einzelnen hineingeschoben werden konnte, d. h. die ganze übrige Geschichte der Zeit, der Gang der Entwicklung im Großen, gruppiert sich in diesem Bande um den Triumvir Antonius, dessen Leben daher mehr als vier Fünftheile desselben einnimmt. Obgleich es nun dem Verf. nicht an Geschick für Anordnung des Einzelnen fehlt, müssen wir die Einrichtung des ganzen Werkes doch für durchaus verfehlt halten. Wir können ihm zugeben, daß in solchen Zeiten des Umsturzes die Menge vor dem Auftreten der bedeutenden Individuen verschwindet, ja wir wollen ihm die ausgewählten Männer nicht streitig machen, obgleich wir den Cato, als Repräsentanten einer ganzen Richtung zu den in der Behandlung Bevorzugten noch gern hinzusetzen, und über des Verf. Schwanken nicht zu entscheiden vermögen, wenn er auf dem Titel den Cicero und in der Vorrede den Clodius statt seiner hervorhebt, alles dieses, sagen wir, zugegeben, tritt noch die Frage hervor, ob diese Lebensbeschreibungen, in ihrer Vollendung und Abgeschlossenheit neben einander gestellt, ein vollständiges Bild jener Zeit geben können, oder ob nicht gerade der Hauptpunct, nämlich die Wechselbeziehung zwischen diesen Persönlichkeiten, das Durchkreuzen ihrer Pläne und Thaten darüber verloren gehe. Eine reine Durchführung dieser Methode würde uns, statt zu zeigen, wie die Lebenselemente jener Zeit sich lebendig durchdrangen, nur ein atomistisches Nebeneinanderbestehen derselben darstellen; ja der Verf. ist ihr gleich selbst untreu geworden und liefert factisch den Beweis für ihre Unhaltbarkeit, indem er z. B. Alles, was Cicero nach der Ermordung Cäsars bis zu seinem eigenen Tode gethan, im Leben des Antonius

mit einer Ausführlichkeit behandelt, welche für die besondere Lebensbeschreibung Ciceros, der doch auch nach dem Titel zu den Hauptpersonen des Buches gehört, wenig übrig lassen wird. Man sieht den Verf. mit sich selbst kämpfen und fortwährend schwanken, wie viel oder wie wenig er aus dem Leben der übrigen mithandelnden Personen in die allgemeinere Darstellung herübernehmen dürfe. Dabey sind natürlich Wiederholungen unvermeidlich, da dem Plane gemäß und daß auch mit Recht, die einzelnen Lebensbeschreibungen eine gewisse Selbständigkeit haben sollen. Endlich muß die Betrachtung der literarischen und andern geistigen Bestrebungen jener Zeit sehr zurücktreten, weil diese nur in einer übersichtlichen, zusammenfassenden Darstellung ihren gehörigen Platz finden. Doch alle diese Uebelstände werden auf die Spitze getrieben durch die alphabetische Aufeinanderfolge, welche der Vf. für die einzelnen Geschlechter und damit auch im Ganzen für die Lebensbeschreibungen gewählt hat. Diese Ordnung findet nur Anwendung bey einer encyclopädischen Behandlung, paßt aber nicht für eine wissenschaftliche Darstellung, deren Fortschreiten nicht von den so zufälligen Anfangsbuchstaben abhängig gemacht werden kann, sondern durch die innere Gliederung des Gegenstandes bestimmt wird. Aller Zusammenhang, welcher sich durch ein passendes Nebeneinanderstellen der verschiedenen Lebensbeschreibungen noch hätte retten lassen, ist hier der Bequemlichkeit des Lesers aufgeopfert, welche der Verf. als alleinigen Grund für diese Ordnung anführt, und die wenigstens in diesem Falle schon im Voraus abgelegt ist, wenn man sich entschließt, ein so gelehrtes Werk von drey bis vier Bänden über einen verhältnißmäßig nur kleinen Zeitraum zu lesen. Sa

es ist ein böses Spiel des Zufalls, daß im ersten Bande gerade die Geschichte der letzten Jahre dieser Periode behandelt werden mußte, denn wir fangen mit A. Lepidus und Antonius an, weil beider Männer Geschlechtsnamen mit A beginnen und Cäsar und Pompejus aus diesem Grunde erst mit S und P vorkommen können. Der Leser muß sich nach Vollendung des ganzen Werkes aus den einzelnen Theilen die verschiedenen Männer zusammenholen und mühsam ein Gebäude zusammensetzen, welches schon der Geschichtschreiber hätte vollenden sollen. Besser wäre es gewesen, der Verf. hätte sich entschlossen, eine fortlaufende Geschichte Roms zu schreiben, worin sich gerade der Einfluß der Einzelnen auf die Massen am besten herausgestellt hätte, weil letztere dann den ersteren wirklich zur Seite oder gegenüber stehen, nicht, wie jetzt, in allen Ecken des Buches zerstreut liegen und fast verschwinden würden. Die sehr wichtigen Geschlechtstafeln hätten in Beylagen ihren Platz gefunden, und auch für die Bequemlichkeit des Lesers wäre durch ein gutes Inhaltsverzeichnis am besten gesorgt worden.

Doch es hat einmal dem Herrn Verf. anders gefallen und wir halten uns daher jetzt an das Buch, wie es vorliegt. Es sind also nach dem oben ausgeführten Plane in diesem ersten Bande fünf Geschlechter behandelt, nämlich die Aemilier mit den Familien der Lepider und Skaurer, dann die Afranier, Annier, Antistier und, als fünftes, das der Antonier. Der Verf. beschränkt sich, wie schon bemerkt, auf die in der von ihm gewählten Periode hervorragenden Familien und deßhalb werden z. B. bey den Aemiliern deren nur zwey erwähnt; von den irgend wie bedeutend auftretenden Mitgliedern einer Fa-

milie werden die Nachrichten sehr vollständig dargestellt, die übrigen sind nur aufgezählt, wie denn von den Lepidern nur P. Lepidus und M. Lepidus, der Triumvir, von den Skaurern M. Skaurus, von den Anniern Milo ausführlicher behandelt werden. Hierbey hält sich der Verf. streng in den Schranken einer Biographie, aber seine Darstellung nimmt einen allgemeineren Character an, so bald er zu einem von den Männern gelangt, welche gleichsam die Träger des ganzen Werkes seyn sollen, nämlich in diesem Theile zu M. Antonius, dem Triumvir; hier geht er aus dem früheren beschränkten Kreise zu einer fast vollständigen Erzählung alles Gleichzeitigen über und das streng Biographische des Mannes dient ihm nur als Einleitung.

M. Antonius, dem schon in seiner Jugend an Verderbtheit wenige gleich kamen, als er mit Curio eine verdächtige Freundschaft unterhielt, trat zuerst im Orient unter dem seiner würdigen Gabinus auf, bis er bald bey Cäsar seine wahre Stelle fand. Wie er später als Volkstribun die Entscheidung zum Bürgerkriege hervorrief, wie er als treuer Anhänger Cäsars für diesen während seiner ganzen Abwesenheit Italien verwaltete, aber durch Sittenlosigkeit und ungeheure Verschwendung das Verderben der römischen Welt beförderte, wird nur in Beziehung auf ihn allein, nicht der ganzen Ausdehnung nach geschildert, da er hier, wenn auch der erste nach Cäsar, doch immer nur die zweyte Rolle spielte. Als Mittelpunkt des damaligen Treibens in Rom tritt Antonius erst nach Cäsars Tode hervor und diese Zeit ist es auch, welche am meisten für den Grundgedanken des Verfassers, für die Vorzüge der Monarchie spricht; er konnte hier die unermesslichen Leiden schil-

bern, welche über Rom dadurch kamen, daß es noch einmal von dem Wege zur monarchischen Verfassung abgelenkt und in die Schrecken von fünf neuen Bürgerkriegen gestürzt wurde. Dabey enthält sich der Verf. aller absichtlichen Dialectiken und läßt nur die Thatsachen sprechen. Sein hartes Urtheil über die Mörder Cäsars kommt nur mehr beyläufig vor und erscheint deshalb auch weniger begründet, da die ausführliche Darlegung der Biographie Cäsars anheimfällt. Doch stimmen wir im Ganzen völlig mit ihm überein und betrachten auch die Ermordung Cäsars als aus völliger Verblendung über den Zustand der Zeit hervorgegangen, und als das größte Unglück für Rom, gerade deshalb, weil der Römische Staat durch die nothwendigen Folgen derselben seiner besten Elemente, die sich den Republicanern angeschlossen, beraubt wurde. Freylich waren auch die Beweggründe bey den Verschworenen sehr verschieden, und nur einige außer Brutus, am wenigsten Cassius, möchten wir von Selbstsucht freysprechen. Man sieht übrigens aus der Darstellung des Verf. recht deutlich, wie die Mörder so gar nicht bedacht hatten, was nach der Ermordung zu thun sey, als wenn mit der Vernichtung des Hauptes auch alle freundliche und feindliche Parteyen, die zu Cäsars Erhebung beygetragen hatten, vertilgt wären, da doch, wie Cicero selbst bald darauf schrieb, mit der augenblicklichen Freyheit die Republik noch nicht hergestellt war. Hatte man sich nicht gescheut, Cäsar zu morden, so mußte man nach vollbrachter That auch seine Freunde und natürlichen Rächer, besonders den Antonius, unschädlich machen. Die Verschworenen luden durch ihr schwankendes, unentschlossenes, fast feiges Betragen

neben dem Haffe, welcher den Verbrecher trifft, auch noch Verachtung auf sich, und diese ist das Gefährlichste in einer Zeit, in welcher, weil sie des inneren Haltes ermangelt, Alles auf das äußere Auftreten ankommt. So mußte aber die Republik, welche über Alle hätte stehen sollen, bald bloße Parteysache werden, und nicht einmal ein Scheinbild von ihr konnte sich einige Zeit erhalten. Die Geschichte jener Zeit aber wird dadurch vollends zu einem bloßen Kampfplatze der Parteyen. Der Verf. zeigt nur hier ein großes Talent für eine genetische Darstellung, er führt die einzelnen Parteyen gleichsam in neben einander fortlaufenden Reihen auf, jede mit ihrem Vorkämpfer an der Spitze, und, obgleich oft für den Augenblick das Zusammengehörige getrennt wird, obgleich hier und da manches kürzer gefaßt und Wiederholungen vermieden werden könnten, so hat doch gewiß jeder Leser am Ende der Darstellung ein vollständiges Bild des ganzen Herganges erhalten.

Gleich nach Cäsars Tode treten Antonius und Cicero in den Vordergrund; die eigentlichen Verschworenen treten früh zurück, Octavian beginnt erst später eine Hauptrolle zu spielen, indem er gleichsam den Cicero aufnimmt. Diesen sehen wir zuerst begriffen in einem Kampfe zwischen den Ansprüchen, zu denen ihn der frühere Ruhm und das Gefühl der Pflichten gegen das Vaterland, wie die Sucht durch sein Talent zu glänzen aufforderten, und zwischen einer furchtsamen Feigheit, welche allenthalben Gewaltthaten und Gefahr erblickt und zu vermeiden bemüht ist. Als höchste Magistratsperson oder ohne diesen öffentlichen Glanz durch Beredsamkeit Senat, Volk und Gerichte zu lenken, zum Nutzen der Republik und zur Befriedigung eigener Ei-

telkeit, das hielt Cicero für die Aufgabe seines Lebens; aber wie die Athener noch in dem Gedanken an Marathon und Salamis schwelgten, als Philipp fast vor ihren Thoren stand, so verkannte auch er in der Erinnerung, daß er die Republik vor Catilina gerettet, seine Kräfte und seine Zeit, und glaubte nach dem Tode Cäsars der Erste in der Republik seyn zu können. Als er darauf vor Antonius und den Veteranen aus Rom weichen mußte, und alle seine schönen Hoffnungen wie für immer zerstört waren, da scheint Cicero eine Zeitlang alle Festigkeit verloren zu haben, er schilt die Feigheit der Verschworenen, aber er selbst will bald nach Griechenland zu seinem Sohne, bald als Gesandter nach Asien reisen, und ist nur bemüht sich und andere über seine wahre Stimmung durch einen Schwall von Worten zu täuschen. Als endlich die Zeit der Philippiken gekommen ist, da ist es, als wenn ihn eine Art von Todesangst vorantriebe, als wenn er ahnete, daß Antonius sein Mörder seyn werde; er wendet alles an diesen zu stürzen: Antonius soll für einen Feind des Vaterlandes, für außer dem Gesetze stehend erklärt werden; es sollen die Feindseligkeiten gegen ihn nicht ein bloßer Tumult (tumultus), sondern ein Krieg wie gegen Fremde (bellum) seyn. Dazu bietet er seine ganze Beredsamkeit auf, daß Senat und Volk unwiderruslich mit Antonius brechen sollen, damit nicht etwa auf seine Kosten eine Versöhnung Statt finde. Auf diesem Wege ließ sich Cicero von seiner Leidenschaft bis zu der Demagogie fortreißen, die er seinen Gegnern so oft zum Vorwurfe gemacht hatte. Antonius war gesetzmäßig die höchste Obrigkeit in Rom, und doch forderte Cicero schon in der zweyten Philippica zum Meuchel-

morde gegen ihn auf, rühmte später den Abfall der consularischen Legionen und nannte den Octavianus, den Beförderer der Meuterey, welcher ohne gesetzliche Berichtigung Truppen gesammelt hatte, einen Vetter des Vaterlandes. Wie frühere Demagogen wandte er sich, wenn der Senat in seine Pläne nicht eingehen wollte, an das Volk und suchte wenigstens Unruhen unter demselben zu erregen, um den Senat nachgiebiger zu machen, dieß bezwecken mehrere der Philippischen Reden, z. B. die vierte und sechste. Sollte etwa Antonius dem Senate gehorchen, wenn D. Brutus von Cicero aufgefordert wird, sich nicht um die Beschlüsse des Senats zu kümmern, dem inneren eigentlichen Willen des Senats (*voluntas*), der sich nur nicht äußern könne, nicht dem gesetzmäßigen Ausspruch (*auctoritas*) Folge zu leisten (ep. XI. 7), oder wenn es in einem Briefe an Plankus (XV. 16) heißt, Pl. solle vom Senate keinen Rath einholen und sich selbst Senat seyn? Dabey geriert sich Cicero, ohne eine obrigkeitliche Würde zu bekleiden, als Haupt der Republik, er läßt das widergesetzliche Betragen des Octavian für ein gesetzmäßiges, ja höchst verdienstliches Unternehmen erklären, an ihn berichten die Feldherren, er ertheilt ihnen Rath und Befehl in seinem eigenen Namen, und glaubt in dem Maße den Senat zu beherrschen, daß er in dem angeführten Briefe verspricht, was auch Plankus thun möge, er wolle schon dafür sorgen, daß der Senat in Allem nicht nur seine Treue, sondern auch seine Weisheit anerkenne. Antonius ist unterdessen auf seiner gewaltsamen Bahn fortgeschritten, wohl wissend, daß endlich doch die Legionen den Ausschlag geben werden. Nur ungern versagen wir uns mit dem Verf. weiter

zu verfolgen, wie es dem Cicero endlich gelingt, die Republik zum Kriege mit Antonius zu bringen, wie nach der Schlacht bey Mutina die Verschworenen von Cicero eine etwas kalte Behandlung erfahren, wie Octavian stillschweigend bey Seite geschoben werden soll, dieser aber jetzt im consequenten Fortgange seiner Politik, nicht durch eine Rede des sterbenden Pansa bewogen, welche rhetorische Erzählung hier mit Recht verworfen wird, sich seinem bisherigen Gönner gegenüberstellt, das Consulat ertrotzt und durch die lex Pedia auf immer mit der republicanischen Partey bricht. Zugleich widerlegt sich durch die ganze Darstellung von selbst die wahrscheinlich später von der Julianischen Partey aufgebrachte Erzählung, daß Cicero selbst im Anfange dem Octavian zu dem nachher ertrotztem Consulate vorgeschlagen habe. Der Verf. beleihtigte sich hierbey der sorgfältigsten Forschung in den Quellen und weiß mit großer Geschicklichkeit oft Ciceros eigene Worte in die Darstellung aufzunehmen und dieser dadurch einen hohen Grad von lebendiger Färbung zu geben. So wenig günstig übrigens diese Schilderung auch für Cicero ist, so berechtigt uns alles dieses doch nicht dazu, wie der Verf. (S. 190) fast geneigt ist, ihn mit Antonius in sittlicher Hinsicht so ziemlich gleichzustellen. Cicero war schon dadurch höher gestellt und gehoben, daß er sich die wenigstens der Vorstellung nach edlere Sache gewählt hatte; er besaß neben seiner Eitelkeit und Ruhmsucht noch immer eine große Liebe für die Republik, ohne deren Bestehen ja auch seine Talente nichtig waren, er hatte zu viel sittliches Gefühl, zu wenig rücksichtslose Entschlossenheit zum Guten, wie zum Bösen, um jemals so durchgehends gewaltsam zu verfahren, als Antonius that. Hätte Cicero

die Kraft und Entschlossenheit seines Gegners gehabt, so wäre er nicht in die Nothwendigkeit versetzt worden, solche demagogische Mittel wählen zu müssen. Es ist ungerecht, ihm die Unentschlossenheit zum Guten und die daraus entspringende Wahl schlechter Mittel zum Vorwurf zu machen, und dann noch aus den so entstandenen Fehlern die Folgerung zu ziehen, was er alles noch für Böses gethan haben würde, wenn er mehr Entschlossenheit und Glück gehabt hätte, im Gegentheil er würde dann auch das frühere Böse nicht gethan haben, weil die Wurzel seines Wesens eine gute war.

In der weiteren Geschichte des Antonius finden wir dieselbe Sorgfalt der Forschung, obgleich sich fortwährend der Mangel dessen, was später erzählt werden soll, kund gibt, so bey den letzten Schicksalen des Brutus und Cassius, bey Allem, was Octavian, Agrippa, Mäcenäs, Servus Pompejus und andere betrifft. Wir könnten uns über diesen Theil des Buches nicht näher aussprechen, ohne dem Verf. vorzugreifen. Es folgen dann des Antonius Thaten im Orient und sein Verhältniß zur Cleopatra. Ausgezeichnet sind die Verwickelungen zwischen ihm und Octavian dargestellt, welche nothwendig seinen Sturz zur Folge haben mußten. Wir bemerken hier nur, daß der Verf. in der Erzählung des Perusinischen Krieges nicht hervorgehoben hat, daß die Colonien, zu deren Schützer sich E. Antonius aufwarf, meist solche waren, woran schon früher Sullanische und andere Veteranen Antheil bekommen hatten, deren Nachkommen jetzt in Gefahr geriethen, also lauter Leute, welche sich eine Beraubung nicht so leicht gefallen ließen und die Waffen gewiß zu brauchen mußten. Das

durch gewinnt Manches in diesem Kriege ein anderes Ansehen, denn es waren nicht bloße Staler, um die es sich handelte. Auch hat der Verf. den C. Antonius nur zu einem Werkzeuge der Fulvia gemacht, welches uns nicht ganz richtig erscheint, vielmehr hatte jener wohl auch selbstsüchtige Absichten bey Erregung dieses Krieges, er wollte sich auch eine Art von selbständiger Unabhängigkeit verschaffen und traf mit Fulvia im Haffe gegen Octavian zusammen. Noch andere Bemerkungen über verschiedene Punkte beyzufügen müssen wir hier unterlassen, um nicht die Grenzen der Anzeige zu überschreiten, da sie uns zu sehr ins Einzelne führen würden, wie wir denn auch für unnöthig hielten, besonders zu bemerken, daß der Vf. über einzelne Thatsachen, z. B. über das Leichenbegängniß Cäsars, zuerst die richtige Vorstellung dargelegt habe, nachdem wir schon die Genauigkeit der Forschung im Allgemeinen anerkannt hatten. — Die Geschichte des Antonius wird mit einer übersichtlichen Characteristik desselben geschlossen, in der wir weder Wärme noch Unparteylichkeit vermissen. Immer, heißt es S. 507 ff., wird ein allgemeines Urtheil über Antonius, mag es Lob oder Tadel enthalten, ein falsches seyn, denn er zeigte sich verschieden, zuweilen besser, oft schlechter, als er war. Daß er an sich nicht nur gutmüthig und ohne Falsch, sondern auch edler und hochherziger Handlungen fähig war, wird ihm von den Alten bezeugt und von der Geschichte bestätigt. Es ist mehr der Gesamteindruck, welchen sein Leben macht, als irgend ein einzelner sogenannter Characterzug, wodurch diese Ansicht bestätigt wird; er verscherzt unsere Achtung, aber nicht unsere Theilnahme; man zürnt und vergibt ihm, und, muß

man ihn verdammen, so mag man den Stein nicht auf ihn werfen. Vieles Schlechte kommt nur in sofern auf seine Rechnung, als er andere nicht daran hinderte. Er schloß Frieden mit Octavian, dieser immer nur einen Waffenstillstand.

Obgleich wir also die Methode des Hn Verf. durchaus tadeln mußten, so halten wir doch sein Werk für eine wahre Bereicherung unserer geschichtlichen Literatur, und hoffen daß die noch übrigen drey Bände, welche auch schon fast zum Drucke fertig sind, bald erscheinen werden.

P.

G e n f.

Chez Ab. Cherbuliez, 1834: Mythologie élémentaire. Par Jean Humbert, Instituteur, Professeur d'arabe à l'Académie de Genève, membre de plusieurs Académies étrangères. Tome premier, VII u. 196 S. Tome second, 228 S. und Register, in Octav.

So nothwendig die Kenntniß der Mythologie zum Verständniß der alten Klassiker ist, eben so schwierig ist eine dem jugendlichen Alter angemessene Darstellung derselben, wenn man nicht durch Weglassung der öfters anstößigen Erzählungen sich dem Vorwurfe der Unvollständigkeit aussetzen will. Es kommt hier darauf an, eine richtige Mitte zu halten und Herr H. ist darin sehr glücklich gewesen. Mit einer Vollständigkeit, wie sie für die in Schulen vorkommenden Schriftsteller erforderlich ist, verbindet er eine Vorsicht im Ausdruck, welche die Phantasie junger Gemüther nicht aufregt.

Was die Anlage des Werkes betrifft, so wählte der Verf. die alphabetische Anordnung, indem die systematische sich nicht genau durchführen ließ; doch ist auch diese letztere versucht in einer S. 229 — 232 angehängten Table analytique, welche in 11 Abschnitte getheilt ist: I. Divinités d'un Ordre supérieur. II. Divinités subalternes. III. Demi-Dieux et Héros. IV. Personnages de l'Iliade, de l'Odyssée, et de l'Énéide. V. Expédition contre Thèbes. VI. Divinités allégoriques. VII. Monstres de la fable. VIII. Faits détachés. IX. Cérémonies religieuses. X. Lieux célèbres. XI. Divinités Égyptiennes.

Das Werk selbst hat also die Form eines Lexicon; jeder Artikel, deren etwa 900 sind, enthält nur das streng zu ihm Gehörige, was durch Wiederholungen vermieden werden, und einige sind mit Asterisken bezeichnet, die der Schüler beim ersten Durchlesen als minder wichtig übergehen kann. In einem besondern Supplément sind noch gegen 350 Namen alphabetisch aufgeführt, welche keines eigenen Artikels bedürftig schienen, sondern unter anderen vorkommen, auf welche hier verwiesen wird. — Die Sprache ist kurz, aber deutlich und fließend, so daß sich das Werk für uns auch in dieser Hinsicht empfiehlt, um als eine nützliche und unterhaltende Lectüre beim ersten Unterrichte im Französischen zum Grunde gelegt zu werden.

F. W.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

Den 30. May 1835.

B e r l i n .

Bey Duncker und Humblot: Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert, von Leopold Ranke. Erster Band. 1834. XX und 516 Seiten in Octav.

Man darf sich schon in Voraus für berechtigt halten, die Erwartungen von den hier mitgetheilten Aufschlüssen über die römische Hierarchie nach ihren inneren und äußeren Beziehungen während der angegebenen Zeit recht hoch zu spannen, weil eben so der historische Tiefblick des Verfassers für Enthüllung bewegter Verhältnisse längst rühmlich bekannt ist, als eine unternommene Reise nach Italien dem emsigen Forscher gewiß reiche Quellen eröffnen mußte. Und in der That die selbst hochgespannte Erwartung wird sich hier befriedigt, ja übertroffen sehen, schon durch die wirklich neuen mitgetheilten Einzelheiten, mehr aber noch durch den das Einzelne umfassenden ordnenden Geist, der trefflich

die Standpuncte zu finden mußte, von wo dem Leser der innere organische Zusammenhang der behandelten Verhältnisse vorliegen wird. Rückfichtlich der neu eröffneten Quellen wird besonders auf die archivarischen Schätze Wiens und Venedigs aufmerksam gemacht, die dem Verf. mit der größten Liberalität eröffnet wurden; in Rom dagegen stand ihm eine Benützung der Vaticanischen Quellen nicht in demselben Maße frey; man glaubte wohl gegen den norddeutschen Protestantent Vorsicht wegen der Geheimnisse des Papstthums nöthig zu haben, während doch vielleicht eine freye Benützung derselben geeignet seyn dürfte, manche Vorurtheile und Vermuthungen zu zerstreuen, denen die Welt sich gerade wegen jener ängstlichen Bewahrung hingeben zu müssen glaubt. Dagegen wird dem Leser sofort ein Blick in die innern Verhältnisse Roms während der behandelten Zeit durch Angabe der Art gestattet, wie dem Verf. sich dennoch recht ergiebige Quellen über dieselbe eröffneten. Es sind die Privatarchive der großen römischen Familien, die meist von päpstlichen Nepoten gestiftet, selbst im Besiz der Staatsgeschichte und Staatspapiere zur Zeit ihrer Blüthe sich befanden, und wie sie eine Dynastie, einen nach ihnen genannten Pallast in Rom gründeten, eben so auch sofort, gleichsam als Ausstattung der Familie, diplomatische Sammlungen anlegten, in welche sich das Staatsarchiv eben so zerstreute, wie der Ueberschuß des Staatsvermögens diesen papalen Geschlechtern zu gute kam. So werden die Archive der Familien Barberini, Chigi, Altieri, Albani, Corsini stets für den gedachten Zweck des Historikers von unschätzbarem Werthe bleiben.

Den eigentlich leitenden Gedanken in der an-

gegebenen Geschichte können wir die Regeneration der römischen Kirche und Hierarchie seit der Mitte des 16. Jahrhunderts nennen. Es wird hier die in der That auffallende Erscheinung bemerkt gemacht und historisch erklärt, daß dasselbe Papstthum, das schon seit den reformierenden Concilien so unendlich viel von seinem Ansehen eingebüßt hatte, dem durch die Reformation und den dadurch entstandenen Abfall so zahlreicher abendländischer Provinzen, die tiefste Wunde geschlagen war, dessen Ruin als unausbleiblich angesehen ward, — dennoch nicht allein solche Gefahren besteht, sondern aus ihnen neugestärkt hervorgeht, und eine Macht über die ihm verbliebene catholische Welt entfaltet, die vielleicht minder glänzend als im Anfange des 13ten Jahrhunderts, aber gewiß nicht minder gehaltvoll und thatkräftig war. Zur Erklärung dieser auffallenden Erscheinung wird vom Verf., nach den nöthigen Einleitungen, die in kurzen Zügen die Geschichte des Papstthums durch die Zeiten römischer, fränkischer und deutscher Kaiser hindurchführen, der totale Zerfall jenes Instituts zu Anfange des 16ten Jahrhunderts ausgeführt. Daß damals schon seit Jahrhunderten wie in die kirchlichen Formen ein roher Mechanismus, so in die kirchliche Gewalt entsetzlich viel Weltliches eingedrungen war, hat die Geschichte schon oft mit recht schmerzlichen Zügen verzeichnet. Der Verf. führt nun noch besonders aus, daß man in Rom es damals nicht einmahl mehr der Mühe werth gehalten hat, auch nur den Schein des christlichen Princips zu bewahren, durch dessen Vorgeben die päpstliche Macht gegründet und bisher erhalten war. Die Blasphemien, die Libertinagen, der offene Spott über Satzungen der Kirche und Stellen der Schrift gehörten am römischen

Hofe zum guten Tone. Eine gänzliche Entfremdung vom geistlichen Boden, auf dem doch die Gregore und Innocenze die päpstliche Gewalt gebaut hatten, zeigt sich nicht allein in den Tüsten eines Alexanders VI., sondern auch in Leo's X. Neigung zu classischen Studien und antiken Kunstwerken. Die humanistische Bildung verdankt dem kunstsinigen Medicäer allerdings viel; allein dem Papstthum brachte er dadurch eine um so tiefere Wunde bey, da dasselbe nicht durch griechische Literatur und Kunst, sondern durch die ziemlich kunstfeindlichen Principien der Theocratie gegründet war. Abweichen von diesem Fundament, so angenehmen Genuß es auch für den Augenblick verlieh und auch wohl die Zahl der Künstler und Literatoren dem päpstlichen Stuhle gewann, mußte über kurz oder lang den gefährlichsten Abfall des nur durch geistliche Mittel gefesselten Abendlandes herbeyführen. Uebrigens läßt sich eine Erklärung dieser von dem Verf. so scharf gezeichneten Verweltlichung die bis zum Spott über Kirchensatzung und Schrift ging, leicht genug hinzufügen. Bey der Art, wie Rom's Wortführer von jeher die christlichen Principien zu ihren Zwecken gemißbraucht, wie die Gregore und Innocenze stets mit den Schriftstellen nur ihr eigennütziges Spiel getrieben hatten, mußte ihnen selbst zuletzt das Bewußtseyn ausgehen, daß die Bedeutung davon doch eine andere sey. Während ihnen die Religion selbst nur als Mittel diente und als Werkzeug, mußte bey ihnen selbst ganz natürlich die Verachtung gegen das Werkzeug erwachen. So gewaltig ist die Macht, und darin besteht gerade die höchste Strafe des Mißbrauchs, daß er zuletzt auch bey dem, der ihn ausübt, die Anerkennung des gemißbrauchten Gutes verdunkelt.

Hierarchie, wie sie nur auf Mißbrauch kirchlicher Zustände beruhet, geht, wo sie es ungefährdet vermag, nur zu leicht den sonst unnatürlichen Bund mit der Frivolität ein.

Nur ein Paar leitende Gesichtspuncte erlauben wir uns hier noch auszuheben, die von dem Verf., wie historische Fernsichten durch den Wald der Einzelheiten, eröffnet werden. So wird in den Verhältnissen des Papstes zu Heinrich IV. (S. 28) hervorgehoben, Gregor VII. habe in dem Kampfe gegen die Königsgewalt, auch nur als Magnat des Reiches gehandelt, er habe an den großen Vasallen natürliche Verbündete zur Verringerung der Krongewalt, die aristocratischen Interessen auf seiner Seite gehabt. Wir bemerken zu dieser für den politischen Boden unumstößlichen Ansicht, wie auf dem Boden der kirchlichen Gewalt gerade das Umgekehrte Statt fand, wie der Papst sich auf ein demokratisches Fundament stellen mußte, um die aristocratischen Mittelglieder, die kirchlichen Magnaten, zu entfernen. Es kam in beiden Fällen nur auf das beabsichtigte Ziel an; politisch war es Verringerung der Krongewalt, und dazu diente schon ein Bündniß mit den großen Thronvasallen im aristocratischen Sinne; kirchlich war es das Erstreben der eigenen monarchischen Gewalt, und da waren es denn gerade die bisherigen kirchlichen Machthaber selbst, denen ihre Stellung verkümmert werden mußte; deshalb fand der Bischof so leicht gegen seinen Metropolitensitz seit Pseudoisidors Zeit in Rom Schutz, wenn er dem Stuhl die Ehre der Appellation erzeugte, eben so aber auch der Abt oder das Kloster gegen den Bischof, wenn es sich zu eximieren suchte; eben deshalb waren die Bettelorden die vom Papst am meisten begünstigten, weil sie unmittelbar

auf demokratischen Boden wurzelten, weil sie am besten dazu dienten, um alle Rechte der Mitglieeder und alle Privilegien der Localbehörden vernichten, und auf dem Fundament einer kirchlichen Gleichheit den monarchischen Stuhl errichten zu können. Wie einst im alten Rom die Autocratie nur durch Entfernung der aristocratischen Gewalt des Senats erwuchs, ja sogar vorgegab, demokratische Rechte vertreten zu wollen, nach derselben Verwandtschaft zwischen Demokratie und Absolutismus stürzte das päpstliche Princip die localen Mittelbehörden, und schmückte die Tiare mit allen den Rechten und Befugnissen, die den Metropolitnen und Bischöfen entnommen waren.

Noch bemerken wir des Verfassers Neigung und Gewandtheit zur Alarmmachung der Verhältnisse durch nachgewiesene überraschende Aehnlichkeiten und Contraste, wie oft der heimlich angelegte Plan zu Maßregeln zwang, die dem äußerlich vorgegebenen Streben geradezu zu widersprechen scheinen. Maximilian I., der gewiß nicht den Sieg des Evangelii zu befördern gedachte, erblickt in Luther den kühnen, glücklichen Feind des Papstthums, mit dem man Rom sehr kräftig im Zaum halten könne; er ließ ihn dem Churfürsten von Sachsen besonders empfehlen 'man möchte seiner einmal bedürfen.' Ferdinand von Oestereich war auf dem Reichstage zu Speyer gewiß eben so wenig ein Freund der Reformation; aber Clemens VII. hatte sich damals mit Frankreich gegen Carl V. verbunden, und ließ seine Truppen in Ober-Italien einrücken; dieß war entscheidend für den so günstigen Speyerschen Abschied; denn gewiß dachte Ferdinand jetzt nicht daran, der päpstlichen Macht in demselben Augenblick so viel zu opfern, da sie sich feindlich

gegen den Kaiser zeigte. Als Philipp von Hessen seinen kühnen Zug nach Würtemberg unternahm zur Restitution des verjagten Herzogs Ulrich, geschah dieß gewiß zunächst, um diesem Fürsten zu seinem guten Rechte wieder zu verhelfen, eben so gewiß aber auch zur Einführung der Reformation in jenes Land; wenigstens diente der mit Ferdinand geschlossene Friede zu Kadan dazu, den protestantischen Waffen ein gewaltiges Uebergewicht zu verleihen; und wer sollte denken, dieselbe Unternehmung, die so bestimmt im Interesse der Reformation ausgeführt ward, hatte sehr wahrscheinlich die Billigung des Papstes, da es zugleich der Uebermacht des Kaisers galt; Franz I. von Frankreich, mit dem die Häupter der Protestanten in Einverständniß handelten, war zugleich der Verbündete Clemens VI., und so gewissermaßen mit Papst und Reformation im Bunde.

Im zweyten Buche werden nun mit demselben Scharfblicke die Grundzüge der Neubegonnenen Regeneration der catholischen Kirche verzeichnet. Der erste Schritt dazu, der so viele Hoffnungen erregte und dennoch erfolglos blieb, war ein Anklang desselben evangelischen Grundsaßes, auf den in Deutschland die Reformation erbaut ist, ein Rückschritt vom Pelagianismus und bestimmte Auffassung der evangelischen Rechtfertigungslehre. Daß Analogien der Reformation auch jenseits der Alpen sich ansetzten, ist längst bekannt. Allein so bestimmt, wie hier, haben wir den Beweis noch nicht geführt gesehen, daß sie mehr waren als jene bloß critische Richtung, die sich nachher in den gehaltlosen Unitarismus eines Gentilis, Blandrata, der Sozzini, endete, daß wirklich die lutherische Justificationslehre von geist- und gemüthvollen Männern auf-

gefaßt war. Gerade während Leo's X. Hofhaltung sich gänzlich verweltlichte, trat erst in Rom, und als dieß durch die kaiserlichen Truppen geplündert war, in Venedig ein Verein von Männern zusammen, aus denen wir nur den spätern Cardinal Gaspar Contarini, und den Englischen Flüchtling Reginald Poole nennen, die wirklich jenen evangelischen Grundsatz mit einer Entschiedenheit geltend machten, wie es gleichzeitig nur immer in Wittenberg geschehen konnte. Freylich über die catholischen Principien des päpstlichen Supremats, der geforderten Einheit der Kirche im Römischen Sinne konnten sie nicht hinaus; aber auch so wird sich durch ihre dogmatische Richtung ein sonst ziemlich unbegreiflicher Umstand erklären, die so viel versprechende Annäherung der beiden Parteyen auf dem Gespräch zu Regensburg. Gewiß war es nicht allein des milden Cöllnischen Theologen, Gropper, Werk, daß jenes den Verhandlungen zu Grunde gelegte Regensburger Interim in einem so versöhnenden Geiste abgefaßt war. Das fast Unbegreifliche davon, daß Melanchthon an der Spitze der protestantischen Interlocutoren sich mit den Catholiken so leicht über die Principien des Augustinianismus vereinigte, wird sich durch die eine Notiz aufhellen, daß der dazu bevollmächtigte Römische Legat Niemand anders war, als jener Cardinal Contarini, der schon in Italien selbst diese Principien verfochten hatte. Freylich um die Ausöhnung wirklich zu Stande zu bringen, hätte nicht allein Luther die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß es der ganzen päpstlichen Partey mit jenen Dogmen ein Ernst sey, und dazu kannte er seine alten Gegner zu gut, sondern auch in Rom hätten keine politische Rücksichten obwalten müssen, daß Einigung in Deutsch-

land die kirchliche Gewalt so mächtig gefährden würde. Man hätte dort sich zu allen den Opfern verstehen müssen, die solche Grundsätze nach sich zogen, und dazu fand man sich nicht aufgelegt; Contarini's Zugeständnisse wurden widerrufen. Indeß ohne Erfolg konnte der gegebene Anstoß nicht bleiben, wenigstens der gänzlich weltliche Sinn mußte dem neu erwachten kirchlichen weichen, und so zeigt sich die Wirkung davon in der gerade damals zusammentreffenden Stiftung neuer Orden. Während diesseits der Alpen durch Auflösung des Mönchthums die Reformation fortschritt, wandte man sich jenseits derselben dem schon im Mittelalter vielfach erprobten Mittel zu, durch Schärfung und Erneuerung der Klosterdisciplin neues Leben in die erstarrten Aderu der Kirche zu gießen: die Capuciner als Schärfung der Minoritenregel, die Väter vom Dracatorium, die Theatiner, und wer sollte es glauben, auch die Jesuiten gleich nach ihrer Stiftung, sind als hervorgegangen aus jenem gegebenen geistigen Anstoß zu betrachten. Den beygebrachten Notizen über die Stiftung der Gesellschaft Jesu darf man die Zustimmung nicht versagen, wie sehr Unrecht es sey, den schwärmerischen jungen Männern, Loyola, Peter Faber und Franz Xaver, die in dem Collegium St. Barbara zu Paris den so erfolgreichen Bund eingingen, sofort die freylich später so entschiedene herrschsüchtige Tendenz beyzumessen. Es war in der That anfangs mehr Schwärmerey, die sich in redlicher Ueberzeugung dem Dienste der Kirche widmete, als weitaussehende Berechnung, die den Dienst der Kirche zum Mittel, die eigene Herrschaft zum Zweck gemacht hätte, wie denn namentlich Loyola selbst nur als Phanz

tast erscheint, der vom weltlichen Ritterthum zum geistlichen überging. Kaum kann man es deßhalb auch dem Papst verargen, daß er in dem Augenblick, wo Alles von ihm abfiel und sich gegen ihn erhob, eine Gesellschaft in seinen Schutz nahm, die sofort voll enthusiastischen Eifers sich seinem Dienste widmete, eine Stützung der Hierarchie auch ohne alle jene Opfer verhiess, die von der angeregten Augustinischen Richtung so schmerzlich gefordert wurden. Mit solchen Gehülften durfte der Papst den ersten Sitzungen des Tridentinums getroßt entgegen sehen. Denn war auch dort die Opposition der dem Kaiser ergebenen, besonders der spanischen Bischöfe zu fürchten, ward die Augustinische Rechtfertigungslehre auch selbst durch angesehenere catholische Theologen vertreten, die, wie der Augustinergeneral Seripando deßhalb noch nicht jedes Dogma verwerfen wollten, weil es von Luther gelehrt war: schon zeigen sich zu Trident die Jesuiten thätig; Painez und Salmeron wissen das Augustinische Princip als Neuerung zurückzudrängen, und nachdem einmal der semipelagianische Grund gelegt war, erwuchs darauf das ganze Gebäude der catholischen Dogmatik durch ihre eigene Consequenz. Zur Unterstützung der so eingeschlagenen Maßregeln trat dann bald genug auf Neue die Inquisition hinzu. Seitdem die Dominicaner-Inquisition ihr Blutwerk im südlichen Frankreich durch Ausrottung der Albigenischen und Waldensischen Ketzerey vollbracht hatte, war sie ziemlich in Verfall gekommen, so daß die bald darauf errichtete Spanische Inquisition mehr eine Maßregel des Staates als des Papstes war: dagegen das erneute Römische Kegergericht, seit 1542 war ganz wiederum päpstliches Werk, und wie

schnell gelang es ihm, alle Keime des Protestantismus in Italien zu erdrücken, so daß evangelische Gemeinden, die jetzt Italien darbietet, fast durchaus Werk der Gegenwart sind.

Wir glauben dem Verf. die Behauptung als bewiesen zugestehen zu müssen, daß die neue Richtung, die sich in Rom, in der Mitte des Catholicismus um den Papst her bildete, eben so gut wie die protestantischen Bewegungen selbst, als Gegensatz gegen die Verweltlichung der früheren Kirche zu betrachten sind, die aus demselben Bedürfniß nach einer kirchlichen Regeneration hervorgingen, das dadurch in den Gemüthern entstanden war. 'So entspringen ein paar Quellen in vertraulicher Nachbarschaft auf der Höhe des Gebirges; so wie sie sich nach verschiedenen Senkungen desselben ergossen haben, gehen sie in entgegengesetzten Strömen auf ewig auseinander.'

Das dritte und vierte Buch führt nun die Geschichte der Päpste bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts nach der angegebenen Richtung durch, wobey das Fortgehen des Protestantismus und die spätern Sitzungen des Tridentinum mit behandelt werden, ohne daß uns hier in die Einzelheiten einzugehen gestattet ist. Sehr sorgsam sind die Notizen über die Verwaltung des Kirchenstaats, und wird dem Leser ein trefflicher Blick in die seltsamen Finanzspeculationen eröffnet, wozu die Curie schon durch den ungeheuern Ausfall gezwungen war, den ihre Einnahme durch die Reformation gelitten hatte. Zu directen Auflagen entschloß man sich ungern, dagegen bot die Einrichtung der zahllosen Aemter an der Curie, die sämmtlich von den Geschäften Sporteln zogen, eine Auskunft dar: sie

wurden geradezu von der päpstlichen Kammer verkauft, und ihre Besitzer darauf angewiesen, sich während der Amtsführung das angelegte Capital wieder zu erwerben. Schon Leo X. brachte die Aemter auf 2150; Sixtus V. verkaufte auch noch solche Aemter, die früher umsonst gegeben waren, so daß es ihm möglich ward, die fünftehalb Millionen Scudi zusammenzubringen, die er in der Engelsburg als einen Schatz niederlegte, der von seinen Nachfolgern nur angegriffen werden solle, wenn ein Krieg zur Eroberung des heil. Landes, oder ein allgemeiner Feldzug wider die Türken unternommen werde, bey Hungersnoth und Pestilenz, in offener Gefahr, eine Provinz des catholischen Christenthums zu verlieren, und bey andern Gefahren des heil. Stuhls. Dafür war Sixtus V. aber auch ein guter Deconom, der seine Tafel mit 6 Paoli den Tag bestritt!

Der Fortsetzung einer so geistreichen und durchdringenden Forschung sehen wir mit großer Spannung entgegen.

R—g.

E b e n d a s e l b s t.

Denkwürdigkeiten über die Mongolei. Von dem Mönch Hyacinth. Aus dem Russischen übersetzt von Karl Friedrich von der Borg. Mit Kupfern und einer Charte der Mongolei. 1832. Octav.

Ein dankenswerther Beytrag zur Kenntniß der noch so wenig erforschten Mongoley, wodurch manches in Timkowski's Reisebericht erläutert, berichtet und bestätigt wird.

Der Verfasser ward 1807 als Mitglied der geistlichen Russischen Mission, die nach Peking abging, angestellt, blieb in China bis zum Jahre 1820 und kehrte dann mit Timkowski in sein Vaterland zurück. Das Tagebuch seiner Hinreise verwarf er später selbst, da er einsah, daß es zu mangelhaft und voll von Irrthümern sey, die zum Theil von seiner Unkenntniß der Mongolischen Sprache herrührten, zum Theil von der Schweigsamkeit der Mongolen und besonders der Angestellten, die, wie die Chinesen, gefragt nur wenig Auskunft über ihr Land gaben. Ein Drote, bey dem der Verfasser sich nach einigen Einrichtungen erkundigte, gab ihm zur Antwort: 'unsere Vorgesetzten verbieten uns zu plaudern', und wenn Timkowski diesen oder jenen befragte, ward ihm erwidert: Odossain medeshu ugei, Nan, 'übrigens, mein Herr, weiß ich davon gar nichts.'

Ueber sein Werk bemerkt Hyakinth: 'im Verlauf der letzten acht Jahre meines Aufenthaltes in Peking erhielt ich über die Mongolen hinlängliche Nachrichten, theils aus der Chinesischen Geschichte, theils aus dem Umgange mit den ursprünglichen Bewohnern dieses Landstriches geschöpft. Eben dieß bewog mich, mein früheres Tagebuch gänzlich aufzugeben, und statt dessen, nach meiner Rückkehr nach Rußland, die erwähnten Nachrichten in Form dieser kurzen Denkwürdigkeiten über die Mongoley darzulegen, in dieselben zugleich meine Reise durch die Mongoley, bey der Rückkehr aus Peking nach Kiachta im Jahre 1821 mit aufnehmend.'

‘Dieses Werk ist, in Hinsicht auf seine Hauptgegenstände, in vier Theile abgetheilt. In dem ersten ist das Tagebuch unserer Reise von Peking bis zur Russischen Gränze enthalten. In diesem Theile habe ich keine allgemeine Bemerkungen über den ganzen Landstrich mitgetheilt — die das langweilige Tagebuch ein wenig interessant gemacht haben würden. Mir schien es besser, alle statistische Nachrichten in dem zweyten Theile zusammenzustellen. — Der dritte Theil enthält eine kurze historische Uebersicht des Mongolischen Volkes: doch dieses kleine Werk erforderte große Bemühungen: es mußte zuweilen oft eine umfassende Geschichte dieses Volkes entworfen werden, um dieselbe, nach Erlangung einer deutlichen und vollständigen Kenntniß seiner Begebenheiten, in abgekürzter Form gründlicher darlegen zu können. — Den vierten Theil bildet das Mongolische Gesetzbuch, nach welchem gegenwärtig China dieses Volk regiert. Es ist aus dem, vor etwa vierzig Jahren herausgegebenen Gesetzbuche des Chinesischen Collegiums der auswärtigen Angelegenheiten gezogen.’

So schildert der Verfasser selbst den Plan und die Materialien seines Werkes. Er theilt dann zuerst den Bericht der Reise von Peking bis Kalgan mit, gibt dann eine physische Uebersicht dieses Landstriches und schildert die große Mauer. Messungen über die relative Höhe der verschiedenen Districte hat er nicht angestellt, er bemerkt aber, daß den 15. May in der Umgegend von Peking der Waizen schon Körner ansetzte, dahingegen den 23. bey der großen Mauer Gerste und Roggen erst eben her-

vorzugrünen anfangen. Nach von Bunge's barometrischen Bestimmungen ist man bey den Trümmern des ältesten Theils der großen Mauer 840 Toisen über dem Meere; hier ist der Uebergang plößlich, südlich davon ist reiche Vegetation und man steht am jähen Absturz Hochasiens nach Süden zu. Von Choraussin bis zum Tola bey Urga fand Hyakinth keinen Fluß, keinen Bach, selten einen See, bey den Stationen waren Brunnen. Nach v. Bunge ist die eigentliche Gobi zwischen Durma und Scharabudurghuna; der Boden enthält viel Salz; bey Dschirgalanto ist man 770 Toisen über dem Ocean, und steigt dann allmählich nach Urga hinab. — In der weiteren Reisebeschreibung lernt man auch die umherziehenden Stämme kennen, die bald in größeren Haufen zusammenleben, wenn der Regen den Wuchs des Grases befördert hat, bald sich zerstreuen, wenn Dürre, wie zur Zeit der Reise des Verfassers, Futtermangel verursacht. Auch die Nachricht von der Annäherung einer solchen Caravane, wie die der Russen, macht oft daß sich die Nomaden von der Straße entfernen.

Mongoley nennt Hyakinth das Land vom 41° — 51° N. Br., und vom 118° — 143° der Länge, er gibt dann die politische Eintheilung an, schildert die Gebirge, Flüsse, Seen, Boden, Klima, und zuletzt die Bewohner.

Ehe der Verfasser seine geschichtlichen Untersuchungen über die Mongolen mittheilt, sucht er die Frage zu beantworten: wer waren die Tataren des dreizehnten Jahrhunderts? und verwirft die von Claproth, in den *Mémoires relatifs à l'Asie* aufgestellte Ansicht. Das Re-

sultat der Untersuchungen Remusat's, d'Ohsson's und Klaproth's hat Ritter mitgetheilt (Erdkunde II. Th. 2. Buch 1. Bd. S. 274 — 283), und man wird nicht Anstand nehmen diesem Forscher beyzustimmen; interessante Bemerkungen über diesen Gegenstand, so wie über die Geschichte der Mongolen gibt von Hammer in den Wiener Jahrbüchern (67. Band).

....I.

B r e m e n.

Wir zeigten (St. 28 vorigen Jahrs) den Catalog der gedruckten Bücher der Bremischen Stadtbibliothek durch den Herrn Bibliothecar Rump an, und bemerkten, daß in der Vorrede das Versprechen gegeben sey, die Bremensia in einem Anhange folgen zu lassen. Dieser Anhang ist jetzt erschienen: Verzeichniß sämtlicher Bremensien der Bremischen öffentlichen Bibliothek. 1834. 46 Seiten in Octav (bey Heyse). Es enthält S. 1 — 11 Manuscripte, worunter mehrere Chroniken; und S. 12 — 47 gedruckte Sachen, die sämtlich auf dem kleinern Bibliothekssaale zusammengestellt, jetzt eine eigene Sammlung bilden. — Wir glauben Freunden der Litterargeschichte durch diese Anzeige vielleicht einen Gefallen zu thun.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.

Den 1. Junius 1835.

L e i p z i g.

Ben F. A. Brockhaus: Was ist von den neuesten kirchlichen Ereignissen in Schlesien und von der Anwendung militärischer Gewalt wider die strengen Lutheraner daselbst zu halten? Eine Abhandlung zur Berichtigung des Urtheils über diese Ereignisse. Herausgegeben von Dr. Herm. Olshausen, Prof. der Theologie an der Universität zu Erlangen. 1835. 62 S. in 8.

Ueber die höchst beklagenswerthen kirchlichen Ereignisse in Schlesien in den letzten Tagen des verflossenen Jahres sind die Nachrichten und Urtheile noch so sehr verschieden und unsicher, daß eine Schrift, die, wie die vorliegende, auf eine unparteyische und mehr wissenschaftliche Weise so Erzählung, wie Urtheil zu berichtigen verspricht, nicht anders, als sehr willkommen seyn kann. Die Erscheinung ist äußerlich unbedeutend, hat etwas beschränkt Vertliches und Momentanes, — aber innerlich ist sie einer der interessantesten Fälle der kirchlichen Polemik, der zur Belehrung

und Warnung im höchsten Grade verdient von allen Seiten gründlich besprochen zu werden.

Worauf es dabey natürlich zunächst ankömmt, ist, einen weder durch Zorn noch Vorliebe verfälschten actenmäßigen Bericht von den Thatfachen zu haben. Dr. Dlshausen versichert einen solchen geben zu können, nach authentischen sehr genauen theils mündlichen theils schriftlichen Mittheilungen. Ob diese im strengen Sinne actenmäßig seyen, ob Aussagen unparteyischer Augenzeugen oder irgendwie Betheiligter, — wird nicht gesagt. An Ort und Stelle ist die Begebenheit noch zu neu, und die Gemüther daselbst noch zu leidenschaftlich bewegt, als daß vor der officiellen Bekanntmachung der streng gerichtlichen Untersuchungsacten unbedingte Sicherheit zu erwarten wäre.

Der Verf. beschränkt seine Erzählung auf die Bewegungen in der Dorfschaft Hönigern, ohne auf die vorbereitenden Momente, die in dem Preussischen Agendenstreit überhaupt liegen, genauer einzugehen. In seiner Beurtheilung geht er stellenweise tiefer zurück, aber wäre es nicht eben deshalb für die weniger Unterrichteten nothwendig gewesen, den allgemeineren und tieferen Zusammenhang des Streites, der in jenen Unruhen nur seine Spitze erreicht hat, kurz aber vollständig darzulegen?

Was der Verf. aus seinen Quellen über diese jüngsten Bewegungen mittheilt, ist im Wesentlichen Folgendes:

An der Spitze derselben steht der Pfarrer Kellner, ein Schwager und Glaubensgenosß des Dr. Scheibel, 'ein Mann, wie er hier geschildert wird, von Talent und Eifer für die Wahrheit, aber ohne Weisheit und demüthigen Sinn.' Ein strenger Lutheraner, hatte er mit mehreren

andern Schlesiſchen Geiſtlichen die Annahme der Agende, weil ſie ihm mit der Union und in ſofern der Zerſtörung des Lutherthumes aufs genaueſte zuſammenzuhängen ſchien, bisher ſtandhaft verweigert, und ſeine Gemeinde in dieſem Sinne belehrt und geleitet. Als er nun, nach langen vergeblichen Verhandlungen, in Folge neuerer geſchärften Verordnungen, die Cataſtrophe immer näher rücken ſah, entſchloß er ſich, um die Gemeinde zu einem kräftigeren Widerſtande zu organiſiren; durch Stimmenmehrheit vierzig Männer aus derſelben wählen zu laſſen, denen er, als Deputirten, für den Fall ſeiner Suſpenſion die Führung der kirchlichen Angelegenheiten anvertrauen wollte. Dieſen hatte er vor der Ankunft der königlichen Commiſſion (des Superintendenten und Landraths) die Kirchenschlüssel, die Kirchencaffe und was ihm ſonſt als Pfarrer anvertrauet war, übergeben, und zwar ſo, daß er nachher ſelbſt nicht wußte, wer von den Deputirten die auf den Tiſch hingelegten Schlüssel u. ſ. w. an ſich genommen hatte. Das alles hatte er gethan, ohne weder den Patron, noch andere Behörden davon zu benachrichtigen. Als er nun auf wiederholte Ermahnungen und Aufforderungen der Commiſſion, den Anordnungen der rechtmäßigen kirchlichen Behörde Folge zu leiſten, aufs entſchiedenſte ſich geweigert hatte, wurde von dem Superintendenten ſeinem Auftrage gemäß die Suſpenſion über ihn öffentlich ausgesprochen, und die interimistiſche Verwaltung der Pfarre einem benachbarten Pfarrer übertragen. Kellner aber erklärte, daß er die Suſpenſion durch einen unierten Superintendenten vollzogen nicht anerkenne, daß Verlangte nicht ausliefern und ſein Amt nach wie vor verwalten werde. Vergebens forderten die königl. Com-

missarien von den Gemeindeparlamenten die Herausgabe der Schlüssel, vergebens machten sie den Versuch, die Kirche zu öffnen; die Menge, zunächst die Weiber, umgaben schreyend die Kirche und drängten sie zurück. Durch diese Widerseßlichkeit bekam die Sache einen polizeylichen Character, und die rein bürgerliche Behörde war genöthigt, einzuschreiten. Als auch die ernstesten Vorstellungen von dieser Seite nichts vermochten, den Pfarrer zum Nachgeben zu bewegen, wurde dieser arretiert und nach Breslau geführt. In diesem einzigen Stücke folgte er ohne Widerstand. Aber die Deputierten der Gemeinde weigerten sich fortwährend, sowohl die verlangten Kirchensachen herauszugeben, als den Pfarrverweser anzuerkennen. Nicht nur wurde dieser auf mannigfaltige Weise gekränkt und verhöhnt, sondern es trat nun in Ermangelung eines ordentlichen Pfarramtes eine wahre kirchliche Anarchie ein. Die neugeborenen Kinder blieben ungetauft, die Schulen, weil von unierten Lehrern besetzt, unbesucht, die Gestorbenen wurden nicht in die Kirchenbücher eingetragen, ja es ging so weit, daß die Gemeindevorsteher bey dem Begräbniß des früheren emeritierten Pfarrers, der um die Zeit in der Gemeinde starb, obwohl derselbe allgemeine Achtung genossen hatte, das ehrenvolle Glockengeläut verweigerten. Die Gemeinde bewachte in zwey großen starkgebauten Buden, die man auch zum gottesdienstlichen Gebrauche benutzte, die Kirche, und versammelte sich in großen Haufen zu ihrer Vertheidigung, so oft das Gerücht von ernstern Maßregeln der Obrigkeit entstand. Die Behörden ließen dieß Unwesen eine Zeitlang gewähren, in der Hoffnung, die Gemeinde werde am Ende von selbst zur Besinnung und Ruhe zurückkehren. Ein

Theil derselben schien dieser Hoffnung zu entsprechen, der größere Theil aber verharrete standhaft bey seiner Opposition. Unterdessen hatte auch Pfarrer Kellner in Breslau erklärt, daß er das gegebene Wort, die Stadt ohne Genehmigung der Behörden nicht verlassen und mit seiner Gemeinde in keine weitere Correspondenz treten zu wollen, nicht länger halten könne, und daß er willens sey, zu seiner Gemeinde zurückzukehren. Was den Pfarrer zu diesem Schritte bewogen habe, wird nicht erzählt. Nachdem aber Kellner, um ihn unschädlich zu machen, in engeren Gewahrsam genommen worden, und alle Hoffnung, die Gemeinde auf dem Wege der Güte zum Gehorsam zurückzubringen verschwunden war, geschah auf Königlichen Befehl das Traurige, aber, wie es schien, Unvermeidliche, die Gemeinde wurde militärisch besetzt, die Kirche mit Gewalt genommen, und so nach dreymonatlicher Unterbrechung am ersten Weihnachtstage der Gottesdienst nach der neuen Agende durch den Consistorialrath Dr Hahn wieder eröffnet.

Nach diesem Bericht über die Thatsache geht Dr Olshausen zur Beurtheilung derselben über. Er gibt der streng lutherischen Partey überhaupt, und dem Pfarrer Kellner insbesondere entschieden Unrecht, sowohl in kirchenrechtlicher, als theologischer Hinsicht, und dieses Urtheil scheint um so unparteyischer, da der Verf. bekanntlich selbst zu den Vertheidigern der Lutherischen Abendmahllehre gehört. Die Hauptpuncte seiner Beurtheilung sind kurz diese:

Zuerst wird dem Pfarrer Kellner die eigenmächtige Wahl der vierzig Gemeindepriester mit Recht zum Vorwurf gemacht. Die Willkühr, die separatistische Tendenz darin seyen unverkennbar. Consequent und ohne Vorwurf würde der Mann

gehandelt haben, wenn er, wie einst Paul Gerhard, sein Amt aufgegeben hätte. Sodann wird der Gemeinde das Zusammenrotten um die Kirche, das Abreißen der Königl. Publicanda vorgeworfen. Durch diese Art des Widerstandes war die Sache von dem rein theologischen und kirchlichen Gebiete auf das bürgerliche und polizeyliche herübergezogen worden, und Dr. Nishausen erklärt, daß in solchen Fällen Gewalt anzuwenden die Regierung nicht nur die Erlaubniß, sondern die Verpflichtung habe, ja er fürchtet sogar, daß drey Monate lange Warten der Regierung möchte den meisten unbefangenen Beurtheilern eher zu lange als zu kurz erscheinen.

Tiefer eingehend in die theologische Seite der Sache bespricht der Verf. die Verirrung der Schlesiſchen Lutheraner überhaupt. Er zeigt, daß ihre Weigerung, ihre Kinder von unierten Geistlichen taufen zu lassen, selbst dann, wenn die unierte Kirche eine häretische geworden wäre, sogar nach altcatholischen Begriffen verkehrt sey, und widerlegt Dr. Scheibel's seltsame und fast lächerliche Vertheidigung jenes Verfahrens aus der heil. Schrift. Das eigenmächtige Taufen durch Layen — die Folge jener Weigerung — sey ebenfalls durchaus unstatthaft und jedes ordentliche Kirchenregiment sey befugt, dasselbe nicht zu dulden. Die fanatische Verkehrtheit erreiche ihren Gipfel in dem Zurückhalten der Kinder von den unierten Schulen. — Nachdem der Verf. so die hervorstechendsten Unordnungen und Ungeſetzlichkeiten gestraft hat, wirft er die Frage auf: ob die Partey etwa in der Sache selbst Recht habe, ob ihre Gewissensfreyheit verletzt worden sey u. s. w.? Auch diese Frage wird verneint und so die Anklage gegen die Partey aufs höchste gesteigert. Man ist begierig die Rechtferti-

gung dieser Verneinung zu hören. Nachdem der Verf. auf die natürlichen Schranken der Gewissensfreyheit, die in dem geordneten Staats- und Kirchenwesen liegen, aufmerksam gemacht und davor gewarnt hat, eigensinnige Willkühr mit wahrer Gewissensfreyheit zu verwechseln, unterscheidet er zwischen den beiden Momenten des Streitese, der Annahme der Agende, die nur bedingt frey, und dem Eingehen in die Union, welches der Freyheit eines jeden unbedingt anheim zu geben sey. Indem er nun zeigt, daß die lutherische Partey in Schlesien in dem doppelten und dreyfachen Irrthume befangen gewesen sey, die Annahme der Agende und Union sey ein und dasselbe, ferner die Differenz zwischen Lutheranern und Reformierten, besonders in der Lehre vom heil. Abendmahle, sey eine fundamentale, bey der keine Kirchengemeinschaft bestehen könne, und endlich die Regierung wolle eben durch das Gebot der Annahme der Agende die Lutherische Kirche in der Union unterdrücken und vernichten, bemühet er sich nachzuweisen, daß, wenn man auch zugeben wolle, der zweyte Irrthum sey für die Partey ein unüberwindlicher gewesen, über den jeder weitere Streit unnütz sey, doch, was den ersten und dritten Punct betrifft, wenigstens die Regierung nicht Schuld sey an dem verderblichen Irrthum darüber. In dieser Opposition war mir eben so neu als wichtig, daß die Regierung einige Zeit vor der letzten Catastrophe durch das Breslauer Consistorium, um die Luther. Dissidenten zufrieden zu stellen, denselben folgende Zugeständnisse und Erklärungen gemacht hatte: 1. die fortwährende Geltung der symbolischen Bücher der Luther. Kirche, insbesondere der ungedänderten Augsb. Confession werde ausdrücklich anerkannt und verbürgt; 2. den nicht unierten

Lutherischen Gemeinden stehe frey, zu verlangen, daß ihnen Männer ihres Bekenntnisses zu Geistlichen bestellt würden; 3. die Geistlichen solcher Gemeinden, die einem größeren oder kleineren Theile nach noch an dem Luth. Abendmahlsritus hängen, seyen autorisirt, in regelmäßig wiederkehrenden Fristen das heil. Abendmahl nach jenem Ritus zu verwalten. Zu dem Ende hatte man in den provinziellen Anhängen der Agende die alten Luther. Abendmahlsformulare recipiert. Den Geistlichen dieser Richtung war nur zur Pflicht gemacht, sich in allen andern kirchlichen Functionen der neuen Agende zu bedienen. Dabey war ganz in der Ordnung, daß man ihnen das öffentliche Polemisieren gegen die Union verbot, ohne Beschränkung des Rechtes, ihre Confirmanden und Gemeindeglieder im Luth. Bekenntniß vom Abendmahle zu unterrichten. Endlich wurde ihnen geboten, ohne gesetzliche Demissionen keine Amtshandlungen an Personen aus andern Parochien zu verrichten. Auch dieß forderte die kirchl. Ordnung. — Nachdem der Kf. so den Dissidenten allen Schein des Rechts genommen zu haben glaubt, untersucht er noch kurz, ob es unter solchen Umständen, da keine von jenen Concessionen etwas half, gar kein Mittel gegeben habe, den ärgerlichen Kampf zu stillen? Allerdings, meint er, entweder die Zurücknahme der Agende im ganzen Königreiche Preußen, oder die Bewilligung einer besonderen Verfassung für die Partey; allein das eine wie das andere würde im höchsten Grade unpractisch und in seinen weitern Folgen verderblich gewesen seyn, und so sey begreiflich, daß sich die Regierung dazu nicht habe verstehen können.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. 87. Stück.

Den 4. Junius 1835.

L e i p z i g.

Beschluß der Anzeige: Was ist von den neuesten kirchlichen Ereignissen in Schlesien und von der Anwendung militärischer Gewalt wider die strengen Lutheraner daselbst zu halten? 2c. 2c.

Wir übergehen den Schluß, worin die verschiedenen Urtheile über die Schlesiſchen Bewegungen geprüft und berichtet und insbesondere auf die wesentliche Differenz zwischen jener Lutherischen Partey und der mystischen und pietistischen aufmerksam gemacht wird, und fragen, ob dem Vf. gelungen sey, seine Anklage gegen die Partey und seine Rechtfertigung des Verfahrens gegen sie gehörig zu begründen? Wir antworten, zum Theil allerdings, aber nur zum Theil! Der Kampf für die religiöse Ueberzeugung ist in unserer Zeit etwas Seltenes, nicht nur wegen der herrschenden Freyheit, sondern auch Gleichgültigkeit auf diesem Gebiete. Allein um wahrhaft erfreulich und erhebend zu seyn, muß er auch rein

seyn. Aber von dem Augenblicke an, wo die Lutherische Opposition fanaticisch wurde, die unierte Kirche verkehrte und sich aller bürgerlichen Obri-
keit und Ordnung widersetzte, hat sie etwas Un-
reines und Unrechtes. Man kann ihre Energie
bewundern, aber sie gewährt keine Freude. Man
muß das gewaltsame Einschreiten der Regierung
bedauern, aber es war provociert. Es mag da-
bey von Unten mehr geschehen seyn, als von
Oben herab gewünscht wurde, — aber wenn es
einmal so weit gekommen ist, müssen solche In-
congruenzen leider immer mit eingerechnet wer-
den. Die Collision des Kirchlichen und Bürger-
lichen, in welche die Regierung gebracht worden
war, war eine der schwierigsten, die es geben
kann. Zur Lösung derselben war die Anwen-
dung der Gewalt gegen die offene Widersetzlich-
keit vielleicht unvermeidlich. Aber durfte sie wei-
ter gehen oder weiter wirken, als bis zur Ein-
nahme der Kirche? Es hat etwas Berleghendes,
daß unter dem drohenden Schutze der Waffen
auch der Gottesdienst nach der neuen Agende
wieder eröffnet wurde. Damit hätte man warten
sollen, bis die Gemüther durch Mittel des Friedens
und Geistes wieder beruhigt und zum freyen Ent-
schlusse der Theilnahme an der neuen Form des
Gottesdienstes hätten bewogen werden können. So
bleibt immer der Schein äußerer Gewalt gegen die
Gewissen. Ref. hält die Lutherische Opposition
für einen theologischen Irrthum; er gehört zu
den entschiedensten Vertheidigern der Union, und
zwar gerade in der Art, wie sie im Jahre 1817
im Preussischen eingeleitet worden ist. Jede an-
dere Art, die von dem Dogma ausgehen will,
ist nach dem Zeugniß der Geschichte unpractisch.
Eben so bin ich der Meinung, daß zur Ordnung

und Gesundheit der Kirche eine gemeinsame Agende gehört, welche dem Gottesdienste das nothwendige Element des Beharrlichen gibt, der subjectiven Willkühr Schranken setzt und für die individuelle Untüchtigkeit der Geistlichen in der Verwaltung des Gottesdienstes der Gemeinde einzigen Ersatz gewährt. Aber daß die in vielen Stücken gewiß sehr lobenswerthe Agende von Anfang an so viel Widerspruch fand, hat es nicht seinen Grund in der falschen Eile, dem unzeitigen Eifer und der nicht rein kirchlichen Art ihrer Einführung? Hierin liegt das peccatum originale, und man weiß, was es mit solchen Grundfehlern auf sich hat, wie schwer ihr Fortgang zu hemmen, ihre Folgen aufzuheben sind. Das hätte Dr Olshausen ehrlich gestehen und so die Schuld billigerweise vertheilen sollen. — Unverkennbar hat man nachher eingelenkt und gemäßigt, aber erst nachdem die Opposition zu eifrig und bitter geworden war. Die Trennung der Union und der Agende ist, so viel ich weiß, nicht von Anfang an bestimmt ausgesprochen worden und konnte es auch nicht. Jede Agende hat ein dogmatisches Element, und muß es haben, — und wer wissend ist, wird gestehen müssen, daß die Agende in dieser Beziehung ursprünglich im Sinne der Union abgefaßt war. Ich tadle dieß an sich gar nicht. Die Indifferenz des Lehrbegriffs in Beziehung auf die kirchliche Gemeinschaft, wovon die Union ausging, mußte sich, wenn irgendwo, in den gottesdienstlichen Formen je länger je mehr positiv ausdrücken. Aber man hätte damit warten können, bis im weiteren Fortschritt der Union aus ihrem Geiste der rechte Ausdruck der gemeinsamen Lehre wie von selbst hervorsprang. Da man aber die,

neue Agende mit ihrem Unionstypus der eben erst anfangenden Vermählung beider Kirchen gleichsam zur Mitgift und ersten Einrichtung zuvorgab, kann man sich wundern, wenn die strengen Lutheraner und Reformirten auf dem Grunde ihrer Symbole, die doch nicht aufgehoben werden sollten, die Annahme der Agende verweigerten? Man hätte den Ernst, der darin lag, achten, den Irrthum, den man darin fand, schonen, und die Opposition, da sie bey aller momentanen Unvermeidlichkeit durch die Wahrheit und das Gericht der Zeit als eine verschwindende erkannt und bezeichnet war, ruhig gewähren lassen sollen. Sie wäre so von selbst vergangen. Aber, noch besser! — jene Opposition wäre wahrscheinlich gar nicht entstanden, wenn die Agende sammt der Union aus einer lebendigen Verfassung der Kirche hervorgegangen wäre, und man gewagt hätte, der fortschreitenden Verfassung der Kirche das edle Werk der Agende und Union anzuvertrauen. Es gab eine solche Verfassung, wenigstens einen edeln, wahrhaft begeisternden Anfang dazu. Warum hat man diesen nicht festgehalten und gepflegt? Die Agende wäre so vielleicht viel später zu Stande gekommen, dann aber desto besser und als ein Ganzes aus einem Stück, und eben so die Union. War damit etwas verloren und nicht vielmehr das Höchste gewonnen? Es ist zu verwundern, daß Dr. Olshausen auf diese Betrachtungsweise gar nicht gekommen ist. Er weiß es so gut wie wir, daß in solchen innerlichsten Angelegenheiten der Kirche nichts gefährlicher ist, als Uebereilung und peremptorische Termine. Das Reich Gottes hat seine horas et moras. Man soll beides recht beobachten und benutzen. Die ersteren

hat man in der Agenden- und Unionsangelegenheit mit edlem Eifer im Jahre 1817 beobachtet: aber es war eben so sehr Pflicht, gleich von Anfang an auch die letzteren mit schonender Liebe und Weisheit inne zu halten. Es ist ein goldenes Wort: Eile mit Weile!

£.

L o n d o n.

S. Highley 32, Fleet Street, and Webb Street, Maze Pond, Borough, 1833: Researches on the Pathology and Treatment of some of the most important Diseases of Women. By Robert Lee, M. D. F. R. S. Physician - Accoucheur to the British Lying-in Hospital, and the Saint Mary-le-Bone Infirmary; Lecturer on Midwifery in the School of Webb Street. VIII u. 220 S., in Octav. (Mit zwey Kupferplatten).

Seit geraumer Zeit hat uns die Englische medicinische Literatur kein so ausgezeichnetes Werk geliefert, als gerade vorstehendes: eine überaus reiche Erfahrung, genau angestellte Leichenöffnungen und trefflich daraus gezogene Schlüsse bilden die Zierde dieses Buches, welches noch dadurch an Werth gewinnt, daß der Verf. auch die Meinungen anderer ausgezeichneten Schriftsteller bey seinen vorgetragenen Lehren theils anerkennend, theils berichtigend anführt, und somit allen Erfordernissen eines echt practischen Werkes entspricht. Wir bedauern nur, daß der Raum dieser Blätter es nicht gestattet, das im Buche vorgetragene in allen seinen trefflichen Einzelheiten darzustellen; indessen hoffen wir doch durch

das, was wir nachstehend als das wesentlichste hervorgehoben haben, unser eben ausgesprochenes Urtheil hinlänglich zu rechtfertigen.

Der erste Theil handelt S. 1—183 über Puerperalfieber und Cruralphlebitis. Dieser, der bey weitem stärkere enthält auch die interessantesten Mittheilungen. Im ersten Kapitel S. 1—17 gibt der Verf. als Einleitung geschichtliche Bemerkungen über das Puerperalfieber, und spricht gleich im Anfange den sehr wahren Satz aus, daß man, um sich einen gehörigen Blick in das Wesen der Krankheit zu verschaffen, dieselbe nicht in Hospitälern allein, sondern auch in der Privatpraxis beobachten solle. Er selbst hat vom 1. Januar 1827 bis 1. October 1832 172 Fälle von ausgebildetem (well-marked) Puerperalfieber beobachtet; unter diesen starben 56, bey 45 secierten Leichen sprachen sich krankhafte Erscheinungen, als Folge von Entzündung, aus, das Bauchfell und die Gebärmutteranhänge, oder die Gebärmutter selbst waren entzündet; das Muskelgewebe war entzündet und erweicht, und in 4 Fällen waren die absorbierenden Gefäße mit Eiter angefüllt. Es müssen aber diese Beobachtungen die Meinung widerlegen, es gäbe ein specifisches, die Wöchnerinnen befallendes Fieber, welches unabhängig von jeder Localaffection in den Gebärorganen zu Stande kommen, und selbst tödtlich werden könne, ohne sichtbare Veränderungen in der Structur der verschiedenen Gewebe jener Gebilde zurückzulassen. Nicht allein französische und deutsche Beobachtungen (Meu, Denon u. a., eben so Boër), sondern auch englische (Strother, Burton, Hunter ic.) beweisen die Richtigkeit des vom Verf. aufgestellten Satzes, und schon hier zieht

derselbe den Schluß, welchen er im Verlaufe seiner Untersuchungen weiter verfolgt: daß Entzündung der Gebärmutter und ihrer Anhänge als die wesentliche (essential) Ursache aller der zerstörenden fieberhaften Affectionen, welche sich nach der Geburt ausbilden, anzusehen sey, und daß ihre verschiedenen Formen, nämlich die entzündliche, congestive und typhöse von dem Ergriffenseyn des serösen, des Muskular- oder des venösen Gewebes der Gebärmutter abhängen. — Im Anfange des zweyten Kapitels: ‘Of uterine inflammation in puerperal women’ S. 18 — 90, stellt der Verf. folgende vier Arten dieser Entzündung auf: 1. Entzündung des Bauchfellüberzuges der Gebärmutter und des Bauchfellsackes. 2. Entzündung der Gebärmutter-Anhänge, d. h. der Eyerstöcke, Fallopischen Röhren und der breiten Bänder. 3. Entzündung des Schleim- und Muskular- oder des eigenthümlichen Gewebes der Gebärmutter. 4. Entzündung und Eiterung der einsaugenden Gefäße und Venen der Uterinorgane. Häufig kommen diese Arten zusammen vor, jedoch werden sie auch unabhängig von einander einzeln beobachtet: der Verf. macht hier auf ähnliche Verschiedenheiten der Entzündung in den Athmungsorganen und dem Gehirne mit dessen Häuten aufmerksam, wo gleichfalls Pleura, Lungensubstanz, und die die Luftwege auskleidende Schleimhaut einzeln oder zu gleicher Zeit afficiert seyn können, wie bey dem Gehirne dieses selbst und seine Häute in Betracht kommen. — Die angegebenen vier Arten geht nun der Verf. in den folgenden Abschnitten durch. Die erste Art bezeichnen große, durch Druck vermehrte Empfindlichkeit im Hypogastrium, und Fieber. Später schwillt der an-

fangs noch weiche Bauch an, entweder verliert sich der Schmerz, oder er wird noch stärker. Es folgt Diarrhöe oder Erbrechen von dunkel gefärbten Fluidis, der Puls wird rapid und schwach, die Zunge trocken und braun, und bald erfolgt der Tod. Berwechfelt wird dieser Zustand wohl mit Unordnungen im Darmcanale, mit fehlerhafter Zusammenziehung der Gebärmutter oder Nachwehen, mit Hysteralgie und einfacher Unterdrückung der Lochien. Die Bauchfellentzündung beginnt in dem Theile, welcher die Gebärmutter bedeckt, und erstreckt sich von da bald mehr bald weniger rasch weiter. Die bekannten Ergebnisse der Section sind genau angegeben, Entzündung des Bauchfells, Verklebung der Eingeweide, Erguß von Lymphe u. s. w. — Die zweite Art bietet alle möglichen Veränderungen in den Anhängen der Gebärmutter dar, Eiterung, Verwachsungen, völlige Entartung der Eyerstöcke &c. Die größte Empfindlichkeit findet hier mehr in den Seitentheilen des Unterleibes Statt, und auch hier fängt das Leiden mit einer bedeutenden Fieberbewegung an (strong febrile action), worauf aber bald Erschöpfung und andere Veränderungen eintreten, welche Entzündung der Muskel- und Schleimgewebe des Uterus bezeichnen. Zur weitem Aufklärung der Erscheinungen der zweiten Art hat der Verf. 9 Krankheitsgeschichten nebst den Ergebnissen der Section hier mitgetheilt. — Die dritte Art, Entzündung und Erweichung des eigenthümlichen oder Muskular-Gewebes der Gebärmutter ist dasselbe Uebel, welches Boër mit dem Namen Putrescenz der Gebärmutter, und Danyau, Euroth, und Tonnellé als *Metrite gangreneuse* beschrieben hatten; nur haben Boër, und Euroth irriger

Weise die verschiedenen Grade des Uebels als zwey wesentlich verschiedene Krankheiten dargestellt, und eben so sagt Donnellé, daß die Krankheit in Paris unter zwey verschiedenen Formen aufgetreten sey, als Erweichung des Uterus im eigentlichen Sinne und als Putrescenz. Auch diese Zerstörungen sind Folgen eines entzündlichen Processes, keineswegs aber eines eigenthümlichen Einflusses oder einer Veränderung des Bluts, daher liegen auch dieselben Ursachen, welche Entzündung der übrigen Gewebe des Uterus zu Stande bringen, der Entzündung der Muskelsubstanz dieses Organs zum Grunde, als Gewaltthätigkeit, verschleppte Geburt u. s. w. Die Diagnose bey dieser Art ist sehr schwierig, indem das Schwinden der Kräfte, die Entstellung der Gesichtszüge, der schwache und äußerst schnelle Puls, die unregelmäßigen und stinkenden Lochien keineswegs constante Erscheinungen sind, die auch durch andere Ursachen bewirkt werden können. Alle Fälle aber liefen tödtlich aus: Boër's Beobachtungen, daß schon in der Schwangerschaft Erweichung der Uterinwände vorkomme, muß der Verf. bestätigen. Auch hier sind die nöthigen Fälle mit den Sectionsergebnissen angezeiht. — Entzündung und Eiterung der aufsaugenden Gefäße ist zuerst im Monate Julius 1829 im St. Georg-Hospitale beobachtet worden: später sah der Verfasser verschiedene Fälle dieser Krankheit; indessen ist es wahrscheinlich, daß das Leiden der Lymphgefäße mit dem der Blutgefäße häufig verbunden ist; örtliche Zeichen lassen sich kaum angeben, und die allgemeinen Symptome gleichen denen einer Vergiftung. — Die fünfte Section ist der Untersuchung über die Entzündung der Venen des

uterus (Uterine phlebitis) gewidmet. Bey sonst gesunden Weibern fängt dieß Leiden gewöhnlich 24 Stunden nach der Geburt an, dagegen kann dasselbe auch zuweilen später auftreten, und es hat alsdann eine dunklere und töcklichere Gestalt. Auch hier liegt Entzündung zum Grunde, und zwar geht diese von den Mündungen der Venen in der Schleimhaut der Gebärmutter aus, nachdem diese nach entfernter Placenta offen geblieben, und so der Einwirkung der atmosphärischen Luft ausgesetzt sind. Von da aus verbreitet sich dann die Krankheit weiter, und kann sich bis zur Hohlvene und ihren bedeutenden Zweigen erstrecken. Secundär sind oft entfernte Organe mit ergriffen, Gehirn, Lungen, Magen u. s. w., wo sich Entzündung und Eiterungen bey Sectionen vorgefunden haben. — In der sechsten Section theilt der Verfasser die Geschichte der Uterinephlebitis mit, wo er nachweist, daß zuerst 1784 J. Hunter die Entzündung des venösen Systems beschrieben, zu welcher Beobachtung er durch unglückliche Fälle des Aderlasses veranlaßt wurde. Drey Jahre später schrieb Palletta über denselben Gegenstand, und 1793 fanden Clarke und Wilson in einer Puerperal-Epidemie in den Venen oft bedeutende Eitermassen ergossen, worauf dann auch andere ähnliche Mittheilungen machten. Hierauf theilt der Verfasser 20 von ihm beobachtete Fälle (seit 1826) mit.

Das dritte Kapitel handelt von den Ursachen der Gebärmutter-Entzündung bey Wöchnerinnen. Oft sind die Ursachen in großes Dunkel gehüllt, oft sind sie mechanischer Art, bey schweren Geburten zc. Erkältung, Diätfehler; in ih-

rer bössartigsten Form aber muß ein Ansteckungsstoff angenommen werden. Ist gleich über letztern Punct die Entscheidung schwer, so stimmt doch die Mehrzahl der Erfahrungen für eine solche Contagiosität, wofür der Verfasser schlagende Beyspiele p. 74 u. f. angeführt hat, daher die größte Vorsicht von Seiten der Aerzte zu empfehlen ist. Der Verfasser sagt: *We certainly owe it as a duty to our patients to act as if the contagion always existed.* Jedoch kommen auch zu jeder Zeit und überall sporadische Fälle von Gebärmutter-Entzündung vor, und können dann gleichfalls tödlich werden.

Im vierten Kapitel gibt der Verfasser die Behandlung der Uterin-Entzündung bey Wöchnerinnen an. Bey ausgebildeter Entzündung des Peritoneal-Ueberzuges der Gebärmutter empfiehlt der Verfasser allgemeine und örtliche Blutentziehung in Verbindung mit andern Antiphlogisticis. Bey heftiger Form der Krankheit sind 20—24 Unzen Blut am Arme zu entziehen, läßt hierauf der Schmerz nicht nach, lasse man 24—36 Blutegel setzen, man unterhalte die Nachblutung, und reiche innerlich 8—10 Gran Calomel mit 5 Gran Antimonialpulver, und $1\frac{1}{2}$ bis 2 Gran Opium oder mit 10 Gran Dov. Pulver, und zwar werde diese Dose alle 3 bis 4 Stunden wiederholt, bis die Symptome nachlassen. Der Verfasser reichte in vielen Fällen über 50 Gran Calomel und sah unter 170 Fällen nur zweymal den Mund stark angegriffen. Mit Nutzen gab der Verfasser oft nach der zweyten Gabe ein purgierendes Klystier, oder einen solchen Trank aus Senna und Salz, worauf der Schmerz völlig beseitigt wurde. Manchmal

ist Wiederholung der Blutentziehung nöthig; wo-
 bey indessen die Kräfte der Patientin in Be-
 tracht zu ziehen sind. Nach verringerter Heft-
 tigkeit des Anfalls reicht man Calomel in klei-
 neren Dosen fort, alle 6 Stunden 5 Gran mit
 eben so viel Dov. Pulver, bis der Mund an-
 gegriffen oder die Empfindlichkeit der Gebä-
 mütter aufgehört. Von empfohlenem Terpen-
 tindle hält der Verfasser nichts, eben so wenig
 von der Digitalis und dem Colchicum. Wo
 Brechmittel etwas geleistet, geschah dieß durch
 die Wirkung der Specacuanha auf Haut und
 Darmcanal. Dagegen hat der Verfasser Ein-
 spritzungen von warmen Wasser in mehreren
 Fällen mit entschiedenem Nutzen angewendet. —
 Was aber die anderen Arten betrifft, Entzün-
 dung der Gebärmutter-Anhänge, der Lymph-
 gefäße u. s. w., so muß der Verfasser eingestehen,
 daß es hier an einem wirksamen Mit-
 tel gänzlich fehlt. Französische Empfehlungen,
 das Quecksilber bis zur Salivation zu reichen,
 haben sich nicht bewährt gefunden; daher bleibt
 es überaus wichtig, eine prophylactische Be-
 handlung bey Wöchnerinnen eintreten zu las-
 sen, wozu p. 113 der Verfasser die nöthigen Re-
 geln gibt.

Das fünfte Kapitel, ein neuer Abschnitt
 des ersten Theils, beschäftigt sich mit der Cru-
 ral-phlebitis, oder der Entzündung der ve-
 nar. iliac. und crural. genau sich anreihend
 an die frühere Darstellung der Uterine phlebi-
 tis. Schon mit dem Namen bezeichnet der Ver-
 fasser das Wesen dieses Leidens, sonst phleg-
 masia dolens genannt; denn in 22 Fällen die-
 ser Krankheit, welche der Verfasser beobachtete,
 fanden sich die großen Venenstämme der un-

tern Extremität entzündet und verstopft, wie sich denn auch solche Erscheinungen, die der Verfasser als der Venen-Entzündung eigenthümlich beschrieben hat, als Frost, Kopfweg, Erschöpfung, kleiner und schneller Puls, Uebelkeit und Durst bey den Kranken eingestellt hatten. Der Verfasser hat 8 Fälle mit unglücklichem, und 4 mit glücklichem Ausgange mitgetheilt; und bey jenen sind auch die Ergebnisse der angestellten Sectionen angeführt. Der erste, welcher die Phlegmasia dolens von einer Entzündung der genannten Venen herleitete, war Davis (1823); dem Verfasser gebührt aber das Verdienst, die hypogastrischen Venen, welche so häufig bey der in Rede stehenden Krankheit entzündet gefunden werden, bis zu ihren Zweigen in dem Uterus selbst verfolgt zu haben, und hier den Anfang der Entzündung zu entdecken, welche sich von da erst weiter auf die ven. iliac. und femor. verbreiten. — Daß die älteren Ansichten, Unterdrückung der Lochien (Mauriceau) oder Milchmetastase (Levret u. A.) läge dieser Krankheit zum Grunde, falsch seyen, sucht der Verfasser das durch zu beweisen, daß er nicht nur Fälle mittheilt; wo sich Schenkel-phlebitis bey Nichtwöchnerinnen, in Folge von unterdrückter Menstruation oder Carcin. uteri ausgebildet, sondern selbst Beobachtungen erzählt; wo Männer von diesem Leiden ergriffen worden. Von diesen letztern sagt er: *indessen selbst, daß sie freylich nur 'in a less perfect manner than might be desirable' zur Aufklärung dienen.* — Was die Behandlung anbelangt, so empfiehlt der Verfasser im Anfange der Krankheit 2 bis 3 Dukend Blutegel, die im Noths

falle wiederholt werden müssen; Ueberlaß ist in der Regel nicht nothwendig. Manchmal bringen warme Cataplasmen auf die Schenkel gelegt dem Kranken große Erleichterung, bey andern ergibt sich die Anwendung von Kälte oder lauen verdunstenden Waschungen nützlich. Innerlich reiche man wiederholt kleine Gaben von Calomel und Antimonium nebst milden Purganzen. Eben so sind schweißtreibende Mittel und Opiate nützlich, letztere besonders zur Erleichterung der Schmerzen. Von der Digitalis, der Mercurial-Einreibung und der Jodine sah der Verfasser nichts. Erst nach Beseitigung der Entzündung passen Blasenpflaster, Einreibungen, reizendes Frottieren und Einwickelungen. — Eine tabellarische Uebersicht von 160 Fällen der Gebärmutter-Entzündung bey Wöchnerinnen, welche vom Merz 1827 bis May 1831 beobachtet wurden, bildet den Schluß des ersten Theils.

Der zweyte Theil (p. 187 — 220) handelt in vier Kapiteln über Blutfluß aus der Gebärmutter. Im ersten Kapitel widerlegt der Verfasser die Hunter'sche Ansicht von der unmittelbaren Verbindung der Placenta mit dem Uterus durch große Arterien und Venen, und weist nach, daß die menschliche Placenta weder aus einem sogenannten mütterlichen noch kindlichem Theile bestehe, daß sie nicht zellig gebaut sey, und daß keine Verbindung zwischen Uterus und Placenta durch große Arterien und Venen vorhanden sey. Im Gegentheile besteht die Placenta aus Nabelgefäßen, an der Fötaltalseite vom Chorion und Amnion, an der Uterinseite von der Decidua bedeckt; letztere ver-

schließt die Oeffnungen der inneren Gebärmutterhaut, so daß das mütterliche Blut in den Blutbehältern der Gebärmutter weder in die Uterinhöhle noch in die Placenta selbst fließen kann. So lange daher dieser Zusammenhang besteht, kann während der Schwangerschaft kein Blut sich ergießen. Wo dieß Statt findet, fließt das Blut aus den natürlichen Oeffnungen in der innern Gebärmutterhaut, welche vorher durch die Placenta verschlossen wurden. Contractionen der Gebärmutter und in den Oeffnungen sich bildende Coagula sind die Mittel, welche die Natur zur Stillung eines Blutflusses anwendet. Daher wirken auch alle empfohlenen Mittel durch hervorgebrachte Contraction oder durch Bewirkung eines Coagulums. — Im zweyten Kapitel spricht der Verfasser über Blutfluß bey Placenta praevia. Hier wird unbedingt die künstliche Entbindung empfohlen, die nur zuweilen dann entbehrt werden kann, wenn ein kleiner Theil der Placenta über dem Muttermunde sitzt, doch dürfen solche zufällige Ausgänge (nämlich Geburt ohne künstliche Hülfe) auch hier auf die oben angegebene allgemeine Regel keinen Einfluß üben. Der Tampon ist nur bey hartem und nicht nachgiebigem Muttermunde anzuwenden, ist letzterer weich und dehnbar, dann ist die Wendung zu unternehmen. — Im dritten Kapitel ist die Rede von der Blutung bey höherer Insertion der Placenta. Auch hier empfiehlt der Verfasser bey heftiger und nicht zu stillender Blutung die Einleitung zur künstlichen Entbindung durch Reiben der Gebärmutter, Ausdehnung des Muttermundes, Durchbohrung der Eihäute u. s. w. — Das vierte Kapitel handelt von Blutung nach

dem Abgange der Placenta. Ein äußerlich angebrachter starker Druck, äußere Anwendung der Kälte, Einführung eines Stückes glatten Eises in die Scheide sind nach der Erfahrung des Verfassers die besten Mittel. Von *Secale cornutum* sah derselbe nichts, eben so wenig kann er das Einführen der Hand in die Gebärmutter und das so ausgeführte Reiben der inneren Wände oder das von hier aus unternommene Comprimieren der Aorta empfehlen. — Die zwey beygegebenen sehr schön ausgeführten Kupferplatten stellen: Pl. I. die natürlichen Oeffnungen an der inneren Gebärmutterhaut, wo die Placenta ansitzt, und die Uterinseite der Placenta mit der Decidua selbst, Pl. II. einen Durchschnitt der schwangern Gebärmutter, der Placenta und der Fötal-Membranen dar.

So viel über den Inhalt dieser an Erfahrungen und daraus gezogenen Lehren so reichhaltigen Schrift: möge diese kurze Anzeige dazu dienen, die Aufmerksamkeit unserer Amtsgenossen auf dieses so schätzbare Werk hinzuweisen, wobey wir schließlich noch bemerken, daß bereits eine Uebersetzung dieses Werks durch den Königl. Hofmedicus Herrn Dr. C. Schneemann in Hannover in der Helwingschen Hofbuchhandlung (1834. 8.) mit Zusätzen versehen, erschienen ist.

Ed. Kasp. Jac. von Siebold.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 6. Junius 1835.

F l o r e n z .

Tipografia all' insegna di Dante: Storia degli antichi popoli Italiani di Giuseppe Micali. T. I. XVI u. 368 Seiten. II. 368 S. III. VIII u. 269 S. in 8. nebst einer Karte Italiens (nach d'Anville) und einem Atlas aus 120 Kupfertafeln, unter dem Titel: Monumenti per servire alla storia degli antichi popoli Italiani raccolti, esposti e pubblicati da G. M. 1832.

Dieses bedeutende Werk ist eine Umarbeitung des vor zwey und zwanzig Jahren erschienenen Buches: Italia avanti il dominio dei Romani, jedoch nur des Theils, welcher sich auf die Nationen Italiens bezieht, nicht dessen, in welchem die wachsende Macht Roms beschrieben war. Diese neue Bearbeitung ist nicht unberührt geblieben von der schärfern Kritik der Quellen und lebendigern Vergewärtigung der Zustände und geistigen Richtungen des Alterthums, welche seit dieser Zeit besonders durch Deutsche in Schwung

gebracht worden ist. Der Verf. gibt in der Vorrede, in Bezug auf die Italischen Alterthümer, namentlich zwey deutschen Schriftstellern, dem Einen nur den Preis, der seinem wahrhaft großen Geiste gebührt — wer bedarf es daß ihm hier Niebuhr genannt werde — dem Andern viel mehr, als er durch ein Werk ambiert hat, das nur eine, mit halben Mitteln unternommene, Vorarbeit für eine allseitige Ergründung des Gegenstandes seyn sollte. ‘Aber, fährt der Vf. fort, ich halte dafür, daß in der Kunde seiner Nationalgeschichte Italien keine Lektionen zu empfangen habe. Italien hat, früher als andere Nationen, den Grund zu seiner critischen Geschichte zu legen verstanden, besonders durch seinen Bico. Es möge sich der Crudition der Ausländer erfreuen, aber mit dem Bewußtseyn, daß eben diese Doctrinen, die man jetzt bey jenen auffuche, sein altes Erbgut seyen.’ Dieser schöne Patriotismus, dieses Bestreben, mit der alten Geschichte Italiens auch seine Ansprüche auf eine eigenthümliche Cultur, selbständige Entwicklung nationaler Kraft, Volksgröße vor der Ausbreitung des Römischen Reichs, ans Licht zu stellen, geht durch das ganze Werk und bildet einen liebenswürdigen Zug der Darstellung. Aber es liegt darin freylich auch eine bedeutende Gefahr für die Unbefangenheit der Forschung, und obgleich der Verf. meint, die Wage zwischen den verschiedenen Bevölkerungen Italiens, Etruskern, Griechen, Römern, mit gewissenhafter Genauigkeit gehalten zu haben, so wird dieß doch gerade die Hauptfrage bey der Kritik dieses Buches seyn, ob die Hauptidee einer homogenen, eng verbundenen Bevölkerung von Italien, welche mit einem nicht weniger activen Geiste, als die Griechen, einen eigenthümlich Italischen Götterdienst und

eine Italische Cultur hervorgebracht, ein natürliches Ergebnis aus critischer Prüfung und richtiger Combination der Quellen, oder vielleicht nur ein bloßer Wunsch und Traum des Vf. sey. Herr Micali meint, weil er die Nachrichten der Alten mehr wie sie uns gegeben werden annimmt und gelten läßt — jedoch mit Ausnahme aller angeblich gräcisirenden Nachrichten —, sich mehr innerhalb der bescheidenen Gränzen einer erlaubten Skepsis und Kritik, als manche andere neuere Forscher, gehalten zu haben. Schwerlich aber wird sich dadurch auf dem Wege historischer Forschung irre machen lassen, wem, und zwar besonders durch Niebuhr, klar geworden ist, wie Zeugnisse, auch die scheinbar gewichtigsten, nie unmittelbar als Bausteine der Geschichte gebraucht werden können, sondern ihnen erst, durch richtige Combination, der Platz angewiesen werden muß, den sie ursprünglich einnahmen, und die Meinung, die ihnen ursprünglich unterlag. Combination, gestützt auf möglichst sorgfältige Abwägung der Probabilitäten, geleitet durch einen aus lebendiger Erfahrung stammenden Begriff von den Kräften und Gesetzen des menschlichen Geistes, bleibt das einzige mögliche Verfahren historischer Forschung, in nahen und scheinbar lichten, wie in fernen und anerkannt dunkeln Zeiten. Micali's Werk möchte sich dagegen, bey genauerer Prüfung, als ein Beyspiel eines Satzes erweisen, den wir in neueren Zeiten öfter bestätigt gefunden, daß Schriftsteller, die eine gewisse Scheu äußern vor einer historischen Combination, welche aus mühsamer Vergleichung der erhaltenen Reste und Spuren die Gestalt des verlorenen Ganzen reconstruiert, sich dafür einer baaren Willkühr ergeben, indem sie einen, angeblich aus gesunder Philosophie geschöpften Satz an die Spitze stellen,

und nun in dem Sinne dieses Satzes das ganze historische Material, welches sie in seiner alten Unordnung und Vermischung aus heterogenen Bestandtheilen aufführen, auslegen und benutzen.

Der Weg, den der Verf. nimmt, ist — so viel er sich in aller Kürze verzeichnen läßt — dieser. Er beginnt mit den Erzählungen von den Abo-
 riginern, und erweitert diese zu einem Urvolke ganz Italiens, denen er nach den Sagen von dem Könige Saturnus ein theocratisches Regiment und eine damit übereinstimmende Civilisation zus-
 eignet. — Gleich an dieser Stelle würde eine kritische Sichtung der Nachrichten von jenem Sa-
 turnischen Zeitalter Italiens gezeigt haben, daß nur ein geringes Element in diesen Sagen den
 Italischen Gott Saturnus angeht, das Meiste aber nur eine Uebertragung ist der Griechischen
 Poesie von dem Gotte des goldenen Zeitalters, Kronos, als dem Beherrscher einer seligen Todten-
 welt in den beym Sonnenuntergange gelegenen Inseln und Gestaden Hesperiens auf das Local
 von Italien und besonders Latium. — Darauf werden sogleich die aus dem sogenannten ver-
 sacrum hervorgehenden Colonien (die sich doch nur bey den Sabellischen Stämmen und den so-
 genannten Abo-
 riginern in Latium nachweisen las-
 sen) erzählt, als die bedeutendste Veränderung,
 die sich in dem Urzustande begab. Erst nach dies-
 ser vorläufigen Feststellung eines einheimischen
 nicht ungebildeten, vielmehr an der allgemeinen
 Cultur der Völker um das Mittelmeer Theil neh-
 menden Urvolkes von Italien wendet sich der
 Verf. im dritten Kapitel zu einer Untersuchung
 über die Art der ältern Geschichte und ihre Ent-
 stellung durch poetische Fabeln, wobey die Grie-
 chen ganz als die Verfälscher der einheimischen
 Traditionen dargestellt und auf die Graecia men-

dax (nach Schriftstellern einer Zeit, in der ungleich weniger Wahrheit war) viel zu viel gescholten wird. Denn auch von dem Trojanischen Ursprung Roms, den Herr Micali unbedenklich zu diesen Griechischen Fabeleyen rechnet, ist doch wohl ein tieferer Grund nachgewiesen worden, als bloße leichtsinnige Erfindung. Dann wendet sich der Verf., nach einer Erörterung über den Namen Italiens, zu den Sikelern und den Umbrenn, die jene vertrieben hätten, ohne über die Verwandtschaft dieser Völker etwas anders bestimmen zu wollen, als daß sie Glieder jener ursprünglichen Völkerfamilie Italiens waren, und die Umbren dem Dskischen Stamme nahe verwandt waren, worin wir aus Gründen der Sprache mit ihm übereinstimmen. Die Pelasger, namentlich auch die Tyrhener-Pelasger, werden hierauf ziemlich aus der Italischen Archäologie hinweg und den Griechischen Geschichtssystemen zugewiesen, die in allen alten Völkergeschichten ihre Pelasger suchten. Sie sollen nach Micali nur die Küstenländer beunruhigt, und durch Kriege zu Auswanderungen und Völkerzügen Veranlassung gegeben haben. Dem Ref. sey dabey vergönnt anzumerken, daß ihn alle nachfolgende Ueberlegung und auch manche neuere Entdeckung in der Ansicht bestärkt habe, daß das Italische Tyrhennien wirklich seinen Namen und einen Theil seiner Bewohner von der halb griechischen, halb lydischen Landschaft erhielt, die das eine Volk Tyrhennien, das andere Torrheben nannte. Der Verf. baut sich dagegen die Größe der Etruskischen Nation ganz allein auf aus einem ursprünglich nicht sehr zahlreichen, aber kraftvollen und durch ein festes System gottesdienstlicher und politischer Gesetzgebung erstarktem Stamme, auch einem Zweige der Aboriginer,

Nation, den er — wir wissen nicht, nach welchen Zeugnissen — von den Höhen ausgehen läßt, die sich von der Falterona bis zum Thal von Mugello hinziehen. Uebrigens erzählt er die Geschichte der Ausdehnung der Etruskischen Macht mit gelehrter Benützung der Quellen, und möglichst genau auf die besondern Verhältnisse der einzelnen Etruskischen Städte eingehend. Von da wendet sich der Verf. zunächst zu den Ausonern, Opikern, Os kern, deren Einheit mit Recht festgehalten wird, die er als ein einfaches Hirtenvolk schildert, einem friedlichen Leben in den Gebirgsthälern zugethan und die Küsten darum willig den Fremden überlassend, die zuerst von Illyrien, dann aus Griechenland sich hier festgesetzt hätten. Aus ihnen entwickeln sich, neben vielen andern Stämmen (Mutulern, Easkern, Herznikern, Nequern, Volskern), die Sabiner, die sich kräftiger, als die andern, im Gebirge ausbreiteten. Aus der Zeit dieser Völkerkämpfe leitet der Verf. auch jene Befestigungen her, die sich am dichtesten im ager Reatinus sammendrängen, und von den Neuern gewöhnlich Kyklopische Mauern genannt werden. Der Verf. erklärt sich gegen ein Pelasgisches oder Aboriginisches Alterthum dieser Mauern, ohne indeß einen Grund anzugeben, warum diese Mauern in Unteritalien ganz und gar aufhören, in Gegenden, wohin doch dieselben Sabellischen Stämme sich verbreiteten, und wo sie auch dieselbe Steinart in den Gebirgen vorfanden. Nach diesen Andeutungen des Systems des Verf. bemerken wir nur, daß er auf dieselbe Weise alle andern Stämme Italiens und die Niederlassungen der Griechen mit sorgfältiger Sammlung aller Nachrichten und Besetzung alles dessen, was ihm Griechische Fabel scheint, durchgeht, wobey selbst die Denotrer aus

ihrem Zusammenhange mit den Griechen-gerisfen, und den Ostlichen Stämmen zugetheilt werden, und daß er sich dann von Bd. II. S. 65 an zu dem Staatswesen, der Religion, der Bildung, den Künsten und Gewerben der Italischen Völker wendet, und zuletzt auch die Sprache und Schrift dieser Stämme behandelt, jedoch ohne auf eigenthümlichem Wege in diese Untersuchungen einzudringen. Das religiöse System der Etrusker baut sich der Verf. nicht immer aus den besten Nachrichten auf — indem sein kritisches Gewissen nur dann erwacht, wenn die Angaben ihm zu Griechisch klingen —; er läßt sie an ein höchstes Wesen, eine Weltseele glauben, den deus demogorgon cujus nomen scire non licet aus Eutat. zu Statius Theb. IV, 516, dessen erste Emanation Tina oder Jupiter gewesen sey, u. s. w. Er statuiert einen einheimischen Bacchusdienst der Etrusker von großer Erhabenheit, wobey er sich besonders auf die Denkmäler bezieht, die den Dionysos Tinia, d. h. Sohn des Jupiter-Tina, nannten. Aber, wie Ref. schon früher bemerkt hat, daß auf der Borgianischen Vatera mit der Bacchus-Geburt Tinia zu Zeus gehöre, und auf der Ficoronischen der Tinia genannte Gott ein jugendlicher Zeus sey, so ist es jetzt durch die vom archäologischen Institut, Monumenti inediti Vol. II. tav. 6, publicierte Vateren- oder Spiegelzeichnung völlig entschieden, daß Tinia s. v. a. Tina, und nichts als ein Name des Zeus sey, wogegen der wirkliche Etruskische Name des Bacchus in der Form Phuphluns durch zwey Spiegelzeichnungen (s. Monum. ined. dell' Instit. Vol. I. tav. 56 A. und Micali's Werk selbst T. III. p. 192) zum Vorschein gekommen ist. Ob aber aus einem einheimischen Namen ohne Weiteres ein einhei-

mischer Ursprung der Gottheit zu schließen sey, ist sehr zu zweifeln; wie Liber pater kann ja auch Phuphluns eine Uebersetzung eines Griechischen Namens der Gottheit seyn. Diesen Etruskischen Bacchus denkt sich der Verf., indem er Orphische Ideen auf Etrurien überträgt, zugleich als einen Unterweltsgott, Mantus, und bringt damit sehr fremdartige Ideen aus der dualistischen Dämonologie der Perser in eine Verbindung, die hernach als Fundament der Kunstklärung dienen muß. So möchte sich bey weiterer Analyse zeigen, daß der Verf. sein System des Etruskischen Götterglaubens mit großer Kühnheit und größtentheils aus Nachrichten der zweydeutigsten Herkunft in die Höhe gebaut hat, während man in Deutschland kaum gewagt hat, aus den wenigen echten Nachrichten, die darüber aufzufinden sind, den inneren Zusammenhang hin und wieder zu errathen. In der Geschichte der bildenden Kunst nimmt der Verf. einen uralten Einfluß Aegyptens auf Etrurien an, aber erkennt doch auch den frühern Zusammenhang mit den Griechen an. Jedoch denkt er sich diesen mehr als eine Wechselwirkung zwischen den im Lande der Spiker zusammenwohnenden Nationen, bey der auch die Griechen eben so von den Etruskern gelernt hätten wie umgekehrt, so daß der in Rom sogenannte Tuscanische Styl wirklich, wenigstens zum Theil, ein Erzeugniß der Tusckischen Nation gewesen wäre. Dagegen läßt er den Griechen den Ruhm, für die zweyte Periode der Etruskischen Kunst, in welcher die Zeichnung sich zu mehr Schönheit und Leichtigkeit entwickelte, die Lehrer der Italier geworden zu seyn. Und doch zeigt sich, wenn man auf die Gegenstände der Etruskischen Bildwerke achtet, gerade in den spätesten, von jenem Tuscanischen

Styl am weitesten entfernten, die stärkste Beymischung Etruskischer Ideen, während die Vorstellungen der ältern Arbeiten, in jenem ein wenig modificierten altgriechischen Styl, den man den Tuscanischen nannte, sich sehr wenig von echt Griechischen Darstellungen entfernen. Wen sollte dieß nicht überzeugen, daß die bildende Kunst in Etrurien ein exotisches Gewächs war, das erst, nachdem es lange schon dahin verpflanzt war, seine Wurzeln tiefer in das Nationalleben der Etrusker zu treiben anfing.

Einige weitere Andeutungen über das in der Geschichte und Erklärung der Kunst der Etrusker vom Verf. befolgte System können wir gleich mit einer Nachricht von dem großen Atlas verbinden, den Herr Micali seinem Werke beygegeben. Wie schon bey dem frühern Werke die Abbildungen Etruskischer Mauern, Sarcophage, Münzen als die werthvollste Zugabe anerkannt wurden: so muß es in noch viel höhern Maße bey dieser neuen Bearbeitung der Monumenti geschehen, in der manche Platten aus der frühern Sammlung aufgenommen, aber eine viel größere Anzahl neue hinzugekommen sind. Der frühere Atlas war in der That durch Inghirami's reichere und treuer ausgeführte Publicationen in den Hintergrund gedrängt worden; gegen diesen neuen Schatz tritt aber unlängbar wieder das Inghiramische Werk in den Schatzten, dessen Erscheinen nicht von so günstigen Umständen begleitet wurde, wie die Entdeckungen von Volci, Clusium, Tarquinii für Micali gewesen sind. Auch hat man nach Vergleichung mit Inghirami keinen Grund, bey den für diese zweyte Ausgabe gezeichneten und gestochenen Tafeln jene Verschönerungssucht zu befürchten, die bey der ersten Ausgabe manchen Gelehrten ver-

leitet hat, die rohen Arbeiten Volaterranischer Steinmeße als edle und geistreiche Hervorbringungen des schon im Alterthum sich meldenden Genius der Florentinischen Kunst zu preisen. Daß der Herausgeber dabey Vieles aufgenommen, was durch Inghirami, D'Orow und Andere bereits bekannt geworden war, muß man wohl seinem Wunsche zu gut halten, dieser Sammlung eine gewisse unabhängige Vollständigkeit zuzusichern. Doch überwiegt auf jeden Fall das Unedierte bey weitem.

Diesen großen Reichthum zu würdigen haben unter unsern archäologischen Zeitgenossen bereits Raoul-Rochette *Journal des Savans* 1834. p. 139. 279, und Gerhard, *Jahrbücher der Wissensch. Critik* 1834. №. 87 ff., versucht, deren genaue Ausführlichkeit unsere Kürze entschuldigen mag. Zuerst finden wir auf 13 Tafeln die schon bekannten Pläne Etruskischer Städte und Ansichten von Stadtmauern, die indeß um einige Abbildungen der Mauern von Fiesole und einer Ruine in der Nähe von Terni (merkwürdig durch das phallische Symbol Taf. 13. b) vermehrt sind. Dann folgen auf Taf. 14—27 Gefäße von der Art, die man am meisten in Clusium, aber auch in Volci und Tarquinii findet, und die unter uns zuerst durch D'Orow's Reise bekannt geworden sind. Der Herausg. wendet eine besondere Aufmerksamkeit auf die Köpfe der Canobusartigen Urnen, deren Züge in der That mehr eine rohe Nachbildung Etruskischer Gesichter als des altgriechischen Profils zu seyn scheinen. In den orientalisierenden Ornamenten dieser Vasen findet er reichen Stoff für jene Deutungen aus einer gemischten orphischen und magischen Lehre, und nimmt zum Beyspiel eine Darstellung (auf Taf. 22, vergl. Th. II. S. 278.

Th. III. S. 21) für einen Kampf des Linia-
Mantus mit einem guten Todten-Genius, in
der andere Archäologen sogleich die altgriechische,
nur wenig entstellte, Bildungsweise des Mythus
von der Enthauptung der Gorgo durch Perseus
erkannt haben. Sehr umfassend sind die Mit-
theilungen Tyrrenischer Metallarbeiten von Taf.
28 bis 50; sie enthalten die schon bekannten
Bronzereliefs von Perugia, viele bronzene Sta-
tuetten, mehrere unedierte Spiegelzeichnungen,
die Micali — auch hier im Widerspruch mit
Inghirami — für Vateren zu halten fortfährt,
die zu den Todtengebräuchen gedient hätten, zier-
liche Candelaber und, nach allerley andern ver-
mischten Gegenständen, eine besonders schätzbare
Tafel (46) mit Etruskischen Geschmeiden und
Goldplättchen mit eingedrückten Figuren aus den
Gräbern von Volci. Eine namentlich hervorzu-
hebende Erweiterung unsers kunstmythologischen
Vorraths gewähren die beiden Spiegelzeichnun-
gen aus Volci, Taf. 36, 3. und 50, 1., beide
bezüglich auf Herakles, der mit den Hesperiden-
Äpfeln zu dem Himmelsträger Atlas kommt,
und auf derselben Fahrt, von Kastor unterstützt,
den Prometheus vom Skythischen Felsen erretzt.
In dem beygeschriebenen Namen des He-
ros CALANICE, den der Verf. das eine Mal
ALAAKE liest und für Alkaios erklärt, das an-
dere Mal für einen neuen Namen des Pollux
nimmt, haben Raoul-Rochette, im Journal
des Savans 1834. Decembre, und der Ref.
(Handbuch, zweyte Ausgabe S. 633) gleichzei-
tig den Beynamen des Herakles, Kallinikos, er-
kannt, der also auch zu den Ohren der Etrus-
ker erklingen war. Sehr dunkel dagegen ist der
Gegenstand der Zeichnung Taf. 47, 1., wo ein
Heros Chaluchasu mit den beiden Dioskuren

Pulutuke und Kasturu ringt; man sollte hinter jener Etruskischen Namensform *Kάλχας* vermuthen, aber in welchem Mythos käme dieser Kampf vor; und umgekehrt, ist der Kampf des Messenischen Helden Lynkeus mit den Dioskuren gemeint, woher kommt die erste Sylbe Cha? Der Herausg. sieht darin ein in der alten Kunst ganz unerhörtes Sujet, die beiden Dioskuren und Kadmos als Rabiren in freundlicher Umarmung. Taf. 51 bis 61 enthalten Sculpturen in Stein, Stelen, Altäre mit Reliefs, Aschenkisten und Bruchstücke ähnlicher Art. Die Sculpturen von Chiusi auf Taf. 52, 1. bis 56 werden mit Recht als eine ganz eigenthümliche Sattung des Tuscanischen Styls ausgezeichnet. Taf. 57 erhalten wir einige in Volci gefundene Sculpturen, meist von sehr roher Arbeit. Unter den Todtenkisten fehlen manche früher herausgegebene, um derentwillen man immer noch das frühere Werk nachschlagen und anführen muß. Hierauf folgen Taf. 62 — 70 Etruskische Grabmäler, wie die Volcentische Cocumella, und Grabkammern mit ihren Gemälden, unter denen auch die von Stackelberg gezeichneten Hypogeen, aber nur sehr im Kleinen und auf eine wenig genügende Weise, publiciert werden. Die Inschriften der einen dieser Grotten, die durch ihre Verbindung mit den Figuren ein doppeltes Interesse haben, sind so sehr verkleinert, daß man sie kaum erkennen kann; indeß sind sie auch sonst schon von Herrn Dr Kellermann auf einer Tafel zum *Bullet. dell' Inst. di corr. archeol.* 1833. N. IV. n. 27 — 43, mit allen andern aus diesen Gräbern damals copierten, herausgegeben worden. Taf. 71. 72 werden Abbildungen der merkwürdigen Gebäude Sardinens, die unter dem Namen Nuraghen bekannt sind, nach

Zeichnungen des Obersten della Marmora mitgetheilt. Fast den wichtigsten Theil aber der ganzen Sammlung bilden die auf Taf. 73 — 103 zusammengestellten Vasengemälde, meist aus Volci, die, wenn auch nur in Umrissen gegeben, doch mit Indicationen der Farbe versehen sind. Der Herausg. hat unter diesen eine bedeutende Anzahl (Taf. 75 bis 78) von der Gattung ausgesucht, die Gerhard (Bulletino dell' Inst. 1834. p. 141) *affettata maniera arcaica tirrena* nennt, und in der auf jeden Fall eine ganz eigenthümliche locale Manier zu erkennen ist, welche auf einer affectierten Bildung und überladenen Ausführung in der Regel ganz bedeutungsloser Figuren beruht. Micali sieht darin (B. II. S. 289) die ältesten Hervorbringungen der Vasenmahlerey, und hält den Mahler Amasis, der auf einer dieser Vasen vorkommt, für einen Korinthischen Mahler (oder vielmehr Töpfer) aus der Zeit des Demarat. Daß dieser Amasis ein Korinther gewesen, ist darum nicht unwahrscheinlich, weil hier in Perianders Familie auch der Name Psammetichos vorkommt, der eben so sicher aus Aegyptischen Gastverbindungen stammt, wie Gordios aus Phrygischen: aber immer müßte dann wohl dieser Amasis jünger seyn, als der Name durch den Aegyptischen König eine Celebrität erlangt hatte. Und ist er vielleicht auf dieser Vase nicht eine bloße Copie von einer andern? Der Verf. macht auch auf eine Vase des Prinzen von Canino aufmerksam, wo im Innern der Schale bey dem Bilde einer *Chimära* in alterthümlicher Form die Inschrift steht: **EV+EPOS EHOIESEN**, d. h. *Εὐχειρος ἐποίησεν*, die allerdings sehr an den Thonbildner *Eucheir* erinnert, der den Korinthischen Demarat nach Tarquinii begleitet haben soll. Micali

ist aus diesen und andern Gründen geneigt, die alterthümlichen Vasen von Volci der Schule von Korinth und Sikyon zuzueignen, wobey auch großes Gewicht auf die von einigen Neuern eingeführte Benennung der Korinthischen Hydrien gelegt wird (Th. II. S. 293), ohne daß die Attischen Fabriken ausgeschlossen werden, für die doch immer der Dialect der großen Masse der mit Inschriften versehenen Gefäße entscheidet. Zugleich sucht der Herausg. eine große Menge der Volcentischen Vasen Etruskischen Arbeitern zu vindicieren, weit mehr als man nach der Analogie der mit Etruskischen Inschriften versehenen annehmen kann, namentlich alle, auf denen die in diesem Werke sehr beliebte Lehre von den guten und bösen Genien und ein ausgelassener Bacchus-Cultus, wie ihn der Römische Senat auszrottete, gefunden werden. Welchen Zuwachs übrigens von kunstgeschichtlichen und kunstmythologischen Kenntnissen dieser große Vorrath von Volcentischen Vasenbildern gewähre, braucht, nach dem bekannten Werthe derselben, nicht bemerkt zu werden; der Ref. hat an andern Orten Gelegenheit gehabt, die wichtigsten Vorstellungen daraus in kunstmythologischem Zusammenhange zu verzeichnen. Hierauf folgen wieder einige Aschenkisten (Taf. 104 — 112); Geräthe aus Gräbern (113. 114); Etruskische und Campanische Münzen, aber kein Aes grave (115); geschnittene Steine reich vermehrt aus neuern Nachgrabungen und daher viel mit den Imprime gemmarie dell' Instituto zusammenstehend (116. 117), auch ein Stück Bernstein, zur Figur eines Satyrs in erhabener Arbeit zugeschnitten, aus einem Grabe in Apulien, nebst einigen andern nachträglich hinzugefügten Gegenständen. Die letzte Tafel (120) vermehrt die

Zahl der im Werke zerstreuten Inschriften durch einige bedeutendere Etruskische und Oskische Schriftdenkmäler. Die zweymal, Taf. 27, 19. 101, 15, mitgetheilte Inschrift, die unter dem Fuße einer Volcenter-Vase eingekrazt gefunden ist, *Mi Repesunaf Afiles*, die in einer bekannten Form abgefaßt nichts anders bedeuten kann, als *sum Repesunae Aulae*, vermehrt die Zahl der Fälle, aus denen sich dieser Genitiv der ersten Declination im Etruskischen erkennen und näher bestimmen läßt. Offenbar hatte das Etruskische, wie das Attische Griechisch, beide Formen *as* und *es*, aber *as* immer nach der Liquida *n* (*Mi Afiles Apianas*, *Mi Larus Arianas Anasses* (Etrusker I. S. 450), *Mi Feneruf Finucenaf* (Lanzi II. 199), *Ta suti mucetis Cneunas Lautunis*, *Bullet. dell' Inst. 1830. p. 28*; *Rumlnaf*, *Bullet. 1833. N. IV. tav. n. 49.*; nach den andern liquiden und stummen Consonanten dagegen, jedoch das *e* und *ch* ausgenommen (*Felchaf*, *Mancaf*, *Marchaf*), ziemlich überall *es*.

R. D. M.

B o n n.

Bey Eduard Weber: Die Sternschnuppen sind Steine aus den Mondvulcanen, die einen Durchmesser von 1 bis 5 Fuß haben und welche bey 8000 Fuß Geschwindigkeit in 1 Secunde nicht wieder auf den Mond zurückkommen und die dann mit Millionen um die Erde herumlaufen, von S. F. Benzenberg. 1834. 80 S. in 8.

Diese Monographie scheint den besondern Zweck zu haben des Verfassers Bekehrung, wie er sich selbst ausdrückt, bekannt zu machen. Während er nämlich früher der Meinung war, daß die

Sternschnuppen zum Theil atmosphärischen Ursprungs seyn, so nimmt er seit dem May 1833 an, daß sie alle Auswürfe der Mondvulcane sind. Die Bemerkung (S. VII) daß es seit dem Jahre 1794 eine von den Physikern Deutschlands angenommene Meinung sey, daß die Sternschnuppen Mondsteine seyen und daß Chladni und Olbers an deren Spitze ständen, scheint dem Ref. nicht ganz richtig zu seyn. Olbers hat nur die Möglichkeit nachgewiesen, daß ein aus den Mondvulcanen weggeschleudertes Körper zur Erde gelangen könne, niemals aber behauptet, daß die Sternschnuppen wirklich aus dem Monde kämen, sondern im Gegentheil sogar Gründe dagegen aufgestellt, und Chladni hat sich in seinem Werke 'Ueber die Feuermeteore' (S. 415) entschieden gegen den lunarischen Ursprung der Feuerkugeln erklärt; es muß hiernach auch das, was Herr Prof. Benzenberg (S. 31) sagt, berichtigt werden. Neue wichtige Thatsachen oder theoretische Ansichten haben wir in dieser Schrift nicht gefunden, dagegen hätten wir gewünscht daß der Verf. auf einige Untersuchungen über die Feuerkugeln, die später als das Chladnische Werk erschienen sind, wie namentlich auf den Aufsatz von Egen in Gilbert's Annalen der Physik Bd. 72 S. 375 und von Munke in dem Schweiggerschen Journale für Chemie und Physik Bd. XXX. S. 259 mehr Rücksicht genommen hätte. In jedem Falle scheint es nicht rathsam zu seyn, die Sternschnuppen schon jetzt schlechtweg Mondsteine zu nennen.

Stern.

G e t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.

Den 8. Junius 1835.

D s n a b r ü c k.

Bey Friedrich Rachhorst, 1834: Briefe über die westlichen Theile der vereinigten Staaten von Nordamerika von Heinrich v. Martels, Premier Lieutenant im 8ten Königl. Hannoverschen Linien-Bataillon. Mit einer Charte vom Missouri-Staate. VI und 194 Seiten in Octav.

Missouri, der westlichste und neueste Staat der Nordamericanischen Union, hat seit Kurzem die Aufmerksamkeit des Europäers und seines transatlantischen Stammgenossen gleich mächtig in Anspruch genommen. Besonders ist dieser Staat dem deutschen Auswanderer das Ziel der wärmsten Wünsche geworden, seitdem einige neue Ansiedler der dortigen Gegenden, oder solche, die von dorthier zurückgekehrt sind, ihre Zufriedenheit durch einen sehr vortheilhaften Bericht öffentlich bekannt gemacht haben. Ungemein ergiebig ist Missouri's Boden; das Klima gesund und dem von Mittel-Deutschland analog. Hohe Gebirgsketten ziehen sich aus dem Süden des Staates

nach Nordost und bieten dem Jäger den erwünschten Schauplatz seiner Thätigkeit. Wölfe, Bären und Büffel durchstreifen jene rauhen Gegenden, wo noch kein friedlicher Landmann sich niederzulassen wagte; wo noch der Ureinwohner haust in seiner ursprünglichen Wildheit, kühn, stark und grausam, wie die wilden Thiere mit denen er täglich kämpft. Wie im Süden das Gebiet Arkansaw, so erstreckt sich von der nördlichen Grenze an das Gebiet Missouri, beides noch unbebaute Einöden, ohne politische und bürgerliche Form, Eigenthum der Union, und Sitze vieler Tausende von Indianern, von denen gewiß mancher unbekannte Stamm noch nie einen Europäer gesehen hat. Tief im Westen erheben sich ungeheure Felsenwände, die wohl noch eine Zeitlang die natürlichen Grenzen der westlichen Cultur bilden werden. Aber durchbrochen werden sie dereinst von der Cultur, die schon so manches scheinbar unüberwindliche Hinderniß von der atlantischen Küste an bis zu den entfernten Ufern des Mississippi mit Riesen-Anstrengung besiegt hat. Der Staat Missouri ist vermöge seiner östlichen Grenze, welche bekanntlich der Mississippi bildet, zum Mittelpuncte des westlichen Handels bestimmt. Missouri ist der Schlüssel des weitem Westens. Der Fluß, welcher dem Staate den Namen gab und denselben quer durchströmt, wird mit seinen zahlreichen und zum Theil bedeutenden Nebenflüssen den innern Handel unendlich befördern, und steht immer durch seine Vereinigung mit dem Mississippi mit der ganzen Union, ja selbst mit dem Welt-Handel in dem lebhaftesten Verkehr. Und wie lange wird es dauern, so hat sich dieser von der Natur zum Handel und zur Schifffahrt so hochbegünstigte Staat eine Verbindung

durch das ungeheure Missouri-Gebiet mit der Küste der Südsee und weiter unten mit Mexico eröffnet! Was für unabsehbare Vortheile werden daraus nicht für den Ostindischen Handel, werden daraus nicht für ganz Nordamerica entspringen! Mögen diese Aussichten, welche bey näherer Kenntniß der Dinge Niemanden überspannt scheinen werden, durch eine friedliche Zukunft recht bald in Erfüllung gehen, und nicht zernichtet werden durch innere Zwietracht.

Handelsverbindungen waren die erste Ursache, welche die ältesten Ansiedler aus den atlantischen Staaten an die fruchtbaren Ufer des Missouri und Mississippi lockte. Mit welchem Scharfblicke diese Geschäftsmänner die vortheilhaftesten Punkte für ihren Zweck herauszufinden wußten, beweist die Lage und das schnelle Emporblühen der Städte St. Charles, Jefferson, und Franklin am Missouri, und St. Louis, Herkulaneum, St. Genevieve und Jackson am Mississippi, deren älteste Bewohner noch deren Gründer sind, und da einst die Urwälder lichteteten, wo sich jetzt die schönsten Straßen mit großen prächtigen Gebäuden und Waarenlagern durchkreuzen, wo sich die Producte und Industrie aller Weltgegenden häufen, wo sich die heitern Tugenden des geselligen Lebens immer fröhlicher entwickeln. Die zahlreichen Landstädtchen, Dörfer, Häusergruppen und Wohnungen einzelner Landwirthe weisen dann andererseits auch auf die zuverlässigste Grundlage des bürgerlichen Lebens, auf das Gedeihen des Ackerbaus, hin. Denn die Union hat nächst Ohio keinen Staat aufzuweisen, welcher den Fleiß des Deconomen reichlicher belohnte, als gerade Missouri. Auch sind die fruchtbaren Niederungen zwischen den sanften baumreichen Hügelu schon längst in lachende Saatenfluren

verwandelt. Deutsche waren es, die in den letzten beiden Decennien die drey Districte um die Mündungen des Missouri größtentheils kauften und bevölkerten.

Diese Gegenden sind es nun, mit deren jetzigen Verhältnissen uns vorliegende Briefe näher bekannt zu machen suchen. Dorthin begleitete der Verf. seinen Vater und seine Brüder, die sich unweit St. Charles am Missouri ansiedelten. Der briefliche Bericht über die Reise selbst ist an einen andern Bruder in Snabrück gerichtet. Aufklärung und Beseitigung irriger Ansichten, welche der Parteygeist oder die Unwissenheit vieler unberufener Schriftsteller über America in Umlauf setzen, und der Wunsch, dem neuen Auswanderer durch unparteyischen Rath zu nützen und ihn unter gewissen Verhältnissen vor voreiligen Schritten zu warnen, waren die nächsten Veranlassungen zur Bekanntmachung dieser Briefe, welche in einer einfachen und anspruchslosen Form erzählen, was der gewöhnliche Auswanderer auf seiner Reise zu sehen bekommt, wohin er sich vorzugsweise zu wenden, und was er, um sicher seinen Zweck zu erreichen, zu thun und was er zu vermeiden habe. Weit entfernt, irgend einen äußern Vortheil durch dieses Büchlein zu erzielen, hat der Verf. vielmehr den Ertrag desselben zur Unterstützung der armen überschwemmten Siedländer bestimmt, und sich auch so als einen wahren Menschenfreund bewiesen, der die wärmste Anerkennung verdient.

Der Verf. landete in Baltimore im September 1832, und verließ Neu York im April 1833, um wieder nach Bremen zu segeln, von wo er ausgelaufen war. Sein achtmonatlicher Aufenthalt in den Vereinigten Staaten fällt

größtentheils auf den Staat Missouri, dessen Lage und Beschaffenheit und neueste Verhältnisse uns mit den frischesten Farben eines empfänglichen warmen Gemüths geschildert werden. Die einzelnen Vorfälle seiner Reisen und Excursionen, und was sonst seine Aufmerksamkeit beschäftigt, sucht der Verf. nach den lebendigen unmittelbaren Eindrücken, welche die Ereignisse und Gegenstände auf ihn machen, uns schriftlich vorzuführen. Mit Vergnügen begleitet ihn der Leser zu Wasser und zu Land, bewundert mit ihm die Riesen-Ströme des Westens und die darauf spielenden zahlreichen Dampfschiffe, und genießt mit ihm die ländliche Ruhe und Heiterkeit des fleißigen Pflanzers, oder durchstreift an seiner Seite die mächtigen Urwälder im Verfolgen reißender Thiere. Ueber das Leben und Treiben der großen Seestädte erhalten wir nur einige beyläufige Bemerkungen, so wie sie sich dem beobachtenden Auge des Verfs. darbieten. Die Zeit war überhaupt zu kurz, um die ersten Eindrücke, die das Geräusch und die Betriebsamkeit dieser Sammelplätze aller Nationen auf den Fremden machen, durch wiederholte und anhaltende Aufmerksamkeit zu prüfen, und sie entweder als bewährte Erfahrungen mitzutheilen, oder als individuelle Täuschungen, welche die momentane Stimmung erzeugte, zu verwerfen. Der Geist ist nie reger, elastischer, empfänglicher, heiterer, als nach der ersten langen und mühevollen Seereise; ja selbst die wiederholte Erfahrung vermindert diese Heiterkeit, dieses Entzücken, diesen Seelenjubiläum sehr wenig. Die lang entbehrte Erde mit ihrer reichen Mannigfaltigkeit, alles womit die sinnreiche Hand des Menschen sie verschönernte umfassen wir mit einer Innigkeit des Gefühls, die uns

gegen die vielfachen Widersprüche des Lebens blendet, und uns überall nur geregeltes, edles Streben und Uebereinstimmung erblicken läßt. Schilderungen, welche man in dieser Stimmung unternimmt, werden immer die Farbe des begeisterten Gemüths tragen, aus dem sie flossen, und dem Verfasser selbst dann noch als theure Erinnerungen vorschweben, wenn reifere Einsicht und wiederholte Erfahrung ihn das Einzelne in einem ganz andern Lichte zu sehen gelehrt hat.

Ueber Baltimore erfahren wir erst Einiges nach des Verfs. Zurückkunft aus Missouri. Es wird von den dort wohnenden Deutschen gesagt, daß sie größtentheils nicht besonders zufrieden lebten. Vieles hängt hier von den Erwartungen und Zwecken ab, mit denen ein Deutscher den Americanischen Boden betritt, um sich daselbst anzusiedeln. Wer mit mäßigen Erwartungen und einem vernünftigen Zwecke nach America geht, wird selbst bey mäßiger Menschenkenntniß und practischer Umsicht stets die Befriedigung finden, die er sucht. Aber ein politischer Querkopf, dem die Hauptquellen des geselligen Glücks, ruhige Besonnenheit und weise Mäßigung, versiegt sind, wird weder in America noch sonst wo ein sinnverwandtes Element finden, und überall ein unfügsamer, unzufriedener Querkopf bleiben. Im öffentlichen Leben wird er wohl schwerlich glänzen können, da ihm die Mittel zum Zwecke fehlen. Die fremde Sprache wird seiner Unruhe beständig Hindernisse in den Weg werfen, die um so unüberwindlicher scheinen, je mehr dort alles durch das lebendige Wort verhandelt wird, welches der Americaner von Jugend auf durch Erziehung und Beyspiel als das einzige Bildungs- und Hebungsmittel

des republicanischen Lebens schätzen lernt, und dem die mühevollen Acten-Verhandlungen in jeder Rücksicht weichen müssen. Auf der andern Seite wird er sich nicht so leicht mit den bloß auf Geld-Erwerb gerichteten Bestrebungen des Privatlebens befreunden können, welche die ganze Thätigkeit des Americaners in Anspruch nehmen, und ihm überall den Genuß geselliger Freuden verleiden. Und dann jene unersättliche Speculationswuth der Handelsstädte, die vielleicht ein durch viel-jährigen Fleiß mühsam erworbenes Vermögen in einem Augenblicke auf das Spiel setzt. Kein Land erlebt wohl mehr Bankerotte, als gerade America; kein Land läßt mit mehr Steichgültigkeit solche Unglücksfälle geschehen. Dazu kommt noch die Unsicherheit der zahllosen Banken, die fast sämmtlich von Privatpersonen auf Actien angelegt werden, und von denen jährlich wenigstens ein halbes Duzend zu Grunde geht, und die sich doch jährlich noch vermehren. Aber diesem übertriebenen Unternehmungsgeiste, dessen häufige Mißgriffe wohl einzelne Privatpersonen, aber nicht das Ganze, zu Grunde richten können, verdankt America auch unendlich viel Vortreffliches, weil er mit allen Kräften die vielfach verzweigten Interessen des Handels, der Schiffahrt und der Industrie zu fördern sucht, und durch diese unermüdete Regsamkeit, die kein äußeres Hinderniß zu erschlaffen vermag, in kurzer Zeit Werke begonnen und zum Theil ausgeführt hat, über die der Europäer nicht genug staunen kann. Baltimore ist, wie Boston, nur eine Stadt dritten Ranges, indem Neu-York den ersten, und Philadelphia den zweyten Platz einnimmt. Und doch hat diese Stadt aus eigenen Kräften eine Eisenbahn von dreyhundert Englischen Meilen zum Theil durch sehr rauhe unwegsame Gegenden zu führen un-

ternommen. Sie soll sich von der Chesapeake-Bay bis zum Ohio erstrecken, und mit dem großen Canale, welcher dieselbe Richtung nimmt und auf seinem Wege Berge von 400 Fuß Höhe zu überwinden hat, denselben Zweck verfolgen. Die vielen Millionen zu diesen beiden wetteifernden Unternehmungen, die schon viel heftige Spannungen und Ausbrüche wilder Leidenschaften erregt haben, wurden in kurzer Zeit durch Actien zusammengebracht. Unglaublich ist der Kraftaufwand, den diese beiden Arbeiten erfordern, von denen doch die eine neulich bald gescheitert wäre. Die Canal-Compagnie hatte sich früher gebildet, und schon vor vielen Jahren eine Charte von der Regierung erhalten, der zufolge sie alle Länderreyn, durch die der Canal gegraben werden muß, gegen Abschätzungs-Preis an sich zu bringen gesucht. Später erhielt die Eisenbahn-Compagnie dieselbe Befugniß. Anfangs gingen beide Werke ohne Reibungen von Statten. Aber in der Nähe von Harper's ferry, wo der Potomac das blaue Gebirge durchbricht, liegt zwischen dem Flusse und den hohen durchbrochenen Felsenmassen, die sonst keinen Durchgang gestatten, ein schmaler ebener Strich Landes, welchen beide Compagnien benutzen mußten. Für beide war auch Raum genug vorhanden. Aber die Canal-Compagnie, welche das Vorrecht und auch den Vorsprung hatte, wollte jetzt ihre Nebenbuhlerin zu Grunde richten, und den Canal mitten durch die kleine Ebene führen, damit der Raum an beiden Seiten für die Eisenbahn zu schmal würde.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. 91. Stück.

Den 11. Junius 1835.

D s n a b r ü c k.

Beschluß der Anzeige: Briefe über die westlichen Theile der vereinigten Staaten von Nordamerika von Heinrich v. Martels 2c. 2c.

Die Sache wurde gerichtlich untersucht. Man schritt zu einem Vergleiche. Die Eisenbahn bot beträchtliche Summen. Alles vergebens. Schon drohete ihr der Untergang, die Arbeiten blieben liegen, die Actien sanken. Da fiel es einem Schlaupopfe ein, daß die Canal-Compagnie ihre Charte unter der Bedingung erhalten hatte, daß sie in einer bestimmten Zeit eine gewisse Strecke vollenden werde. Er maß diese nach. Es fehlte ein kleiner Theil. Dieser Umstand rettete die Eisenbahn, und die Sache wurde ganz zu ihren Gunsten entschieden. Jetzt sind mehr als 60 Engl. Meilen, und zwar durch den unebensten Theil des Landes vollendet. Jede dieser 60 Meilen hat im Durchschnitt mehr als 40,000 Dollars gekostet. Auf dem übrigen Theile des Weges, der sich bis zum Ohio im Ganzen 885 Fuß

hebt, sind freylich weniger Felsenmassen zu durchbrechen, und weniger Viaducte zu erbauen; die Arbeit wird also weniger theuer zu stehen kommen. In weniger als zwey Jahren hofft man diese lange Eisenbahn zu vollenden, auf welcher man dann in Einem Tage nach dem fernen Ohio für wenige Thaler wird reisen können. Solche Unternehmungen, deren namentlich Neu-York noch mehrere aufzuweisen hat, sichern den Handels-Interessen des Landes unabsehbare Vortheile für die Zukunft. Der mechanische Kunstsin, der auf alle Weise geweckt und ermutigt wird, kömmt jenem Unternehmungsgeiste mit seinen vielfachen Bestrebungen und Erfindungen überall kräftig entgegen und hilft seine großen Pläne ausführen. Wie viele kunstreiche und wichtige Maschinen verdankt nicht schon die Welt dieser stets gespannten mechanischen Thätigkeit der Americaner.

Baltimore gilt nebst Boston für die patriotischste Stadt der Union, und hat seine Gesinnungen gegen die verdienstvollsten Männer der Republik durch sehenswerthe Monumente zu verewigen gesucht. Die schöne Marmorsäule von 175 Fuß Höhe, auf deren Gipfel ein vorzüglich gut gearbeitetes Marmorbild Washingtons steht, ist ein seinem hohen Zwecke vollkommen entsprechendes Denkmal, welches auf einer sanften Anhöhe in der Stadt, welche eine weite Aussicht beherrscht, errichtet worden ist, und den Fremden mächtig überrascht. Auch das zu Ehren der im Jahre 1814 gefallenen Bürger der Stadt erbaute Denkmal wird man mit Bewunderung betrachten. Doch an Größe und Pracht stehen beide dem bey Boston auf dem Buncker-Hügel zu Ehren der dort im ersten Treffen gegen die Engländer 1776 gefallenen

Americaner errichteten Monumente weit nach. — Die prächtigsten Gebäude in Baltimore, so wie in Philadelphia und Neu-York, sind die Banken. Privatgebäude von ausgezeichnete Schönheit und Größe sieht man wenig. Die meisten sind von rothen Backsteinen erbaut, drey Etagen hoch, und inwendig mit viel bequemer Ueppigkeit eingerichtet. Die Straßen sind ziemlich gerade und die Häuser meistens von gleicher Höhe in derselben Straße. Die Kirchen sind höchst einfach und ohne Thürme. Die hier erbaute Kathedrale, wozu man das meiste Geld in Europa gesammelt hat, ist freylich mit etwas mehr Pracht im Innern verziert worden; doch würde sie neben den ehrwürdigen Europäischen Gebäuden dieser Art, selbst des dritten Ranges, sehr in den Schatten treten. Der Geschmack in der Architectur ist überhaupt nicht rein, und erhebt sich selten zu eigenen erhabenen Schöpfungen. Man vermißt eine höhere Leitung, die mit eben so viel Aufopferung als Ausdauer etwas Großes fördern könnte. Practische Brauchbarkeit und Bequemlichkeit sind die großen Probleme, auf die sich die ganze Thätigkeit beschränkt. Zur schönen Form erhebt sich die Kunst nur sehr selten.

Ueber die großen Bequemlichkeiten des Reisens zwischen Baltimore, Philadelphia und Neu-York gibt der Verf. einen sehr günstigen Bericht, wie alle Reisenden. Dampschiffe und Dampfswagen legen jetzt die 130 Engl. Meilen von Baltimore nach Philadelphia für $3\frac{1}{2}$ Dollars in $8\frac{1}{2}$ Stunden zurück; und eben so bequem gelangt man für 3 Dollars 100 Meilen weit von Philadelphia nach Neu-York.

Doch wir wollen jetzt dem Verf. nach Missouri folgen, worüber er uns, wie schon gesagt,

ausführlichere Nachrichten mittheilt. Von Baltimore reiste er nach Pittsburg, und von da den Ohio hinunter nach Steubenville, Wheeling (Virginien) Cincinnati, Louisville (Kentucky); dann den Mississippi hinauf nach St. Louis und Marthasville in Missouri. Die Rückreise ging wieder nach Cincinnati, und von da durch Virginien über Suzandote, Harper's ferry, Mount Vernon nach Washington und dann nach Baltimore. Die verschiedenen Ereignisse, Erfahrungen und Beobachtungen auf dieser ziemlich schnellen Hin- und Herreise sind vom Verf. der Reihe nach aufgezählt. Die Ankunft in St. Louis fiel in die traurige Zeit, wo von der 8000 Seelen starken Bevölkerung dieser Stadt täglich 50 Menschen durch die Cholera hinweggerafft wurden. Umlenthalben sah man Leichenwagen, und fast kein Haus ist dort verschont geblieben. Selbst von den 50 Personen, die mit dem Verf. von Louisville nach St. Louis fuhren, erkrankten 10 auf dem Schiffe, und 5 starben. Unter diesen waren gerade solche, die nach so vielen schmerzlichen Entbehrungen und Widerwärtigkeiten der langen Reise nun beynabe am Ziele ihrer Wünsche standen. Ein noch traurigerer Vorfall ereignete sich auf der Reise nach Cincinnati. Ein junger Deutscher, ein eifriger Botaniker, wollte schneller als die übrige Gesellschaft, mit der er reiste, in dieser Stadt anlangen, und kam auch wirklich einige Tage früher an. Wie die übrige Gesellschaft nachkommt, begegnet sie seiner Bahre. Er war als Opfer der Cholera gefallen.

St. Louis war noch im Jahre 1814 ein höchst unbedeutender Ort mit einigen hundert Familien, die größtentheils in Blockhäusern wohnten. Es hatte nur wenige steinerne Gebäude,

die den Reichen gehörten, welche die Ländereyen an sich gekauft hatten, wo jetzt die Stadt steht. Seine günstige Lage und seine vielfach verzweigten Handelsverbindungen verschafften ihm schnell eine zahlreiche Bevölkerung, die aber aus einem bunten Gemisch von Leuten sehr verschiedener Abstammung zusammengesetzt ist. Weiße, Schwarze, Indianer, und alle Schattierungen der Farbe, welche durch die Verheirathungen der Schwarzen mit Weißen, der Indianer mit Weißen oder Schwarzen, und der Abkömmlinge der Mulatten, Creolen, Mestizen, Sambos, Quarternonnen u. s. w. wieder mit Personen ungleicher Rasse entstehen, findet man dort unter einander gemischt. Unter den dortigen Europäern bilden die Franzosen die Mehrzahl, daneben Einwanderer aus den östlichen Staaten der Union, Engländer, Deutsche, Irländer &c. Die Mehrzahl der Landbewohner in der Umgegend und weiter im Innern sind Deutsche, die sich dort sehr gut gefallen. Die schweren Feldarbeiten werden von schwarzen Slaven verrichtet, deren der Staat Missouri bey einer Bevölkerung von 118,000 freyen Weißen, 25,000 zählt. Als im Jahre 1820 Missouri, bis dahin ein politisch formloses Gebiet oder Territorium von mehr als 60,000 Engl. Quadratmeilen, in die Reihe der Staaten aufgenommen wurde — eine Ehre, welche 40,000 Bewohner voraussetzt — entstanden heftige Debatten im Unions-Congresse zu Washington über die Frage, ob dem neuen Staate das Recht, Slaven zu halten, zustehen sollte, oder nicht. Der Sieg der Repräsentanten und Senatoren der südlichen und westlichen Staaten über die östlichen hat seitdem viele reiche Slavenbesitzer in diesen neuen Staat gelockt, und selbst diejenigen Ein-

wanderer, denen die Slaverey früher ein Abscheu war, finden sich leicht in die Lage der Dinge, und genießen gern die vielen Vortheile, die ihnen dieser Zustand gewährt. — Missouri sendet, wie jeder andere Staat der Union, zwey Senatoren zum Congresse, und für jede 40,000 Einwohner einen Repräsentanten; also jetzt zwey, und bey der nächsten Zählung gewiß drey. An der Spitze des Staats steht ein Gouverneur mit 1500 Dollars Gehalt, welcher jährlich gewählt wird. Die gesetzgebende Versammlung, welche, wie in allen übrigen Staaten, aus zwey Häusern, dem Senat und dem Hause der Repräsentanten besteht, welche alle zwey Jahre gewählt werden, hat ihren Sitz in Jefferson. Die Beschlüsse dieser Versammlung bedürfen der Bestätigung des Gouverneurs, dem das Recht des veto zusteht. — Jeder District (county) ist in Stadtgebiete (townships) getheilt; und jedes Stadtgebiet hat einen vom Volke gewählten Friedensrichter und Constabler, welcher auch die Pollice verwaltet. Der Proceßgang ist höchst einfach und kurz; alle gerichtlichen Verhandlungen sind mündlich und öffentlich; und diese Oeffentlichkeit erhält in jedem Bewohner das Bewußtseyn seiner Rechte — was um so leichter geschehen kann, da die Gesetze klar und faßlich sind, und die Verhandlungen der einzelnen Gerichte noch dazu durch unzählige Zeitungen verbreitet werden. Die dem Richter zur Seite stehende Jury besteht in Civilsachen aus 6, und in Criminalsachen aus 12 Personen. Wichtigere Criminalsachen werden von den circuit courts, die zugleich eine Appellations-Instanz bilden, entschieden. Diese Gerichtshöfe haben, wie schon der Name sagt, keine feste Wohnsitze. Sie halten ihre Sitzungen abwechselnd in den verschie-

denen Theilen der Districte, in welche der Staat getheilt ist. Die Richter der circuit courts werden vom Gouverneur ernannt und die Beyseher vom Volke. So ist auch die einfache Rechtspflege in allen übrigen Staaten der Union.

Manches Anziehende berichtet der Verf. über das Leben und die Schicksale einzelner merkwürdiger Familien, die sich seit den letzten 30 Jahren in Missouri angesiedelt haben; ferner über seine Wanderungen und Jagden daselbst; endlich über den Zustand der dortigen Ländereyen und über die sicherste und vortheilhafteste Art des Ankaufs. — Viele von den ersten Ansiedlern, welche Missouri vor 30 Jahren gegen die Indianer, die Büffel und die Bären einigermaßen sicherten, wurden von dem Verf. besucht. Sie kamen von Kentucky, dem Vaterlande der kühnsten und tapfersten Abenteurer, welche America bisher gesehen. Berühmt ist Boone's Name in beiden Welten, besonders seitdem ihn Byron durch seine Gedichte verherrlicht hat. Er, der Hercules des Westens, war es, welcher sich, seine Familie und seine Gefährten in der Mitte schauriger Urwälder unzählige Male aus den drohendsten Gefahren der reißenden Thiere und tückischen Indianer gerettet hat. Sein Sohn, jetzt Major der sogenannten Rangers, hat jetzt noch seine Besitzungen am Osage in Missouri. Bey ihm verlebte der Vater seine letzten Tage. Als siebenzehnjähriger Jüngling verließ er mit seiner sechzehnjährigen Gemahlin seine Heimath Kentucky, kam den Mississippi und Missouri hinauf bis zu dem schönen Thale am Osage. Die Stelle, wo jetzt sein Haus steht, und wo fünf starke Quellen aus dem Boden sprudeln, gefiel beiden so sehr, daß sie zugleich ausriefen: 'Hier wollen wir Hütten bauen!' Leicht war ein Block-

haus errichtet, in welchem das junge Paar lange von den Ergebnissen der Jagd lebte. Die spanische Regierung, der damals jener Strich Landes gehörte, schenkte ihnen 800 Acres. Durch die Feldmessenkunst, welche Boone gut verstand, ist er den neuen Ansiedlern sowohl wie der Regierung sehr nützlich geworden. Dadurch und durch die Jagd hat sich sein Vermögen bedeutend vermehrt. Eine blühende Familie von 10 Kindern umgibt ihn.

Auf seinen Excursionen lernte der Verf. auch einige Stämme der Indianer kennen. Er schildert sie als gastfreundlich und gefällig. Oft hat er mit ihnen das Wild verfolgt, und am Abend mit ihnen fettes saftiges Bärenfleisch gegessen. Er gibt den Männern das Zeugniß der Hochherzigkeit, daneben aber auch der Rachsucht, die sonst alle menschlichen Gefühle überwältigt. Die Pelzjäger haben noch jährlich sehr ernsthafte Gefechte mit den Indianern zu bestehen. Doch werden auch hier die ursprünglichen Herren des Landes immer mehr und mehr nach Westen gedrängt, und werden sich bald jenseit der Felsen-Gebirge zurückziehen müssen. Zeugen ihrer früheren Größe werden stets die ungeheuern Grabhügel seyn, die tief ins Alterthum zu reichen scheinen. Die Engländer nennen sie mounds, und die Franzosen mamelles. Oft sind sie 80 Fuß hoch, und haben gegen 1000 Fuß im Umfange. Bey Cahokia sieht man eine ehrwürdige Gruppe von mehreren Hunderten, welche jenen Denkmälern der Vorzeit sehr ähnlich sind, die man auf der Ebene von Troja erblickt, und denselben Zweck haben. An dem Fuße des höchsten dieser Grabhügel hatten die Trappisten ein Kloster erbaut und den Hügel selbst zum Garten umgebildet. Kein Platz in der Welt eignet sich wohl mehr

für das ewige Stillschweigen der Trappisten, als diese einsamen Grabmäler von Völkern, die jetzt ausgelöscht sind aus der Reihe der Nationen. Welch unerschöpflicher Stoff für die stumme Betrachtung! Wie manche wunde Männerbrust, ruft der Verf. aus, die hier ausruhet von den Stürmen eines unglücklichen Lebens, mag in dieser wilden großartigen Einsamkeit die verlorene Ruhe wiedergefunden und Gedanken gedacht haben, die würdig waren für alle Zeiten aufbewahrt zu werden. Durch Nachgrabungen ist schon manche Indianische Merkwürdigkeit und Knochen ans Licht gefördert. Auch der Vf. stellte solche an, wurde aber durch die Nacht überrascht, ohne etwas gefunden zu haben, und sah sich genöthigt, um nicht im Dickicht abzuirren, die Nacht auf dem Grabhügel bey einem Feuer zuzubringen. Nach vielen Gesprächen mit seinen Gefährten schlief er endlich ermüdet, aber dennoch höchst aufgeregt, ein. 'Nie, sagt er, haben so fieberische Träume mein Gehirn durchkreuzt, als in dieser langen einsamen Nacht. Es war mir, als wenn die Tausende, deren Gebeine hier ruhen, sich aus ihrem Schlummer erhoben hätten, und ringsher die weite Ebene bedeckten; und mit ihnen im bunten Gemisch sah ich das Mammuth und das Megatherion, und wie sie alle heißen, diese Riesen der Vorzeit; und mir däuchte, ich sähe jene mächtigen Lenapeß, von denen die Sage geht, daß sie die frühere Bevölkerung ausgerottet, von den Bergen herabstürzen; und ich hörte den Lärm der Schlacht, das Getöse der Waffen und das Gemurmel der Sterbenden. Da erwachte ich aus meinem Schlafe, fühlte meinen Puls fieberhaft klopfen, meine Wangen genäßt von dem Nebel der Nacht, und hörte in meiner Nähe das Heulen der Wölfe

und das Geschrey der Uhuß. Da mochte ich nicht länger hier weilen, weckte meine Gefährten, denen es nicht viel besser ergangen, und wir bestiegen, da der Tag zu grauen begann, unsere Kasse, und vergaßen nach einem Ritt von ein Paar Stunden bey einem tüchtigen Campfeuer und Frühstück Träume und Geister, Kälte und Nässe.'

Sehr nützliche Vorsichtsmaßregeln gibt der Verf. noch endlich denjenigen, die sich in Missouri ankaufen wollen. Er scheint sich eine genaue Kenntniß der dortigen Verhältnisse verschafft zu haben. Den Landwirthen von einigem Vermögen eröffnet er dort glänzende Aussichten, besonders wenn es ihnen gelingen sollte, eine schon einigermaßen angebaute Farm für einen mäßigen Preis zu erstehen. Doch muß man das Einzelne bey dem Verf. selbst nachlesen, dem wir viel Belehrung und Unterhaltung verdanken, und der durch die Bekanntmachung seiner Briefe überhaupt vielen Nutzen gestiftet hat.

G. H. B.

E r l a n g e n .

In Commission bey C. Heyden: Das weiße Blut in physiologisch-pathologischer Beziehung betrachtet von K. F. W. Chr. Kastner, Dr. der Philosophie, Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. X und 108 Seiten in 8.

Dieser erste, von dem Verfasser seinem berühmten Vater gewidmete literarische Versuch, zerfällt in einen allgemeinen und einen besondern Theil. In dem allgemeinen Theile werden die Grundbedingungen der Weißblut- und Rothblut-Bildungen betrachtet und als zwey unabhängig von einander wirkende Ursachen zur

Erzeugung des weißen Blutes angegeben: 'entweder Beymischung von noch nicht vollständig assimilirtem Chylus, oder krankhafte Umänderung des einen oder andern nähern Bestandtheils (Bildungstheils) oder aller Bildungstheile des Bluts.' Die erstere Art, die, abgesehen von dem sogenannten weißen Blute der meisten wirbelsäullosen Thiere sich in reinsten Form nur bey jungen an der Mutter saugenden Säugethieren (Kazen und Hunde) vorgefunden hat, aber auch nicht gar selten bey anscheinend ganz gesunden Menschen bey Gelegenheit eines Aderlasses, ist für den practischen Arzt von geringem Interesse. Die erstere Art will der Vf. durch gesundes weißes Blut und die letztere Art durch krankhaftes weißes Blut bezeichnen.

Das Nähere über diese beiden Säfte fällt dem besondern Theile der vorliegenden Schrift zu.

Den allgemeinen Theil, der den gegenwärtigen Standpunct der Kenntnisse sowohl vom gesunden rothen Blute, als auch von einigen demselben ähnelnden Flüssigkeiten (Lympher, Speisefast) bezeichnet, würden wir füglich als bekannt übergehen können, wenn nicht Einiges unmittelbar zu dem verhandelten Gegenstand gehörend, sich darin vorfände, und hie und da Interesse gewähren könnte.

So glaubt der Verf. Berzelius' Meinung, daß das Blutserum der Träger des Blutdunstes sey, damit widerlegen zu müssen, indem gasige Materien, von zähen Flüssigkeiten nur in sehr geringem Maße verschluckt werden, die mehr starren Gebilde hingegen ein beträchtliches Gascondensations-Vermögen besitzen. Er vermuthet, daß es zunächst das electro-positive Blutroth ist, welches im lebenden Venenblute den electro-negativen Blutdunst in Form einer sehr verdich-

teten Atmosphäre enthält, etwa so, wie es im arteriellen Blute vom Sauerstoffgas umgeben erscheint. Im venösen Blute seyen, dieser Annahme gemäß, ursprünglich das Blut sammt der Faser von Blutdunst umgeben, späterhin aber, in der Lunge, werde ein Theil des verdichteten Blutdunstes durch hinzutretendes Sauerstoffgas, unter Entbindung von Stickgas, zu Kohlensäure und Wasser verbrannt; während der andere der Faser anhängende Theil unverändert bleibt, und erst beym Gerinnen theils entweicht, theils durch das Sauerstoffgas das Blutroth ebenfalls oxydiert und so in Kohlensäure und Wasser verwandelt wird, von denen die erstere an das Natroncarbonat des Serums tritt und es in Bicarbonat verwandelt, das letztere hingegen das dem Gerinnen folgende Ausschwitzen des Serums bewirkt.

Was das Blutroth (Haematin. Cruor) und die Löslichkeit desselben im Weingeiste betrifft, so glaubte Kastner der Vater, früherhin (s. Berliner Jahrbuch der Pharmacie 1819 S. 461), daß es eine sehr innige Verbindung des Eryweisses (nicht der Faser) mit Eisenschwefelblausstoff (Anthrazothioneisen) sey; aber das zum Theil sehr abweichende Verhalten des letztern, ließen ihn auf diese Vermuthung keinen Werth legen, bis Hermbstädt ihn benachrichtigte, 'daß es ihm gelungen wäre, experimentell zu beweisen, daß die Ursache im rothen Blute Anthrazothioneisen sey.' Die von Hermbstädt bald darauf in Schweigger-Seidels neuem Jahrbuche der Chemie zc. IV, S. 314 zc. bekannt gemachten Versuche selbst, setzten jedoch diese Annahme nicht ganz außer Zweifel, sondern forderten noch strengere als die vom Experimentator geführten Beweise.

Die Gründe, die Kastner den Vater bestimmten, seine früher geäußerte Vermuthung zu-

rückzunehmen, finden sich in einer Anmerkung mit seinen eigenen Worten, die wir nachzulesen bitten.

Der besondere Theil der Schrift handelt nun von dem gesunden und dem krankhaften weißen Blute.

Was zuerst das gesunde weiße Blut betrifft, so hat man dieses hauptsächlich nur bey Thieren, nicht bey Menschen wahrzunehmen Gelegenheit gehabt, und in allen den Fällen wo man bey Menschen durch Aderlässe oder Schröpfköpfe es so entzogen hat, ist es mehr oder weniger krankhaften Individuen abgelassen worden und war dann also von nicht erheblicher Bedeutung gewesen.

Das gesunde weiße Blut theilt der Verf. wieder in bleibende und vorübergehende Weißblutbildung. Letztere zeigt sich in zweyerley Entwicklungsweisen, indem die eine vor und bey der jedesmaligen Chylus-Assimilation eintritt, also eben so oft wiederkehrt als verdauet wird; die andere indem sie an bestimmte, individuelle Entwicklungsperioden geknüpft erscheint und somit während der Lebenszeit nur einmal hervortritt. Die bleibende Weißblutbildung findet sich mehr oder weniger deutlich, von den Fischen abwärts, durch alle Thierreihen. Was die Zusammensetzung dieser Säfte anbelangt, so ist die Kenntniß davon bis jetzt noch weniger befriedigend, als die des rothen Blutes der wirbelsäuligen Thiere. Der Gerinnung sind jene weißen Säfte fähig und wird ihr Zerfallen in Serum und Placenta aus den darin nachgewiesenen Kügelchen und Faserfäden wahrscheinlich.

Unter den Säugethieren ist das weiße Blut, wie schon erwähnt, bis jetzt nur bey jungen Ragen und Hunden beobachtet worden. Ku-

dolphi sah es bey dem Durchschneiden der Diploë aus den Kopfgefäßen eines säugenden Hundes fließen, von dem sich bald eine große Menge bläulich-weißer, durchaus milchartiger Flüssigkeit trennte. Dasselbe fand Schlemm, nach Blosslegen und Verlegen der Schädelknochen einer ganz jungen kurz vorher an der Mutter gesogenen Kage. Schon bey Durchschneidung der Kopfdecken floß eine Menge gelblich-rothen Blutes aus, dessen Serum, nachdem es geronnen, ganz weiß und der Milch im Ansehen ähnlich war. Meyer in Bonn kannte diese Erscheinung schon früher aus eigenen an säugenden Kätzchen und Hunden gemachten Versuchen. Der Verf. ist bey ähnlichen Forschungen die er bey zwey jungen Kätzchen anstellte, nur unvollkommen in seinen Erwartungen befriedigt worden, doch glaubt er, aus den freylich noch sehr dürftigen Ergebnissen der Prüfungen des gesunden weißen Blutes, als sehr wahrscheinlich betrachten zu dürfen: 'daß in den ersten Zeiträumen der Rothblutbildung, der Chylus in ein dem weißen Saft der niedern Thiere ähnliches Gebilde übergeht und daß erst späterhin, wenn der Einfluß der eingeathmeten Luft auf den Blutbildungsproceß sich mehrfach wiederholt hat, die Umwandlung desselben in eigentliches rothes Blut beginnt.' Beide Entwicklungsmomente sind jedoch kaum zu trennen, weil sie, sowohl der Zeit als dem Raume nach in einander übergehen; indem schon gebildetes rothes Blut fortdauernd dem noch in Bildung begriffenen rothen Blute zugeführt und mit demselben vermenget wird. Daß übrigens die Verschiedenheit der Nahrungsmittel auf beides einwirkt beweisen die oben erwähnten Bivisectionen; denn die Muttermilch, welche jene Kätzchen zu sich genommen hatten,

zeigte sich dem Fette nach in dem Blute am wenigsten geändert. Die Bedingungen, unter welchen Erkrankungen des Bluts überhaupt, so wie das krankhafte weiße Blut, zu Stande kommen, lassen sich nach dem Verf. auf wenige allgemeine zurückführen; sofern man dabey das gesammte Wirkungsverhältniß des Bluts zu den übrigen Theilen des Organismus, nach seinen Hauptverschiedenheiten — der Zuführung bildsamer und der Entfernung unbildsam gewordener Materie — in Betrachtung zieht. — Gemeinsam ist diesen wenigen allgemeinen Bedingungen der Bluterkrankung, die Endform ihrer Wirkungen; sie stimmen nämlich darin zusammen, daß sie Störung des im gesunden Blute gegebenen Lebensgleichgewichts hervorgehen machen und so die Größengleichheit zwischen Blutbildung und Blutverbrauch für einzelne Zeiträume oder für die ganze Lebensdauer aufheben; verschieden zeigen sie sich hingegen in soweit sie entweder im entstehenden Blute selber hervortreten, oder erst durch Rückwirkung der übrigen Körpertheile auf das fertige Blut zu Stande kommen. Zu den ersteren gehören sowohl die Umänderungen des Bluts durch regelwidrige Abänderungen der Nahrungsmittel (auch durch Arzneygenuß und durch Vergiftung) als auch jene durch mangelhafte Wirkung der zur Bereitung des Chymus, des Chylus und der Lymphe erforderlichen Organe; zu den letzteren hingegen nicht nur die, durch fremdartige Einwirkungen (z. B. durch den Einfluß krankhafter Nerven) auf das schon bestehende Blut hervorgegangenen Abänderungen desselben, sondern auch jene Hindernisse der Ausscheidung chemisch=constituierter Materien, welche krankhafte Ausscheidungsorgane (franke Nieren, franke Haut) entgegensetzen. Die ersteren dieser Erkrankungs-

bedingungen werden daher vorzugsweise nachtheilig einwirken auf die Ausbildung des Bluts, die letzteren auf die Umbildung desselben. Wenn nun auch ein alleiniges Wirken der einen oder der anderen Hauptbedingung, weder beim Entstehen des krankhaften Blutes noch beim Erkranken des gesunden, je Statt haben dürfte, sondern sich beide wirksam zeigen, so ist doch auch gewiß, daß sie selten oder nie mit gleicher Intensität hervortreten, sondern die eine oder die andere entschieden vorwaltet. Der Verf. gibt nun ältere und neuere Beobachtungen die seine Sätze bewahrheiten sollen, wo nämlich entweder fehlerhafte Nutrientia oder krankhafte Organe als Hauptbedingungen vorwalteten. Dem Gehalte an Fett hat das krankhafte weiße Blut seine Farbe zu verdanken, und waren es vorzüglich Elain und Stearin die man in jener Flüssigkeit durch Scheidung aufgefunden hat; beides Stoffe, die auch das Menschenfett zu seinen Bestandtheilen zählt. Zum Schlusse theilt der Verf. noch die von Joh. Müller in Burdach's Physiologie bekannt gemachten Versuche über das rothe Blut mit, und scheidet so von dem Leser als ein Mann, dem es bey der Ausarbeitung seiner Schrift darum zu thun war, weder Fleiß noch Mühe zu sparen um derselben einen hohen Grund von Vollständigkeit zu verschaffen. Einen etwas deutlicheren, weniger verwickelten Styl hoffen wir schon in den nächsten Geistesproducten des Verfassers anzutreffen.

Mansfeld.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.

Den 13. Junius 1835.

G ö t t i n g e n.

In der Dieterichschen Buchhandlung, 1835:
Geschichtserzählungen aus Criminal-Acten nebst
einigen Urtheilen mit Entscheidungsgründen zum
Zweck der Benützung bey einem Criminal-Prac-
ticum herausgegeben von Dr. H. A. Zacharia,
Privatdoc. d. R. und außerord. Beysitzer des
Spruchcollegiums zu Göttingen. VIII und 131
Seiten in Octav.

In dem Vorwort (S. I—VIII) erklärt der
Herausgeber, daß er bey dem, mit den Vorträ-
gen über die Theorie des Strafprocesses verbun-
denen Criminal-Practicum bald das Bedürfniß
gefühl habe, neben den, in gedrängter Kürze
bloß die allerwesentlichsten Thatsachen enthal-
ten, in der Stunde selbst zu dictierenden Fäl-
len, seinen Zuhörern auch einige ausführlichere
Geschichtserzählungen aus Criminal-Acten mit-
zutheilen, um sie dadurch schon jetzt daran zu
gewöhnen, das Wesentlichere von dem Unwe-
sentlichern zu unterscheiden und sich selbst den

Stoff herauszufuchen, welcher hauptsächlich auf die rechtliche Beurtheilung des Falles von Einfluß sey. Der Verf. habe sich deshalb entschlossen, einige der von ihm beym Spruchcollegium zum Vortrag gebrachten Criminal-Rechtsfälle dem Drucke zu übergeben und sie auf diese Weise seinen Zuhörern zur Bearbeitung mitzutheilen. Die weitere Veröffentlichung glaube er dadurch entschuldigen zu können, daß vielleicht hiermit einem auch anderswo gefühlten Bedürfnisse abgeholfen werde.

Was die mitgetheilten Fälle selbst betrifft, so sind sie zwar größtentheils nicht wegen der Schwere des Verbrechens oder in psychologischer Hinsicht von großer Bedeutung, indessen wird doch der Sachverständige nicht verkennen, daß gar oft interessante criminalrechtliche Fragen dabey zur Sprache und weitem Erörterung kommen müssen. Der Fall *N^o. I.* (S. 1—10) greift in die Lehre von den Injurien, der Verhaftung und der Strafbarkeit einer gegen excedierende Beamte verübten Widersetzlichkeit ein. *N^o. II.* (S. 10—17) betrifft die Erlassung eines Steckbriefs durch einen Patrimonial-Gerichtsherrn und Einmischung in das gerichtliche Verfahren. *N^o. III.* (S. 17—28) und *N^o. IV.* (S. 28—37) geben Stoff zur Erörterung des Unterschiedes zwischen Aufruhr und Auslauf. *N^o. V.* (S. 37—42) Ein im Auslande begangenes Verbrechen der Körperverletzung. *N^o. VI.* (S. 42—47) Diebstahl im Auslande begangen; künstlicher Beweis durch Indicien. *N^o. VII.* (S. 47—71) Relation aus Untersuchungsacten wider mehrere Complicen wegen 35 verschiedener, zum Theil qualifizierter Diebstähle, wobey eine Menge wichtiger Fragen aus der Lehre vom Diebstahl zur Erörterung kommen müssen. *N^o. VIII.* (S. 71

bis 83) Auszug aus Untersuchungs-Acten, einen Todtschlag betreffend. №. IX. (S. 83 — 88) Diebstahl. №. X. (S. 89 — 101) Zur Lehre vom Beweis durch Indicien. №. XI. (S. 102 — 106) Desgleichen. Mehrere von diesen Fällen sind auch zur Abfassung von Bertheidigungschriften und Inquisitional-Artikeln geeignet. №. XII. und XIII. (S. 106 — 131) Zwen Urtheile mit Entscheidungsgründen, Diebstahl und Meineid betreffend. — Einige Bemerkungen über die Einrichtung des Criminal-Practicums finden sich in der Vorrede S. VI — VIII.

B a s e l.

Schweighauserische Buchhandlung, 1835: Altdeutsches Lesebuch von Wilhelm Wackernagel. XXVIII und 871 S. in 8.

An dem trefflich gerathenen Buche habe ich dreyerley auszusuchen: daß die langen ζ falsch geschnitten sind; daß, zwar nicht in der Vorrede, allein in den altdeutschen Texten die falsche Sylbenabtheilung XXI, 15 stand-andans, XXI, 19 thein-ai u. s. w. angenommen ist, da doch schon die Gothen stan-dan, thei-nai ausgesprochen haben werden (denn richtige Aussprache und richtiges Metrum verbindet oder trennt was etymologisch oder grammatisch getrennt oder verbunden seyn muß); endlich daß der Herausgeber in Behandlung und Ordnung der Texte seine Neigung zur sondernden, verneinenden Critik überwiegen läßt. Diese achte ich nicht gering, ja ich gestehe ihr größere Feinheit, lebhafteren Reiz zu, als der bindenden und combinierenden, welche dafür längere Sicherheit und Wahrheit zu bieten scheint, weil überhaupt doch glücklicherweise des Positiven beträchtlich mehr als des

Negativen ist. Zum Beyspiel dienen hier Notkers Werke, die von S. 50 — 98 in zwey Jahrhunderte, das zehnte und elfte, gesprengt werden. Der Herausgeber hat dabey Vorgänger und Nachfolger für sich. Schon vor zehn Jahren, in Bachmanns *specimina*, wurde p. 19 'e codice monacensi saec. X.' p. 20 'ex Marciano Capella Teutonico', p. 25 'ex Boethio de consolatione philosophiae Teutonice verso', p. 28 'Notkeri tertii translatio psalmi XXVIII', vorsichtig mitgetheilt. Ich verstand mich nicht dazu, diesen Trennungen in dem zweyten und dritten Band meiner Grammatik Einfluß zu gestatten, und behielt bey allem Respect davor ein Gefühl dagegen; es reut mich nicht. In Grasss Sprachschatz sind S. LV unter N. nur die Psalmen angeführt, der Boethius steht S. XXXVI, der Mart. Capella S. LII, der Aristoteles, so viel ich sehe, nirgends. Vor zwey Jahren ließ unser Herausgeber in seiner Abhandlung über die Verdienste der Schweizer um die deutsche Literatur S. 10 und 26 bestimmtere Aeußerungen verlauten, indem er 'in jeder Beziehung für werthvoller' als Notker's Psalter ausgibt 'die andern immer noch ungedruckten Uebersetzungen und Erklärungen vom Organon des Aristoteles, vom Marcianus Capella, und namentlich die vom philosophischen Trostbuch des Boethius: Arbeiten, die man alle zusammen gleichfalls jenem Notker benzulegen pflegt; aber es ist gewiß, daß sie von mehreren andern Verfassern, und wahrscheinlich, daß sie theilweise vom Ruadpert, einem Zeitgenossen Notker's herühren, dessen Bemühungen für angemessene Uebersetzung schwieriger lateinischer Ausdrücke uns anderswoher bekannt sind.' Die mehrern 'sind durch die Worte welche sie gebrauchen, durch die

Wortfügungen die sie anwenden sowohl vom Uebersetzer der Psalmen, als unter einander unzweifelhaft verschieden. Vom Boethius hat ein anderer die zwey ersten Bücher übersetzt, ein anderer die drey letzten und zugleich den Capella; wieder ein anderer den Aristoteles.' Und in vorliegendem Buch heißt es S. XIII: 'die Beybehaltung einzelner lateinischer Worte in Mitten der deutschen Auslegung, wie sie in Notkers Psalmen vorliegt, mußte vorausgegangen seyn, ehe man im Boethius und Marcianus die Kunst der vollkommenen Verdeutschung erreichte, das Organon des Aristoteles steht auf einer Mittelstufe. Freulich der Bahn ist aufzugeben, daß alle diese Werke von dem einzigen Notker Labeo herrühren: von ihm ist nur was ihm schon die alten Sangaller zuschreiben, die Psalmen, Gregors Moralia und Hiob (Pertz Monum. Germ. hist. 2, 57. 58), beide letztere verloren; der Aristoteles dagegen, Boethius und Marcianus sind von andern Uebersetzern und von mehr als einem; am Boethius hat vielleicht Abt Burkhart II. Antheil, wenn er nämlich jener P. ist dem Meister Rudpert im siebenten seiner Briefe eine Stelle des Boethius verdeutschen hilft.'

Außer diesem Grund (welcher schwach scheint, da Burkhart deshalb Theil am Boethius haben soll, weil darin ein Ausdruck vorkommt, den er selbst nicht treffen konnte) sind andere, ohne Zweifel aus den Sprachformen geschöpfte nicht angegeben. Sie würden manchen Schein haben, und stügen machen. Es mag z. B. bemerklich seyn, daß eine so eigenthümliche Form, wie das fragende *na* (Gramm. 3, 755) im übersetzten Boethius, Marcianus und Aristoteles, nicht in den Psalmen steht.

Anderes aber nicht weniger eigenthümliche

stimmt, z. B. das Subst. *iba* (conditio) findet sich Boeth. 154. 267 und hier de syllogismis 53, 26. 72, 17. Gesezt, nicht gehörig beglaubigte Ueberlieferungen hätten die Verdeutschung dieser Tractate lauter verschiedenen Männern beigelegt; die Critik würde mancherley, was sich hören ließe, aus den Sprachformen auch für die Ansicht, daß sie dennoch von einem und demselben Verfasser ausgegangen, gewinnen können.

So viel scheint ausgemacht, und darin dürften sich beide Meinungen vorerst begegnen, die Stücke sind am Schluß des zehnten oder Beginn des elften Jahrhunderts zu Sanctgallen übertragen und hernach eine Zeitlang durch Abschriften vervielfältigt worden. So viel scheint möglich: nachhelfende Abschreiber können jene dem feineren Beobachter auffallenden Verschiedenheiten oder Einstimmungen hervorgebracht haben, die früher nicht da waren. Sollen aber beide, Einstimmung und Abweichung, in der ursprünglichen Abfassung, nicht in der Abschrift gegründet seyn, so läßt sich denken, daß sowohl die mehreren Verfasser, allemannische Landsgenossen, Geistliche eines Klosters, Schüler eines Lehrers, in Sprache und Styl ungemein ähnlich, ja gleichartig erscheinen, als auch, daß der einzige Verfasser, nämlich Notker selbst, durch fortgesetzte Uebung sein Talent vervollkommenet und allmählich herausgebildet habe, folglich hier oder dort von sich abweichen dürfe.

Notkers Gabe der Uebersetzung und Auslegung hat für jene Zeit ganz das Gepräge des Eigenthümlichen, und wenn ihn der spätere Wiliram etwan ins Auge faßte, ist dieser schon merkbar verschieden und weniger geschickt. Durch Annahme mehrerer fast gleichzeitiger und fast gleichbegabter Arbeiter in Sanctgallen wird die Not-

kersche Originalität beynabe weggeschafft. Schule und Lehre müssen dann den schnellsten Erfolg gehabt haben, aber auch den kürzesten, weil schon die nächste Generation der dortigen Geistlichen die begonnene Arbeit wieder hätte fahren lassen. Wenigstens in dem Lauf des elften Jahrhunderts wäre noch von Notkers Zöglingen und Nachahmern ein guter Theil römischer Classiker in so manierterter Bearbeitung zu erwarten gewesen. Legt man hingegen alle vorhandenen Stücke dem einzigen Notker zu, so erklärt sich besser, wie nach dem Jahr 1022 die Sache auf einmal wieder ins Stocken gerieth. Keiner hatte Lust oder Talent fortzufahren.

Der ganzen künstlichen Unsicherheit, allem Scharfsinn der Sonderungen ein Ende gemacht wird durch ein authentisches Zeugniß, einen bisher unbekanntem Brief Notkers selbst, den ich im vorigen Herbst zufällig in einer Brüsseler Handschrift (seiner Rhetorik aus welcher das Lesebuch S. 49—52 Stellen gibt) aufgefunden habe, und hier einrücke. Es ist seltsam, daß ihn keine Sanctgaller Handschrift zu gewähren scheint: er wäre längst gedruckt. *Domino sancto Sedunensi episcopo H. Notkerus coenobita sancti Galli salutem. Valde laetatus sum, quando per relatum nuntii sospitatem vestram audivi. commotus autem super meis responsionibus, quid possum dicere nisi dictis facta compensare? Volui et volo, sed conclusi sumus in manu domini, et nos et opera nostra, et propter (l. praeter) quod annuit nihil facere possumus. Est enim quae nos trahit necessitas non voluntas, et injunctis instare nequimus, ex eo minus nota (l. vota) exsequimur. Artibus autem illis, quibus me onustare vultis, ego renuntiavi,*

neque fas mihi est aliter quam sicut instrumentis frui. Sunt enim ecclesiastici libri et praecipue quidem in scholis legendi, quos impossibile est sine illis praelibatis ad intellectum integrum duci. Ad quos dum accessum habere nostros vellem scolasticos ausus sum facere *rem paene inusitatam*, ut latine scripta in nostram conatus sim vertere, et syllogistice aut figurate aut suasorie dicta per Aristotelem vel Ciceronem vel alium artigraphum elucidare. Quod dum agerem in duobus libris Boetii, qui est de *consolatione philosophiae*, et in aliquantis et (l. de) *sancta trinitate*, rogatus (sum?) et metrica quaedam scripta in hanc eandem linguam traducere, Catonem scilicet et Bucolica Virgilii, et Andriam Terentii, mox et prosam et artes tentare me voluerunt, et transtuli *nuptias philologiae* et *cathegorias* Aristotelis, et *pergermenias* (περὶ ἐρμενεύσεως), et *principia arithmeticae*. Hinc reversus ad divina *totum psalterium* et interpretando et secundum Augustinum exponendo *consummavi*, Iob quoque *incepti*, licet *vix tertiam partem exegerim*. Nec solum haec, sed et novam *Rethoricam* et *computum novum* et alia quaedam opuscula *latine conscripsi*. Horum nescio an aliquod dignum sit venire in manus vestras. Sed si vultis ea, sumptibus enim indigent, mittite plures pergamenas et scribentibus praemia, et accipietis eorum exempla. Quae dum fuerint ad vos perlata me praesentem aestimate. Scio tamen quia primo abhorrebitis quasi ab insuetis. Sed paulatim forte incipient se commendare vobis, et praevalebunt ad legendum et ad dinos-

cendum, quam cito capiuntur per patriam
 linguam quae aut vix aut non integre ca-
 pienda forent in lingua non propria. Opor-
 tet autem scire, quia *verba theutonica sine*
accentu scribenda non sunt praeter articu-
 los, ipsi soli sine accentu pronuntiantur
acuto aut *circumflexo*. Ego autem quando
 dominus voluerit veniam. Stare autem diu-
 tius vobiscum non potero ob causas pluri-
 mas, quas dicere in praesenti non opus est.
 Libros vestros, id est Philippica et com-
 mentum in Topica Ciceronis petiit a me
 abbas de Augia, pignore dato quod majoris
 pretii est. Pluris namque est Rethorica Ci-
 ceronis et Victorini nobile commentum,
 quae pro eis retineo, et eos non nisi ve-
 stris repetere non (dieß zweyte non überflüs-
 sig) valet. Alioquin sui erunt vestri, et
 nullum dampnum erit vobis. Dominus meus
 episcopus in aeternum valeat. Als Notker
 diesen Brief schrieb hatte er demnach bereits elf
 Bücher verdeutschet von höchst verschiedener Art,
 an die sich heute nicht leicht ein und derselbe
 Uebersetzer geben würde: 1. Boethius de con-
 solatione. 2. Boethius de trinitate, nur theil-
 weise. 3. Catos disticha de moribus. 4. Vir-
 gils Bucolica. 5. Andria des Terenz. 6. Mar-
 cianus Capella. 7. Aristoteles Categorien. 8.
 Aristoteles de interpretatione. 9. Eine Arith-
 metik, vermuthlich die des Boethius. 10. Den
 Psalter. 11. Hiob. Von dem letzten war erst
 ein Drittel vollendet. Der Bischof von Sitten,
 an den das Schreiben gerichtet ist, hieß Hugo
 der zweyte; die Gallia christiana 3, 1004
 setzt ihn in die Jahre 1002 bis 1014, d. h. er
 kommt noch in einer Urkunde von 1014 vor,
 kann aber länger gelebt haben. Ich möchte den

Brief, wenn sich über Hugos Todesjahr nicht genaueres ermitteln läßt, etwa in die Jahre 1015 — 1020 bringen, der thätige Magister hätte dann Zeit gehabt, Gregors *Moralia*, des Aristoteles *Organum*, vielleicht noch anderes hinzuzufügen und den *Hiob* zu beendigen. An dem Tage, wo er ihn ausgeführt hatte, starb er (1022). Von allen elf Werken sind leider nur drey erhalten, 1. 6 und 10, außerdem noch das eben genannte, nicht mit den *Categorien* und der *Interpretation* zu verwechselnde *Aristotelische Organum*, das wir nun schwerlich einem andern Uebersetzer beylegen dürfen. Von dem *Psalter* und *Hiob* sollte man die meisten Handschriften erwarten, wie sie sich bekanntlich die Königin *Bisela*, des *Salischen* *Conrads* Gemahlin, abschreiben ließ (*exemplari fecit*). Am begierigsten wäre ich nach *Hiob*, den *Bukoliken* und der *Andria*, die uns ein eigener *Unstern* gerade versagt. Daß er bey 3. 4 und 5 der *Bitte* nicht nachgegeben habe, läßt der Zusammenhang kaum zu. *Notkers* lateinisch geschriebene, aber mit deutschen Stellen untermischte *Rhetorik* hat sich erhalten und verdient neben dem deutschen *Boethius*, *Marcianus* und *Aristoteles* eine baldige Ausgabe durch *Wackernagel*. Die *Abhandlung de Syllogismis* gehört wohl zu der *Rhetorik*. Den Verlust des *computus novus* haben wir am wenigsten zu bedauern. *Notkers* Aeußerungen über seine *Accente* und über seine Vermittelung *classischer* Handschriften zwischen dem *Bischof* von *Sitten* und dem *Abt* von *Aue* (*Reichenau*) wird man nicht ungern lesen.

Die Uebersetzung des *Isidorus de nativitate domini* ist aus dem achten in das neunte Jahrhundert gewiesen, hinter die der *Hymnen* gestellt. Ohne gehalten zu seyn jetzt noch zu ver-

treten, was ich vor achtzehn Jahren in der ersten Ausgabe meiner Grammatik S. LII angenommen habe, möchte ich doch für dieses Denkmal wenigstens die zweyte Hälfte des achten Jahrhunderts gelten lassen. Gründe bey einer andern Gelegenheit.

Jac. Grimm.

B e r l i n .

Bev Ferdinand Dümmler, 1835: Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem Denkmal. Zwey Theile und dazu gehört ein dritter, Tagebuch überschriebener, Theil.

Wenn wir die Werke großer Dichter lesen und wieder lesen, so haben wir damit noch nicht genug; wir möchten auch alle Umstände ihres Lebens und hunderterley wissen, was uns von den übrigen Menschen gar nicht anzieht. Göthe's Größe ist durch sein eigenes Buch, dem er den tieffinnigen und allein richtigen Namen Wahrheit und Dichtung ertheilte, glänzend beleuchtet worden; seit seinem Hingang ziehen Briefe, deren Bekanntmachung wahrscheinlich noch so bald nicht geschlossen ist, einen Schleier nach dem andern weg von dem Bilde seines äußeren und inneren Wesens. Unter allen, die ihm geschrieben worden sind, werden es keine aufnehmen, an Geist und Empfindung, mit denen der vorliegenden Sammlung, deren Herausgabe sicher viele Bedenken und Zweifel zu überstimmen hatte. Was aber die Nachwelt dereinst als kostbares Denkmal begeisterter Leidenschaft voll freudiger Bewunderung mitgetheilt haben würde, wozu es unserer Gegenwart geheim halten? Der Ertrag des Buches hat die Bestimmung ein großartig erfundenes, im Umriss beygelegtes Monument für den Dich-

ter ausführen zu helfen oder zu Stande zu bringen. Darauf bezieht sich der Titel.

Es gibt kein anderes Buch das diesen Briefen in Gewalt der Sprache wie der Gedanken an die Seite zu setzen wäre, und alle Gedanken und Worte wachsen in einem weiblichen Gemüth, das in der ungehemmtesten Freyheit sich aus sich selbst bildet und durch sich selbst zügelt. Solcher Unbefangenheit gelingt das Kühnste und das Schwerste. Die meisten Worte sind so unmittelbar Poesie, daß wir jetzt auf einmal den Ursprung vieler Sonette des Dichters erfahren, deren Ausdrücke er aus der Prosa der Briefe geradezu in sein Gedicht aufnehmen konnte, und kaum zu übersetzen brauchte; ohne daß durch die Vergleichung das Original verlore.

Im Eingang gewährt der Briefwechsel mit Göthe's Mutter die reinsten Contraste. Des Dichters Briefe selbst tönen, wie eine bekannte Stimme und in dem gewohnten Maß, das aber doch zuweilen aus der Fassung gebracht wird, zwischen der tieferen Erregung der Schreibenden hindurch.

Mehr von dem Buche und seinem Inhalt zu sagen würde nicht passen. Nur das glauben wir, daß es dem Dichter je länger je näher sich anschließen, und mit der Zeit einen Anhang, ja einen integrierenden Theil seiner Werke ausmachen wird.

M a r b u r g.

Bey Elwert: Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche, mit besonderer Hinsicht auf die Verfassung derselben, entworfen von Dr. Friedrich R e h m. 1835. VIII und 363 Seiten in Octav.

Der auf dem Felde historischer Forschung so berühmte Herr Verfasser verzichtet als Nichttheologe darauf, die Kirche von dem dogmatischen Hauptgesichtspunct zu betrachten, will sie von der Dogmengeschichte trennen und in das allgemeine historische Gebiet herüberziehen. Er betrachtet die Kirche als äußern Verein einer durch ein religiöses Band verknüpften Gesellschaft, unter deren Mitgliedern sich ein eigenes Recht ausbildete, und beabsichtigt, sie in ihrem Verhältnisse zu den Staaten, in welchen sie besteht, und in ihren Rechten darzustellen. Der nach dieser offenen Erklärung erwählte Standpunct ist also der durchaus gelehrt-historische, ohne anderes Interesse für den behandelten Gegenstand, als wie weit die Geschichte ein solches überhaupt ihren Forschungen abgewinnt. Nach dem Rechte, womit hier einer theologischen Wissenschaft, der christlichen Kirchengeschichte, ihr eigenthümlicher Character genommen wird, darf um so weniger gefragt werden, da ja auf den meisten deutschen Universitäten auch der philosophischen Facultät das Recht zusteht, kirchenhistorische Vorträge zu halten, und da gewiß solchen, ihren Stoff rein objectiv behandelnden Forschungen, wie außer dem vorliegenden Grundriß besonders Spittlers Beyspiel zeigt, sehr gründlich geführte Darstellungen verdankt werden. So gern wir deßhalb dem Verf. als Nichttheologen den eingenommenen Standpunct einzuräumen geneigt sind, eben so gewiß müssen wir dazu seine Zustimmung in Anspruch nehmen, daß die Kirchengeschichte in ihrer Bedeutung als theologische Disciplin behandelt, nicht allein einen etwas andern, sondern auch dem Interesse des theologischen Studiums noch etwas entsprechenderen Character annehmen wird. Wir finden

denselben nicht in der Verbindung mit der Dogmengeschichte, deren hier geschehene Abtrennung als besonders bezeichnend hervorgehoben ist; es läßt sich ja die Dogmengeschichte selbst ganz auf dieselbe Weise als rein gelehrte Disciplin denken, und würde sich, selbständig oder in Verbindung mit der Kirchengeschichte, gleichfalls in derselben Objectivität, wie hier geschehen ist, behandeln lassen. Vielmehr wird es das regere Interesse an dem behandelten Stoffe, die lebendigere Theilnahme an den Schicksalen der darzustellenden Gesellschaft, und was gewiß den Hauptunterschied ausmachen wird, die apologetische Tendenz seyn, worauf bey einer theologischen Behandlung der Kirchengeschichte zu dringen ist. Während es dem gelehrten Historiker durchaus gleichgültig seyn kann, ob die der Gesamtkirche zu Grunde liegende Idee des Christenthums fortschreitet oder Hemmungen erleidet, sich entstellt, verdunkelt, oder geläutert und perfectibel erscheint; wird die theologische Behandlung desselben Stoffes ihre größte Freude darin finden, auch selbst durch dunkle Zeiten die Lichtstrahlen zu verfolgen, und selbst bey anscheinendem Verfall das neue Leben zu entdecken, das aus den Ruinen empornächst; während dem gelehrten Historiker die Kirche jener angedeutete äußere Verein ist, wird sie dem Theologen jedenfalls mehr innerlich erscheinen. Gern gestatten wir dem Vf. seinen Standpunct; erlauben uns aber, eben im Interesse der Theologie den anderen höher zu stellen, und als das eigentliche Ideal der Forschung, wie es durch eine ganz veränderte Ansicht von dem behandelten Material geboten wird, in Anspruch zu nehmen.

Der Grundriß ist für academische Vorträge berechnet, und enthält deßhalb nicht sowohl Ausföhrung des Materials, als vielmehr epigraphi-

sche Andeutung dessen, was mündlich erörtert werden soll, wird deshalb eben so dienlich für die Vorbereitung zu den Vorträgen, als brauchbar zur Erlangung einer Uebersicht über das Gesamtgebiet der Kirchengeschichte seyn.

Die Eintheilung des kirchenhistorischen Zeitraums bietet 6 Perioden dar, von Jesus bis auf Constantin, J. 1—337; wir bemerken, daß dieses Todesjahr Constantins wohl schwerlich als epochemachend gerechtfertigt werden kann, da das wesentlich Neue, das durch Constantin herbeigeführt wird, doch gewiß früher liegt, etwa beym Regierungsantritt, dem ersten Toleranzedict, der Selangung zur Alleinherrschaft u. dgl. Wirklich wird vom Verf. inconsequent doch verbessernd der Beginn der zweyten Periode auch mit dem Jahre 325 angesetzt, von Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion und durchgeführt bis 616. Die dritte Periode 616—1073. Es wird immer schwer bleiben während dieser beginnenden mittleren Zeit eine Periodenabtheilung zu treffen, die Allen genügt, besonders weil zu der römisch-griechischen Form des Christenthums die germanischen Gestaltungen hinzutreten, ohne sich gänzlich anschließen zu wollen. Der Beginn des Germanischen, wie die Kirchengeschichte dasselbe zu beachten hat, liegt gleich bey der Völkerwanderung, also zu einer Zeit, wo die römisch-byzantinischen Formen noch ganz in ihrer Geltung sind, und sich durch das beginnende Neue außerhalb ihrer Grenzen gewiß nicht periodisch abschließen lassen. Aber auch später, wo das Germanische schon so bestimmt in das christliche Gebiet eingedrungen ist, daß nach ihm die Abtheilungen gewählt werden müssen, dauert die frühere Entwicklungsreihe wenn auch nur noch in den unerfreulichen Erscheinungen des Mono-

physiten- und Monothelitenkrieges fort, so daß wiederum der Durchschnitt durch die historischen Fäden nicht überall gleichmäßig geschehen kann. Die Ansichten darüber, wo am zweckmäßigsten die Epochen aufgefunden werden, können sich gerade hier deshalb nur sehr schwer vereinigen; indessen würden wir doch der Anlage des Verfassers besonders zu entgegen haben, daß irgendwo noch im neunten Jahrhundert nothwendig ein epochemachender Punct gefunden werden muß, um die beginnende Macht des Papstthums im Sinne Nicolaus I., und zugleich die Gestaltung der abendländischen Reiche aus der Carolingischen Monarchie zu markieren. Mit den folgenden Perioden, 1073 bis 1305 und dann bis zur Reformation sind wir ganz einverstanden. Dagegen die Zeiten der Kirchentrennung von 1517 bis jetzt verdienen doch irgendwo wieder abgetheilt zu werden, vielleicht beym Anfange des 18ten Jahrhunderts, beym Westphälischen Frieden, am sichersten aber außerdem noch wohl beym letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts, weil die dort beginnende Crisis, wie sie selbst gegenwärtig dauert, sich doch gar zu scharf von der früheren Zeit unterscheidet.

Uebrigens wird man an Genauigkeit und Umsicht, an pragmatischer Anordnung und historischem Scharfblick auch in den kurzen Bürgen, wie sie der beabsichtigte Grundriß erforderte, den ruhmvollen Historiographen des Mittelalters sofort wieder erkennen.

R—g.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. Stück.

Den 15. Junius 1835.

H a m b u r g.

Bei Friedrich Perthes: Die enge Verbindung des Alten Testaments mit dem Neuen, aus rein biblischem Standpunkte entwickelt von Anton Theodor Hartmann, Großherzogl. Mecklenb. Consistorialrathe, Doctor und ordentl. Professor der Theologie zu Rostock u. s. w. 1831. X und 840 S. in 8.

Der Sitte gemäß würde ich Bedenken tragen, eine Schrift, über die ich schon an einem andern Orte mein Urtheil im Allgemeinen abgegeben habe, hier noch einmal zu besprechen, wenn nicht eine längst eingegangene Verpflichtung gegen die Redaction mich dazu nöthigte, und die Schrift selbst nicht von der Art wäre, daß sie besonders wegen ihres Gegenstandes eine wiederholte Besprechung forderte. Sie behandelt eine Lebensfrage der neueren Theologie, und es ist schon ein Verdienst, diese von Neuem angeregt zu haben. Im Fortschritt der historischen Auslegung beider Testamente, wodurch eben so sehr der Unterschied, als die Verwandtschaft derselben

genauer beleuchtet worden ist, hat nothwendig die Frage entstehen müssen, wie das unläugbare äußere historische Verhältniß und der allgemeine Zusammenhang innerlich und im Einzelnen genauer zu bestimmen sey. Die Frage hat gleich großes Interesse für die Exegese, wie für die Apologetik und Dogmatik. Auch kann sie nur durch die lebendigste Zusammenwirkung dieser drey Betrachtungsweisen hoffen zu ihrer endlichen Entscheidung zu gelangen. Der Verf. versucht das Verhältniß von dem rein biblischen Standpuncte aus zu entwickeln, und unstreitig muß die Untersuchung damit anfangen, diesen Standpunct, oder was dasselbe ist, den in der Schrift selbst liegenden Stoff des Verhältnisses genau und vollständig zu erörtern. Allein dabey kann man nicht stehen bleiben. So bald das Bedürfniß einer Theorie entsteht, — und darauf kommt es eben jetzt an — muß man auch über jenen Standpunct hinausgehen. Zuvörderst muß das historische Moment universeller gefaßt, d. h. auch die außerbiblischen Vorbereitungen auf das Christenthum müssen verglichen werden, um die eigenthümliche Art der alttestamentlichen genauer zu bestimmen. Je mehr aber so in das Innere des Verhältnisses eingegangen wird, desto nothwendiger wird es, die apologetischen und dogmatischen Momente zu erörtern. Nur dadurch können die zum Theil sehr verschiedenen empirischen Erscheinungen des Verhältnisses in der Schrift gehörig begriffen und ausgeglichen, und der biblische Standpunct, der im N. wie im A. mehr dem unmittelbaren Bewußtseyn der Sache und dem populären Begriffe angehört, wissenschaftlich verstanden und bestimmt werden.

Herr M. Hartmann hat die apologetische und dogmatische Seite der Untersuchung mehr nur

berührt und sich vorzugswiese daran gehalten, das Verhältniß äußerlich historisch und archäologisch zu erörtern. Die Schrift zerfällt in zwey Theile, einen allgemeinen und besonderen. Der erste handelt im ersten Hauptabschnitte S. 9—100 von dem göttlichen Ansehen, der Theopneustie der canonischen Bücher des A. T. vor und zu den Zeiten Christi und der Apostel überhaupt; und entwickelt dann insbesondere Kap. 1. S. 39—66 die mehr äußeren Folgen dieses jüdischen Glaubens, nämlich, daß der alttestamentlichen Sprache die Charactere der Göttlichkeit, Heiligkeit, vollendetsten Vollkommenheit beygelegt, die Vierundzwanzig-Zahl der heil. Bücher fixirt und mystificirt, die heil. Bücher im Tempel aufbewahrt wurden und der Jehovaname eine besondere unaussprechliche Heiligkeit bekam. Das letztere wenigstens hat wohl zum Theil einen andern Grund in der speculativen Entwicklung der Gottesidee unter den Juden. Mehr in das Innere eingehend stellt das zweyte Kapitel dieses Abschnitts S. 66—100 den Einfluß jenes Glaubens auf die geschichtliche und religiöse Auffassung des A. T. dar. Es ist dieser, 'die Ahnherrn der Hebräischen Nation — werden in den Zauberkreis der verschönernden Sage gerückt' — und eben so die denkwürdigsten Ereignisse der alttestamentlichen Geschichte. — Aber werden nicht Einige sagen, daß geschehe schon zum Theil in den alttestamentlichen Schriften selbst, und wie steht es bey andern Völkern mit der verschönernden Sage ohne jenen Glauben? —

Man kann sich auch nicht verhehlen, daß nach dieser Betrachtungsweise der Jüdische Glaube an das göttliche Ansehen des A. T. nichts weniger als heilsam erscheint, da er mehr und weniger den Irrthum, die Entstellung der Wahrheit in seinem Gefolge hat. Wir gestehen, daß uns

auf die Weise weder der innere Ursprung jenes Glaubens in der Idee der Offenbarung, noch der wahre Werth desselben klar und einleuchtend geworden ist. An die Bemerkung, daß die erweiternden und verschönernden Darstellungen der ältesten Israelitischen Geschichte theils aus den religiösen Anstalten; theils aus den eifrigen und vielseitigen Beschäftigungen gelehrter und frommer Juden mit dem U. T. Schriften in den Synagogen und Schulen, die nach dem Babylonischen Exile entstanden, hervorgegangen seyen, knüpft der Verf. im zweyten Hauptabschnitte S. 100—731 die vollständige Beschreibung der religiösen Anstalten und der jüdischen Auslegungen des alttestamentlichen Textes seit dem Babylonischen Exile bis zur Zerstörung Jerusalems an. Hier wird zuerst von den religiösen Verdiensten Esras und Nehemias gesprochen; dann A. von der synagoga magna, deren Existenz und allmähliche Entwicklung seit Esra und Nehemia der Verf. anerkennt, ihren Grundsätzen (Seyd zögernd in der Entscheidung, Sammelt viele Schüler, Machet einen Zaun um die Thora), von der Masora und den Schriftgelehrten gehandelt; ferner B. von dem mehr kirchlichen Institut des Synodrium magnum; endlich C. von den gottesdienstlichen Versammlungen der Juden oder den Synagogen, ihrer Einrichtung, insbesondere den religiösen Gesängen der Hebräer, den Festen u. s. w. Hieran schließen sich zwey Abtheilungen, die erste, von der religiösen Erziehung bey den Juden, die zweyte, von den öffentlichen Schulen nach dem Exile, welche letztere wieder in drey besondere Unterabtheilungen zerfällt, 1. von der Erklärung des biblischen Textes durch das mündliche Gesetz, 2. von der Auslegung desselben nach dem Wortverstande, 3. von der bildlichen oder allegorischen Ausle-

gung. Der Verf. unterscheidet zwischen der vorbildlichen oder typischen, und der cabbalistischen, der mehr speculativen Auslegung, und handelt von jeder ausführlich.

In einem Anhange verbreitet sich der Verf. über die jüngst empfohlenen theologischen Modificationen des grammatisch historischen Principes der Auslegung. Er verwirft alles der Art und bleibt bey Ernesti und Keil stehen. Wird nur durch diesen Excurs die Frage selbst nur sehr mittelbar gefördert, so wird man um so begieriger, in dem zweyten besonderen Theile S. 732 ff. eine Art von practischer Entscheidung zu finden. Der Verf. erörtert hier zuerst die Lehre von dem Messias im A. u. N. T., belehrt uns über den Ursprung, die Entwicklung dieser Idee im A. T. und die Erfüllung derselben im N., und fügt dann eine allgemeine Charakteristik des Israelismus bis zum Babylonischen Exile und des Judenthumes seit demselben, als Vorbereitungsanstalten zum Christenthume, hinzu. Dieß führt mehr in das Innere der Sache ein, aber zu keiner Entscheidung. Alles zusammengerechnet, wird nichts weiter klar, als daß das N. T. mit dem A. in einem sehr engen historischen Zusammenhange steht. Dieß läugnet aber Niemand und selbst Schleiermacher nicht, der sogar ausdrücklich sagt, 'der geschichtliche Zusammenhang des Christenthums mit dem Judenthume sey ein besonderer.' Freylich fügt Schl. sogleich hinzu, daß in Beziehung auf sein geschichtliches Daseyn und seine Abzweckung das Christenthum sich zum Judenthum und Heidenthum gleich verhalte. Der Satz hat seine relative polemische Wahrheit gegen diejenigen, welche das Christenthum für nichts weiter zu halten geneigt sind, als für die natürliche Fortsetzung des Judenthums, so wie anderseits gegen diejenigen, wel-

che das unmittelbar Vorbereitende auf Christus, das auch im Heidenthume lag, nicht anerkennen. Die ersteren heben den originellen Offenbarungscharakter des Christenthums auf, die zweyten den universellen Charakter desselben. Und gegen beide ist Schleiermacher's Satz gerichtet. Aber freylich, wenn doch Schleiermacher selbst zugesteht, daß der geschichtliche Zusammenhang des Christenthums mit dem Judenthume ein besonderer gewesen, so muß auch folgen, daß bey aller wesentlichen Gleichheit doch das geschichtliche Daseyn und der Zweck des Christenthums in Beziehung auf das Judenthum anderer Art seyn müssen, als in Beziehung auf das Heidenthum. Schleiermacher hat das Specificische der Vorbereitung auf Christus im Judenthume nicht genug anerkannt, und das ist der Punct, worin seine Dogmatik mit der neutestam. Bestimmung des Verhältnisses zum A. T. in Widerspruch tritt. Es ist auch innerlich historisch undenkbar, daß Christus unter den Griechen erschienen, und die erste Gemeine des Herrn aus den Heiden hervorgegangen wäre. Außerdem ist zu beachten, daß die Vorbereitung der heidnischen Welt auf die Erscheinung Christi nicht ohne Vermittlung der alttestam. Religion geschehen war. Dem inneren Verfall der polytheistischen Religion kam der biblische Monotheismus entgegen. Aber auch unser Verf. hat dieses, wie mir scheint, nicht unwichtige Moment nicht beachtet, wie er denn überhaupt in eine dialektische Erörterung der Frage nach ihren verschiedenen Momenten gar nicht eingeht. Die Untersuchung hat offenbar einen zwiefachen historischen Ausgangspunct, den alttestamentlichen und den neutestamentlichen. Von dort aus bemerken wir eine beständige Hinneigung zum Christlichen, eine Fortbildung nicht ohne ein hohes Ziel, aber ohne Schluß und Be-

friedigung. Man kann nicht sagen, daß die alttestam. Religion von ihrem Princip aus das Christenthum nothwendig habe erzeugen müssen. Von der neutestamentlichen Seite nehmen wir eine beständige Zurückbeziehung auf das A. T. wahr, und bey allem Bewußtseyn einer originellen Offenbarung und dem darauf beruhenden partiellen Gegensatz ein durchherrschendes Bestreben, mit der alttest. Offenbarung in Uebereinstimmung und in das Verhältniß der auf einander bezüglichen Vorbedeutung und Weissagung, Erfüllung und Vollendung zu treten. Man kann dieses Grundverhältniß im Allgemeinen deutlich genug nachweisen und es apologetisch und dogmatisch, wie exegetisch, vollkommen rechtfertigen. Sobald man aber ins Einzelne eingeht, jedes der beiden Testamente wissenschaftlich historisch auslegt, so stößt man immer mehr auf Schwierigkeiten, deren befriedigende Lösung eben die Aufgabe der Zeit ist. Man begreift leicht, daß hier vornehmlich die dogmatische Benutzung alttestam. Aussprüche im N. T. und deren normative Bedeutung für den christlichen Ausleger beider Testamente gemeint ist. Die neutest. Schriftsteller, Apostel und Nichtapostel, ja selbst Christus, gebrauchen alttest. Stellen als Weissagung auf Christus und sein Reich, von denen sich nach strenger wissenschaftlicher Auslegung nur ein kleiner Theil, die allgemeine Differenz der alt- und neutestam. Messiasidee abgerechnet, als wirklich entsprechend rechtfertigen läßt. Es ist bald gesagt, daß man hier die allegorische und typische Deutung von der historischen unterscheiden müsse, daß jene den Aposteln eigen gewesen und ihnen aus den jüdischen Schulen zugekommen sey, diese uns gezieme. Die Frage aber ist, wie diese Differenz theologisch zu lösen sey, und zwar so, daß weder die Auctorität Christi und der Apostel, noch die Wahrheit der wissenschaftlichen

Auslegung und Kritik verlegt und verdunkelt werde. Für diesen Hauptpunct scheint mir die vorliegende Schrift zu wenig geleistet zu haben. Sie bleibt im Allgemeinen bey der Erscheinung stehen, und kann um so weniger eine befriedigende Auflösung des Räthfels geben, da sie auf die eigentliche Schwierigkeit der Sache gar nicht eingeht. Wir freuen uns aber, zum Schlusse auf eine so eben in den Studien und Kritiken von diesem Jahre, Heft 2. S. 441 ff., erschienene Abhandlung von Dr. Bleek in Bonn aufmerksam zu machen, worin die Frage kurz und bestimmt aufgestellt, und ihre Beantwortung auf eine Weise gegeben wird, daß jeder Unbefangene bestimmt. Die Abhandl. führt den Titel: Einige Bemerkungen über die dogmatische Benutzung alttestamentl. Aussprüche im N. T. und deren normative Bedeutung für den christl. Ausleger, mit besonderer Beziehung auf Hebr., I, 5—13. Der Brief an die Hebräer nöthigt ganz besonders zu der Frage: 'ob, wenn ein alttestam. Ausspruch im N. T. dergestalt benützt ist, daß sich nicht verkennen läßt, der neueste Schriftsteller habe ihn auf den Messias bezogen und zwar nicht als bloße Anwendung, — ob dann dieser Gebrauch auch für uns bindend sey in der Art, daß wir genöthigt sind, die Beziehung auf den Messias als die eigentliche ursprüngliche, dem Sinne des alttest. Verf. selbst gemäß anzusehen?' Wer nur den Brief recht versteht, kann nicht anders, als mit dem Verf. die Frage in Beziehung auf den Brief verneinen. Von da aus aber ergiebt sich die Richtung, die in der weiteren Erörterung zum Ziele führt. Wie aber Dr. Bleek zum Theil beyspielsweise eine Theorie andeutet und entwickelt, welche eben so sehr dem Glauben, als der wissenschaftlichen Kritik gleiches Recht gibt, wird jeder, der über einen so wichtigen Punct zur Klarheit zu kommen wünscht, am liebsten bey ihm selbst nachlesen.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. 95. Stück.

Den 18. Junius 1835.

G ö t t i n g e n.

In der Anzeige der diesjährigen N. astronomischen Ephemeriden (G. g. Anz. 1835. Jan. 17. St. 6. 7. S. 56—60.) ist die merkwürdige Erscheinung einer momentanen Unsichtbarkeit besprochen, die der verewigte Hofr. Harding an einem Besselschen Stern achter Größe wahrgenommen und in einem von ihm hinterlassenen Aufsatz erörtert, welcher in den kl. Ephemeriden S. 106—108. abgedruckt ist. Es ward dabey nur bedauert, daß eine genauere Bezeichnung jenes Sternes in der Handschrift sich nicht vorgefunden und auch die vorläufige Angabe durch einen Fehler entstellt ist; jedoch vorbehalten, sobald eine genauere Angabe sich finden würde, solche zu veröffentlichen. Man ist nun im Stande diesem Versprechen aus einem von Hr. D. Olbers gültigst mitgetheilten Briefe Hardings vom 21. Jun. 1827 zu genügen. Hiernach ist die Beobachtung am 9. Jun. 1826 gemacht, und der Stern der von Bessel Jon. 88. unter $15^{\circ} 19' 43'',98$ A. R. und $+ 1^{\circ} 14' 59'',3$ Decl. aufgeführte. S. Bessels Astronom. Beobacht. Abtheil. 8. (1822. Jun. 11.) S. 104. — Es

wird von dieser Beobachtung, worüber noch einiges Handschriftliche von Harding sich vorgefunden, bey einer andern Gelegenheit weiter die Rede seyn. Doch schien es Pflicht im Interesse der Sache, wie in Beziehung auf den seligen Harding, dem jener Gegenstand namentlich am Herzen lag, diese Berichtigung unverzüglich zu geben.

F. V.

M a i l a n d.

Società Tipogr. de' Class. Ital. 1834. Storia della Letteratura Italiana, dall' origine della lingua sino a' nostri giorni, del Cav. Abate Giuseppe Maffei. Seconda Ediz. orig. Vol. I. XVI und 280. S. Vol. II. 282. S. Vol. III. 291. S. Vol. IV. 315. S., in 8.

Im Jahre 1825 hat der Herr Verfasser sein Vaterland mit einem Abriß der Italiänischen Literaturgeschichte beschenkt; es hat diese Gabe freudig aufgenommen, und seine Theilnahme auf eine für die Freunde der Wissenschaften erhebende Weise beurfundet. Dieser glückliche Erfolg hat den Herrn Verfasser zu einer neuen Auflage veranlaßt, die er bedeutend vermehrt und bis auf unsere Zeit fortgesetzt hat.

Wenn eine Geschichte der vaterländischen Literatur das schönste Monument ist, das man seinem Volke setzen kann, ein Tempel, in welchem wir die Heroen erblicken, die durch Segen bringende friedliche Eroberungen in dem weiten Reiche des Geistes, durch Beredlung der vaterländischen Sprache und Sitte unvergeßliche Thaten vollbracht, deren Rück Erinnerung uns zu fernem Streben begeistert — denn wer wird die Herrlichen seine Ahnen nennen dürfen, wenn er ihrer unwürdig ist, wenn er nicht wenigstens den Lichtweg ihres Wirkens zu betreten versucht;

— so müssen wir bekennen, daß der Herr Verfasser durch dieses würdevolle Werk, das dem Könige Otto geweiht ist, sich ein großes Verdienst erworben, wofür ihm nicht nur seine Landsleute, sondern auch andere gebildete Völker, die einer Sprache zugethan sind, welche Dante, Petrarca, Ariosto und Tasso gesprochen, und einer Literatur deren Glanz diese Ehrwürdigen so erhaben gegründet, hohen Dank wissen müssen.

Liraboschi hat zwar ein großartiges, unendlichen Fleiß bekundendes Werk der Art durch seine bis zum 17. J. H. reichende Litteraturgeschichte geliefert, aber nicht Jedem ist die Zeit gegönnt, das voluminöse Werk zu studieren. Der Auszug, der aus diesem Werke gemacht worden, ist nicht genügend, so wie die sonst werthvollen und vom Verfasser lobend genannten Werke von Corniani und Ugoni nicht immer für ein größeres Publicum geeignet sind. Italien hatte also ein besonders zur Belehrung der Jugend passendes und aus wenigen Bänden bestehendes Werk über die vaterländische Literatur noch nicht.

Das Werk ist nach des Herrn Verfs. eigenem Geständniß nur ein Compendium und beschränkt sich auf die klassische Literatur; es mußten also wirkliche und scheinbare Lücken entstehen, um so mehr, als der Herr Verf. die noch lebenden Schriftsteller gar nicht einführen wollte, und nur einige andeutend genannt sind. Wir vermiffen daher auch ein Kapitel über die neueste Dichter-, Romanen-, und Dramatische Literatur der Halbinsel; die Zahl gediegener Werke in diesen Zweigen des Schriftenthums ist zwar nicht groß, aber die Promessi Sposi des Manzoni sind eine merkwürdige Erscheinung, besonders für Italien, und gewiß ist ein hoher Aufwand von Kräften

erforderlich, ein so schönes Ganze zu dichten, ohne den so mächtig einwirkenden Zauber der Poesie; nicht minder seine Tragödien und Poesien. Die *Monaca di Monza* des kunstfönnigen, gelehrten, für Kunst und Wissenschaft glühenden und in der Kunst so heimischen Rosini, ist eine Prachtdichtung; *Louisa Strozzi* desselben Verfassers, würdig dem besten historischen Roman der Britten an die Seite gesetzt zu werden; *Estore Fieramosca* eine überaus gelungene herrliche Composition des *Azeglio*, der hiermit zum erstenmal die Bahn seines Schwiegervaters *Manzoni* betritt. Ebendeshalb entbehren wir ferner ein Urtheil über den trefflichen Schauspieldichter *Nota*, so wie über den talentvollen, unglücklichen *Pellico*. Wie hätte uns die gewandte Feder des Herrn Verfs. die Schönheiten dieser Werke in ihrem wahren Lichte gezeigt, und wie belehrend wären diese Urtheile für diejenigen seiner Landsleute, die sich begabt und kräftig fühlen, die von *Manzoni* und *Rosini* eröffnete Bahn zu verfolgen!

Doch möge dieß nur als ein freundlicher Wink für eine dritte Auflage, und keinesweges als ein Tadel betrachtet werden, den wir an einem mit so heiterm Fleiße gefertigten Werke nicht finden können.

Der Styl des Werkes ist gerade der, welcher sich für ein größeres Publicum eignet: keine Spur von Pedanterey, dagegen Wärme, Klarheit, Eleganz und gemessene Kürze, und wie der Verf. sich ausdrückt: *lontano dall' affettazione e dalla soverchia negligenza, und tra lo stil dei moderni e il sermon prisco*. Die Anordnung ist höchst lobenswerth; die Massen von lebensgeschichtlichen Nachrichten und kritischen Notizen, sowohl von Italiänern als Franzosen, sind umsichtig und sinnig benutzt, und so oft bey der

Anführung eines gediegenen Urtheils, oder verschiedener Ansichten, der Sinn oder die jedem Style eigenthümliche Färbung durch Uebertragung geschwächt worden wäre, hat es der Verf. immer vorgezogen, den Urtext zu geben.

Somit wollen wir den reichen Inhalt des schönen Werkes, nicht zweifelnd, daß wir dadurch Literatoren einen angenehmen Dienst erzeigen, in möglichster Kürze angeben.

Es besteht aus 6 Büchern; das 1ste Buch handelt von dem Ursprung der Sprache und ihrer Beredlung im 13. und 14. J. H. durch die erhabenen Geister Dante, Petrarca und Boccaccio, das 2te umfaßt die Litteraturgeschichte des 15. J. H., in welchem die Liebe zur vaterländischen Sprache erkaltete, und man sich nur rein wissenschaftlichen Forschungen zuwandte, bis Lorenz von Medicis die edelsten Köpfe seines Zeitalters zur Bervollkommnung der Muttersprache aufmunterte, Poliziano so elegante Verse dichtete, und Pulci und Bojardo den Saamen zur romantischen Poesie austreuten, der so üppig im folgenden Jahrhunderte aufkeimte; das 3te Buch macht uns mit den großen litterarischen Schätzen des 16. J. H. bekannt; das 4te bietet uns nicht wenige, bedeutende und vortreffliche Schriftsteller des 17. J. H. dar, wenn auch umgeben von vielen Anhängern des schwülstigen Styls; das 5te ist dem 18. J. H. geweiht, in welchem Wissenschaften und Künste, mit Philosophie gepaart, sich liebend umschlangen, und im 6ten giebt uns der Verf. die Litteraturgeschichte der verflossenen Jahre unsers Jahrhunderts.

I. Buch. Nachdem die verschiedenen Meinungen des Bruni, Gravina, Quadrio, Maffei, Muratori, Zeno und Fontanini über den Ursprung der italienischen Sprache vor-

angeschickt worden, tritt der Verf. der scharfsinnig erläuterten Ansicht des gelehrten Grafen Verticari bey: daß sie aus dem Romano rustico, oder aus der Lingua romanza entstanden, welche nicht, wie Mehrere glauben, auf die Provence beschränkt, sondern allen jenen Völkern gemein war, die Karl der Große unterworfen, dessen Herrschaft sich über das ganze mittägliche Frankreich, einen großen Theil Spaniens und fast über ganz Italien ausdehnte; diese Sprache war das Band der Vereinigung dieser Völker, wie aus der Verordnung Karl des Großen d. A. 813 hervorgeht. Die Zerstückelung des fränkischen Reichs durch das Feudal und Baronienwesen führte auch die der romanischen Sprache herben; in der Provence erlangte sie bald Berühmtheit, und schon vor dem 9. J. H. sangen die Provenzalen in derselben ihre Liebes- und Kriegsabenteuer, nicht so in Italien. Dort war es der edle Friedrich II., der sie an den Hof brachte, und, mit seinen Edhnen und seinem Secretair Pier delle Vigne vereint, sie veredelte. Schon im Jugendalter, und mehr denn hundert Jahre, bevor Dante sein Gedicht verfaßte, huldigte er den Musen, und noch jetzt ist eine Canzonetta von ihm vorhanden. Sein Sohn und der genannte Pier folgten seinem Beispiele. Man kann also, bekräftigt durch ein Zeugniß Dante's, bestimmt annehmen, daß der Hof Kaiser Friedrichs II. der italiänischen Sprache zuerst eine Freystätte gegeben, und daß in Sicilien die ersten Blüthen Italiänischen Gesanges dufteten. Indessen müssen wir Ciullo als den ältesten Dichter betrachten, denn er schrieb schon gegen das Jahr 1193 eine Canzonetta. Andere Dichter des 13. J. H. sind: Guido dalle Colonne, gegen das Jahr 1276, der eleganteste Dichter jener Zeit, Guinicelli, gegen das Ende des

13. F. H., von Dante sehr gepriesen, Guitto, gest. 1294, hinterließ das erste Muster Italienischer Briefe, Brunetto Latini, berühmter, der Lehrer Dante's gewesen zu sein, als durch seine Werke, gest. 1294, Guido Cavalcanti, starb gegen das Jahr 1300, der Freund Dante's, mehr Philosoph als Dichter.

Prosaisten folgten dem Beispiele der Dichter und verfeinerten die Sprache; unter ihnen sind bemerkenswerth: Spinelli, der durch seine Cronaca die erste Prosa gegeben, und Malestropini, gest. gegen 1281, die ersten Geschichtswerke in nicht unzierlicher Sprache, Crescenzi, in der Hälfte des 13. J. H. geboren, schrieb l'agricoltura.

Umgeben von dieser Sterngruppe, in welcher wir auch seinen Lehrer und seinen Freund erblicken, erhebt sich Dante, geb. 1265, gest. 1321, der 'die Italiänische Sprache aus der Wiege hob und auf den Thron setzte.' Ein halbes Jahrtausend ist nun seit seinem Tode verflossen, und immer noch unerreicht, ja kaum begriffen, entströmen seinem Gesange sich immer verjüngende Worte hoher Beredsamkeit, wunderbar anziehende Gedankenbilder, bald die Brust belebend wie eines lieblichen Frühlingmorgens erheiternde Lüfte, und bald tief ergreifend und hinreißend mit winterlicher Sturmesgewalt, wenn sie das Jahr wie das Leben bekämpft, überall durchhaucht von heilbringenden, tröstenden Weisheitslehren, in so natürlichen, herzensfließenden frommen Tönen! Und die höchste Bürgertugend, Vaterlandsliebe, wer lehrt sie so, durch eigene Ausübung bestärkt, wie er, der sein Geburtsland betrachtete, wie ein liebendes, pflichtvolles Kind seine zürnende Mutter, und der in diesem Sinne in seinem Convito sagt: O misera! misera patria mia! quanta pietà mi stringe per

te, qual volta leggo, qual volta scrivo cosa che a reggimento civile abbia rispetto!

Reizvoll und scharfsinnig in seinen Sonnetten, ernst und erhaben in den Canzonetten, socratisch würdevoll im Convito, wie wollen wir seine Divina commedia nennen, wie diese Quelle alles Großen und Schönen der neuern Poesie, wie ein Werk, von dem der Verfasser mit Recht sagt, daß es nur mit der Welt untergehen könne, und das einen Wettstreit seltener Art veranlaßt, nemlich, welche Stadt die ruhmvolle sey; wo er das grandiose Werk gedichtet!

Das merkwürdige Leben dieses Dichters und die Beurtheilung seiner Werke füllt 43 Seiten aus, die man nicht ohne größtes Interesse lesen kann. Der Verf. hat sich nicht mit einem Selbsturtheil begnügt, sondern auch das anderer tiefdenkender Männer mitgetheilt, wie wir es durch das ganze Werk finden, und dadurch seinen biographisch-kritischen Umrissen die möglichst größte Wahrheit gegeben. Hier ist das lichtvolle Urtheil G. Gozzi's zum Grunde gelegt, so wie unter den Commentatoren besonders Lombardi, Baglioli und Monti herausgehoben worden. Aber auch Deutscher Fleiß und Deutsche Gelehrsamkeit in Uebertragung und Erläuterung der göttlichen Komödie wird rühmlichst erwähnt, unter andern die weiserhafte Uebersetzung der zehn ersten Gesänge der Hölle von dem Prinzen Johann von Sachsen.

Zwischen Dante und dem zweiten Dichtersürsten Petrarca müssen wir Fazio degli Uberti nennen, einer der besten Dichter jener Zeit, der Dittamondo geschrieben, F. da Barberino, gest. 1348, Verf. der Documenti d'Amore, C. da Pistoja, geb. 1270, gest. 1337, berühmter Rechtsgelehrter und Dichter,

in dieser Eigenschaft hochgepriesen von Dante und Petrarca, der seinem Hinscheiden das treffliche Sonnett *piangete Donne* geweiht.

Ein edles und würdiges Seitenstück zu dem Leben Dante's ist das des Petrarca, geb. 1304, gest. 1374, welches, 63 Seiten einnehmend, mit der Schilderung des politischen Zustandes der Ital. Staaten beginnt, und dann die Fürsten rühmt, welche, trotz des Kriegsgetümmels um sie her, den Wissenschaften und Künsten huldigten, besonders Robert, König von Neapel, gest. 1343, den mächtigsten und gelehrtesten Italiänischen Fürsten, den Petrarca *grandissimo Re e Filosofo Roberto* nennt.

Nachdem wir so mit den Zeitverhältnissen vertraut geworden, wird uns der merkwürdige Mann, der wunderbare Dichter vorgeführt, den wir in allen seinen hohen Eigenschaften, oft durch seine Selbstschilderungen, aus seinen *Memorie* gezogen, wodurch dem Ganzen ein reizvolles (wir möchten es ein petrarchisches nennen) Colorit gegeben wird, auf eine möglichst erschöpfende Weise kennen lernen.

Unter den Lateinischen Werke desselben sind hervorzuheben: die auch in's Italiänische übersehte Abhandlung, *Dei rimedj dell' una e dell' altra Fortuna, Vita solitaria*, das auch Zimmermann zu seinem bekannten Buche benutzt hat, *de contemptu mundi*, das Gedicht *l' Africa* und drey Bücher Episteln. 'Aber nicht den Schöpfer dieser Schriften verehren wir, sagt der Verf. mit Gravina, sondern den des *Canzoniere*, den Vater der lyrischen Poesie Italiens, der mit einem reizenden Bande die Grazien und Musen umschlang, der ihnen die einfachen, hehren Lieder wiedergab, zu denen er das Vorbild bey den Alten gefunden, der den Ernst der Danteschen Gesänge, den Scharfsinn des Cavalcanti, die Anmuth des Gino, und jeglichen Dichters

Eigenschaften übertraf, seines Zeitalters sowol als der folgenden Zeiten, die sich wol vieler ihm ähnlicher Sänger, aber keines Meisters rühmen können der ihm gleiche.'

Boccaccio geb. 1313 gest. 1375 würdig der Freund des hohen Lyrikers gewesen zu seyn, ist der dritte weithin leuchtende Stern der schönen Halbinsel, und gleich den beiden ersten unübertroffen. Virgil, Horaz und Dante, den Boccaccio seinen Führer, seine Fackel nennt, haben an diesem kostbaren Demant geschliffen, aber Petrarca hat seine Glanzpracht enthüllt. Seine lateinischen Werke stehen den seines Freundes weit nach, und in seinen italiänischen Versen findet sich viel Edles und Würdiges. Unter den prosaischen Werken ist das Leben Dante's ausgezeichnet, und wird als seine schönste Prosa betrachtet, auch seine Erläuterung der Div. Commed. ist in mehr als einer Hinsicht merkwürdig, doch seinen Ruhm als Vater der Italiänischen Prosa verdankt er seinem Decameron, womit er ein Muster des schönen Styls und der schönsten Beredsamkeit gegeben. Dieser Novellenschatz ist ein großartiges Bild des bunten Menschengeschlechts mit allen seinen Eigenschaften und Gebrechen, in welchem wir den Meister bald heiter und scherzhaft erblicken, wenn er Lachen erregen, bald ernst, beredsam und würdig, wenn er überzeugen, bald zart, pathetisch und tief ergründend, wenn er bewegen will. Der einzige Fehler dieses merkwürdigen Werks, und dessen der Dichter sich bewusst war, ist, daß er oft Unanständiges, wenn auch geistreich, und scherzhaft verhüllt, in Gegenwart von Frauen erzählt, und dadurch Jünglinge und Jungfrauen verhindert sich auf eine treffliche Weise mit den Schönheiten der Italiänischen Sprache vertraut machen zu können.

Sacchetti geb. 1335 gest. 1400 berühmter Novellendichter, deren er 258 geschrieben. Gio-

vanni, dichtete 50 Novellen unter dem Titel *Peccorone*. Villani, drey an der Zahl, Giovanni gest. 1348, Matteo und Filippo, schrieben die Geschichte von Florenz und die der Erzeugnisse in Toscana, hinsichtlich der Reinheit der Sprache bemerkenswerth. Matteo berühmt durch seine lateinisch geschriebenen *Vite degli uom. ill. fior.*, gab das erste Beispiel vaterländischer Literaturgeschichte. Passavanti gest. 1357 schrieb den eleganten *Specchio della vera peniteuza*. B. di S. Concordio im schönsten Styl jener Zeit die *Ammaestr. degli antichi*, und *Meditazioni*. Pandolfini, geb. 1365 gest. 1446. Verf. des *Governo della famiglia*, eines der besten moralischen Musterwerke Italiens.

II. Buch. Die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Entdeckung der neuen Welt, der liebende Schutz, welchen Pabst Nicolaus der V., gest. 1455, den Wissenschaften und Künsten verliehen, und dessen Andenken nur mit der Liebe zu den Wissenschaften erlöschen kann, der Wett-eifer unter den Italiänischen Fürsten die schönsten Jahrhunderte Athens und Roms in Italien erneuert zu sehen, ein edles Streben wofür vorzüglich Alphons v. Aragonien und Cosmus v. Medicis die Krone gebührt, bereiten uns auf die Erscheinung Lorenzens v. Medicis vor, der aus diesen herrlichen Elementen ein würdevolles Ganze zu schaffen wußte, während er selbst, ein Anbeter der Musen, seiner Feier liebliche Töne entlockte.

Die Künste, von den Wissenschaften schwesterlich umarmt, rühmten sich eines Massaccio der die Malerey erhob, eines Donatello der dem Marmor Leben und Ausdruck gab, eines Brunelleschi, der durch seine Kuppel der Maria del fiore mit dem Himmel kämpfen zu wollen schien, eines Ghiberti der die prachts

vollen Pforten der Johanniskirche goß, von denen Michelangelo sagte, daß sie den Eingang in das Paradies zieren würden; eines Bramante, des Erbauers der Peterskirche, und des Hochbegabten, vielseitig gebildeten L. da Vinci.¹

Lorenz v. Medicis geb. 1448 gest. 1492 hat Sonnetten und Canzonen gedichtet, in welchen, nach Muratori's Urtheile, wenn auch nicht hohe Vollkommenheit, doch edle, reizende Bilder, und ein guter Geschmack zu finden; in seinen *Selve d'Amore* zeigt er Einfachheit und Anmuth; aber mehr noch als diese und einige andere seiner Gedichte sind seine *Canti carnascialeschi* berühmt, in denen er Schönheit, Zierlichkeit und geistreichen Scherz im lieblichsten Verein zeigt. Poliziano geb. 1454 gest. 1494 von Lorenz v. Medicis sehr geachtet, ist in seinen zahlreichen latein. und ital. Compositionen gleich ausgezeichnet; unter den erstern nennen wir besonders die *Miscellanea*, unter den letztern seine Stanze per la giostra di Giuliano, ein unvollendetes Gedicht. Der schöne Bau seiner Octaven ist noch nicht erreicht worden, selbst nicht von Ariosto und Tasso. Sein *Orfeo* ist das erste regelmäßige, elegante Bühnenstück und wurde 1483 aufgeführt. — Giusto de' Conti, Accolti, und besonders P. d. Mirandola geb. 1463 gest. 1494, bemerkenswerthe Dichter.

In diesem Jahrhundert zeichneten sich auch Frauen durch Gelehrsamkeit und dichterische Talente aus, unter welchen Cassandra Fedele geb. 1465, welche Poliziano so sehr bewunderte, hervorleuchtet.

Mit L. Pulci, geb. 1431 beginnt das Ital. Heldengedicht, welches Ariosto so sehr vervollkommete; sein *Morgante* wird von Gravina, wegen des anmuthigen, scherzhaften Styls gelobt. (Byron hat den ersten Gesang übersetzt). C.

da Ferrara schrieb Il Mambriano, welches nach Seno, den Gedichten von Pulci und Boiardo an die Seite gesetzt zu werden verdient. Boiardo geb. 1430 gest. 1494, berühmt durch seinen unvollendeten Orlando innamorato. Alberti, gest. 1472 steht an der Spitze der wenigen Prosakisten dieses Zeitalters, ausgezeichnet durch seine Werke über Mathematik, Malerey und Baukunst. L. da Vinci, geb. 1452 gest. 1519, begnügte sich nicht mit der Unsterblichkeit, welche ihm seine Gemälde verliehen, sondern war auch ein trefflicher Mechaniker, Bildhauer, Baumeister, Dichter und Prosakist, und hat sein Tratt. della pittura in schöner Prosa geschrieben. Collenuccio, 1504 zum Tode verurtheilt; ein kenntnißreicher Mann, schrieb die Geschichte von Neapel, und hinterließ ein Muster hoher Poesie in seinem Canz. alla morte. Er hat das erste naturhistorische Museum in Europa gegründet.

Unter den Reisebeschreibern sind hervorzuheben, Cademosto, Columbus, geb. 1446 gest. 1506, Americo Vespucci, geb. 1451, beschrieb seine Reisen mit Eleganz. Unter den Rednern ist Savonarola, 1498 zum Tode verurtheilt, bemerkenswerth; er hat seine pathetischen Reden weder studiert noch niedergeschrieben und sie wurden von Zuhörern gesammelt. Die Buchdruckerkunst übertraf sich einigermaßen selbst, durch die Bemühungen des gelehrten Typographen Aldo Manuzio, geb. 1447 gest. 1515, Erfinder der Cursivschrift, der nicht allein correcte und elegante Ausgaben der griech. und latein. Klassiker veranstaltete, sondern auch die Vorreden und Bemerkungen dazu, so wie eine lateinische Sprachlehre 1507 schrieb.

Mit einer sehr gelungenen Skizze der Beschützer der Wissenschaften und Künste im 16ten J. H. beginnt das III. Buch. Unendlich groß war der

Wetteifer unter den Päbsten, das Zeitalter des Pericles und Augustus wieder herzustellen, so daß man die Namen Leo X, Julius II, Paul III, Sixtus V in allen Zeiten mit Verehrung nennen wird. Die weltlichen Fürsten Italiens folgten diesem Beispiele, und unter ihnen dürfen wir nur die Fürsten von Medicis, Este, Mantua, Urbino nennen, um uns sogleich an Ariost, Tasso, Machiavelli, Guicciardini, Raphael, Buonarotti, Palladio und Bignola zu erinnern, die ihnen größere Unsterblichkeit verliehen als die Waffenthaten des einen oder des andern vermocht hätten. Wir müssen hier auch des ritterlichen Franz I. von Frankreich gedenken, dem Alamanni Schutz und Ehren verdankte, und endlich der, 1587 gegründeten Accademia della Crusca.

Mit Ariosto, 1474 gest. 1533 beginnt eine Reihe ausgezeichnetener Männer wie sie selten ein Jahrhundert darbietet. Sein Orlando furioso ist zuerst 1516 gedruckt worden. Galilei sagt von diesem Kunstwerk: 'daß es angefüllt ist mit Seltenem, Köstlichem, Wunderbarem, und durchaus vortrefflich und vollkommen.' Tasso: 'daß es mehr ergeht als irgend ein Ital. Gedicht, und selbst als Homer,' und Bazzetti: 'daß nur denjenigen die etwas Großes zum Nutzen des Vaterlandes gethan, das Lesen dieses Gedichts als eine Belohnung gestattet werden sollte.' In den Satiren ist Ariost noch unübertroffen, so wie sich unter seinen Bühnendichtungen einige treffliche befinden: Cassaria, Suppositi, Negromante. B. Tasso, geb. 1493 gest. 1569, Vater des unsterblichen Torquato hinterließ drey Bände Briefe die einfach, elegant geschrieben und in politischer und literarischer Hinsicht sehr wichtig sind; ebenso treffliche Gedichte und das romantische Gedicht l' Amadigi das nach Tiraboschi sehr lo-

benswerth, aber durch das unendlich vollkommene des Ariost verdunkelt worden ist. Die Lebensskizze des merkwürdigen, unglücklichen Fürsten des Italienischen Heldengedichts, T. Tasso, geb. 1544 gest. 1595, und die Beurtheilung seiner hohen Leistungen ist mit Benutzung der besten Quellen auf 40 Seiten ganz trefflich gezeichnet. Seinem *Gerusalemme liberata* mußten seine andern größern Gedichte an hohem Glanze und Vorzüglichkeit weichen. Die kleinern Gedichte, deren Zahl groß ist, sind kostbar, und in allen muß man einen edlen Styl rühmen, so wie seine Canzonen als Muster dieser Dichtungsart betrachten. Das Schäfersdrama *Aminta* ist, wie Varini sagt, das edelste Vorbild des reinsten, zierlichsten, anmuthigsten und reizvollsten Styls der Ital. Sprache und Poesie. (Eine vortreffliche spanische Uebersetzung hat S. de Jauregui im Jahr 1607 zu Rom herausgegeben.) Auch in prosaischen Compositionen hat sich Tasso sehr ausgezeichnet, und seine Briefe, moral. Dialogen, und Abhandlungen nennt Monti: 'wunderbare Quellen der Beredsamkeit, Weltweisheit und prachtvoller, außerlesener Sprache.' Alamanni, geb. 1495 gest. 1556, berühmt durch sein Lehrgedicht *La Coltivazione*, eine Nachahmung der *Georgica*, so wie Rucellai geb. 1475 gest. 1526 durch das Lehrgedicht *Le Api*. Balbasone, gest. 1593 schrieb ein Gedicht *La Caccia*, das von Tasso gelobt wurde; ferner hat man von ihm ein anderes Gedicht *L'Angeleida*, 1590 zuerst gedruckt, das Milton zu seinem *paradise lost* benutzt zu haben scheint. Unter den Trauerspieldichtern zeichneten sich aus: Alamanni durch *Antigone*, Martelli durch *Tullia*, Sperone Speroni, geb. 1500 gest. 1588, durch *Canace*, Anguil-

Lara, geb. 1517 durch Edipo, die werthvollste Tragödie der Zeit; auch seine Uebersetzung, oder vielmehr Umarbeitung der Dvidschen Verwandlungen ist bemerkenswerth. Unter den Lustspieldichtern ragten hervor: Bentivoglio, durch die Geloso, Fantasmi, Romiti, Cardinal Bibbiena, geb. 1470 gest. 1520 ein hoher Gönner Raphael's, durch Calandra. Machiavelli bekämpfte die Heuchler so glücklich, daß er, nach dem Ausspruche des Grafen Ferri, dem Verfasser des Tartuffe nichts zu erfinden übrig ließ. Pasca übertraf alle Komiker durch Anmuth und natürliche Annehmlichkeit des Dialogs, ebenso Selli und Ruzzante. Der große Beyfall, welchen Tasso's Aminta erhielt, munterte zu ähnlichen Dichtungen' auf, und Ongaro wurde durch seinen Alceo, aber mehr noch Guarini, geb. 1537 gest. 1612 durch den Pastor Fido, der indeß dem Aminta weit nachsteht, berühmt. Auch musikalische Dramen erschienen recht; die ersten Dafne, Euridice, dichtete Rinuccini, in Musik gesetzt von Peri und Caccini. Glanzvolle Theater erbaueten Palladio und Scamozzi zu Vicenza und Sabbionetta, zu welchen sich bald vortreffliche Schauspieler fanden. In Frankreich wurde das Italiän. Theater unter Heinrich II. eingeführt, und Heinrich III. dem es eine feste Einrichtung verdankt, ließ im Jahr 1577 die Vorstellungen regelmäßig geben. Auch in Deutschland fing man an Geschmack für Italiänische Lustspiele zu zeigen, und gegen 1570 wurde am Baierschen Hofe ein Lustspiel in Venez. Mundart aufgeführt.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

G e t t i n g e n s e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96 Stück.

D e n 20. J u n i u s 1 8 3 5.

M a t l a n d.

Fortsetzung der Anzeige: Società Tipogr. de' Class. Ital. 1834. Storia della Letteratura Italiana, dall' origine della lingua sino a' nostri giorni etc.

Dem scherzhaften Gedicht gab der geistreiche Berni, gest. 1536, die höchste Vollkommenheit, und man nennt es nach ihm *poesia bernesca*. Firenzuola, geb. 1493 gest. 1548, ein guter Nachahmer des Berni, und wegen seiner eleganten Prosa bekannt. Der Styl seiner *Discorsi degli animali* ist voll von Anmuth und Eleganz. Im Fache der Satire zeichneten sich aus: Eric. Bentivoglio geb. 1506 dessen sechs Satiren, nach den des Ariosto, die besten sind. Alamanni und Nelli, in Hinsicht auf den Stil musterhaft. Aretino geb. 1492 gest. 1572 berüchtigt wegen seiner unverschämten Verläumdungen und Unsittlichkeiten.

Die Neigung zur Dichtkunst war in diesem Jahrhundert allen Ständen gemein, aber nur

wenige der Dichter sind bemerkenswerth. An der Spitze der bessern sehen wir Michelagnolo Buonarotti, geb. 1474 gest. 1564, den weltberühmten Baukünstler, Maler und Bildhauer, der auch in seinen Gedichten, fern von aller Nachahmungsfucht, im höchsten Grade originell ist. P. Bembo, geb. 1470 gest. 1547 ein kenntnißvoller, hochgeachteter Mann, dem Italien die größte Verbreitung der Landessprache und ihre Einführung zu allen schriftstellerischen Arbeiten, statt der Lateinischen, verdankt; die er nicht ohne großen Kampf bewerkstelligen konnte. Durch seine Prose wurde die Ital. Sprache zuerst geistreich erläutert; weniger nützlich wurde er durch seine petrarchisch gemodelten Gedichte, wiewohl sie den seiner Zeitgenossen vorzuziehen. Er ist endlich der Erste, welcher eine Geschichte von Venedig, zuerst in Latein. Sprache, dann ins Italienische übertragen, verfaßt hat. Molza, geb. 1489 gest. 1544, sehr werthvoll in seinen Gedichten. Guidiccioni, geb. 1500, ein vorzüglicher Dichter. Casa, geb. 1503 gest. 1556, erhob die Poesie und verlieh ihr edle Gedanken und reizende Bilder; eines seiner Sonnette ist sogar von Tasso erläutert worden. Auch als Prosaisist hat er sich durch sein Meisterwerk *Galateo* und durch einen Brief an Caraffa ausgezeichnet. A. Caro, geb. 1507 gest. 1566, vortrefflicher Prosaisist und Dichter. Zu seinen gediegensten Arbeiten gehören die *Lett. fam.*, die im Namen des Cardinals A. Farnese geschriebenen Briefe, welche immer ein Vorbild natürlicher Eleganz und lieblicher Reize des Briefftyls bleiben werden, die Uebersetzung der *Aeneide*, viele seiner Sonnette und Canzonen, und endlich die durch einen heftigen Federkampf mit dem scharfsinnigen, aber in Sophistery ausartenden Ca-

stelvetro, gest. 1571, entstandene Apologia. Costanzo, geb. 1507 berühmt durch seine Sonnette, welche, nach Muratori's Urtheil, nicht ein schöner Blätterkranz, sondern eine liebliche Fruchtgruppe sind, und durch die Istorie del Regno di Napoli, die Frucht 40 jähriger Studien. Coppetta, gest. 1553 schrieb vorzügliche Sonnette. Tansillo geb. 1510, hinterließ eine kleine, aber kostbare Sammlung von Gedichten.

Das Studium der vaterländischen Poesie begeisterte auch die Frauen jener Zeit, und schon im Jahr 1559 wurde eine Gedichtsammlung von Dichterinnen bekannt gemacht; unter ihnen ist besonders die von Ariosto hochgefeierte Vittoria Colonna, geb. 1490 gest. 1547, berühmt; ferner B. Gambarà, geb. 1485, auch wegen ihrer Briefe geschätzt, endlich noch Bertana und Tarquinia Molza.

Unter den Hirtendichtern gebührt Sanazzaro, geb. 1458 gest. 1530, wegen seiner Arcadia eine ausgezeichnete Stelle. Baldi, geb. 1553 gest. 1617, ist nicht nur ein vortrefflicher Bucoliker, sondern ein in allen Fächern hochgeschätzter Schriftsteller. Graf. Verticari hat in neuerer Zeit seine höchst gediegene Vita di Guidobaldo I. bekannt gemacht. Colomei, geb. 1492 gest. 1554, hat ausgezeichnete Reden und Briefe hinterlassen, und hat sich gleich andern vergeblich bemüht das Versmaaß der Römer einzuführen.

Die Zahl der Prosaisten des 16n J. S. steht der der Dichter nicht nach. Der erhabenste unter ihnen ist Machiavelli, geb. 1469 gest.

1527, dessen Grabschrift: tanto nomini nullum par elogium, ihn hinlänglich bezeichnet, und welche seine merkwürdigen Werke rechtfertigen. Dem lange verkannten Principe folgen die *Discorsi*, in welchen wir die tiefsten Kenntnisse mit männlicher Beredsamkeit gepaart finden. Die *Dialoghi* zeigen, daß auch ein Staatsmann oft mit der Kriegskunst ebenso vertraut seyn kann als der größte Feldherr. In seinen *Storie Fiorentine* finden wir die Meisterschaft des Thucydides, so wie in seinen ernstern und scherzhaften Poesien eine Fülle von Schönheiten. Boltero, gest. 1617, berühmt durch seine *Ragione di Stato*, welche *Napione* über den *Esprit des loix* stellt. Gianotti, Zeitgenosse Machiavelli's, hochberühmt durch seine *Repubbl. di Venezia*. Paruta, geb. 1540 gest. 1598, verdunkelte beide durch seine *Disc. politici*. Guicciardini, geb. 1482 gest. 1540, dessen Charakter der geistreiche Rosini, sowol in seinen *Notizie* zu seiner Ausgabe des Guicciardini, als in der *Louisa Strozzi* so trefflich geschildert hat, ist wegen seiner klassischen Geschichte von Italien berühmt. Giovio, geb. 1483 gest. 1552, schrieb die jedenfalls werthvollen *Storie* in lateinischer Sprache, von Domenichi ins Ital. übertragen, so wie die berühmten *Elogi degli uom. famosi*, welche Thomas, gest. 1785, der sich in diesem Fache ausgezeichnet, in seinem *Essai sur les Éloges* sehr preist. Narzdi, geb. 1476, gab die Geschichte von Florenz, und die beste Uebersetzung des Livius. Segni, schrieb die beste Geschichte von Florenz; die des kenntnißvollen Marchi, geb. 1502 gest. 1565, hat das Verdienst der Wahrheit und Freimüthigkeit. Borghini, gest. 1580, schrieb werthvolle Abhandlungen über die ältere Geschichte von

Florenz. Ammirato, geb. 1531 gest. 1601, benutzte die mühevollen Arbeiten seiner Vorgänger und gab die vollständigste und sehr geschätzte Geschichte von Florenz; ebenso berühmt ist seine *Genealogia delle nob. fam. fiorent.* Bonfadio, im J. 1550 enthauptet, berühmt durch seine *Annalen von Genua.* G. Adriani, geb. 1513 gest. 1589, hinterließ die Geschichte seiner Zeit, welche Cosmus v. Florenz ihm zu schreiben aufgetragen. G. Maffei, geb. 1535 gest. 1603, lieferte die Geschichte von Ostindien in Latein. Sprache, von Serdonati ins Ital. übertragen. Porzio, geb. 1520, berühmt durch seine *Congiura de' baroni di Napoli*, ein kostbares Werkchen.

Zu den Geschichtsschreibern der schönen Künste, welche sich in diesem Jahrhundert vieler würdigen Meister rühmen können, gehören: Vasari, geb. 1512 gest. 1574, welcher das von Caro und Parini hochgelobte, jedoch nicht ganz von Mängeln freye Werk: *Le vite de' pittori, scult. ed architetti* verfaßte. R. Borghini, lebte in der Hälfte des 16ten J. H., schrieb ein vortreffliches Werk über Kunst: *Riposo.* — B. Cellini, geb. 1500 gest. 1571, auch als Schriftsteller unvergeßlich durch seine *Selbstbiographie*, von der Göthe eine Uebersetzung gegeben, so wie durch seine *Trattati und Discorsi.* Pomazzo, geb. 1538, schrieb: *dell' arte della pittura*, und *Idea del tempio della pitt.* mit vieler Gelehrsamkeit; Campi, berühmter Maler, die *Pareri*, so wie Armenio die *precetti.*

Während die bürgerliche Baukunst durch Serlio, Bignola und Palladio vervoll-

Kommt wurde, machte man auch in der Kriegsbaukunst große Fortschritte: Sanmicheli und besonders Marchi ausgezeichnet. Auch über die Tonkunst verbreitete Patrizi ein bedeutendes Licht. Unter den Moralisten nennen wir A. Piccolomini, geb. 1508 gest. 1578, und seine *Instituz. di tutta la vita*. B. Castiglione, geb. 1468 gest. 1529, berühmt durch seinen *Cortigiano* und seine Briefe. Cornaro, Verf. der *Vita sobria*. In der Anatomie wurden bedeutende Entdeckungen gemacht durch Colombi und Cesalpini. In der Beredsamkeit zeichnete sich Collio, geb. 1568 aus. Unter den glücklichen Nachahmern des Boccaccio nennen wir Bandello, dessen *Novelle Romeo e Giulietta* den Stoff zu dem Shakespeareschen Drama gleichen Namens gegeben; Grazzini genannt *Lasca*, geb. 1503 gest. 1583, der nach dem Urtheil Rosini's (Louisa Strozzi) keinem der Novellendichter seiner Zeit nachsteht; ferner: Erizzo, Giraldi, Mori, Strapparola und Parabosco. Die Novellensammlungen von Pulci, Doni, Alamanni, Brevio, und vorzüglich Machiavelli's *Novelle Bel-fagor*, sind sehr werthvoll. An trefflichen Rednern und Grammatikern war dieses merkwürdige Jahrhundert sehr reich. Bettori, geb. 1499 gest. 1585, dessen Leistungen in diesem Fache unschätzbar sind; Cavalcanti, geb. 1503 gest. 1562, lieferte die beste *Rettorica* seiner Zeit, auch werden seine *Trattati* sehr geschätzt; Salviati, geb. 1540 gest. 1589, der berühmteste florentinische Grammatiker, und Deputirter bey der Herausgabe des *Vocab. della Crusca*. Er hat auch zwey Lustspiele, *Il Granchio* und *La Spina* geschrieben, die in Hinsicht des Stils zu den besten gerechnet werden. Bemerk-

kenzwerthe Reisebeschreiber sind: Ramusio, durch seine große Reisesammlung; Cassetti, Carletti und Navagero, waren gelehrte Reisende. Die Buchdruckerkunst wurde sehr vervollkommnt und lieferte schöne Ausgaben durch die gelehrten Typographen Paolo Manuzio, gest. 1574, Aldo Manuzio, gest. 1597, so wie durch Giunti, Valgrisi, Torrentino, Biotto u. a.

Das IV. Buch giebt in seiner Einleitung ein Kurzgemälde des politischen Zustands Italiens während des 17ten J. H., des höhern, fast ausschließlichen Strebens und Forschens nach Wahrheit, des Schutzes, welchen fürstliche Männer den Wissenschaften und Künsten angedeihen ließen, als Carl Emanuel I. von Savoyen, die Mediceer Cosmus II. und III., Ferdinand II., Cardinal Leopold; der Prachtbauwerke, welche die Päbste in Rom veranstalteten, so wie der Gründung vieler Akademien, Bibliotheken, und besonders der Ambrosianischen, durch den 1631 hingeshiedenen, edlen, menschenfreundlichen, frommen Cardinal F. Borromeo, von dem uns Manzoni in seinen Promessi Sposi ein so treues, anziehendes Bild gegeben. Es folgt dann eine Skizze des Galileo Galilei, geb. 1564 gest. 1641, welchen Parini den Phönix der neuern Philosophen und den Ruhm Italiens nennt, seiner unsterblichen Leistungen und seines Verdienstes um die Ital. Sprache, da seine Werke auch als Sprachmuster aufgenommen worden sind. Torricelli, geb. 1608 gest. 1647, sein würdiger Schüler, Erfinder des Luftwägers, und berühmt durch seine lezioni accad. — Borelli, geb. 1609 gest. 1679, unsterblich durch sein Werk De motu animalium. Castelli,

von Galilei hoch geliebt, der ihn uomo d'ingegno eccellente, e come conviene, libero nel filosofare nennt, hat sich besonders in der Hydraulik ausgezeichnet. Guglielmini, geb. 1655 gest. 1710, ausgezeichnete Astronom, Mathematiker und Mediziner, berühmt durch seine Werke *Aquarum fluentium mensura* und *Natura de' Fiumi*. Cassini, geb. 1625 gest. 1712, der sich in der Sternkunde so hohen Ruhm erworben. Biviani, geb. 1622 gest. 1703, berühmter Mathematiker, Schüler des Galilei. Redi, den Muratori uomo di purgatissimo gusto bezeichnet, geb. 1626 gest. 1697, zeichnete sich als Naturkundiger, Arzt, Dichter und Literator aus. Er war Mitarbeiter an dem *Diz. della Crusca*, mehrere seiner Sonnetts werden zu den schönsten der Ital. Poesie gerechnet, und besonders beliebt, aber auch klassisch, ist sein Dithyrambus, *Bachus in Toskana*, dessen Schönheit ein überaus wohlklingender Versbau noch erhöht. Malpighi, geb. 1628 gest. 1694, und Bellini, geb. 1643 gest. 1704, ausgezeichnete Aerzte und Anatomen. Magalotti, geb. 1637 gest. 1712, berühmt durch seine philosophischen Studien, die er in seinen mit vieler Eleganz geschriebenen Briefen entwickelt; unter seinen dichterischen Arbeiten ist das *Canzoniere: la donna immaginaria* bemerkenswerth. Gravina, der ausgezeichnetste der Rechtsgelehrten dieser Zeit, geb. 1664, und 1718 in den Armen seines geliebten Schülers und Erben Metastasio gestorben, hat außer mehreren juristischen Werken auch eine *Ragione poetica* hinterlassen. Die Nachwelt wird seinen Namen immer mit Achtung nennen, da sie ihm den lieblichen Dramendichter Metastasio verdankt.

Dieses Jahrhundert verherrlichten nur wenige, aber würdige Geschichtsschreiber: Scarpi, geb. 1552 gest. 1623, den ein paar Worte Hayley's treffend zeichnen:

Scarpi, blest name! from every foible
clear,

Not more to science than to virtue dear.
und dessen Storia del concilio di Trento ihm Unsterblichkeit ertheilt. S. Pallavicino, geb. 1607 gest. 1667, schrieb auch eine Geschichte des Conciliums zu Trient gegen die des Scarpi; sie ist in stylistischer Hinsicht berühmt. Sein Trattato dello stile ist 1820 wieder aufgelegt worden. Davila, geb. 1576 gest. 1631, schrieb die vortreffliche Storia delle guerre civili di Francia. Bentivoglio, geb. 1579 gest. 1644, die Storia della guerra di Fiandra; auch seine Lettere und Memorie sind interessant.

Im Fache der schönen Künste schrieben mit Auszeichnung: Baldinucci, Dati, geb. 1619 gest. 1675, Schüler des Galilei, und thätiger Mitarbeiter an dem Vocab. della Crusca, schrieb die berühmten Vite de' pittori antichi. Die Literaturgeschichte behandelten Cincelli und Boccacini, geb. 1556 gest. 1613, dessen Ragguagli di Parnasso mit vielem Scharfsinn geschrieben sind, und manches Licht über das Christenthum jener Zeit verbreiten.

In diesem J. H. entstanden in Italien die ersten literarischen Journale. Frankreich gab das erste Beyspiel durch das Journal des Savans im Jahr 1665; in demselben Jahr erschienen in England die Philos. Transactions, und 1668 gab Mazzari ein Journal in Rom heraus. Bacchini, redigierte, von bedeutenden

Gelehrten unterstützt, eines zu Parma im J. 1668, zu Venedig erschien im J. 1696 die *Galleria di Minerva*, an deren ersten Bänden Zenno Theil nahm, und 1710 das *Giornale de' Letterati*, das alle frühere verdunkelt.

Die Baukunst verfiel gleich der Dichtkunst, und der edlen, majestätischen Einfachheit eines Palladio, Bignola und Sansovini folgten überladene Zierrathen, aber dennoch fehlte es nicht an wackern Schriftstellern über diese Kunst. Scamozzi, geb. 1550 gest. 1616, gab eine *Idea dell' Arch. univ.*, die sehr nützliche Lehren enthält; über Kriegsbaukunst hat nur Galilei mit Auszeichnung geschrieben, über Kriegskunst besonders Montecuccoli, geb. 1608 gest. 1681, dessen Werke vollständig im J. 1808, von Grassi herausgegeben worden.

Im 16ten J. H. wurden die Regeln der Ital. Sprache festgestellt, aber eine methodische Sprachlehre wurde zuerst von Buommattei geb. 1581 verfaßt; auch Cittadini, geb. 1553 gest. 1627, schrieb mehrere Lehrbücher der Art. Cinonio hinterließ die sehr geachteten *Osserv. della lingua*. Das *Vocab. della Crusca* erschien zuerst 1612, dann 1623, 1691, und die 4te Auflage 1729=38. Die Kanzelberedsamkeit wurde durch Segneri, geb. 1624 gest. 1694, veredelt, dessen Werke als Muster des reinen Styls betrachtet werden.

Zu den bessern Dichtern gehören: Chiabrera, geb. 1552, gest. 1638, dessen reiche Phantasie und wohlklingende Verse ihm den Namen des Ital. Pindar verschafft haben, den er besonders wegen seiner *Canzonen* verdient.

Marini, geb. 1569, gest. 1625, war mit eben so vielen Talenten begabt als Chiabrera, aber mißbrauchte sie um einen falschen, schwülstigen und verderblichen Geschmack einzuführen, wozu ihn der Beyfall seiner Zeitgenossen nur noch mehr aufmunterte; sein Adone, 1623 erschienen, gibt hiervon einen Beweis. Testi, geb. 1593, gest. 1646, ein vortrefflicher lyrischer Dichter, aber nicht ganz frey von den Fehlern der Marinischen Schule. Filicaja, geb. 1642, gest. 1707, höchst ausgezeichnet im Canzone und Sonnet. Menzini, geb. 1646, gest. 1708, manches Treffliche. Guidi, geb. 1650, gest. 1712, wußte in seinen Gedichten pindarische Begeisterung und Kraft zu verschmelzen. Zappi, gest. 1719, hinterließ mehrere Sonnetze, die ihn den berühmtesten Dichtern gleich stellten. Maggi, gest. 1699, bildete sich nach Petrarca, und es gelang ihm, seiner Schule Beyfall zu verschaffen. Der berühmte Maler Salv. Rosa, geb. 1615, gest. 1673, hat treffliche Satiren gedichtet. Tassoni, geb. 1565, gest. 1635, der geniale Dichter des bewunderten scherzhaften Heldengedichts *La secchia rapita* und Schöpfer dieser Dichtungsart. Bracciolini, geb. 1566, gest. 1645, schrieb zwey gleich berühmte Gedichte *La Croce racquistata* und *Lo scherno degli dei*. Einer der ausgezeichnetsten Nachahmer dieser zwey letzten Dichter ist der Mahler L. Pippi, geb. 1606 gest. 1664, Verf. des burlesken Gedichts *Malmantile racq.* Der Schauspieler Andreini schrieb ein Drama sacro: *l'Adamo*, in welchem man einige gute Muster schöner Poesie findet, und welches Milton die Idee zu seinem *Paradise lost* gegeben haben soll, oder wie Rapione sagt: man kann glauben, daß Milton aus dieser

Unreinheit das Gold gezogen, womit er sein Gedicht geschmückt. Buonarotti d. Jüngere schrieb zwey gute Komödien: La tancia und La fiera.

Die Bühnenkunst wurde sehr vervollkommenet, und zu Mantua, Modena, Venedig und Rom gab man prachtvollte Opernvorstellungen, in welchen die vorzüglichsten Sänger und Sänginnen auftraten.

Calli, geb. 1572, travestirte die Aeneide trefflich; Marchetti, geb. 1632, gest. 1714, gab eine vortreffliche Uebersetzung von Lucr. Carus de rerum natura, die zuerst 1717 erschien. Salvini, geb. 1653, gest. 1729, ausgezeichnete Kenner der griechischen Sprache, weniger elegant in seinen Arbeiten als Marchetti, doch unermülich, die Italien. Sprache mit Griech. Werken zu bereichern.

Mit einer Schilderung des politischen und geistigen Zustandes Italiens im 18. J. H. eröffnet der Verf. das Vte Buch, und wie in den vorhergehenden Umrissen finden wir auch hier die Gönner der Wissenschaften und Künste aufgezeichnet, als Ferdinand III. v. Neapel, Benedict und Clemens XIV., Pius VI., Leopold, Ferdinand, Maria Theresia, Franz III. v. Modena und Vict. Amadeus II. Eine Reihe glänzender Dichter verherrlichte dieses Jahrhundert. Apost. Seno, geb. 1669, gest. 1750, zeichnete sich nicht nur im Melodrama, welches er der Vollkommenheit näher brachte, sondern auch in vielen profaischen Compositionen aus. Metastasio, geb. 1698. gest. 1782, gab dem Melodrama die höchste Vollkommenheit, und seine zahl-

reichen von dichterischen Schönheiten überströmenden Werke für die Bühne erregten und erregen fortwährend die größte Bewunderung. Selbst der schwer zu befriedigende, geniale Baretta sagt von ihm: *l'ingegno di quest' uomo mi riempie di maraviglia — è veramente un poeta degno d'imperadori e d'imperatrici.*

Zu Anfang des 18ten J. H. besaß Italien noch keine Tragödie, als Martello, geb. 1665, gest. 1727, nach dem Vorbilde französischer Trauerspieldichter zu dichten begann, doch ohne Beyfall, und nur eine seiner Dichtungen, *Il Femia*, wird von Parini wegen der Schönheit des Verses gelobt. Scip. Maffei übertraf ihn durch seine 1713 aufgeführte *Merope*, und noch mehr Conti, geb. 1677, unter dessen Trauerspielen *Cesare* besonders gelobt wird. Alfieri, geb. 1749, gest. 1803, wird als Schöpfer des Ital. Trauerspiels betrachtet. Wie verschiedenartig auch die Urtheile über seine Leistungen sind, so ist doch nicht zu verkennen, daß seine oft wahrhaft großartigen Dichtungen, besonders für Italien und dessen Bühne, eine seltene, einflußreiche Erscheinung waren, und vielleicht auch deshalb nicht unangefindet bleiben konnten. Wir glauben, daß, um den Werth Alfieri's hauptsächlich für Italien recht zu würdigen, man besonders den Zustand des Trauerspiels betrachten müsse, wie er es gefunden, und dann werden wir den Ausspruch Maroncelli's (*Addiz. alle prig. di Pellico*): *Alfieri, il quale a guisa di portentoso Sansone stà unico contro due secoli intieri* u. nicht übertrieben finden. Goldoni, geb. 1707, gest. 1793, der Beredler des Lustspiels, und dessen 150 Komödien ein schönes, treues Bild des häuslichen Lebens in allen seinen

Beziehungen sind. Er hat sich gleich Alfieri in seiner Selbstbiographie mit höchster, strengster Wahrheit geschildert; sie ist unter dem Titel *Mémoires* in Französischer Sprache geschrieben, und ist, nach Gibbon's Urtheil, weit komischer als seine Lustspiele. Sigli, geb. 1660, gest. 1722, hat das Verdienst, schon vor Goldoni mit seinem schönen Lustspiele *Don Pilone* aufgetreten zu seyn. Da der Verf. die lebenden Schriftsteller von seiner Beurtheilung ausgeschlossen hat, so ist der noch lebende vortreffliche Lustspieldichter Alb. Nota, geb. 1775, nicht genannt, der es besser als Goldoni und als irgend einer der neuern Lustspieldichter versteht, Reinheit des Styls mit Kunst, Leichtigkeit und Natürlichkeit zu verbinden.

Zu den vorzüglichern Satirikern rechnen wir Parini, geb. 1729, gest. 1799, den Barzetti einen der sehr wenigen guten Dichter nennt, die das heutige Italien zieren; höchst vollendet sind seine *Mattino*, *Mezzogiorno*, *Vespro e Notte*, auch hinsichtlich des überaus schönen Versbaus; ferner seine Oden und seine Prosa. G. Gozzi, geb. 1713, gest. 1786, zeigte sich als trefflicher Dichter in seinen Sermoni, und als sehr gediegener Prosaist in seinen zahlreichen prosaischen Leistungen, nicht minder als scharfsinniger Kunstrichter in seiner *Difesa di Dante*. Cesarotti, geb. 1730, gest. 1808, ein hochberühmter und kenntnißreicher Mann, gab eine vortreffliche metrische Uebersetzung des *Ossian*, eine prosaische der *Iliade* mit Erläuterungen, eine weit weniger geachtete metrische, und acht Satiren des *Juvenal*. Zahlreich und werthvoll sind auch seine prosaischen Uebersetzungen und Originalschriften: ein Theil des *Demosthenes*

mit Erklärungen und besonders sein *Saggio sulla Filos. della lingua* u. *Bentivoglio*, geb. 1668, gest. 1732, gab eine vortreffliche Uebersetzung von dem Gedichte *Thebais* des *Stasius*. *Fortiguerra*, geb. 1674, gest. 1736, Verfasser des romantischen Gedichts *Ricciardetto*, das viele Schönheiten besitzt, und einer eleganten metrischen Uebersetzung des *Terenz*. *Barano*, geb. 1705, gest. 1788, sehr berühmt wegen seiner *Visioni*, welche *Monti* mit der *Messiade* verglichen. *Spolverini*, geb. 1695, gest. 1762, hat das vortreffliche Lehrgedicht *Cultivaz. del riso* geschrieben. *Passerino*, gest. 1803, das Gedicht *Cicerone*, das nicht ohne Werth ist. *Casti*, geb. 1721, gest. 1803, schrieb das berühmte Gedicht *Gli animali parlanti*, an welchem *Sismondi* mit Recht die zu große Ausdehnung tadelt. *Manfredi*, geb. 1674, gest. 1738, nicht nur ausgezeichnet als Dichter durch seine *Canzonetten* und *Sonnette*, sondern hat sich auch als Rechtsgelehrter, Mathematiker und Philosoph durch seine *Ephemerides* einen hohen Ruf erworben. *Muratari*, geb. 1672, gest. 1750, als Mensch, Priester und Gelehrter ersten Ranges hochverehrt, eins der werthvollsten Kleinodien in der *Practikrone*, welche die *Italiänischen Gelehrten* ihrem Vaterlande verliehen, dessen unermüdetes Wirken und zahlreiche vortreffliche und nützliche Schriften *Bewunderung* erregen. Seine vorzüglichsten Werke sind: *Perf. poesia ital.*, *Racc. degli scrittori delle cose ital.*, *Dissertazioni*, *Annali*, *Filosofia mor.*, *Difetti della Giurispr.*, *Della publ. felicità*, *Della forza della fantasia* und *Regolata Divozione*, in welchem letztern er, der Priester, über den Werth der Heiligenbilder und Reliquien eine Ansicht

gibt, welche eine mächtige Waffe gegen die von Moore in seinen Travels ausgesprochene werden könnte. Scip. Maffei, geb. 1675, gest. 1755, würdig mit Muratori verglichen zu werden, berühmt durch Verona illustrata, Istoria diplom. und zahlreiche, werthvolle kritische und archäologische Abhandlungen. Giannone, geb. 1676, gest. 1748, sehr berühmt wegen seiner Storia civ. del regno di Napoli. Denina, geb. 1731, gest. 1813, schrieb unter andern die geschätzten Rivol. d'Italia. Mazzuchelli, geb. 1707, gest. 1768, die sehr gelobten Notizie d'Archimede und sechs Folioebände der Scrittori d'Italia, die indeß nur A. und B. umfassen. Tiraboschi, geb. 1731, gest. 1794, leistete Italien den vollständigen, von Mazzuchelli nur theilweise ausgeführten Dienst, durch seine Geschichte der Ital. Literatur, an welcher er 12 Jahre gearbeitet. Panzi, geb. 1732, gest. 1810, schrieb den von Archäologen geschätzten Saggio di lingua etrusca und die allgemein gelesene Storia pittorica. Pompei, nicht so sehr wegen seiner Canz. pastorali, als wegen seiner guten Uebersetzung des Plutarch berühmt.
(Der Beschluß in der nächsten Woche.)

Verbesserung.

§. 912, 21 l. ἐπισημείας. Uebrigens werden unter der allgemeinen Benennung Organon mehrere einzelne aristotelische Abhandlungen, namentlich die περὶ ἐπισημείας und die κατηγορίαι begriffen, und es ist nicht anzunehmen, daß Notker das gesammte Organum übersezt habe.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.

Den 22. Junius 1835.

B e r l i n.

Ben Meimer, 1830: Reise um die Erde durch Nordasien und die beiden Oceane in den Jahren 1828, 1829 und 1830 ausgeführt von Adolph Erman. Erste Abtheilung: historischer Bericht. Erster Band. Reise von Berlin bis zum Eismeere im Jahre 1828.

Durch Auszüge aus Briefen des Reisenden, die in Zeitschriften mitgetheilt wurden, und manche andere Notizen war die Aufmerksamkeit der Geographen auf die vollständige Reisebeschreibung erregt und wir erhalten nun einen Theil des Berichtes in diesem ersten Bande. Herr Prof. Hansteen, der Sibirien besuchen wollte, um dort magnetische Beobachtungen anzustellen, traf in Petersburg mit Hn Erman zusammen; jener war noch nicht entschlossen wie weit er gegen Osten vordringen wollte, doch war seine Absicht nur auf Asien sich zu beschränken, dahingegen Herr Erman von Kamtschatka aus auf Seewegen heimzukehren sich vorgenommen hatte.

Den Plan seines Werkes theilt der Verf. in

in dem Vorworte mit (S. XI): 1. Die historische Abtheilung welche, chronologisch geordnet, in die folgenden Abschnitte zerfällt: Veranlassung und Vorbereitungen zur Reise. — 1828: Reise nach Petersburg. — Aufenthalt daselbst. — Reise von Petersburg nach Ssekatarinburg. — Asien: Ssekatarinburg und Reise längs des nördlichen Ural. — Fernere Bemerkungen über Ssekatarinburg und den Ural. Reise nach Tobolsk. — Winteranfang und Aufenthalt zu Tobolsk. — Reise nach Otdorsk. Ostjaken und Samojeden — 1829: Reise nach Irkuzk. — Aufenthalt daselbst. — Reise nach Kjachta und zu dem Buddhatempel der Buräten. — Reise nach Jakuzk. Jakuzten. — Jakuzk. — Weg von dort nach Sschozk über das Aldanische Gebirge. Tungusen — Aufenthalt in Sschozk und Excursionen zum Marzkanischen Gebirge. — Ueberfahrt nach Tigil, auf dem Meere von Penjina. Kamtschatka. Reise von Tigil nach Sselowka — Besteigung des Vulcans Schiwelutsch. — Reise bis zum Dorf Kliutschewsk und Besteigung des Vulcans gleiches Namens. — Schiffahrt auf dem Kamtschatkafusse. — Reise durch die von Russen bewohnte Südspitze der Halbinsel. — Petropaulshafen. Rückkehr an Bord der Kaiserl. Russischen Corvette Krotkoi. — Ueberfahrt nach der Insel Sitcha. — Aufenthalt daselbst. Koljuschen. — Fahrt nach Kalifornien. — Fahrt nach Stabetti. — 1830: Aufenthalt auf dieser Insel. — Fahrt um Cap Hoorn bis Rio Janeiro. — Aufenthalt daselbst. — Fahrt durch den Atlantischen Ocean bis Portsmouth. — Portsmouth. — Nord- und Ostsee. — Ankunft zu Cronstadt. — Rückkehr nach Berlin.

‘Gezeichnete Skizzen landschaftlicher und ethnographischer Gegenstände werden einem jeden Bande dieses historischen Berichtes hinzugefügt

werden, sagt der Verf., außerdem aber auf meine Ortsbestimmungen begründete Wegekarten über die geschilderten Theile von Nord-Asien und Kamtschatka, ebenso wie eine Generalkarte der ganzen Reise.'

2. Die wissenschaftliche Abtheilung des Berichts enthält in 5 Abschnitten; die Ortsbestimmungen für eine Reihe von Puncten auf beiden Continenten, so wie für alle Puncte auf den Meeren an denen magnetische Beobachtungen angestellt wurden. Trigonometrische und barometrische Höhenmessungen werden diesem Abschnitte beygefügt. — Magnetische Beobachtungen und zwar die Bestimmungen der Abweichung mittelst des tragbaren Passage-Instrument's, der Neigung und Intensität der magnetischen Kraft längs einer zwischen 67° nördl. und 60° südl. Breite gelegenen und sämtliche Meridiane am Ende durchschneidenden Linie, so wie der täglichen Veränderungen welche diese Erscheinungen an verschiedenen Orten erleiden. — Meteorologische Bestimmungen und namentlich Beobachtungen über den Luftdruck, über die Temperatur der Luft, der Erdoberfläche, der Bergwerke, der Quellen und des Meeres und Rechenschaft über meteorologische Tagebücher, welche mittelst verglichener Instrumente an 12 der berührten Puncte in Europa, Nord-Asien und Nord-America zu verschiedenen Tagesstunden, so wie auch am Bord der Corvette Krotzoi von 4 zu 4 Stunden, sowohl während der Fahrt von Kamtschatka um Kap Hoorn nach Europa, als auch und früher von Petersburg um das Cap der guten Hoffnung und Neu-Holland bis Kamtschatka geführt worden. — Geognostische Beobachtungen durch Nord-Asien, die Aleutischen Inseln und Californien; so wie auf

Stabilität und bey Rio Janeiro. Allgemeine geognostische Profile werden schon auf den früher erwähnten Karten zum historischen Theile ausgeführt, speciellere Zeichnungen aber diesem Abschnitte hinzugefügt. — Die Beschreibung auf der Reise gesammelter, zoologischer und botanischer Gegenstände, die den Museen von Berlin und Königsberg übergeben sind. Abbildungen mehrerer neuen Arten von Vögeln, Insecten und Pflanzen werden diesen Abschnitt begleiten.'

Der hier vorliegende erste Band der historischen Abtheilung schildert die zu Lande zurückgelegte Linie von Berlin über Tobolsk bis zur Mündung des Obi und von dort zurück nach Tobolsk. Nebenbey, bemerkt der Verf., werden zwey andere Linien beschrieben, die eine vom Ural bis zum schwarzen Meere und zur Ostsee, längs der schiffbaren Flußbahnen welche das asiatische Gebirge mit jenen Meeren von Europa verbinden; die andere von Tobolsk durch die Kirgisischen Lande nach den Chanaten von Taschkent und Kokan. — 'Sie dürften vielleicht den Geographen und Ethnographen willkommen seyn, sagt Herr Erman, ich habe sie im Lande selbst durch Mittheilungen solcher Beobachter gewonnen, für deren Urtheilsweise mir gemeinschaftliche Bekanntschaft mit sibirischen Gegenständen einen Maßstab darbot, und entschloß mich für diesen besondern Fall zu einer Abweichung von dem festen Vorsatz: Nichts zu bringen was nicht durch unmittelbare Autopsie begründet würde.'

Das Werk selbst enthält, in einem etwas gesuchtem Stil, in Form eines Tagebuches, eine Menge von Beobachtungen und Bemerkungen, die oft, bey der Schnelle der Reise und dem kurzen Verweilen an manchen Orten den Leser

in Bewunderung setzt. Der Verfasser erklärt sich darüber auf folgende Weise: sehr mannigfache und lebendige Anschauungen, namentlich von den, theils wenig bekannten, theils bekannten Localitäten und Völkerschaften Nord-Asiens, haben den Genuß dieser Reise so bedeutend erhöht, daß ich mich entschloß, auch diese gleichsam mehr rhapsodische als wissenschaftlich gereifte und organisierte Ausbeute der Nachsicht der Leser darzubringen. Dergleichen Mittheilungen haben keinen andern Anspruch zu machen als den, einer treuen und durch keine Nachhülfe vor- oder nach-construierenden Reflexion modifizierte Schilderung des unmittelbaren Eindruckes, und somit erhält der Leser auch hier das unmaßgebliche Skizzenbuch der Reise, so wie es an den einzelnen Abenden und in den verschiedenen Tagen des Wanderlebens abgeschlossen wurde. Dennoch aber wird die Kunde von fremden Ländern, welche wir durch solche Mittheilungen erlangen, durch die Individualität desjenigen der die Anschauungen erlebte, noch so wesentlich bedingt, daß man oft zu erstaunen hätte über Incohärenz und Dissonanzen, wenn man die Berichte sehr verschieden gestimmter Reisenden ohne Kritik in die Form einer erzwungenen Einheit verschmelzt sieht, und es war gerade diese Ueberzeugung welche mich bewog, das gegenwärtige Tagebuch schon mit den uns zunächst liegenden und für die Mehrheit der Leser bereits bekannten Gegenden zu beginnen, damit ein Jeder durch Vergleichung seiner eigenen Anschauung mit der Ansicht des Reisenden für dessen individuelle Art der Auffassung einen Maßstab gewönne, der späterhin an den Bericht über ganz fremde Gegenden sich anlegen ließe. Diese Methode ist derjenigen analog,

durch welche man die constanten Fehler eines Beobachtungs-Instrumentes zu eliminieren gewohnt ist.'

Wir sind dem Reisenden für diesen Maßstab verpflichtet, legen wir ihn an bey diesem Bande, so wird man bald bemerken, daß bey'm Gebrauch der Nachrichten große Vorsicht und sorgfältige Prüfung nöthig sey, und man wundert sich über die Sicherheit, womit der Verf. seine oft flüchtig gemachten Bemerkungen und Beobachtungen hinstellt als fest begründet und unumstößlich. Manches was über die bekannten Gegenden, was über Danzig, Petersburg u. s. w. mitgetheilt wird, erregt Bedenken. Verstöße die hier sich finden, wo man so leicht besser belehrt und berichtet werden konnte, wecken Zweifel und Mißtrauen wenn man den Verfasser in die entfernteren Länder begleitet, wo schon seine geringe Kunde der Sprachen leicht zu Mißgriffen und Irthümern verleiten konnte. Rec. bemerkt nur, daß mancherley Interessantes in dem Buche enthalten ist, daß aber genaue Prüfung und Sichtung aller Angaben nothwendig sey. Einzelnes herauszuheben, wie er anfänglich wollte, unterläßt er, da die Bemerkungen in den Dorpater Jahrbüchern (2. Bd. 4. Heft S. 317) von Herrn von Bunge in Casan, Hn Staatsrath Parrot und Hn v. Löwis in Dorpat, hinreichend darthun, wie behutsam man bey'm Gebrauch dieser Reisebeschreibung seyn müsse.

....Z....

P a r i s.

De l'imprimerie de Jules Didot ainé:
Iconographie Romaine par le Chevalier A.
Mongez, membre de l'Institut Royal de

France. T. III. 272 S. in 4. und 23 Kupfer-
 tafeln (pl. 36 — 57. nebst 39*) in Fol. 1826.
 T. IV. 267 S. und 8 Kupfertafeln (pl. 58 — 63.
 Additions et corrections pl. 64. A. B.) 1829.

Neuere Zufälligkeiten mögen es entschuldigen,
 daß wir von diesem Werke, dessen zweyter Band
 in diesen Blättern erst 1829 St. 5. angezeigt
 wurde, jetzt erst die damals fast schon eingetre-
 tene Vollendung melden. Damit ist das ganze
 große Werk der antiken Iconographie von En-
 nio Quirino Visconti geschlossen; ein Re-
 gister am Ende des vierten Bandes erleichtert
 die Benutzung des Ganzen. Die weitere Fort-
 setzung des Mongez'schen Werkes ist in demsel-
 ben Geiste, den wir früher zu characterisiren
 suchten: die Erzählungen über die Lebensereig-
 nisse der abgebildeten Personen zu ausführlich
 für diese Stelle, zu wenig tief gehend für criti-
 sche Geschichtsforschung; die Wahl der Büsten
 und anderer Kunstdenkmäler größtentheils bedingt
 durch den Aufenthalt des Verfassers in Paris,
 so daß wohl über die Hälfte der abgebildeten
 Gegenstände aus den dortigen Sammlungen ge-
 nommen sind; die Abbildungen aus dem Bestre-
 ben, den Character und Ausdruck wiederzugeben,
 oft sehr übertrieben und fast maniriert.

Am meisten stören im Gebrauche des Werkes
 die Nachlässigkeiten und Incorrectheiten in der
 Anzeige des Standortes der Bildwerke. So
 sind alle Antiken aus dem Louvre nach Num-
 mern bezeichnet, die sich auf eine frühere Auf-
 stellung beziehen müssen, als die in Visconti's
 und Clarac's Catalog befolgte ist. Dadurch wer-
 den oft kleinliche und zeitraubende Nachforschungen
 nöthig gemacht, um erst die Identität von Sta-
 tuen und Büsten festzustellen. Und bey dem
 Kopf des Caligula pl. 25. n. 1. 2. muß wohl

die Angabe, daß er sich im Königl. Museum des Louvre befinde, ganz auf einem Irrthum beruhen. Die Capitollnische Statue, mit der Unterschrift CONSTANTINVS AVG., wird im Texte, T. IV. p. 164, der gewöhnlichen Meinung gemäß, Constantin dem Großen zugeschrieben; dagegen wird sie auf der Kupfertafel pl. 62, wo die Statue in einer offenbar verschönernten Abbildung gegeben, der Kopf aber besonders mit größerer Treue nachgebildet ist, unter dem Namen Constantin des II. aufgeführt. Es ist freylich sehr schwer, bey der Characterlosigkeit der spätern Porträtbildung, die Personen aus Constantins Familie von einander zu unterscheiden; aber irgend eine Meinung sollte doch nach bestimmten Gründen durchgeführt seyn. Die Unterschrift spricht jedenfalls für den großen Constantin, da dem Jüngern ein unterscheidendes Beywort zugefügt worden wäre.

Die Römische Iconographie ist nur bis zur Familie des Constantin herabgeführt; das letzte statuarische Denkmal, eine Bildsäule des Kaiser Julian mit dem berufenen Ziegenbart, im Philosophen-Mantel und mit einer Art von Diara auf dem Kopfe, welche nach Mongez aus Italien gebracht, nach dem Grafen Clarac in Paris gefunden ist, und sonst im Louvre (522, nach Mongez 301) stand, jetzt aber in den restaurierten Thermen, die der Kaiser Julian zu Paris gebaut, ihre Stelle finden soll — läßt in ihrer affectierten und beynahe comischen Gravität und ausdruckslosen Würde die ganze Thorheit jenes Bestrebens erkennen, eine abgestorbene Geisteswelt wieder verjüngen zu wollen.

K. D. M.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. Stück.

D e n 25. J u n i u s 1835.

W i e n.

Gedruckt bey U. Strauß's sel. Witwe, 1835:
Samachshari's Goldene Halsbänder. Als
Neujahrsgeschenk arabisch und deutsch von Jo-
seph von Hammer. 54 S. mit 27 Blättern
arab. Text in kl. 8.

P e s t h und Leipzig.

In Commission bey G. A. Hartleben, 1834:
Gül und Bülbül, das ist: Rose und Nachtigall,
von Fasli. Ein romantisches Gedicht, türkisch
herausgegeben und deutsch übersetzt durch Jo-
seph von Hammer. 81 S. mit 66 Blätter
türk. Text in groß Octav.

Im Begriff eine Reihe in jüngster Zeit zum
erstenmale gedruckter Texte und Bearbeitungen
arabischer Bücher in diesen Blättern anzuzeigen,
muß Ref. mit der erstern dieser zwey Schriften
des Hn von Hammer schon deswegen den An-
fang machen, weil sie nach ihrem Titel so bald
als möglich in diesem Jahre gelesen und gekannt
werden will. Wirklich trägt sie mit mehr Recht
als alle gleichbenannten Bücher dieser Jahreszeit

den Titel eines Geschenks, und konnte auch die zweyte denselben Titel führen: denn beide sendet ihr Herausgeber nicht auf dem gewöhnlichen Buchhändlerwege, welcher nach den Worten nicht mehr für solche Werke vom weiten Oriente her gangbar ist, sondern auf eigene Gefahr gedruckt in die Welt. So sey es hier zuerst erlaubt, auf den unermüdeten, mit jedem Jahre steigenden Eifer Hn v. Hammer's für Förderung islamitischer Studien unter uns achtend und anerkennend hinzuweisen, da die Wahrheit feststeht, daß diese Studien nur durch die Aufopferung einiger großen Thätigkeiten gehoben werden und einen festern Bestand unter uns gewinnen können. Daß aber dieser Eifer Hn v. Hammer's in jüngster Zeit sich nicht bloß auf Uebersetzungen wichtiger Werke, sondern auch auf Bekanntmachung der Urschriften erstreckt, ist ein wichtiger Fortschritt oder vielmehr ein Schritt zu dem bey weiterer Ausbildung dieser Studien Nöthigsten, und in jenen beiden Schriften gerade desto vortrefflicher, da die erstere nicht durch die Uebersetzung, wie bald erhellen wird, sondern nur durch den arabischen Text Werth hat, von türkischen Dichtern aber in Europa noch so gut als nichts im Originale gedruckt ist, so daß die zweyte Schrift durch ihren Text ein wichtiges Hülfsmittel für diese Studien wird. Druck und Ausstattung sind in beiden Büchern sehr sauber und sinnreich.

Zamachschari, so genannt von seinem Geburtsorte in Chuaresm, gest. 1144 n. Chr., einer der verdientesten und berühmtesten arabischen Philologen, auch in Poesie und Ethik sehr geübt, schrieb in den letzten Jahren seines Lebens, während er in Mekka als heiliger Pilger sich der Muße frommer Betrachtungen ergab, vorliegende Sammlung von 99 goldenen Sprüchen,

wünschend sie möchten den unerfahrenen, der Belehrung bedürftigen als der beste Schmuck erscheinen mit dem sie sich bekleiden und von deren in ihnen fest gewordenem Lichte sie glänzen könnten, 'goldene Halsbänder' also sie nennend, vergl. die biblischen Spr. 1, 9. 3, 3. 22. 6, 21. Die Sprüche sind aber nicht aus dem Munde des Volkes gesammelt, sondern aus freyer Dichtung mit vieler Kunst zusammengesetzt; wie auch die Sprüche Salomos in der Bibel nicht Volkssprüche sind, sondern im zweyten Alter der Literatur aus freyer Kunstpoesie hervorgegangen, indem die kurze, scharfe Zuspizung der Sprüche des Volks nur noch den Hintergrund der Dichtung ausmacht; auch darin sind diese arabischen den althebräischen ganz ähnlich, daß sie sich rein auf das sittliche Gebiet beschränken. Doch die metrische Form ist von Samachshari nicht angewandt; es genügte ihm die höhere, gereimte Prosa, welche die ganze Farbe und Höhe der Dichtersprache tragend, doch in der Darstellung viel mehr Freyheit und Beweglichkeit verstatet. In diesem Kleide wird jeder der 99 Sprüche durch Beschreibung, Beweisführung, Ermahnung weiter entwickelt, jeder in wohl gemessenem Umfange einer kleinen Predigt ähnlich, und alles zerstreute durch eine glänzende Einleitung zum ganzen Werke wieder enger gebunden; so daß man wohl begreift, wie ein solches Werk, anziehend durch Form und Inhalt, im Orient bald so weit verbreitet und so allgemein beliebt geworden, auch wiederum eine Menge von Nachahmungen hervorrief. Für unsere Ethiker und Philologen ist das Buch auch jetzt noch nicht unnütz.

Das andere Buch wird solchen, die großartigere Dichtung suchen, ein sehr willkommenes Geschenk seyn. Zwar ob die osmanische Poesie

in den großen Dichtungsarten etwas wahrhaft Originales habe (außer Schlachtgesängen und dergleichen), ist dem Ref. noch zweifelhaft; es wird sich deutlicher durch die hier zugleich vom Verf. angekündigte umfassende Geschichte derselben ergeben. Ihre starke Abhängigkeit weniger von der arabischen als von der gebildeteren persischen Poesie zeigt wenigstens aufs neue vorliegende große Probe, ein episches Gedicht, welches wenn auch nicht dem besondern Stoffe und der Bearbeitung nach, doch nach Geist und Anlage ganz Nachbildung persischer Muster ist. Der Gedanke Rose und Nachtigall in sinnbildlicher Bedeutung, jene als das Bild der von verwandten Wesen erstrebten höchsten Schönheit, diese als Bild der nach dieser schmachtend strebenden Liebe, in die Poesie zu führen, in diesen zwey Grundauffassungen dann auch die ganze übrige Natur, die übrigen Blumen des Gartens, die Bäume des Feldes, die Gewässer, die Wechsel der Zeiten des Jahrs und die ewige Erneuerung des Frühlings mit seiner Rose und Nachtigall wie in einem zauberisch redenden Spiegel zu betrachten und auf solchem Grunde ein Epos zu entwerfen zur Schilderung der Wahrheit, wie alles, auch das widerstrebende, zuletzt zur Vereinigung der treuen Liebe mit dem Gegenstande der Sehnsucht führt, mit der Erfüllung des Strebens und Wunsches aber auch die Vollenbung und Auflösung des Einzelwesens als solches eintritt — dieß alles war durch die in solchen Anschauungen trunkene Poesie der islamitischen Perser und spätern Araber oder durch die Einflüsse der Philosophie der Sufi's längst gebahnter Weg; Blumen und Vögel waren längst auf diese einzige Art dichterisch belebt, und Anklänge solcher dichterischen Betrachtung zitterten auch außer dem Kreise der Sufi's in weitem Umfange

wieder. Es ist dieß eine glänzende, die Poesie adelnde und unsterblich machende Erscheinung im Islam; und es läßt sich nicht verkennen, daß auch Faki, der osmanische Dichter aus Stambul, im J. 1560 (zwey Jahre vor seinem Tode) in dem hier übersetzten Epos von denselben Schwingungen noch getrieben wird. Doch ist die einzelne Ausführung sein Werk: und diese ist so zart und sinnig, die dichterische Malerey so leicht und klar, ein solcher Zauber ist über das Ganze gebreitet, daß man sehr gern den Schwingen eines Dichters folgt, dessen Federn von den unter uns bekannten sehr bedeutend abweichen, und der den fremden Leser in befremdende, die Betrachtung vielfach anregende Gegenden leitet. Auch die Anlage des Ganzen ist würdig: ein Frühling erregt die Liebe, der neue erst befriedigt sie nach vielfachen Erprobungen und Leiden, nach der zerstörenden Hitze des Sommers, den Launen des Herbstes, der Kälte des Winters; wobey zugleich eine anmuthige Beschreibung der vier Jahreszeiten und der steten Erneuerung des Frühling. Dabey aber ist dieser Osmane so wenig zu der eigentlich mystischen Betrachtung aufgelegt, daß er, unfähig Bild und Sache im unzertrennlichen Bande fest zu halten und eins in das andere aufzulösen, vielmehr zuerst nur das Bild vollkommen hinstellt und daran seine Mühe verschwendet, ohne den mystischen Gehalt durchschimmern zu lassen, dann aber erst ganz am Ende kurz die mystische Erklärung und Anwendung gibt und damit eine Pflicht erfüllt die er sich aufgelegt wähnt, ohne echte Mischung und Verschmelzung. Doch die Anschaulichkeit und Schönheit des bloß Dichterischen hat dadurch bey einem so gearteten Dichter gewonnen; und wenn er unfähig war beides zugleich zu leisten, so hat er wenigstens sein

nächstes Geschäft, das bloß dichterische, gewiß zur Genüge der meisten Leser erfüllt.

Was die Uebersetzung beider Werke betrifft, so besitzt zwar Herr v. Hammer bey lebhaftem Gefühl für das Schöne und Dichterische auch eine tüchtige Kraft und Geschmeidigkeit im deutschen Ausdruck, so wie die Kunst jeden Stil richtig zu treffen und wieder zu erzeugen. Die Uebersetzung des türkischen Gedichts kann als Muster guter Uebersetzung gelten, die Farbe des Ganzen passend, der Fluß der Rede leicht und lockend, die Reime des Originals meist kunstvoll wiedergegeben. Auch die deutschen Anmerkungen dazu sind bündig, nicht überladen und unnöthig, obwohl man einige Anklänge der bekannten unrichtigen, weil geschlossenen Sprachvergleichung dieses Orientalisten übersehen muß. Aber der Uebersetzung des arabischen Buchs kann Ref., so gern er es wollte, nicht dasselbe Lob spenden: denn sie ist unsicher, oft unklar, nicht sehr selten ganz falsch. Der Styl des Buchs ist allerdings schwer, und welchen Fleiß der Uebersetzer auf Wiedergebung der Farbe des Originals verwandt hat, wird dem Aufmerksamen nicht entgehen. Aber mit Hülfe der leider nicht mitgedruckten Scholien und was noch mehr ist, durch völlig sichere Beherrschung des Stoffes der arabischen Sprache hätte die Uebersetzung viel treuer, zusammenhängender, heller, dem Anfänger empfehlbarer werden müssen als sie geworden ist. Was sollen wir z. B. denken, wenn gleich im Anfange des Buchs die doch sehr einfachen Worte und Gedanken 'ich lobe dich o Gott über das was du mir von deiner Gnade hast zugewendet, und von deiner Strafe von mir abgewendet, obgleich (أنا على, nach sicherem, gewöhnlichen Sprachgebrauche) ich nicht war würdig der ersten (der Gnade), sondern werther war der

zweyten (der Strafe)' hier vielmehr so wiedergegeben werden: 'ich lobe — abgewendet, dafür daß du mich nicht gesetzt unter die Ersten, daß ich aber unter den Zweyten der Erste'. Gesezt, es wäre dieß an sich ein würdiger Gedanke, obgleich er schon an sich sehr mißfällt und sich verdächtig macht: aber wo bleibt Grammatik und Wörterbuch? wo der einfache Sinn für das Einfache? denn so geschmückt und geschminkt auch oft die spätere Sprache ist: kommt nicht ein einfacher Sinn dazu, der das Einfache und Nothwendige wiederfindet in dem äußerlich überladenen und entstellten, so wird dem Geiste und der Feder des Uebersetzers alles noch viel bunter und verwirrter, auch hin und wieder schlechter als es wirklich ist. Wir könnten noch andere Beyspiele der Art anführen, wenn es nöthig wäre: eilen aber jetzt mit der Bemerkung zum Schluß, daß beym Fehlen der rechten Philologie auch der Text in Versarten und Abtheilungen nach Sinn und Reim nicht so richtig festgestellt ist als geschehen konnte.

H. E.

H a n n o v e r.

Geschichte des Lyceums der Kön. Residenzstadt Hannover, während des Zeitraums von 1733 bis 1833 von Dr. G. Friedr. Grotefend, Director des Lyceums 2c. 82 S. in 4. Als Einladung zum Redeact der dritten Secularfeyer der Reformation am 16. Sept. 1833. — Wir erhalten hier einen sehr schätzenswerthen Beytrag zu der Geschichte des deutschen Schulwesens, welcher nur durch solche Specialgeschichten vorgearbeitet werden kann. Die Schicksale einer unserer ersten gelehrten Landesschulen werden hier durch ein volles Jahrhundert dargestellt. Es geschieht dieses in einem bedeutenden Umfange, indem nicht bloß die äußere, sondern auch die innere Geschichte behandelt wird. Mit großem

Fleiß sind die Biographien der Lehrer, unter denen als Directoren vor allen Ballhorn und Schumann genannt werden müssen, gegeben. Aber auch das Innere, der Plan und Umfang des Unterrichts, werden auseinandergesetzt; so daß dadurch die Fortschritte und Rückschritte in demselben bemerklich gemacht werden. Auch benützt der Vf. die sich ihm darbietenden Gelegenheiten, über die Gründung anderer Unterrichtsanstalten der Hauptstadt, wie des Schulmeisterseminariums, des Georgianums, der Töchterchule 2c. ein Licht zu verbreiten. Wir haben dieß Alles mit großem Interesse gelesen, und danken dem Vf. für manche Notizen, auch aus dem Leben von Männern, die zum Theil noch in ihren Wirkungskreisen stehen, unter denen es uns erlaubt seyn mag den hochbetagten Greis, den ehrwürdigen Sertro zu erwähnen, den auch wir mehrere Jahre zu den unsrigen zählten. Nachdem der Vf. so die Geschichte bis auf seinen Antritt des Directorats im J. 1821, in welchem er von Frankfurt herberufen wurde, fortgeführt hat, werden die seit diesem Zeitpunkt eingetretenen Verbesserungen, ganz nach dem Plane den der Lehrer des selben, den Heyne schon 1802 vorgeschlagen hatte, dessen Ausführung aber durch die feindliche Occupation verhindert wurde, auseinandergesetzt; und wie oft das Gute aus dem Uebel hervorgeht, so war auch die Errichtung eines neuen Gebäudes, da das alte durch die feindliche Besetzung unbrauchbar geworden war, eine Folge davon. Die Abhandlung schließt mit Nachrichten über die jetzigen Lehrer, unter denen der Vf. zuletzt von sich selber, dem Gange seiner Studien und seiner Arbeiten spricht, wobey wir — vielleicht aus zu großer Bescheidenheit — nur das übergangen sehen — die Entzifferung der Keilschriften — wodurch der Name des Vf. sich am weitesten verbreitet hat, und sicher sich erhalten wird.

Hn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

99. Stück.

Den 27. Junius 1835.

H a n n o v e r.

Im Verlage der Hahnschen Hofbuchhandlung:
Merkwürdige Criminal-Rechtsfälle für
Richter, Gerichtsarzte, Bertheidiger und Psycho-
logen, herausgegeben von Dr. Bischoff, Groß-
herzogl. Sächsischem Criminalrichter, Dirigenten
des Criminalgerichts in Eisenach, des Großherz-
zogl. Hessischen Ludwig-Ordens Ritter erster Classe.
Zweyter Band. 1835. IV u. 644 S. in 8.

Eine Fortsetzung der in diesen Blättern (1833.
St. 96) angezeigten Sammlung, die letzte Gabe
des hochverdienten, seitdem verstorbenen Verfas-
sers. Von den 17 hier mitgetheilten Fällen be-
ziehen sich 7 auf verschiedene Arten der Tödtung
und Körperverletzung, 2 auf Verbrechen gegen
die Keuschheit, 3 auf Verbrechen gegen das Ei-
genthum, 2 auf Brandstiftung, 2 auf Münz-
verbrechen und 1 auf das sogenannte Verbrechen
der öffentlichen Gewalt. Was wir in der ge-
dachten Anzeige über den Werth des ersten Band-
es bemerkten, gilt, dem größten Theile nach

auch von dem vorliegenden. Auch hier finden wirklich merkwürdige Fälle mit weniger bedeutenden sich vermischt. Instructions-Richtern und Gerichtsärzten werden die meisten derselben als Beyspiel oder als Warnungszeichen belehrend seyn, jene zur Nachahmung in vorkommenden Fällen, diese zur Vermeidung von Mißgriffen, die bey dem wunderbar gemischten Zustande unserer deutschen Criminal-Gesetzgebung nicht fehlen können. Manche der in unserer Anzeige des ersten Bandes bemerkten Unvollkommenheiten sind verschwunden, oder theilweise verbessert. Zu eingreifenden Veränderungen in der Art und Weise der Darstellung scheint es dem Verf. an Zeit gemangelt zu haben. 'Gern, sagt er selbst in dem Vorworte S. 1, hätte ich größern Fleiß auf das Buch verwendet, wenn meine Zeit, besonders seit dem Monate Junius 1833, durch Amtsarbeiten weniger beschränkt gewesen wäre.' Es könnte zwar wünschenswerth scheinen, daß die Herausgabe dieses Bandes einem in dieser Hinsicht günstigeren Zeitpunkte wäre vorbehalten worden, da sie aber einmal erfolgt ist, so werden billige Leser manche Unvollkommenheit, namentlich den Mangel an Strenge in der Auswahl und an Gedrängtheit im Vortrage entschuldigen und das Vorhandene zur Bereicherung ihrer criminalistischen Einsichten bestens benutzen, ohne dabey zu vergessen, daß die hier mitgetheilten Fälle zum Theil einer früheren Zeit angehören und daß ihr Schauplatz sich in Ländern einer, nicht selten vom gemeinen Rechte ganz abweichenden, Particular-Gesetzgebung befindet. Ausgezeichnet und auch in doctrineller Hinsicht merkwürdig ist die von dem Vice-Canzler Brückner in Gotha mitgetheilte Bearbeitung eines Rechtsfalls, die Brandstiftung am Eigenthum

und einem einzeln gelegenen Gebäude betreffend (S. 413 — 453). Hier werden unter andern (S. 432 — 448) die Vorschriften des gemeinen Rechts über den Begriff und das Wesen der losen Brandstiftung und dessen Strafe mit den verschiedenen einander zum Theil ganz widersprechenden Meinungen und Grundsätzen der berühmtesten ältern und neuern Rechtsgelehrten verglichen und die Abweichungen dieser Meinungen von den gedachten Vorschriften gezeigt. Um die schwankenden Meinungen wegen Bestimmung des Strafmaßes bey Brandstiftungen, mit Rücksicht auf erschwerende und minder erschwerende Nebenumstände, unter Bestimmung von Gesetzen festzustellen, bleibt nach der Ansicht des Verf. wohl nichts weiter übrig als auf die Vorschriften der römischen Gesetze zurückzukommen, nach deren Sinn und Tendenz die Brandstiftung nach der Größe der Gefahr härter oder geringer bestraft werden soll, die aus diesem Verbrechen für das Eigenthum der Menschen entstehen kann. Wurde bey der Brandstiftung noch eine andere verbrecherische Handlung beabsichtigt, setzt der Verf. sehr richtig hinzu, so sind sodann die verübten und beabsichtigten Verbrechen nach den Strafgrundsätzen bey subjectiver Concurrrenz der Verbrechen zu bestrafen. Ob übrigens eine neue Gesetzgebung hier nicht vollständiger aushelfen werde als die mit Barbaren verbrämten Bestimmungen des römischen Rechts, kann dem Leser dieser hier mitgetheilten Bestimmungen nicht zweifelhaft seyn. (Eine hierher gehörige Abhandlung von Mittermaier werden wir nächstens mit der neuen Folge vom Archiv des Criminalrechts anzuzeigen Gelegenheit haben.) Nicht ganz verständlich und einleuchtend war uns was gelegentlich über die Anwendung älterer criminal-

rechtlicher Bestimmungen gesagt wird. 'Sind die ältern Criminalgesetze, heißt es nämlich S. 440, mit dem dermaligen Zeitgeist nicht zu vereinigen, erscheinen sie zu unbestimmt, unverständlich oder zu hart, so gibt dieses den Rechtslehrern und dem Gerichtsgebrauch noch kein Recht, die Gesetze nach Gutdünken zu erklären, bestimmtere Begriffe hineinzutragen und die gesetzlichen Strafen zu mildern: denn diese Operationen sind lediglich und allein dem authentischen Ausspruche des Gesetzgebers und der Gnade des Landesherrn vorbehalten.' Da nach dieser Bemerkung der edelste Theil des Richteramts, freye Anwendung der Gesetze die in einem großen Theile von Deutschland größtentheils aus einem mehr oder weniger entfernten Alterthume herkommen, in die Hände des Gesetzgebers fallen würde und selbst die besonnenste Anwendung der bestimmtesten Gesetze auf dem Wege der Gnade ihr Grab finden könnte, so dürfte bey dieser Theorie das Criminal-Richteramt in Gefahr stehen, nach und nach zum Geschäft bloßer Instruenten herabzusinken. Wenn es demnach unverzeihliches Unrecht von Seiten der Richter war, unter gewissen Voraussetzungen die staubbedeckten Sitze der Gesetzgeber bey wichtigen Veranlassungen einzunehmen, so würden sie dagegen, gewissermaßen als Wiedervergeltung, ihre eigenen Stühle ganz oder größtentheils — dem Gesetzgeber räumen müssen.

Böhmer.

E b e n d a s e l b s t.

In Commission der Helwingschen Hofbuchhandlung: Ueber die Bildung der Gesichtsvorstellungen aus den Gesichtsempfindungen von Dr. G. Heermann. Mit 18 lithographierten Tafeln. 1835. VI und 207 Seiten in 8.

Der Vf. behandelt hier ausführlich die Frage, wie die der Zeit nach zusammenfallenden, aber dem Wesen nach getrennten Empfindungen und Vorstellungen des Gesichtssinnes von einander abhängen. In der Einleitung (S. 1—9) entwickelt er die hierher gehörigen Grundbegriffe und den philosophischen Standpunct (nach Krause), von dem aus er sie betrachtet; dann geht er zu den optischen und physiologischen Gesetzen und Erscheinungen über. Erster Abschnitt S. 10—36: Verschiedenheit zwischen den Gesichtsempfindungen und Gesichtsvorstellungen. Zweyter Abschn. S. 37—60: Sinnliche Erkenntniß überhaupt; allgemeines Gefühl insbesondere. Dritter Abschn. S. 61—116: Vom Lichtbilde im Auge. Vierter Abschn. S. 117—166. Bildung der Gesichtsvorstellungen. Fünfter Abschn. S. 167—194. Zusammenstellung der einzelnen Gründe. Erklärung der (fast nur geometrischen Linear-) Zeichnungen S. 195—207.

Das bisher über diesen Gegenstand geleistete und Bekannte ist fleißig zusammengetragen und ausführlich discutirt; auch sind manche neue Beobachtungen beygebracht, obgleich keine wahrhaft neue leitende oder aufklärende Idee dem Ganzen zum Grunde liegt oder es durchdringt. Eigenthümlich scheint uns die Unterscheidung und Auseinandersetzung der 5 verschiedenen Arten des Schielens (Strabismus convergens, semiconvergens semi parallelus, parallelus d. h. wo die Sehachsen parallel neben einander fortgehen, und divergens) S. 104 mit der bildlichen Erläuterung auf Taf. XIII. Das normale, gesunde Sehen gehe anfänglich aus einer Art des Schielens hervor. S. 173 u. 150: 'So wie das allgemeine Gefühl sich zuerst in der Stufenreihe der Thiere hervor-
thut, so wird auch das allgemeine Gefühl zuerst

beym Menschen thätig, und nach dessen Empfindungen werden die ersten sinnlichen Vorstellungen gebildet. Die Ausbildung des allgemeinen Gefühls besteht darin, daß das Kind nach dem ursächlichen Zusammenhange zwischen der Empfindung und dem Gegenstande, der jene erregt, die Vorstellung von diesem entwirft. Wenn es nun mit Greifen und Tasten und Fühlen einigermaßen eingeübt ist, hat es Zeit gewonnen, den Lichteindruck nicht allein mit dem Vergnügen, das durch das Gemeingefühl der Sehhaut bey der Lichtempfindung erregt wird, allein aufzufassen, sondern auch seiner Bedeutung nachzuspüren. Dieß ist die Zeit, wo die Mutter mit Freude gewahrt, wie verständiger Ausdruck in die Augen kommt, die nun anfangen aus dem ursprünglichen Strabismus parallelus zu convergieren, und einen Gegenstand zu fixieren, wo die Augen nicht mehr passiv aufnehmend dem leuchtenden Gegenstande dargeboten werden, sondern wo sie activ auffassend den Gegenstand auffuchen und festhalten.' Dieses möge auch eine Probe vom Style des Vf. seyn, von dem nur zu wünschen wäre, daß er im Ganzen conciser gehalten und die Hauptpunkte bestimmter hervorgehoben wären. Von dem 10 Seiten langen Citat im letzten Abschnitte wäre ein kurzer Auszug und eine Angabe des Resultats hinreichend gewesen.

M ü n c h e n .

Versuch einer vollständigen Erklärung der Bildwerke an dem römischen Denkmal in Igel. Von Dr. E. Schorn, Hofrath u. Director des Kunstinstituts in Weimar. (Aus den Denkschriften der K. B. Akademie der Wissenschaften in München. Bb. X.) 1835.

Das berühmte Denkmal zu Igel, einem Dorfe

zwey Stunden oberhalb Trier, am rechten Mosel-Ufer, daß nach Angabe der unzweifelhaft echten Inschrift von P. Secundinus Aventinus und Secundinius Securus ihren Eltern und andern Anverwandten errichtet worden, ist, nach manchen früheren, wenig zuverlässigen Abbildungen, in neuern Zeiten auf Veranstellung der Preussischen Regierung von einem Modelleur der Sauer-Hütte, Heinrich Zumpft, in einem verkleinerten Modell sorgfältig nachgebildet, und zugleich in genauen Zeichnungen von C. Osterwald zu Coblenz 1829 herausgegeben worden. Auf diese Copien gründet der Verfasser — nachdem früher manche sehr abenteuerliche und in die Luft gebaute Erklärungen der Bildwerke dieses Denkmals aufgestellt worden waren —, einen neuen mit eben so viel Geist als Besonnenheit durchgeführten Erklärungsversuch, der schon dadurch auf ein allgemeineres kunstgeschichtliches Interesse Anspruch hat, weil er den größten Theil der Vorstellungen jener allegorischen Benützung der Mythologie zuweist, wie sie uns in den Römischen Sarkophagen seit der Zeit der Antonine entgegentritt. Wir finden, daß der Verfasser etwas hart urtheilt, indem er diese Art, die Mythologie zu benutzen, eine aus verschiedenen Elementen zusammengeraffte, abstruse und willkürlich verbundene Begriffsallegorie nennt. Vielmehr liegt etwas Rührendes darin, wie das sinkende Heidenthum für die alten Hoffnungen des Menschengeschlechts, die durch das wachsende Christenthum auch über die Kreise hinaus, in welche dies damals noch eingeengt war, einen neuen Schwung erhalten hatten, aus seinen freylich meist ganz anders gemeinten Mythen durch eine allegorische Umdeutung Ausdrücke und Stützen zu gewinnen sucht, die der typischen Benützung des alten Testaments in der frühern Christa-

lichen Kunst sehr nahe verwandt war. Dahin gehört gleich der über der Kugel, die das Ganze krönt, aufgestellte Adler, der den Ganymedes raubt; worin der Verf. mit Recht den Gedanken ausgedrückt sieht, daß der Verstorbene der irdischen Welt entrissen werde, um eine unvergängliche Jugend zu genießen. Zur Unterstützung dieser Auffassung dient unter andern auch die in Clarac's Musée de sculpture pl. 407. n. 696. aus dem Vatican herausgegebene Darstellung eines Ganymedes-Raubes mit deutlich sepulcralen Symbolen. Aehnliche Gedanken deuten die Reliefs in den vier Frontons an, womit das Denkmal in Fagel geschmückt ist, welche deutlich Hylas Raub durch die Nymphen und Ures Niedersteigen zur Iliä, und an den andern beiden Seiten einen Kopf des Helios und der Selene zeigen. Die Reliefs der Hauptflächen aber beziehen sich, nach der unzweifelhaft richtigen Erklärung des Verf., auf Herakles, dessen Geburt und Schlangenzungung (diese kaum kenntlich), dann seine Thaten, unter denen der Kampf mit der Hydra und die Gewinnung der Hesperiden=Äpfel deutlich zu erkennen sind, und die ihren Schlupfwinkel finden in seiner Auffahrt zum Himmel, der durch den Zodiacus angedeutet wird. Welches Bild der Mühen des Menschenlebens und ihres Lohnes aus diesen Mythen zu entnehmen ist, bedarf keiner Erklärung. Wie aber diese mythisch=allegorischen Bildwerke theils durch andre minder deutliche Symbole unterstützt, theils mit Darstellungen aus dem gemeinen Leben, die sich auf den Kunstfleiß und die Handelsunternehmungen der Secundiner zu beziehen scheinen, verflochten sind, wird man von dem kundigen und gewandten Erklärer, so viel es die sehr zerstörte Beschaffenheit dieser Sculpturen zuläßt, genügend entziffert finden.

R. D. M.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.

Den 27. Junius 1835.

M a i l a n d.

Beschluß der Anzeige: Società Tipogr. de' Class. Ital. 1834. Storia della Letteratura Italiana, dall' origine della lingua sino a' nostri giorni etc.

Berühmte Philosophen: Bico, geb. 1670, gest. 1744, den Corniani den Dante der Philosophie nennt, und dessen größtes Werk Principj di scienza nuova ist. Zanotti, geb. 1692, gest. 1777, ausgezeichnet in seinen Dialoghi sulla forza viva, und auch vortrefflicher Dichter durch seine Arte poetica, die Parini allen neuern Werken der Art vorzieht. C. Beccaria, geb. 1738, gest. 1794, der unsterbliche Verfasser des merkwürdigen Werkes Dei delitti e delle pene, und zweyer andern wichtigen Schriften: Elem. d'economia pubblica, und Dello stile. P. Verri, geb. 1728, gest. 1797, hat sich durch eine Menge trefflicher staatswirthschaftlicher Schriften, und besonders durch die Osserv. sulla tortura, so wie auch als Geschichtsschreiber durch die unvollendete Storia

di Milano ausgezeichnet. Filangieri, geb. 1752, gest. 1788, Verf. der berühmten Scienza della legislazione. Galiani, geb. 1728, gest. 1787, schrieb Trattato sulle monete. Genovesi, geb. 1712, gest. 1769, erwarb sich einen großen Ruf durch die Logica, und besonders durch die Meditaz. filos. sulla relig. e sulla morale. Cocchi, geb. 1695, gest. 1758, durch mehrere medicinische Schriften vortheilhaft bekannt. Cirillo, geb. 1739, gest. 1799, ausgezeichnet in seinen botanischen und medicinischen Schriften. Pagano, geb. 1748, gest. 1799, Verfasser der berühmten Saggi politici, und mehrerer vortrefflichen juristischen Schriften. Cirillo und Pagano, in jeder Hinsicht ehrenwerthe Männer, endeten schuldlos und allgemein beweint ihr Leben auf dem Blutgerüste, in Folge der Revolution zu Neapel. Auch Botta gibt Cirillo dieß Zeugniß: *il piansero con pari affetto tutti coloro che credono che lo sforzarsi di felicitare l'umanità è merito, e lo straziarla delitto.* Algarotti, geb. 1712, gest. 1764, ein kenntnißreicher, seiner Zeit sehr geschätzter Mann, von dessen zahlreichen Werken über Astronomie, Politik, Malerey, Baukunst u. s. w., jetzt nur noch wenige gelesen werden. Bettinelli, geb. 1718, gest. 1808, dessen Entusiasmo, Risorgimento d'Italia, und Discorsi Lob verdienen. Baretti, geb. 1719, gest. 1789, erwarb sich Ruf durch seine Lettere fam., und insbesondere durch die immer noch geschätzte Frusta letteraria. Buonafede, geb. 1716, gest. 1793, schrieb die bey vielen Mängeln gute Storia dell' indole di ogni filosofia. Bannetti, geb. 1754, gest. 1795, vortrefflich, und seine vielumfassende Kenntnisse zeigend, in seinen Dialoghi, L'Educazione, - Osserv. sopra Orazio,

Tratt. sopra lo stile. Sein Liber memor. de Caleostro beweist, welche tiefe Kenntnisse der Lateinischen Sprache er besaß. Tartarotti, geb. 1706, gest. 1761, war trefflicher Kritiker. A. Verri, geb. 1741, gest. 1816, schrieb die berühmten Notti romane, welche historischen, philosophischen, und poetischen Werth haben.

Ein schöner Umriss der politischen Begebenheiten zu Ende des 18ten und zu Anfang des 19ten Jahrhunderts, ihres Einflusses auf Wissenschaften und Künste, und besonders auf die schöne Sprache der Halbinsel, führt uns zu dem

VI. Buche, oder den 32 verfloffenen Jahren unsers Jahrhunderts.

Kräftig und mit Würde zeichnet der beredte Verf. wie Frankreich Italiens ruhmvolle Kunstschätze an die Ufer der Seine verpflanzte, welche Gefahren nicht nur der Italiänischen Sprache drohten, durch Uebersetzer und Nachahmungssucht ihres natürlichen Geistes und ihrer Schönheit beraubt zu werden, sondern sogar im Jahre 1798 der Lateinischen, ihrer würdigen Mutter, die man ganz verbannen wollte; wie Italien in das Französische Wirren gezogen und dann selbst eine Beute seines eigenen Sohnes geworden, der zuerst als Triumphator einzog, die dreifarbigige Fahne überall aufpflanzend, und nachdem er sich am Fuße der uralten Pyramiden mit Lorbeeren bekränzt, einen Weg über die Alpen gebahnt, aufs Neue erschien, einen Thron errichtete, Französische Sprache, Sitte und Gewohnheiten einfuhrte, bis ihn die unbeständige Göttin verließ und er auf einem vom atlantischen Meere umwogten Felsenland verschied. Es folgt dann ein kurzer Rückblick auf das glanzvolle Leben der Italiänischen Poesie und auf ihre Entwürdigung durch die Arcadier, aus welcher Ge-

farotti, Parini, Alfieri und Monti, geb. 1754, gestorben 1828, der vortrefflicher Dichter und Prosaist, ausgezeichnete Uebersetzer, hoher Redner, scharfsinniger Kunsttrichter und gründlicher Philolog war, sie gezogen. Die Lebensgeschichte dieses merkwürdigen Mannes, und die Beurtheilung seiner zahlreichen Werke füllt 42 Seiten aus, die man nicht ohne hohes Interesse lesen kann. Seine Meisterwerke sind: *Visione di Ezechiello*, *Basvilliana*, *Mascheroniana*, *Il Bardo*, *La spada di Federico*, die Trauerspiele *Aristodemo* und *Cajo Gracco*, die metrische Uebersetzung der *Iliade* und des *Persius*, *La Feroniade*, und endlich die *Proposta di alc. correz. ed agg. al Voc. della Crusca*. S. *Pindemonte*, geb. 1753, gest. 1828, höchst ausgezeichnet in lyrischen und didascalischen Dichtungen, dem Trauerspiele *Arminio*, und der Uebersetzung der *Odyssee*. S. *Pindemonte*, sein Bruder, geb. 1751, gest. 1812, schrieb schöne Dramen. U. *Foscolo*, geb. 1778, gest. 1827, bekannt durch die *Ult. lett. di Ortis*, welche *Cesarotti* mit Recht *lettere dolci venefiche* nennt; als Dichter oft ausgezeichnet, und wußte griechische Eleganz, Reinheit und Anmuth mit Glück nachzuahmen. Mehrere seiner Oden und die *Sepolchri* sind erhabene Dichtungen, auch seine Uebersetzung des *Yoric'schen Sent. Journey* kann zu seinen schönsten Arbeiten gerechnet werden. *Manzoni*, der berühmte noch lebende Dichter der *Inni sacri* und zweyer Trauerspiele *Carmagnola* und *Adelchi*, wird, dem Plane des Werkes gemäß, nur andeutend genannt. *Fantoni*, geb. 1759, gest. 1807, hat manche treffliche Uebersetzungen und Nachahmungen *Horazischer Oden* geliefert. Weniger glücklich war er in seinen *Canzoni patriotiche*.

Mezzanotte übertrifft ihn in einem hohen Grade durch seine Uebersetzung der Pindarschen Oden und die gediegenen *Fasti della Grecia*, in welchen der letzte Heldenkampf der Griechen würdig und mit vieler Begeisterung gefeyert wird. *Mazza*, geb. 1741, gest. 1817, dessen Gedichte *Androgine* und *Laurea* hohe Schönheiten der Gedanken und des Stils besitzen. *Bondi*, geb. 1742, gest. 1821, lobenswerth in *Giornata villereccia*, den Sonetten und Epigrammen. *Pamberti*, geb. 1758, gest. 1813, durch mehrere werthvolle Dichtungen berühmt, besonders aber durch seine prosaischen Aufsätze. *Cerretti*, geb. 1738, gest. 1808, hat einige schöne, erhabene Dichtungen geliefert, und sich auch als eleganter Prosaisst bewiesen. *Lorenzi*, geb. 1732, gest. 1822, schrieb das von *Parini* hochgelobte Lehrgedicht *La coltivazione dei monti*. *Vignotti*, geb. 1739, gest. 1812, durch seine vortrefflichen Fabeln und Novellen berühmt; auch *Perego*, gest. 1814, hat sehr werthvolle Fabeln geschrieben. *Cesari*, geb. 1760, gest. 1828, ermunterte durch die unermüdetste schriftstellerische Thätigkeit die Freunde der Italiänischen Sprache, ihr ihre frühere Reinheit wiederzugeben, und hat sich einen bedeutenden Ruf erworben durch seine *Prose sacre*, *Bellezze di Dante*, *Le Grazie*, und durch die Zusätze zu dem *Vocab. della Crusca* (Verona 1806. 7 Vol. in 4.). *Stratico*, geb. 1733, gest. 1824, hat sich hohe Verdienste um Italien erworben durch sein *Vocab. di Marina* in Italiänischer, Englischer und Französischer Sprache (Milano 1813—14. 3 Vol. in 4.), so wie durch seine Ausgabe des *Vitruvius* mit seinen Erläuterungen und denen des *Poleni*, verglichen mit den deutschen Ausgaben

von Rode und Schneider. L. Marini hat eine neue Ausgabe der *Archit. milit.* von Marchi besorgt. G. Grassi, lieferte ein *Dizion. milit. ital.*, das Leben des Saluzzo, einen trefflichen *Saggio intorno ai Sinonimi*, 12. Ed. Milano 1827, welchem Romani eine *Theoria* und ein *Dizion. dei sinonimi* folgen ließ, die indeß das neue Werk des Tommaseo verdunkelt. Cesari und Monti haben die Liebe zu dem reinen und schönen Italiänischen Stil erweckt, und Colombo, Giordani, Taverna, Bondi, und Botta, der berühmteste Italiänische Geschichtschreiber der neuern Zeit, die schönsten Beyspiele durch ihre herrlichen Werke gegeben. Cuoco, geb. 1772, gest. 1824, Verfasser der sehr geschätzten *Rivol. di Napoli*. Rosmini, geb. 1763, gest. 1827, vortheilhaft bekannt durch seine Lebensbeschreibung berühmter Männer, unter welchen besonders das Leben Trivulzio's sich auszeichnet; so wie durch seine *Istoria di Milano* (4 Vol. in 4., Milano 1820) die Custodi nicht ganz von Parteylichkeit frey spricht. Mengotti, schrieb die *Dissertationen Del commercio dei Romani*, *Il Colbertismo*, und eine *Idraulica fis. e sperim.*, welche drey Werke gekrönt worden sind. Corniani, geb. 1742, gest. 1813, die *Geschichte der Italiänischen Literatur* welche Ugoni fortgesetzt. Signorelli, geb. 1731, gest. 1815, genießt besonders wegen seiner *Storia dei teatri ant. e mod.* einen großen Ruf. Bossi, geb. 1777, gest. 1815, ein trefflicher Maler, hat ein schönes Werk über L. d. Vinci's Abendmahl geschrieben. Nach seiner Copie von diesem Gemälde hat Rafaelli die auch in Wien befindliche kostbare Mosaik ausgeführt. Zanoja, gest. 1817, als Dichter durch drey *Sermoni* berühmt. Ueber E. D.

Visconti, geb. 1751, gest. 1818, den Fürsten der neuern Archäologen, und seine unsterblichen Werke gibt der Verf. 18 sehr anziehende Seiten. Sestini, geb. 1750, gest. 1832, berühmter Numismatiker, durch eine Menge Schriften bekannt. Morcelli, geb. 1737, gest. 1821, hat einen großen Ruf durch sein Werk *De Stilo inscriptionum*. Marini, geb. 1740, gest. 1815, schrieb die vortrefflichen *Atti de' fratelli Arvali*, und *Papiri diplom.* Zannoni, geb. 1774, gest. 1832, viele geschätzte Abhandlungen über Alterthumskunde. Morelli, geb. 1745, gest. 1819, den Marini den Fürsten der Bibliothecare nennt, hat viele wichtige Werkchen über verschiedene Zweige der Wissenschaften und Künste verfaßt. Zu den berühmten Reisenden gehören: Belzoni, geb. 1778, gest. 1823; dieser muthige und durch wichtige Entdeckungen unsterbliche Reisende hat seine merkwürdigen Reisen in Africa beschrieben. Brocchi, geb. 1772, gest. 1826, hat über seine denkwürdigen Reisen vier Bände Manuscript hinterlassen, hingegen über seine wissenschaftlichen Wanderungen in Italien zwey geschätzte Werke herausgegeben: *Conch. foss. subappennina*, und *Stato fis. del suolo di Roma*. Pini, geb. 1739, gest. 1825, hat Italien, Deutschland und Frankreich durchreist, und ist vortheilhaft bekannt durch: *De venarum metall. excoctione*, *Mem. sui minerali del S. Gotardo*, und *Viaggio geologico*. Volta, geb. 1745, gest. 1827, dessen wichtige Entdeckungen in der Physik bekannt sind, und dem man den Electrophor und die Pila verdankt. Seine sämtlichen kostbaren Werke hat Antinori herausgegeben (5 Bde. Florenz 1816). Galvani, geb. 1737, gest. 1798, hat durch seine mannigfachen Versuche Volta zu

hochwichtigen Erfahrungen geführt. Scarpa, geb. 1747, gest. 1832, hochverdient um die Anatomie und Chirurgie, wie seine zahlreichen Werke bekunden. Im J. 1784 besuchte er die berühmtesten Universitäten und Hospitäler Deutschlands, und äußert sich über Göttingen folgendermaßen: 'G. verdient mit Recht als die vornehmste deutsche Hochschule betrachtet zu werden, nicht nur wegen der überaus großen Bibliothek, sondern hauptsächlich wegen der Berühmtheit der dortigen Professoren in allen Zweigen des menschlichen Wissens; im Fache der Anatomie Wisberg, Naturgeschichte Blumenbach (der noch jetzt, ein halbes Jahrhundert später, in thätiger Wirksamkeit lebt), Physik Lichtenberg, Chemie und Botanik Gmelin, Chirurgie Richter, Klinik Frank.' Der berühmte Naturkundige Spallanzani, geb. 1729, gest. 1799, hat seine Studien und Entdeckungen durch zahlreiche, höchst elegant geschriebene Werke verewigt. Brunacci, zeichnete sich als Mathematiker und Hydrauliker aus. F. Soave, geb. 1743, gest. 1806, dem die Wissenschaften keine neuen Entdeckungen, aber die Erleichterung des Unterrichts derselben verdanken; er hat viele Elementarwerke geschrieben, u. a. die werthvollen *Novelle morali*, und das *Vockesche System* erläutert. M. Gioja, geb. 1767, gest. 1829, hat sich durch seine trefflichen Schriften *Prospetto delle science econ.*, und *Del merito* bekannt gemacht. Pellico, sein und Maroncelli's Leidensgefährte, hat ihm das 10te Kapitel seiner *Prigioni* gewidmet, und der letztere nennt ihn in seinen Anmerkungen: *il più robusto pensatore che le scienze economiche s'abbiano avuto a questi giorni in Italia, e forse fuori.* Cagnoli, geb. 1743,

gest. 1816, berühmter Astronom, dessen Andenken seine Werke und zwölf schöne Sonnette des Pindemonte verewigen; unter seinen Schriften sind auch die sehr gemeinnützlichen Notizie astron. bemerkenswerth. Piazzzi, geb. 1746, gest. 1826, der Entdecker der Ceres. Oriani, geb. 1752, gest. 1832, von dem Montis sang: Oriani, degli astri indagator sovrano. Napoleon verehrte diesen berühmten Mann sehr, und wollte ihn zum Bischof ernennen, doch er war nicht geneigt seine astronomischen Studien aufzugeben. Er wurde in den Grafenstand erhoben, Senator, und Mitglied des Italiänischen Instituts mit so bedeutendem Gehalte, daß er sich ein großes Vermögen erwerben konnte; dieses bestimmte der würdige Mann zu edlen Zwecken, und verwendete auf diese Weise eine halbe Million Franken, die er der Sternwarte zu Brera, der Ambros. Bibliothek, dem Waisenhause und dem erzbischöflichen Seminar zufallen ließ. Canova, geb. 1757, gest. 1822, von welchem der liebliche Dichter S. Pindemonte sang:

O Canova immortal, che addietro lassi

L' Italico scarpello, e il greco arrivi

und dessen zahlreiche, unsterbliche Werke (100 Bildsäulen, 22 Gemälde, und eine große Zahl Studien, Zeichnungen und Modelle) Europa und America mit Staunen anblickt. Missirini, der lange und vertraut mit ihm gelebt hat, hat das Leben dieses erhabenen Künstlers trefflich geschrieben, und seine Gedanken über die Kunst aufgenommen. Canova hat sich auch als Mensch durch musterhafte Bescheidenheit, Aufrichtigkeit und Wohlthätigkeit ausgezeichnet. Auch Marschese, Pacetti, Monti, Comolli, haben vortreffliche Bildhauerwerke geliefert. Appiani, geb. 1754, Bandi, Camuccini, Palagi, Comerio,

Hayez und Diotti haben die Malerkunst mit großem Erfolg ausgeübt, so wie Morghen, Longhi, Gandolfi, Toschi, Anderloni und Garavaglia durch ihren kunstvollen Grabstein die Meisterwerke der Maler und Bildner vervielfältigt. In der Baukunst haben verdiente Berühmtheit erlangt: Cagnola, Calderari, und Quarenghi, der Petersburg mit prachtvollen Gebäuden schmückt. Die Tonkunst rühmt sich der Tonsetzer Martini, Tartini, Sacchini, Paisiello, Cimarosa, Mayer, Spontini und Rossini; der ausübenden Künstler und Künstlerinnen: Pacchiarotti, Marchesi, Crescentini, Banti und Catalani. Unter den musterhaften Italiänischen Frauen welche Tugend und Wissen verherrlichte, ragen besonders hervor: Diodata G. Noero, durch ihre Gedichte und Novellen, Silvia G. Verza, durch treffliche Terze rime, Teresa A. Bordonni gehört zu den berühmtesten Italiänischen Dichterinnen, Cecilia de P. Folliero schrieb über Erziehung des weiblichen Geschlechts, Giustina R. Michiel beschrieb die Venezianischen Feste, so wie Isabella T. Albizzi die Werke Canova's mit Anmuth und Begeisterung.

Das Schlußkapitel des Werkes führt uns in des Verfassers Geburtsland, in das anmuthige Thal Non (Naunia). Wir begleiten ihn gern auf dieser frommen Wanderung, die uns mit einigen seiner wackeren Landsleute bekannt macht, welche sich im Fache des Wissens oder durch Wohlthaten hervorgethan. Graf C. Firmian, geb. 1718, gest. 1782, zuletzt Gouverneur der Lombarden, verdient um die Hochschule zu Pavia, und um viele Verbesserungen des Landes. Borghesi, berühmter Mechaniker, gest. 1789. Pilati, gest. 1802, Rechtsgelehrter und Historiker. Campi, gest. 1830, Portraitmaler.

Barbacovi, geb. 1738, gest. 1822, ausgezeichnet durch juristische und philosophische Schriften.

Noch nennen wir den noch lebenden talentvollen Neffen des Verfassers, U. Maffei, den eleganten Uebersetzer der Schillerschen Trauerspiele (Jungfrau v. Orleans, Maria Stuart), des Klopstock und Gessner, mit welchem uns schon Sacchi in seinen 1832 erschienenen Varietà bekannt gemacht hatte.

Mfrd.

S t u t t g a r t.

In C. Schweizerbart's Verlags-Handlung:
Die Basalt-Gebilde in ihren Beziehungen zu normalen und abnormen Felsmassen von Karl Casar von Leonhard, Geheimenrath und Professor a. d. Universität zu Heidelberg. Erste Abtheilung: XXII und 498 Seiten; zweite Abtheilung: X und 536 Seiten in groß Octav. Nebst einem Atlas in groß Quart mit Ansichten und Durchschnitten. 1832.

Der vieljährige, heftige Streit über die Entstehung des Basaltes ist beynahе ganz beendigt. Von der Partey der Neptunisten ist Einer nach dem Anderen zu den Vulcanisten übergegangen, und die Wenigen der Ersteren, welche ihrem alten, ehrwürdigen, längst abgeschiedenen Anführer noch treu geblieben, sind entweder in stiller Zurückgezogenheit, oder versuchen noch hin und wieder erfolglose Angriffe, bald im offenen Felde, bald aus verstecktem Hinterhalt. Es ist nun wohl an der Zeit, das was die Wissenschaft durch jenen Kampf gewonnen hat, zu sammeln und zu ordnen, um so mehr, da der Sieg des Vulcanismus im Gebiete des Basaltes einen bedeutenden Einfluß auf den jetzigen

Zustand der Geologie überhaupt gehabt hat, indem auch in anderen Theilen des Reichs dieser Wissenschaft dem Feuer Rechte eingeräumt worden, welche eine Zeitlang das Wasser sich angemacht hatte. Niemand war wohl befähigter die Geschichte des Basaltes zu schreiben als der Verfasser des obigen, schönen Werkes, dem die Hülfsmittel für eine solche große Unternehmung in vollem Maße zu Gebote standen, und dessen ausgezeichnete Thätigkeit und Gewandtheit die vollständigste und zweckmäßigste Benutzung derselben verbürgten. Die Erwartungen mit welchen man jener Arbeit entgegen sah, sind nicht nur nicht getäuscht, sondern noch übertroffen; denn man hat durch dieselbe nicht allein eine erschöpfende Zusammenstellung von Allem bekommen, was über den Basalt und die ihm zunächst verwandten Gebirgsarten von Anderen erforscht worden, sondern zugleich manche neue schätzbare Erfahrungen, die der Verfasser theils durch seine ausgebreiteten Verbindungen sich verschafft, theils selbst, sowohl durch Benutzung seiner ausgezeichneten Sammlungen, als auch auf deshalb von ihm unternommenen Reisen gewonnen hat. Es verdient ganz besondere Anerkennung, daß Herr von Leonhard, bey der großen Fülle der von ihm verarbeiteten Materialien, auf das Gewissenhafteste die Quellen angegeben hat, welche von ihm benutzt wurden; ein Vorzug, den man leider bey einigen neueren deutschen geognostischen Schriften vermißt, deren Verfasser sich den Schein zu geben suchen, daß die Erfahrungen, welche sie von Anderen erborgten, Resultate eigener Forschungen seyen; welches um so mehr Tadel verdient bey Büchern, welche zunächst für Anfänger bestimmt sind, die doch den Gang der Ausbil-

dung der Wissenschaft, und die Namen derer, welche den Haupteinfluß darauf hatten, kennen lernen sollten.

Von dem reichen Inhalte des vorliegenden Werkes kann hier nur eine kurze Uebersicht gegeben werden; in das Einzelne desselben einzugehen, gestattet der Raum dieser Blätter nicht.

Der Verfasser liefert zuerst eine Darstellung der verschiedenen Meinungen von der Entstehung des Basaltes. Die Ansichten Werner's und Hutton's, so wie die zur Prüfung der letzteren von J. Hall angestellten Versuche, sind von ihm besonders hervorgehoben, und daran ist eine nach den verschiedenen Gegenden geordnete Uebersicht dessen gereiht, was von den Geologen älterer und neuerer Zeiten für die Kunde der basaltischen Gebilde geleistet worden. Hieran schließen sich Bemerkungen über den Einfluß von Chemie und Physik bey Beurtheilung der Basalte und ihrer Phänomene. Nach diesen zur Einleitung dienenden Mittheilungen wendet sich der Verfasser zur Feststellung dessen, was den Gegenstand der nachfolgenden Betrachtungen ausmacht. Er erklärt sich über die Benennungen Basalt = Gebilde, basaltische Laven; handelt von der mechanischen Zusammensetzung dieser Massen, der Bildung ihrer Structur, der Uebergänge unter ihnen, und schreitet dann zur Charakteristik ihrer Hauptmodificationen, bey denen dichte Basalte, körnige oder gefleckte Basalte, Dolerite, Anamesite — das was man sonst wohl grünsteinartigen Basalt oder basaltischen Grünstein nannte, ein zwischen ausgezeichnetem Dolerit und dichtem Basalt in der Mitte stehendes Gestein — Wacken, schlackige Basalte

unterschieden werden. Besonders schätzbar sind die genauen Untersuchungen über das specifische Gewicht jener Gesteine, wobey Herr von Leonhard durch seinen Collegen Munké unterstützt wurde. Es ist sodann die Rede von den in basaltischen Gesteinen enthaltenen Beymengen, den Einschlüssen in ihren Blasenräumen und den verschiedenen Hypothesen über ihre Ausfüllung, woran sich eine Untersuchung über die Urmasse der Basalte schließt. Der Verfasser ist der Meinung — welche wir vollkommen theilen — daß die basaltischen Massen nicht wohl aus einem der uns bekannten Gesteine durch abermalige Schmelzung hervorgegangen seyn können, sondern eben so gut als manche andere Gesteine, z. B. der Granit, als ein eigenthümliches, aus Elementar-Theilen nach Affinitäts-Gesetzen entstandenes Gebilde anzusehen seyen. Zur Unterstützung dieser Ansicht reihet der Verfasser an ihre Entwicklung die Resultate der von C. G. Smelin unternommenen chemischen Analysen basaltischer Gesteine. Es folgt nun eine Betrachtung der säulenförmigen Absonderung des Basaltes, in deren Erklärung der Verfasser hauptsächlich dem Engländer Poulett Scrope folgt; ein Gegenstand, bey welchem eine noch umfassendere und tiefer eindringende theoretische Beleuchtung erwünscht seyn würde. Dann von den basaltischen Conglomeraten und Tuffen.

Ein zweyter Hauptabschnitt des Werkes umfaßt Alles, was die Lagerung basaltischer Gebilde betrifft. Nachdem zuvörderst die verschiedenen Erscheinungen der Lagerung im Allgemeinen betrachtet worden, schildert der Verfasser die einzelnen Hauptmodificationen derselben im Be-

sonderen. Von dem Vorkommen des Basaltes in mächtigen Gruppen; von basaltischen Crateren, Strömen, Schlackenkegeln und Rücken; von gang- und lagerartigen Basalt-Gebilden.

Ein dritter Hauptabschnitt handelt von dem Altersverhältnisse basaltischer Massen. Zuerst von dem Verhältnisse der Basalte zu den normalen Gesteinen, dann von seinem Verhalten zu abnormen Felsgebilden, zum Granit, Phonolith, Trachyt, zu den Lavas neuerer Feuerberge. Von Gängen welche Basalte und Erze führen; von den Verhältnissen der Basalte zur Thalbildung; von den gegenseitigen Altersbeziehungen der basaltischen Gebilde; über das Alter der Basalte nach ihren mineralogischen Eigenthümlichkeiten und im Vergleich zu ihrem Zersezungszustande. Zuletzt auch noch von den Zeugnissen, welche Geschichte und Sagen über das Alter der Basalte geben, und von den Mineralquellen, welche als letzte Symptome einer dauernden Wirksamkeit vorzeitiger Vulcane gelten können.

Ein vierter Abschnitt ist dem Verhalten der Basaltgebilde zu ihren Nebengesteinen gewidmet. Eine besonders lehrreiche Darstellung, die auch manche neue Beobachtungen enthält. Zuerst von den Umänderungen, welche das Nebengestein durch basaltische, damit in Berührung gekommene Massen erlitten hat im Allgemeinen; von den dadurch hervorgebrachten Schichtenstörungen, Aenderungen der Farbe, Erhärtung, Auslockerung, Verglasungen u. s. w. Dann von dem Verhalten des Basaltes zu den verschiedenen normalen und abnormen Felsmassen im Besondern. Unter den von dem Verfasser mitgetheilten eigenen Beobachtungen gehören die welche den Wilderstein

bey Büdingen betreffen, zu den besonders interessanten. Die Bemerkungen über das Vorkommen der Quarztritte, des sogenannten Trappquarzes in der Nähe des Basaltes, würden, zumal hinsichtlich des Verhaltens zum Sande der Formationen des Grobkalkes und plastischen Thons, sich vervollständigen lassen. An diese Darstellungen sind Nachrichten von Wirkungen gereiht, welche analog den basaltischen, durch andere Felsmassen verursacht erscheinen; namentlich von den Einwirkungen des Granits, Syenits, Diorits, Feldstein = Porphyr, Augit = Porphyr, Phonoliths, Trachyts, der neueren Lavas, auf andere damit in Berührung stehende Gesteine. Auch von den Wirkungen der Kohlenbrände, und der Einwirkung des Blitzes auf Felsmassen, ist die Rede.

Am Schluß des auch die entferntesten Beziehungen zum Hauptgegenstande berücksichtigenden Werkes, liefert der Verfasser eine Zusammenstellung von Erfahrungen über die Wirkungen künstlicher Feuer, eine Untersuchung über die verglasten Burgen in Schottland, und sogar eine Nachricht über die Wirkungen des Brandes des Heidelberger Schlosses.

Der Werth dieses auch durch sein Außeres sich auszeichnenden Buches wird durch den beigefügten Atlas erhöht, der auf zwanzig lithographierten Tafeln eine Menge von Ansichten und colorierten Durchschnitten, zur Erläuterung der abgehandelten Gegenstände enthält, theils Copien aus anderen Werken, theils Originalzeichnungen.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. Stück.

Den 29. Junius 1835.

G ö t t i n g e n .

Der dreizehnte Junius war dazu bestimmt, den Grundstein oder vielmehr Denkstein in dem Fundament des neuen Universitätsgebäudes zu legen, welches wir der Gnade S. M. des Königs, und der väterlichen Vorsorge des hohen Curatoriums werden zu verdanken haben. Gegen vier Uhr Nachmittags versammelte sich das Corps der Universität, und die dazu eingeladenen Behörden, in der benachbarten Wohnung des Hn Dr Gieseler, von wo sich der Zug, den Prorector Hn Hofrath Bergmann und den Obermedicinalrath Blumenbach, als Senior der Universität an der Spitze, nach dem Bauplatze begab, wo die nöthigen Vorrichtungen auch für die Studierenden angeordnet waren. Nach geendigter Musik wurden hier dem Herrn Prorector auf einem roth sammetenen Kissen die Geräthschaften zur Legung des Denksteins dargebracht. Die Ceremonie ward auf die bekannte würdevolle Weise, nach Einlegung der

Platte mit drey Hammerschlägen von ihm vollzogen, worauf eine dem Gegenstande angemessene Rede folgte, und dem Könige ein dreifaches Lebe hoch! dargebracht wurde. Aber genau in demselben Augenblick wo dieses ertönte, redete plötzlich noch eine höhere Stimme darein. Von dem, nur mäßig bewölkten Himmel fiel, allen unerwartet, ein mächtiger Donnerschlag. Der Eindruck welchen dieser — Zufall — auf die zahlreiche, schon feyerlich gestimmte, Versammlung machte, ist schwer zu beschreiben, und bleibt gewiß jedem der Anwesenden unvergeßlich. Das Alterthum sah bekanntlich dieses als das glücklichste Auspicium an; uns — die wir nicht mehr an Auspicien glauben — wird es doch erlaubt seyn daran die frohe Hoffnung zu knüpfen, daß die Georgia Augusta jenes höhern Schutzes, den sie unter so vielfachen Gefahren schon so oft genossen hat, sich auch weiter werde zu erfreuen haben.

Eine genauere Nachricht über das neue Gebäude, dessen Fundamente sich schon über der Erde erheben, müssen wir auf den Zeitpunkt versparen wo es, vollendet, zu seiner Bestimmung wird eingeweiht werden.

H a m b u r g.

Ben August Campe: Ist eine analoge Anwendung des neuen Bundes-Schiedsgerichts auf Hamburg, so lange dessen Verfassung besteht, gedenkbar? 1835. 26 Seiten in Octav.

Der ungenannte Verfasser dieser kleinen Schrift, in welcher wir die Feder eines auch als Staatsmann hochverdienten Rechtsgelehrten der besagten freyen Stadt zu erkennen glauben, sucht

zu beweisen, daß der XI. Artikel des Bundesbeschlusses vom 30. October lezthin, nach welchem das Schiedsgericht auch zur Schlichtung der in den freyen Städten zwischen den Senaten und den verfassungsmäßigen bürgerlichen Behörden derselben sich etwa ergebenden Irrungen und Streitigkeiten analoge Anwendung findet, auf Hamburg nicht anwendbar sey. Zuerst über die erwähnte Analogie im Allgemeinen. Der Verfasser gesteht unverhohlen, daß er eine solche in den Stellungen und Verhältnissen der freyen Städte mit denen der Fürsten und Stände nicht finden könne, vielmehr will es ihm scheinen, daß, wenn man einmal assimilieren will, wenigstens in Hamburg Rath und Bürgerschaft — denn diese sollen doch wohl unter dem Ausdruck 'bürgerliche Behörden' verstanden werden — den Fürsten und nicht die Bürgerschaft den Ständen assimilirt werden müßte. Rath und Bürgerschaft constituieren ja in Hamburg die höchste Gewalt, die nach ihren Bestandtheilen verfassungsmäßig und zweckmäßig unter dieser zahlreiche Personal vertheilt ist (S. 4). Richtiger wäre es daher für Hamburg gewesen, wenn einmal von einer analogen Anwendung auf die freyen Städte, einer Einrichtung, die Verhältnisse ins Auge faßt, die Hamburgs Verfassung fremd sind, Erwähnung geschehen sollte, daß man des Senats gar nicht gedacht, sondern nur von Schlichtung von Streitigkeiten gesprochen hätte, die zwischen den verfassungsmäßigen bürgerlichen Behörden sich etwa ergeben möchten. Dann würde wenigstens das Mißverständnis vermieden worden seyn, als ob man verfassungswidrig die Senate den Fürsten und die bürgerlichen Be-

Hörden den Ständen hätte assimilieren wollen (S. 5). (Dieser Ansicht scheint der wesentliche Mangel zum Grunde zu liegen, daß der wichtige Unterschied zwischen höchster gesetzgebender und höchster Vollziehungsgewalt nicht darin berücksichtigt wird; daß die erstere zu Hamburg von Rath und Bürgerschaft (unter welcher letztern Benennung alle durch ein gewisses Grundeigenthum — Erbgesessenheit oder in Ermangelung derselben durch besondere Vergünstigung Berechtigten — Personalisten — verstanden werden müssen) gemeinschaftlich ausgeübt wird, ist unlängbar. Aber eben so unlängbar liegt die höchste vollziehende Gewalt zu gleicher Zeit und zwar ausschließlich in den Händen des Senats. Es kann daher nicht auffallend seyn, wenn derselbe mit Fürsten verglichen wird, deren erhabener Vorzug, wenigstens in constitutionellen Staaten, eben darin besteht, daß sie zur Gesetzgebung mitwirken, und die zur Vollziehung der Gesetze nöthige Macht geltend machen. Den Senat einer freyen Stadt bloß mit einer bürgerlichen Behörde, wenn wir so sagen dürften: rangieren zu wollen, seiner nicht einmal zu gedenken wäre doch in der That eine Ungerechtigkeit gewesen, deren sich die höchste, jedes schöne und nothwendige Verhältniß ehrende Staatsgesetzgebung nie schuldig gemacht haben würde. Wenn man auf der andern Seite nach der Ansicht des Verfassers die an der Gesetzgebung Theilnehmenden Bürger mit Fürsten assimilieren wollte, so könnte man auch den Abgeordneten zu den repräsentativen Ständeversammlungen den nämlichen Rang nicht versagen, und was könnte nach Allem aus dieser Freygebigkeit dem Ganzen, dem Einen was

Noth ist für ein Vorthail erwachsen? Es dürfte demnach weder Mißverständniß noch Verfassungswidrigkeit obgewaltet haben, wenn man die Senate den Fürsten und die mit denselben die höchste gesetzgebende Gewalt theilenden (durch die Benennung: bürgerliche Behörden bezeichneten) Bürger den Ständen constitutioneller Staaten hätte assimilieren wollen. Die Senate der freyen Städte haben Antheil an der höchsten gesetzgebenden Gewalt wie die Fürsten und sind, wie diese, zu gleicher Zeit ausschließende Inhaber der höchsten vollziehenden Gewalt. Die hierzu geeigneten Bürger dieser Städte genießen den unschätzbaren Vorthail die höchste gesetzgebende Gewalt mit ihren Senaten gemeinschaftlich zu besitzen und eben dieses Vorthails erfreuen sich die Stände, welche in constitutionellen Staaten als Repräsentanten ihrer Mitbürger die höchste gesetzgebende Gewalt gemeinschaftlich mit dem Fürsten ausüben. Sollten diese, im wesentlichen sich so ähnliche Verhältnisse zwischen Rath und Bürgerschaft, Fürsten und Ständen in vorkommenden Fällen nicht mit vollem Rechte eine analoge Anwendung finden können?)

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen stellt der Verf. die Frage auf: Ist für Hamburg, das in seiner Verfassung bey etwa sich erhebenden Irrungen und Streitigkeiten ein einheimisches Schiedsgericht besitzt, noch ein zweytes Schiedsgericht, welches der deutsche Bund anbietet, nöthig, und sind Fälle gedenkbar, bey welchen man von diesem Schiedsgerichte Gebrauch machen könnte? Seine Antwort ist folgende: So höchst wichtig und Leben und Freyheit erhaltend für Hamburg die Theilnahme an dem Staatenbunde auch ist, und so dankend Hamburg die Verdienste der verschiedenen Regie-

rungen im Bunde, zur Schlichtung innerer Streitigkeiten anerkennt, so bedarf es doch selbst des neuen Schuzmittels nicht, weil schon die Verfassung diesen Schuz gewährt. — Die Geschichte dieses im Gefolge langwieriger innerer Streitigkeiten und kaiserlicher Commissionen ohne und mit fremdem Militär verfassungsmäßig seit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts beschlossenen, unter der Benennung: Entscheidungs-Deputation bekannten einheimischen Schiedsgerichts und dessen Competenz werden in kurzen Umrissen beschrieben. Als eine lehrreiche Nachlese dazu empfehlen wir einen Aufsatz: über die zum Behuf der Entscheidung von Differenzen angeordnete Raths- und Bürger-Deputation. Er findet sich unter den Abhandlungen über Gegenstände der Hamburgischen Verfassung, denen eine eigene Anzeige in diesen Blättern bestimmt ist. Der am Schlusse des Vorworts unterschriebene, schon durch frühere Schriften über die Hamburgische Verfassung rühmlichst bekannte Verfasser, Bartels, (dermaliger präsidirender Bürgermeister) bemerkt unter andern, daß selbst das einheimische durch weise Vorsicht eines frühern Zeitalters gestiftete Schiedsgericht bey der gegenwärtigen allgemeinen Bildung der Bürger, bey der Kenntniß der Vorzüglichkeit der dortigen Verfassung, welche alles das enthält, was selbst die neuere Zeit von einer freyen Verfassung verlangt, bey dem vorherrschenden liberalen Sinn, der kleinliche persönliche Interessen, Eigennuß und Eifersucht nicht aufkommen läßt und andern Umständen um so seltener zur Anwendung kommen werde, da die obere Behörde immer alle erdenklichen Mittel zur friedlichen Ausgleichung und Vereinbarung anwenden müsse und werde, und es nie auf Durchsetzung ein-

feitig getroffener Maßregeln, sondern auf das ankomme was dem allgemeinen Besten frommt (S. 145). Wenn übrigens, wie es sowohl aus diesem Aufsatze als aus der vorliegenden kleinen Schrift hervorgeht, die Organisation dieses einheimischen Schiedsgerichts noch mancher nähern Entwicklung bedürfen sollte, um selbst in den seltenen Fällen wo es zur Anwendung kommen könnte, seinem heilsamen Zwecke vollständig zu entsprechen; so ist das Mittel dazu in dieser preiswürdigen Einheit des Willens und in dem gleichen Antheile des Senats und der Bürgerschaft an der höchsten Gesetzgebung im Staate gefunden.

Böhmer.

M ü n c h e n .

Topographie des Königreichs Hannover, alphabetisch geordnet von H. D. A. Sonne. 1834. XII u. 871 S. in 8.

Dieses Werk bildet zugleich den letzten Theil der Beschreibung des Königreichs Hannover, welche bereits vor mehreren Jahren (1829) in vier Bänden erschien, und trägt daher auch den Titel zugleich als fünfter Band von diesem. Wir glauben aber besonders darauf aufmerksam machen zu müssen, da dieser Band für die Geschäftsmänner von großem Nutzen seyn kann. Die vier ersten Theile enthalten die allgemeine Beschreibung in physischer, historischer, geographischer und politischer Beziehung. Der vorliegende Band die specielle, und zwar wie der Titel es schon sagt, in alphabetischer Ordnung. Es werden darin alle Städte, Flecken und Kirchdörfer, auch andere, die ganz unbedeutenden ausgenommen, aufgeführt. Bey

jedem, auch bey den Dörfern, wird die Zahl der Häuser, der Einwohner, des Amtes, wozu es gehört, und etwaige Merkwürdigkeiten angegeben. Aber bey den Städten, besonders den größern, geht die Beschreibung tief ins Einzelne. Es ist nicht bloß eine Beschreibung des Aeußern mit Angabe der Lage, Größe u. s. w. Auch die Stadt-Verfassung, ihre Geschichte, Institute, Nahrungszweige werden erzählt; so daß z. B. die Städte Hannover 40 Seiten, Lüneburg so wie Goslar 30, Emden und Göttingen 20 Seiten einnehmen. Wir führen dies an, um einen Maßstab der Ausführlichkeit zu geben; man wird von dem, was man in einem solchen Handbuche erwarten kann, nicht leicht etwas vermissen. 'Es soll', sagt der Verfasser in der Vorrede, den Grund zu einer Landeskunde legen, welche der Staatsdiener, der Geschäftsmann, und jeder gebildete Bürger bedarf, um die Einrichtungen des Landes würdigen und seine Wohlfahrt befördern zu können.'

Der Verfasser, über zwanzig Jahre hochverdienter Lehrer an dem Pädagogium zu Giefeld, hat es nicht erlebt, dieß Werk, zu dem er 14 Jahre gesammelt hatte, im Druck beendigt zu sehen. Doch war das Manuscript ausgearbeitet, nur die letzten Buchstaben bedurften noch einer Revision. Dem Willen des Vaters gemäß hat ein Sohn des Verstorbenen, der Herr Candidat Dettl. Sonne dieses besorgt, und dadurch seinem Vater ein würdiges Opfer der Pietät gebracht.

Sn.

D.

G s t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. 103. Stück.

Den 2. Julius 1835.

G s t t i n g e n.

Apud Rudolphum Deuerlich, 1835: *Specimen el-Lobabi sive Genealogiarum Arabum*, quas conscriptas ab Abu Sa'd Sam'anense abbreviavit et emendavit Ibn el-Athir. E Codice Ms. Bibl. Duc. Gothan. nunc primum arabice edidit et praefatus est Ferdinandus Wüstenfeld, phil. Doct. 8 Seiten latein. Vorrede und 40 Seiten arab. Text in Quart.

Vor einiger Zeit ist in diesen Blättern von diesem Werke schon die Rede gewesen bey Gelegenheit der Anzeige der geographischen Tafeln des Abulfeda, worin einige Auszüge aus demselben mitgetheilt waren; eine genauere Kenntniß desselben gibt das vorliegende Specimen, worin die vollständige Vorrede und die unter dem Buchstaben Elif aufgeführten Geschlechternamen enthalten sind. Es ist bekannt, wie großen Werth die Araber auf ihre Geschlechterregister legen und der Verfasser beklagt in der

Vorrede die Unwissenheit seiner Zeitgenossen in diesem Stücke, und sagt, wie er deshalb den Plan gefaßt habe, ein Werk über die genealogischen Namen zu schreiben. Als er nun wegen der Schwierigkeit desselben einige Zeit mit der Abfassung zögerte, fiel ihm ein Buch über diesen Gegenstand in die Hände, welches von Abu Sa'd Sam'ani verfaßt war; er fand es aber zu weitläufig, an manchen Stellen fehlerhaft, und wiederum waren mehrere Geschlechtsnamen ausgelassen. Er beschloß daher in einer neuen Bearbeitung dasselbe abzukürzen, zu verbessern und zu vervollständigen und setzt den Plan dieser neuen Bearbeitung in elf Puncten auseinander. Die Vorrede schließt Ibn el-Athir mit einigen Nachrichten über den Verfasser des größeren Werkes, Abu Sa'd Sam'ani.

Da außer vielen andern Gegenständen von jedem Lande und Orte ein Beyname abgeleitet werden kann, so wird man unter den unter dem Buchstaben Elif verzeichneten 313 Namen nicht alle möglichen Ableitungen erwarten, doch finden sich viele seltene darunter, deren Bedeutung man sonst vergebens sucht. Von den bekannteren kann man z. B. noch folgende nachtragen: *الأبرش*, *أرمنت* von *أرمنتي*, *الأتابكي* Egypten, *الأسنوي* von der ägyptischen Stadt *أسنا*, *الأفليبي*, *الأصيلي*, *أسنا* Stadt *إفيل*, *الأيوبي*. — Ueber die Beschreibung der Handschrift, aus welcher dieß Specimen genommen ist, verweisen wir auf Müller, Catalog. libr. Mss. Bibl. Gothan. №. 485.

P a r i s.

Chez J. B. Baillièrre: Mémoires de L'Académie royale de Médecine. Tome troisième. Avec Planches. 1833. 524 Seiten in Quart.

Dieser Band beginnt mit der Eloge auf Cuvier von Pariset (S. 1 — 44), welche in einem ziemlich oratorischen und schwülstigen Style die auch in diesen Blättern öfter gewürdigten großen Verdienste desselben um die Naturwissenschaften hervorhebt. S. 39 heißt es: Est-ce tout de Cuvier, Messieurs? non. Tous ces immenses travaux traversaient, comme un grand fleuve, une multitude d'autres travaux, ou du même genre, ou de genre différent, qui auraient rempli plusieurs existences, et n'étaient qu'une petite partie de la sienne. Dann folgt bis S. 96 eine Uebersicht der chirurgischen Arbeiten der Academie während den Jahren 1825 und 1826 von Roux, die keines weiteren Auszugs fähig ist. S. 77, wo von den beiderseitigen Vorzügen der Lithotomie und Lithotritie die Rede ist, wird angeführt, daß Dr Brousseau, Mitglied der Academie, die Geschichte der an sich selbst vollbrachten glücklichen Operation der Stein-Zerreibung ihr mitgetheilt habe. S. 93 gibt der Berichterstat-ter an, daß er die Staphylorrhaphie zum 65sten Male ausgeführt.

Die Reihe der Mémoires eröffnet der Bericht einer Commission über die Frage 'ob in der Substanz der Röhren von weißem Glase Arsenik befindlich sey?' (S. 1 — 13). Die Berath-lassung dazu gab M. - D z a n a m, der mit einem Apotheker T d t in Lyon die Untersuchung eines der Arsenikvergiftung verdächtigen Cadavers vor-

genommen und woben letzterer behauptet hatte, die wirklich aufgefundenen Spuren des Giftes rührten von den bey den Versuchen angewandten Glasröhren her, was die Frensprechung des Angeklagten zur Folge hatte. Zanani war anderer Meinung und veranlaßte durch ein eingesandtes Mémoire die hier ausführlich mitgetheilte, sorgfältige Untersuchung, deren Resultat in Folgendem besteht: 1) Der weiße Arsenik wird in manchen Glashütten der schmelzenden Masse zugesetzt, theils um sie zu entfärben, theils um durch sein in die Höhe treiben die Streifen und Blasen aus der Masse zu entfernen. Hierbei verflüchtigt er sich vollständig und das gehörig geschmolzene und durchsichtige Glas behält keine Spur davon zurück. 2) Ein Glas, dem man bey der Bereitung absichtlich viel Arsenik zugesetzt, enthielt doch nichts davon, gab wenigstens auch bey dem stärksten Feuer nichts ab. Anders ist es, wenn der Masse arseniksaures Natron zugesetzt wird, was aber in der Ausübung nicht vorkömmt. Es sey deshalb nicht wohl möglich, daß bey einer toxicologischen Untersuchung der erhaltene Arsenik von der Substanz der Glasröhren abstamme. 2) Planche, über die Nachtheile, welche das heftige Schlagen (la percussion) bey der Willen-Bereitung verschiedener Quecksilber-Präparate hervorbringt (S. 14 — 19). Bey den Präparaten, welche das reine Metall enthalten, vereinigt es sich wieder zu größeren Kugeln; bey denen, worin es als Drydul ist, wird es reduciert, und in den Schwefel-Verbindungen trennt es sich in größerer oder geringerer Menge. 3) Eisfranc, Ueber Krebschäden, welche oberflächlich sind und die man für tiefgehend hält (S. 20 — 28). Mehrere Fälle, wo durch partielle Amputation Krebs-

figer Organe das Glied selbst, das man sonst ganz entfernt hätte, größtentheils gerettet ward. So bey der Zunge, der weiblichen Brust, der Scheide, der Ruthe. 4) Marc, gerichtlich medicinische Betrachtungen über die Monomanie (S. 29 — 45). Er sucht zuerst das wirkliche Vorhandenseyn des partiellen Wahnsinns darzu- thun, und rühmt, daß in Deutschland hierin die Juristen mit den Aerzten Hand in Hand gingen (En Allemagne une déférence réciproque règne entre les médecins et les jurisconsultes. On n'y connaît pas même dans le forum cette suprématie que chez nous ces derniers ont une tendance à exercer sur les autres, jusque dans l'appréciation de doctrines qui résultent évidemment de l'étude médicale de l'homme). Dann unterscheidet er zwey Arten: monomanie instinctive und raisonnante. Die erstere führe den Kranken durch einen automatischen Antrieb zu Handlungen, von denen er keine Ueberlegung habe; während die andere durch Ideen = Association wirke. Späterhin wolle er noch von der Monomanie incendiaire und contagieuse, oder besser transmissible par imitation handeln. 5) Bericht über mehrere Substanzen, die sich in einer ägyptischen Mumie fanden; von Boudet, Boutron = Charlard und Bonastre (S. 46 — 52). Der Hauptgegenstand der Untersuchung war außer einem Stücke mumifiziertem Muskel- fleische, eine Masse, an Gewicht 50 Grammes, dunkelgelb, zerreiblich, oval, aus dem Munde der Mumie genommen, in die sie mit Gewalt eingepreßt worden zu seyn schien. Sie schieden daraus ab: a) eine dem Storax ähnliche balsamische, b) eine dem Cedern = Harze ähnliche; c) eine mit der Myrrhe und d) eine mit der

Muskatnuß ganz übereinstimmende Substanz. (In der fetten Materie, die sich im Unterleibe einer andern Mumie fand, erkannten sie reine Muskatbutter). In dem Muskelfleische zeigte sich noch ein crystallinischer Ueberzug, welcher alle Eigenschaften der menschlichen Margarinsäure hatte. Ueber jene zum Einbalsamieren gebrauchte Masse machen die Verfasser folgende, auch die Alterthumsforscher interessierende Bemerkung. Bey den alten Schriftstellern *) würde als Hauptmasse zum Einbalsamieren angegeben: la resine du Cèdre, la myrrhe et le cinnamomum. Für das letztere nun nahmen die Erklärer bald den Zimmt, bald *Laurus cinnamomum*, bald *Laurus Cassia* an. Sie glaubten durch ihre Untersuchung bewiesen zu haben, daß es nichts anderes als die Muskatnuß sey. (Den Zimmt hätten die Alten wohl auch gekannt; er käme bey Herodot unter dem Namen *Κάρφη* vor, und die Araber nennen ihn jetzt noch *Kerfé*). Hieraus ziehen sie S. 57 den Schluß: que des relations intimes avaient été établies, dès les temps les plus reculés, entre les anciens peuples de l'Egypte et les Indes orientales, pays d'ou la noix muscade est originaire.

6) Bericht über die antisymphilitische Erde von Abyssinien von Cullerier und Soubeiran (S. 53 — 68). Ihre Abkochung in Wasser wird in Ober-Aegypten als Hauptmittel gegen die venerischen Krankheiten getrunken. Sie besteht fast ganz aus Ulmine (Humus-Säure) und einigen Natronsalzen. Ueber ihre Herkunft und Entstehung werden unbestimmte Vermuthungen

*) Citiert wird S. 55 nur: Herodote liv. II. chap. 85. 86. 87. (Traduit de Larcher). Ref. findet aber im Urtexte das Wort *Κιννάμωμον* nicht, sondern II. 86 bloß *Κασίνη*.

geäußert; weitere therapeutische Versuche werden versprochen. 7) Prava z, über das Verhältniß der Somascétique (Gymnastik) zur Orthopädie (S. 69 — 89). Er weist die Nothwendigkeit nach mit den orthopädischen Kunstmitteln (der extension passive) auch die gleichzeitigen einer angemessenen Körper = Bewegung zu verbinden. Seine Verfahrungsweise gibt er im Einzelnen an und erzählt mehrere hierdurch geheilte Krankheitsfälle. 8) Belp eau, über eine angeborene Umstülpung (exstrophie) der Blase (S. 90 — 100). Hier bey einem noch lebenden Knaben; aber der Berichterstatter läßt sich bey dieser Gelegenheit über die Häufigkeit dieses Bildungsfehlers, oder nach ihm einer Folge von Krankheit, bey weiblichen Geschlechte aus. 9) Breschet, über Aneurysmen, nebst Abbildungen (S. 101 — 270). Ausgehend von dem Satze, daß die verbreitetsten und für ausgemacht geltenden Ansichten in der Medicin häufig auf unsicherem Grunde ruhen, unterwirft er die bey dem vorliegenden Gegenstande sich aufdrängenden Fragen über Erweiterung oder Nichterweiterung der Arterien einer gründlichen Prüfung. Darauf spricht er vom Aneur. mixte und zuletzt von dem par transfusion ou variqueux. Es gäbe wahre Aneurysmen; sie beständen in einer Erweiterung der Wände, ohne sichtbare Verletzung oder Aufhebung des Zusammenhanges der Häute. Alle Arterien, die größten wie die kleinsten, könnten erweitert werden. Vorerst müsse man 4 Varietäten annehmen: A. sacciforme; fusiforme; cylindroide; cyrsoide ou varice artérielle. Das Aneur. mixte, welches seinen Beobachtungen zufolge, durchaus angenommen werden müsse, ahme gewissermaßen eine Hernie nach. Es fände sich an mehreren Stellen zugleich, und ver-

biete darum auch die Anwendung der Ligatur wie der Amputation. Bey dem varikösen A. sey es am sichersten die Verletzung der Gefäße innerhalb zweyer Ligaturen einzuschließen. 10) Reveillé = Parise, medicinisch = philosophische Betrachtungen über den Ausspruch des Aristoteles, daß die meisten berühmten Männer von der Melancholie befallen seyen (S. 271 — 290). Der Verf. nimmt diesen Satz, der doch sehr problematisch und durchaus von der Erfahrung nicht gerechtfertigt ist, als eine ausgemachte Wahrheit an, und leitet die angebliche Melancholie von einer diathèse d'irritabilité ab, welche Reizbarkeit und Empfindlichkeit sich allmählich zu einer wahren Krankheit steigere. 11) Lisfranc, über die Ausschneidung des unteren Theils des Mastdarms, wenn derselbe carcinomatös geworden (S. 291 — 302). Zuerst werden die Gründe für die Möglichkeit der Operation auseinandergesetzt; dann wird diese selbst genau geschildert. Von neun Operierten wurden sechs vollkommen geheilt; drey unterlagen. 12) Dugès, über Eclampsie der Kinder, verglichen mit Apoplexie und Tetanus (S. 303 — 333). Die Krankheit bestehe in einer idiopathischen oder sympathischen Reizung der Kindensubstanz des großen und kleinen Gehirns. Sie erscheine bald mit einem intermittierenden Typus, mit isolierten, epilepsieartigen Anfällen; bald gehe ein apoplectischer Zustand vorher oder dieser folge nach; bald zeige sie sich remittierend und tetanusartig. Von wiederholten Blutentziehungen sey am meisten zu erwarten. 13) Chomel, über die Anwendung des Pulvers der Stechpalme (Houx, Ilex aquifolium) bey intermittierenden Fiebern (S. 334 — 339). Um das als febrifugum mehrfach gerühmte Pulver zu prüfen, ließ der Verf.

es sich frisch von dem Chemiker Henry bereiten, und beobachtete in drey hier beschriebenen Fällen, daß es durchaus in keinerley Gabe im Stande war die Fieberanfalle zu vermindern oder aufzuheben, was sofort und sicher durch schwefelsaures Chinin geschah. Die Dose des letzteren Mittels sey, mit Magendie, auf zwey Gran zu fixieren. 14) Dizé, Versuche über die Färbung des Brotes durch die Samenkörner des *Melampyrum*, und über die Mittel deren Gegenwart im Mehle darzuthun (S. 340 — 358). Schon Buffon in seiner Naturgeschichte hatte angegeben, daß die röthliche Farbe, welches manches Brot erhält, von der Beymischung der Körner von *Melampyrum pratense* (Ruhweizen) unter dem Getreide herrühre. Dr Gaspard aus Lyon hatte der Academie eine Abhandlung darüber eingesandt, worin er zeigte, daß diese Körner viel von einer an sich farblosen, käseartigen Substanz enthalten, welche gleich dem Indigo erst bey der Gährung eine Farbe entwickle, die besonders das aus Samenkorn bereitete Brot roth mache. Doch zeige solches Brot keine offenbar schädliche Einwirkung auf die Gesundheit. Den weiteren Untersuchungen von Dizé nun ist es geglückt, den chemischen Stoff aufzufinden, der eigentlich die Färbung erzeugt. Dieses ist die Essigsäure. Der wässerige Auszug der Körner des *Melampyrum* wird durch verdünnte Essigsäure schwach violett gefärbt; die Färbung wird weit intensiver, wenn Stärkemehl oder Kleber zugemischt wird, und zeigt sich nach dem Eintrocknen am stärksten. Der Schluß lag nahe, daß die Färbung des Brotes von der bey der Gährung sich bildenden Essigsäure bedingt werde, und hiervon überzeugte sich der Verf., indem er ein mit solchen Körnern versehenes Brot mit, das

andere ohne Hefen oder Sauerteig backen ließ. Das erstere ward roth; das andere, welches keine Gährung erlitt, blieb ungefärbt. Hieraus ergibt sich auch ein einfaches Mittel, ein solcher Beymischung verdächtiges Mehl darauf zu prüfen. 15) Dupuy, über die organischen Umänderungen, welche bey der Deffnung eines sechs-jährigen Ochsen beobachtet wurden (S. 354 — 358). Ein interessanter Beytrag zur Lehre von der Lähmung. Das Thier hatte Paralyse der Hinterbeine mit Verlust der Empfindung und Bewegung. Die Verdauungsverrichtungen geschahen schwierig; das Wiederkäuen erfolgte in langen Pausen; die Schläge der arteria maxillo-facialis waren beschleunigt; das Athmen häufig, kurz und von Husten begleitet; bloß an den gelähmten Theilen Abmagerung. Da man nicht hoffen durfte Heilung zu bewirken, so wurde das Thier geschlachtet. Man fand das Rückenmark von der Lumbargegend an sehr erweicht; die graue Substanz verfärbt; die Nervenwurzeln zusammengedrückt; nach Außen kalkartige, gelbgefärbte Concretionen. Das große und kleine Gehirn vollkommen normal. Die Muskeln der Lumbargegend und der hinteren Gliedmaßen verfärbt, erweicht, atrophisch. Die Zungen, hauptsächlich die linke, so ungeändert, daß das Gewebe kaum zu erkennen war, eine zellig-fibröse Masse, die wie eine Madrepore ausah. 16) Dupuy, Bericht über eine Abhandlung von Fodéré, betreffend eine ansteckende Krankheit des Rindviehes, welche Ende 1821 und Anfang 1822 zu Weissenburg (Wissembourg) geherrscht hatte (S. 359 — 376). Es war eine Art Lungenbrand. Bey einer Kuh war die Lunge ganz in Melanose umgewandelt und wog 16 Pfund, da sie in der Regel nur halb so viel

wiegt. 17) Allgemeiner Bericht über die Epidemien, welche seit 1771 bis 1830 in Frankreich geherrscht haben; von einer zur Untersuchung der Epidemien niedergesetzten Commission (S. 377 — 429). Ein belehrender, kaum eines Auszugs fähiger Aufsatz. Voran geht eine räsionnierende Uebersicht der Momente, welche zu solchen Krankheiten Veranlassung geben: 1. Veränderungen des Dunstkreises durch die fauligen Effluvien von Sümpfen und dergleichen; 2. Ungesundheit der Wohnungen und gewisser Localitäten, wo viele Individuen zusammen sind; 3. schlechte Beschaffenheit der Nahrungsmittel (im Hungerjahre 1817 sah man ganze Dorfschaften 'dans notre belle France' S. 399 sich im eigentlichen Sinne nur von Gras nähren); 4. Uebermaß und Unvorsichtigkeit im Arbeiten; 5. schwächende moralische Einwirkungen; Unwissenheit und Stupidität der Bewohner. 18) Dubois, über die Frage: ob es passend sey bey fehlerhaften Lagen des Fötus die Wendung auf den Kopf vorzunehmen? Die Gründe für und gegen werden gegen einander abgewogen und die ersteren für wenig bestimmend erklärt. 19) André, über die Hodengeschwulst eines Kindes, die Haare und Zähne enthielt (S. 480 — 488). Ein Knabe von 7 Jahren fing an sich über eine schmerzhaftc Anschwellung des Hodens zu beklagen. Erweichende Mittel brachten eine Oeffnung zu Wege, aus der erst Eiter, dann Zähne und Haare kamen. Nach 6 Wochen verstärkte sich die Geschwulst, und nahm so zu, daß sie mit dem Messer weggenommen werden mußte. André fand wieder Zähne und Haare darin, und vermuthet, es seyen débris d'un foetus enté sur le testicule; allein der Bes

richterstatter Ollivier glaubt eher hier ein développement simultané dans quelques kystes et dans divers organes annehmen zu müssen. Er ist der Ansicht, daß hier eine véritable sécrétion Statt gefunden habe, welche mit der gleichzeitigen gewöhnlichen Zahnbildung im Kinde in Verbindung gestanden. 20) Goyrand, neue Untersuchungen über die beständige Rückbeugung der Finger (S. 488 — 500). Der Grund liege in fibrösen Binden (brides) neuer Bildung. 21) Fleury, medicinische Geschichte der Krankheit, welche während der Monate December 1829, Januar und Februar 1830 unter den Verurtheilten in dem Bagno zu Toulon herrschte (S. 501 — 522). Diese sogenannten schwimmenden Bagnos sind alte Schiffe, von denen jedes 1000 Verurtheilte enthält, in drey übereinander stehenden Berdecken (ponts) vertheilt, deren unterstes dem Wasser fast gleich liegt. Sie schlafen in drey Reihen, jeder auf einer Matratze von 18 Zoll Breite und mit einer wollenen Decke bedeckt. Obgleich auf Reinlichkeit gehalten wird, so ist es doch nicht zu verhüten, daß das alte Schiffsholz mit Miasmen aller Art sich allmählich imprägniert. So wie also begünstigende Wind- und Witterungs-Verhältnisse hinzukommen, so ist kaum zu verhüten, daß sich bössartige Krankheiten erzeugen. Dieses war in der bezeichneten Zeit der Fall, wo ein ansteckender Typhus große Verheerungen anrichtete und die Stadt selbst in Schrecken setzte. Nur die völlige Aufräumung der Bagno's und die Verlegung der Kranken in ein abgeschlossenes, aber gesundes Hospital St. Mandrier am Ufer, setzte der Krankheit Schranken. Der Verf. handelt ausführlich über die Natur, den Verlauf und

die Cur dieses Uebels. Als Beweis, daß die Ansteckung durch die Schleimhaut der Nase, des Mundes, des Pharynx, der Bronchien und der Conjunctiva geschehe, führt er an, daß die Krankheit mit Verlust des Gehörs und Geruchs, erschwertem Sprechen, mit Schwächung des Gesichts, der Stimme und des Gedächtnisses beginne. Auffallend sey es, daß die Darmschleimhaut Anfangs ganz unergriffen bleibe und nur später erst Zeichen von gastrite und entérite hervortreten. Er schließt mit dem Wunsche, daß man diese bagnes flottans aufgeben, oder doch viel kürzere Zeit gebrauchen und jedenfalls wirksamer desinficieren möchte.

M.

G e n f.

Bey Cherbuliez, Paris bey Baillièrè: Recherches pour servir à l'histoire et à l'Anatomie des Phryganides, ouvrage qui a remporté le prix Davy fondé à Genève pour encourager l'étude des Sciences physiques et naturelles. Par François-Jules Pictet. 1834. III und 235 Seiten nebst 20 größtentheils colorierten Kupfertafeln in Quart.

Dieses von der Familie der Phryganiden (Frühlingsfliegen, ehemalige Gattung Phryganæa) handelnde Werk zerfällt in zwey Theile, von denen der erste allgemeinere von der allgemeinen Classification, von der Anatomie und den Sitten dieser Thiere handelt. Nachdem der Verf. die zoologischen Verwandtschaftsverhältnisse der Phryganæen, so wie die Schriftsteller, welche

von ihnen gehandelt haben, angeführt, weist er ihre Uebereinstimmung hinsichts der Sitten, der inneren Organisation und der äußern Charactere bey den einzelnen zu derselben natürlichen Gattung gehörenden Arten nach. Diese Uebereinstimmung hat der Verf. hauptsächlich auf die Resultate der Zergliederung, besonders aber auf das Studium einer großen Anzahl von Larven gegründet: indem nämlich bis dahin nur 5 bis 6 Phryganeen ihrem ersten Zustande nach bekannt waren, hat der Verf. fast 60 Arten in ihrem Larven-, Nymphen- und vollkommenen Insectenzustande abgebildet und beschrieben. Auch hatte man bis dahin nur diejenigen Larven gekannt, welche mit beweglichen Gehäusen versehen sind; Herr Pictet hat nun aber nachgewiesen, daß diese Larven, wenigstens bey zwey Gattungen (nämlich bey Rhyacophila und Hydropsyche), nur feststehende Gehäuse zum Schutz haben, — auch hat derselbe bemerkenswerthe Verschiedenheiten in Hinsicht der äußern Respirationorgane angegeben, indem einige Larven mit dergleichen versehen sind, andere nicht. — Der zweyte speciellere Theil betrifft die Naturgeschichte und Classification derjenigen Arten, welche im Genfer See vorkommen; die Anzahl dieser Arten beläuft sich auf 120, welche der Verf. in 8 Gattungen vertheilt. Bedenkt man daß bisher überhaupt etwa nur 80 Arten Phryganeen bekannt waren, so ist es einleuchtend mit welchem Fleiße der Verf. in seiner Gegend gesammelt hat. Jede Art ist in ihrem vollkommenen, und so viel als möglich auch in ihrem Larven-Zustande und von jeder Gattung wenigstens eine Nymphe abgebildet. Die Abbildungen sind sehr genau und treu.

Abgesehen von den in dem Werke niedergelegten Bereicherungen der Entomologie durch Entdeckung vieler neuer Arten, können wir des Hn Pictet's Scharfsinn und Treue, womit er überhaupt seinen Gegenstand behandelt hat, ein gebührendes Lob nicht versagen, welches derselbe auch bereits dadurch erhalten hat, daß sein Buch des Davy'schen Preises für würdig erachtet wurde.

Berthold.

D a r m s t a d t.

Bey Diehl: Description d'ossements fossiles de mammifères inconnus jusqu'à - présent, qui se trouvent au Muséum Grand-Ducal de Darmstadt; avec figures lithographiées. Dédié à S. A. R. Mgr. le Grand-Duc de Hesse et du Rhin par Jean-Jacques Kaup, Dr. Troisième cahier. 1834. Von S. 33 — 64, nebst 9 Tafeln. Quatrième cahier. 1835. Von S. 65 — 89 in Quart, nebst 6 Steindrucktafeln in Fol.

Diese Fortsetzung des zuletzt in St. 185 von 1833 unserer Anz. angekündigten wichtigen Werkes liefert im 3. Hefte die Pachydermen mit 3 neuen Rhinocerosarten. Das Rhinoceros Schleiermacheri (neue Art) ist dem zweyhörnigen Rhinoceros von Sumatra verwandt, unterscheidet sich aber davon durch bedeutendere Größe, durch den Winkel des Nasenausschnitts und durch den geraden Intermaxillarknochen; von diesem Thiere sind so zahlreiche und vollkommene Knochenreste vorhanden, daß sogar der Laie von der Beschaffenheit des ganzen Thie-

reß eine deutliche Ansicht zu gewinnen im Stande ist. Das *Rhinoceros leptodon* (neue Art?) wurde nach einem aus der Gegend von Wiesbaden erhaltenen sehr charakteristischen Zahne bestimmt. Die Kunde vom *Rh. minutus* Cuv. ist durch neue Stücke aus Eppelsheim bereichert worden. Aus dem *Rh. incisivus* Cuv. hat der Herr Verf. das neue Genus *Acerotherium* gebildet, dessen Zähne die Gestalt der des *Rhinoceros* hatten, dessen Nasenknochen dünn, schmal und nach außen gebogen sind, dessen Vorderfüße aus vier Zehen bestanden, und bey dem weder auf den Nasenknochen noch auf der Stirn ein Horn vorkam, — woher denn auch der Name; es ist davon nur eine Art bekannt. Das *Rh. Goldfussii* (neue Art), etwa von der Größe des zwey- oder einhörigen *Rhinoceros*, gehört vielleicht zur Gattung *Acerotherium*, worüber jedoch erst die Folgezeit zu entscheiden im Stande seyn wird. — Das vierte Heft fährt in der Darstellung der *Pachydermen* fort; es enthält nur den *Mastodon longirostris*, jedoch mit steter Berücksichtigung der übrigen Arten dieses Genus. — Von dem Verzeichniß der Gypsabgüsse, wovon wir auch bereits in dem vorhin genannten Stücke dieser Anzeigen eine Nachricht gegeben haben, ist eine zweyte, und zwar deutsche verbesserte und sehr vermehrte Ausgabe erschienen, worauf wir bey dieser Gelegenheit unsere Leser glauben aufmerksam machen zu müssen.

Berthold.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

Den 4. Julius 1835.

G ö t t i n g e n.

Am vierten Junius fand auch in diesem Jahre die Feyer der Preisvertheilung an die Studierenden Statt. Die Preisfragen sind in dem vorigen Jahrgange S. 1049 bereits bekannt gemacht. Der theologischen Facultät war zwar nur Eine Preischrift übergeben, die jedoch des Preises würdig erkannt ward. Ihr Verfasser ist: Herr Friedrich Julius Arens aus Snabrück. Um den Predigerpreis hatten sich sieben beworben. Die Hälfte des Preises ward zuerkannt Herrn Heinrich Friedrich Theodor Ernesti aus Braunschweig; die andere Hälfte ward getheilt zwischen dem Herrn Julius Grote aus Hannover, und dem Herrn Bernhard Kalb aus Frankfurt.

Der juristischen Facultät war keine Schrift eingeliefert, wiewohl man wußte daß ein Bewerber nur durch Krankheit an der Vollendung verhindert worden sey.

Die medicinische Facultät hatte zwey Schriften erhalten. Den Preis bekam Herr August Friedrich Pauli, aus Rittmarshausen im Hannoverschen; das Accessit Herr Anton Seppler aus Duderstadt.

Die philosophische Facultät hatte zwey Preise zu vertheilen: einen ordentlichen, historischen Inhalts, über die Geschichte von Corcyra, und einen außerordentlichen mathematischen. Zu der Beantwortung der historischen Frage waren zwey Schriften übergeben. Den Preis erhielt Herr Wilhelm Conrad Hermann Müller aus Springe im Hannoverschen. Auch zu der Beantwortung der mathematischen waren zwey Schriften eingereicht; die eine jedoch zu spät, als daß sie noch zu der Concurrenz zugelassen werden konnte. Die erste ward des Preises vollkommen würdig gefunden. Ihr Verfasser ist Herr Fedor Deahna aus Hessen-Cassel. Der Facultät konnte es nicht anders als angenehm seyn, daß beide Preise ertheilt werden konnten, da man den Beweis darin sehen wird, daß sowohl die höhern historischen als auch mathematischen Studien mit Ernst unter uns getrieben werden.

Die Aufgaben für den 4ten Junius 1836, wie sie in dem erschienenen Programm abgefaßt sind, sind folgende:

Ordinis Theologorum
novae quaestiones hae sunt:

1. Irenaei, quibus in opere adversus haereses adornando usus sit, fontes, nec non libri indoles, doctrina et dignitas explicetur.
2. De praemio homiletico certaturis proponitur locus:

Matth. XVIII, 1 — 4.

Ceterum Commilitones ex decreto Ordinis admonentur, ut tam commentationibus, quam orationibus sacris accuratam argumentorum adumbrationem praemittant.

Ordo Jureconsultorum proponit hanc quaestionem:

An et quatenus absolutio ab instantia in causis criminalibus locum habeat?

Ordo Medicus postulat,

curatam expositionem functionum et usus omentorum in corpore humano, illustratam ope anatomes comparatae et pathologicae.

Ordo Philosophorum quaeri iubet,

quam vim philosophia Graecorum in poesin eorum exercuerit, eiusque rei vestigia praecipua apud poetas Graecorum, maxime dramaticos, indicentur.

Der Redner, Hr Hofrath Mitscherlich, der zum letzten Male diese Function versah, da er in Betracht seines so weit vorgerückten Alters auf sein Ansuchen für die Folge davon dispensiert worden ist, schloß seine Rede mit einem Gedicht, das wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen.

O ter sancte Deus, cuius mortalia numen
Fata regit, nostrae qui es fons et origo
salutis,

O da te facilem nobis, adque adnue votis,
Summe Pater, precibusque, pio quas fū-
dimus ore

Pro Rege et patria! Fac, longe, Guel-
 phias ora,
 Qua patet, inconcussa tuo tutamine lae-
 ta, et

Incolumis vigeat, seseque altissima flore
 Induat usque novo vernans, nec tristibus
 unquam

Infestata malis emarcida vertice nutet.

Non fera tempestas civilis, qualis Iberas
 Concutit et, versis in se furialiter armis,
 Exagitat terras; non dira licentia, legum
 Impatiens fraeni, quali plaga Gallica more
 Iactatur foedo, socialia iura resolvat;
 Ulla nec externis impacta ferociter oris
 Vis violenta manu nostris sese inferat
 arvis,

Otia sed tuti peragant felicia cives.

Exulet impietas, et verae corda perurat
 Religionis amor, virtutisque igneus ardor.

Sit tibi, Summe Deus, curae, cui scep-
 tra dedisti

Guelphiados, nostris columen spesque uni-
 ca rebus.

Salva diu perstet Regis domus omnige-
 nisque

Feta bonis, pleno quas fundat Copia cornu;
 Et tutare Viros, quorum concredata curae
 Publica res patriaeque salus commissa
 tuenda est.

Hanc autem studiis sacratam protegesedem,
 Doctrinae variae quae late semina spargat.
 Prospera doctorum fortuna laboribus adsit,
 Quos maneat curae impensae dignissima
 merces;

Quaeque cohors iuvenum studiis operatur
 honestis,

Hanc pudor ingenuus, placidique mode-
stia vultus
Condecoret, veri semper, rectique te-
nacem.

His, o Summe Deus, placido bonus
adnaue vultu;
Sic demum usque novis Augusta Georgia
crescet
Auctibus, atque tuas referet gratissima
laudes.

L e i p z i g.

Verlag bey F. Hartmann: Geschichte und Kri-
tik des Mysticismus aller bekannten Völker und
Zeiten. Ein Beytrag zur Seelenheilkunde von
Dr. J. Chr. Aug. Heinroth, Königl. Sächs.
Hofrath u. Professor der psychischen Heilkunde an
der Universität Leipzig. 1830. 582 S. in 8.

Das Wort Mysticismus ist bekanntlich eins von
den beliebtesten Streit-, Schimpf- und Schreck-
worten des Zeitalters. Zu dem fremden Ursprung
des Wortes kommt die Schwierigkeit der Sache
und des Begriffs, um daraus ein Knäuel der
dunkelsten und verworrensten Vorstellungen zu
machen, das sich immer mehr verwirrt, je mehr
es hantiert wird. Die Thorheiten, Bosheiten,
Donquixoterien, welche mit dieser kostbaren Reli-
quie aus der alten Babylonischen Sprachverwir-
rung getrieben werden, wären ein reicher Stoff
für eine Lieckische Novelle. Vielleicht wäre dieß
die beste Art, uns von dieser Vogelscheuche zu
befreyen, wenn die Sache nicht so ernsthaft wäre.
Aber es ist gewiß höchst verdienstlich, durch wif-

fenschaftliche Untersuchungen ein richtigeres Verständnis darüber zu verbreiten. Ein dankenswerther Beytrag dazu ist vorliegende Schrift.

Herr Prof. Heinroth ist durch seine früheren Schriften über die psychische Heilkunde, worin er das ethische und religiöse Moment der Seelenkrankheiten genauer zu erörtern sucht, in den Schimpf des Mysticismus gerathen. Dieß Unglück ist mehreren achtungswerthen Männern begegnet, oft ohne ihre Schuld. Ist doch fast jede neuere Bestrebung, irgend einen Gegenstand tiefer, innerlicher, besonders von der religiösen Seite zu fassen, von der Zunft der klaren Flachheit und Neuzerlichkeit als Mysticismus verschrieen worden. Damit soll nicht gesagt werden, daß Mysticismus eben nur ein Gespenst sey, welches die furchtsame Phantasie erfunden habe. Das böse Ding ist wirklich unter uns vorhanden und quält und verwirrt die Leute auf mannigfaltige Weise. Ref. aber kennt die früheren Schriften des Verf. zu wenig, um sagen zu können, mit welchem Rechte man ihn einen Mystiker gescholten habe. Die vorliegende Schrift ist eigends in der Absicht geschrieben, um den ungerechten Vorwurf zu widerlegen. Und in der That, wenn der Verf. zu beweisen sucht, der Mysticismus sey 'ein krankhafter Auswuchs des menschlichen Wesens, eine Herzenskrankheit, die Quelle mannigfaltiger Seelenstörungen und der damit verknüpften körperlichen Leiden, daß die Mystiker mehr und weniger in die Irrenhäuser und Hospitäler gehören' — so müßte es, zumahl bey einem berühmten Seelenarzte, mit schlechten Dingen zugehen, und die Krankheit ihm sehr tief und unbewußt sitzen, wenn er trotz dieses Kriegsmanifestes dennoch ein

Mystiker wäre. Ob aber die klugen und schlauen Kezerrichter und Kezerrichter ihn absolvieren werden, steht dahin. Des Verf. Ansicht vom Christenthume ist im Wesentlichen so entschieden positiv, daß, ob er gleich Offenbarung und Vernunft für wesentlich zusammengehörig erklärt, es ihm doch schwerlich gelingen wird, sich bey denen, die nur den einen Factor, nämlich die Vernunft in höchst ihrer eigenen Person, gelten lassen, völlig zu exculpieren.

Nachdem der Verf. in der Einleitung S. 3 — 98 die Idee des Mysticismus erörtert hat, trägt er in drey Abschnitten die Geschichte und Kritik des Mysticismus im vorchristlichen Alterthume, im Mittelalter und in der neueren Zeit vor. Ref. gesteht, daß ihn immer eine gewisse Angst befällt, wenn er den Rahmen einer Untersuchung so weit ausgespannt sieht. Universalhistorische Darstellungen sind gewiß von Zeit zu Zeit nothwendig. Man tritt so den herrschenden Ideen der menschlichen Geschichte näher. Aber es müssen auch ihre concreten Erscheinungen zuvor gründlich und scharf erforscht seyn; sonst kann es leicht geschehen, daß man statt der lebendigen Idee nur das farblose und willkürlich componierte Schema des Allgemeinen erfäßt. Der Verf. hat das Einzelne selten aus den Quellen, meist nur aus Darstellungen Anderer geschöpft, woben er nicht immer auf die sichersten gerathen zu seyn scheint. Da er den Begriff des Mysticismus so weit und allgemein gefaßt hat, daß fast das ganze Gebiet der falschen und krankhaften Religion darunter begriffen werden kann, so war ein durchherrschendes Quellenstudium nicht zu erwarten. Aber in dem Grade sinkt der Werth

dieser mystischen Krankheitsgeschichte. Und weil, gerade was den historischen Theil betrifft, der Verf. mehr seine Studien, als deren Resultate gibt, so ist die Darstellung ungleich; die Geschichte der älteren Mystik nach Verhältnis zu ausführlich, die der neueren zu kurz behandelt, obgleich das eigentlich practische Moment der Untersuchung mehr hier, als dort zu liegen scheint. Uebrigens ist die Erzählung geordnet, leicht und klar. Da aber der Verf. die Kritik von der historischen Darstellung getrennt hat, so ist es nicht in der Ordnung, wenn er mitten in der Erzählung hie und da und zwar ziemlich zufällig kritische Bemerkungen einstreuet, die noch dazu nicht immer in dem Tone gehalten sind, welchen der Ernst des Gegenstandes und die sonstige Würde der Erzählung fordert.

Die Hauptfrage ist nun, wie der Verf. den Begriff des Mysticismus bestimmt, nach welcher Methode, ob richtig oder nicht?

Was die Methode betrifft, so scheint mir die Erörterung des Begriffs zu weit ausgeholt, und die objective und subjective oder psychologische Seite des Mysticismus nicht genug gesondert zu seyn. Es genügte, kurz und scharf den allgemeinen Begriff der Religion objectiv und subjectiv anzugeben. Man kann es als eine vorläufige Hypothese feststellen, daß der Mysticismus etwas Krankhaftes sey. In dem allgemeinen Ursprung der Religion ist keinerley Art von Krankheit denkbar. Fehler, Krankheiten kommen nur in der Entwicklung, in der Verschiedenheit derselben vor. Hier fragte sich nun, wie das Fehlerhafte, Krankhafte in der Ent-

wickelung der Religion entstehe, ob auf der subjectiven, oder objectiven Seite, im Subject oder im Inhalte der Religion. Ist, wie der Verf. meint, auf der objectiven Seite immer die Offenbarung Gottes der wesentliche Factor, so kann der Ursprung des Mysticismus nur auf der subjectiven Seite liegen, in der Art und Weise, wie der Mensch die göttliche Offenbarung aufsaßt und sich aneignet. Wo Mysticismus entsteht, da ist die Ursache immer eine Einseitigkeit und Verschrobenheit des menschlichen Gemüthes, und die Schuld immer bey dem Menschen. Diese Schuld ist größer in den Religionsstiftern, als in denen, welche in einer schon gestifteten Religionsgemeinschaft stehen. Bey diesen kann der durch die Stiftung einseitig, oder unvollkommen fixierte Inhalt der Religion die mystische Gemüthsverwirrung bedingen, und so entstehen die mystischen Religionen im objectiven Sinne. Der Zusammenhang, die Wechselbeziehung des Subjectiven und Objectiven im Mysticismus war genauer zu erörtern, und in Folge davon auch die Frage zu erledigen, wie in der Gemeinschaft der absolut vollkommenen Religion des Christenthums die Krankheit des Mysticismus entstehen könne. So viel ist klar, daß, wenn er hier entsteht, die Schuld der Einzelnen ungleich größer ist, als in den vor- und außerchristlichen Religionsgemeinschaften.

Der Verf. betrachtet zuerst den Menschen ohne Gott, in seiner Unseligkeit; dann geht er zu dem Begriff der Vernunft über, die er ohne gehörige Bestimmtheit als Bewußtseyn des Geistes, verschieden von Wahrnehmung und Verstand, als Einheit des geistigen Bewußtseyns

oder vernehmende Einheit, als Wahrheitsfynn, als Bewußtseyn Gottes definiert. Hierauf wird der Satz erörtert, daß die wesentliche Befriedigung der Vernunft in ihrem Suchen nach dem lebendigen Gott allein durch die Offenbarung Gottes, und zwar die thatsächliche, wirksame Erweisung der göttlichen Liebe, möglich sey. Dabey erklärt der Verf., daß die wahre, vollkommene Offenbarung die Erscheinung Christi, als des Heilandes der Welt, sey. Jetzt erst wird, gewiß nicht nach der natürlichen Ordnung, — der Begriff der Religion im Allgemeinen näher bestimmt; als die Verehrung und Scheu einer höheren Macht, sodann insbesondere und in Beziehung auf das Christenthum als das innige Zusammenseyn des Glaubens, durch den Gott unser wird, und der Liebe, wodurch wir Gottes werden. Der Sache nach gewiß richtig, aber der wissenschaftliche Ausdruck ist mangelhaft und zwielichtig. Der besondere Begriff der vollkommenen Religion muß dem allgemeinen Begriffe der Religion in ihrem Ursprunge entsprechen, und wenn dort nicht schon der Keim des Glaubens und der Liebe ist und das Bestreben beider, eins zu seyn, wird es nimmermehr gelingen, den geschichtlichen Zusammenhang zwischen dem Ursprung und der Vollendung der Religion zu begreifen. — Der Verf. spricht dann von den religiösen Verirrungen überhaupt. Er findet den allgemeinen Grund derselben in dem Auseinanderreißen des Glaubens und der Liebe; und statuiert sonach eine zwiefache Hauptverirrung, nämlich zuerst die des Glaubens ohne Liebe im Aberglauben, der die Einheit Gottes aufgibt, das Göttliche zersplittert, im Götzendienste oder in der Abgötter-

rey, — und zweytenß die der Liebe ohne Glauben im Mysticismus, als dem kranken Selbstverlangen, welches die Einheit Gottes verselbstet oder vereinzelt, indem der Mensch dieselbe (?) in sein Selbst aufnehmen, beschränken oder concentrieren will. So wird im Mysticismus die höchste (allgemeine) Einheit verachtet, indem sie zur individuellen Einheit wird. Kurz also der Mysticismus ist nach dem Verf. die kranke religiöse Liebe, die concentrische Verzerrung, im Gegensatz gegen die excentrische im Aberglauben. — Diese Definition hängt mit den naturphilosophischen Begriffen und Kunstausdrücken des Verf. zusammen. Es gelingt ihm, bis zu einem Grade allgemein verständlich zu machen, was er will. Aber ich fürchte, daß Viele ihm in dieser Auffassung nicht beystimmen werden. Mir wenigstens scheint ungleich richtiger und einfacher, alle Fehler und Irrthümer in der Religion theils auf das träge Verharren des Menschen in der bloß passiven Religion, theils auf die einseitige Pflege und Ueberbildung der einzelnen wesentlichen Elemente des religiösen Lebens zurückzuführen. Wie die Religion in ihrem Ursprunge die Gesamtbeziehung des Geistes auf Gott oder das Göttliche ist, so ist die vollkommene Religion die harmonische Gesamtentwicklung aller Elemente des religiösen Bewußtseyns. Wo die lebendige Entwicklung oder die harmonische Gesamtentwicklung irgendwie fehlt, da entstehen religiöse Krankheiten. Und so ist der Mysticismus nach meiner Ansicht das träge, faule Verharren im religiösen Gefühle, das Verschlossenseyn desselben gegen die vermittelnde Erkenntniß, im Gegensatz gegen das unmittelbare Anschauen, und gegen die vermittelnde

de sittliche Thätigkeit, im Gegensatz gegen das unmittelbare Leben in Gott. Hieraus erklären sich die verschiedenen Erscheinungen des Mysticismus, und, da das religiöse Gefühl an sich mannigfaltig bestimmt seyn kann, die verschiedenen Stufen des Mysticismus, so daß der christliche wesentlich ein anderer, edlerer ist, als der nichtchristliche. Es ist hier nicht der Ort, dieß weiter auszuführen. Der Verf. sucht dem Einwurf zu begegnen, daß weil ja Gott in Christo den Menschen gleich geworden, Christus und sein Evangelium nichts als Mysticismus seyen. Er zeigt, daß indem Christus sich selbst entäußerte, als er Mensch wurde, sich selbst und sein Leben Gott und der gefallenen Menschheit hingab, und überall nur geben, nichts nehmen wollte, derselbe das reine Widerspiel aller Mystiker sey, welche selbstlich Gott nur nehmen und haben, nicht sich ihm hingeben wollen. Allein diese Apologie Christi genügt nicht. Der Mysticismus liegt ja zum Theil eben in dem völligen Aufgeben der menschlichen Persönlichkeit, in der Vernichtung des Selbst. Gerade dadurch ist Christus die Vernichtung des Mysticismus, daß er in der Liebe zu Gott und zu den Brüdern sich ganz dahinzugeben vermochte, ohne die menschliche Persönlichkeit aufzugeben. Diese Kunst in der Liebe versteht kein Mystiker, eben weil ihm die Weisheit Christi fehlt, jene klare, helle, kräftige, welche zu vereinigen weiß, ohne zu vermischen, zu unterscheiden, ohne zu trennen. Eben diese Seite der Mystik, den Mangel an jener heiligen, göttlichen Kritik und Union in der Erkenntniß, welche allem Pantheismus eben so feind und gram ist, als jeder Absonderung des Göttlichen und Menschlichen, d. h. den Mangel

an Wahrheit und tüchtiger Erkenntniß, übersieht der Verf. zu sehr. Er spricht über den Ursprung des Mysticismus. Aber indem er ihn findet in dem selbstischen Verlangen des Menschen nach dem verborgenen Höchsten, scheint er da nicht eben nur wieder das von ihm so bestimmte Wesen der Mystik anzugeben? Er unterscheidet drey Arten des Mysticismus: die erste, deren Ziel die Lust ist, die zweite, deren Ziel das Wissen, die dritte, deren Ziel die Herrschaft ist. Die erste Art nennt er den gemüthlichen Mysticismus, die zweite den speculativen, die dritte den practischen oder theurgischen. Diese drey Arten können, meint er, auf die mannigfaltigste Weise vereinigt erscheinen. Ja er statuiert eine vierte Art, den absoluten Mysticismus, worin alle drey Arten vereinigt seyen. Ref. verkennt das Wahre in dieser Eintheilung nicht, aber er vermißt die dialectische Begründung und Erörterung. Am Schlusse der Einleitung macht der Verf. auf den Einfluß des individuellen Temperaments oder Naturells, der Nationalität, des Klimas und Culturzustandes auf die Modification des Mysticismus in seinen verschiedenen Erscheinungen aufmerksam, und bestimmt sodann drey Hauptperioden der Geschichte. Die erste umfaßt die Geschichte des Mysticismus im Alterthume, mit Einschluß der christlichen Gnostiker; die zweite enthält die Geschichte des Mysticismus im Mittelalter; hier erst wird das christliche Element in der Geschichte des Mysticismus näher bestimmt; die dritte Periode von der Reformation an umfaßt den Mysticismus der neueren Zeit bis ins 19te Jahrhundert. Den Mysticismus des Alterthums characterisiert der Verf. als überwiegend speculativ, den der neueren Zeit

als vorherrschend sentimental, den des Mittelalters, der den Uebergang bildet, als gemischt speculativ und sentimental. Wie es mit allen solchen allgemeinen Charakteristiken geht, sie haben nur eine sehr relative Wahrheit, so auch diese. Richtiger und der wirklichen historischen Entwicklung entsprechender wäre die Eintheilung in die Geschichte des vorchristlichen und des christlichen Mysticismus gewesen; der letztere hat wieder seine besonderen Perioden, die man etwa so bestimmen könnte, daß die erste Periode bis zum Mittelalter durch die Verbindung des vorchristlichen Mysticismus mit christlichen Elementen charakterisiert würde; die zweite Periode bis zur Reformation scheint das Charakteristische zu haben, daß im Kampf mit der Scholastik das eigenthümlich christliche Element immer mehr hervortritt, obgleich durch die Schriften des Dionysius Areopagita der neuplatonische Mysticismus der alten Kirche eine Zeitlang fortwirkt. Die dritte Periode seit der Reformation enthält in der catholischen Kirche die Reproduktionen und Fortsetzungen der Mystik des Mittelalters, in der protestantischen Kirche dagegen ein dem Wesen dieser Kirche entsprechendes sehr freyes Spiel der mannigfaltigsten Gestalten, unter denen man die speculative, phantastische, sentimentale und practische Richtung unterscheiden kann.

Ref. bricht hier ab mit der Bemerkung, daß, obwohl er weder mit der Methode noch mit den Resultaten dieser Untersuchung einverstanden und zufrieden seyn kann, die Schrift doch nicht nur durch die Zusammenstellung des historischen Stoffes, sondern auch durch einzelne geistreiche und

lebendige Beobachtungen ein anzuerkennendes Verdienst hat.

£.

L o n d o n.

For Effingham Wilson: A descriptive Catalogue of rare and unedited Roman coins: from the earliest periods of the Roman coinage, to the extinction of the empire under Constantinus Paleologos, with numerous plates from the originals. By J. Y. Akerman, F. S. A. In two Volumes. Vol. I. XXII u. 506 Seiten. Vol. II. 512 S. nebst 13 Kupfertafeln mit Münzen, 8 mit Medaillons und vielen Bignetten.

Dieses Werk ist besonders für Sammler Römischer Münzen bestimmt, die in England um so zahlreicher sind, je mehr eigenen Vorrath der Boden des Landes liefert, und enthält daher nur Notizen über seltenerere und mehr gesuchte Typen, ohne auf vollständige Aufzählung aller Gepräge Anspruch zu machen. Es ist auf das treffliche Werk Mionnet's *De la rareté et du prix des médailles Romaines* gebaut, doch mit Benutzung der Sammlung des Britischen Museums und vieler Privatscabinette in England. Von Mionnet's Angaben sind die über den Werth der Münzen weggelassen, die man in England bey dem Handel mit alten Münzen ganz trieglich gefunden, wie man auch in andern Ländern, schon wegen der exorbitanten Höhe der meisten Preise, sich wenigstens bey dem Einkauf von Münzen nicht gern darnach richten mag. Von seltenen Münzen aus den Eng-

lischen Sammlungen sind für dieß Werk viele gezeichnet und gestochen worden, doch weder das eine noch das andere mit der Genauigkeit und Eleganz, wie es das übrige Aeußere des Buchs erwarten ließ. Der Zeichner und Stecher, Henry A. Dgg, mag wohl als landscape-engraver Besseres leisten.

Eine vorausgeschickte General observation bezieht sich auf die Falschmünzerey bey den Römern, und führt besonders den Satz aus, daß unter der Herrschaft des Septimius Severus, Caracalla, Maximin und Elagabalus keine feste Norm für das Silbergeld Statt gefunden, und man unter diesen Kaisern in Zeiten der Noth Münzen von sehr schlechter Qualität in Menge gegossen habe, weil das Prägen zu beschwerlich wurde. Die beygefügte Tafel gibt vier Gußformen für Münzen aus Severus Zeit aus der Sammlung von Francis Douce, und einen zu Beaumont sur Dife entdeckten und im Cabinet der Münzen zu Paris aufbewahrten Prägestock aus der Regierung von Constanz.

Da über die Einrichtung des Buchs nach Eckhel's System und Mionnet's Anordnung nichts weiter zu melden ist, und die Anführung einzelner seltener Stücke andern Zeitschriften, welche der Numismatik mehr Raum widmen können, überlassen bleiben muß, begnügen wir uns hier mit dieser kurzen Notiz.

R. D. M.

S t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.

Den 6. Julius 1835.

Riga und Dorpat.

In Commission von Eduard Franzens Buchhandlung: Allgemeiner Ueberblick der verschiedenen Arrondissements, in welche das Russische Reich hinsichtlich seiner Land- und Wasserverbindungen gegenwärtig eingetheilt ist, mit Berücksichtigung des auf diesen Wasserstraßen statt findenden Handels und innern Verkehrs, nebst einem Vorworte, das Geschichtliche des Administrationszweiges betreffend, und einem besondern Anhange, enthaltend eine umständliche Beschreibung des neuen Windau-Kanals. 1833. XX u. 332 S. in Octav.

Der Gedanke, daß, seitdem Künste und Wissenschaften in Rußland mit unglaublicher Schnelligkeit festen Fuß gefaßt, und Handel und Wandel täglich umfassender und fruchtbarer ausblühen, jede Kunde über Institute und Werke der Regierung, die zur Wohlfahrt des Landes und zur Beförderung der Cultur und Industrie und des Handels ausgeführt werden, im Auslande gewiß nicht anders als höchst erfreulich aufgenommen werden, hat dem Vorbericht gemäß den Verfasser der vorliegenden Schrift (Kammerherrn, Staatsrath Baron Wittenheim) veranlaßt, die gegenwärtigen Nachrichten über den Zustand obiger

Land- und Wasserverbindungen zu geben. Zugleich soll der auswärtige Kaufmann für seine Handels-Speculationen die Mittel kennen lernen, wie aus dem tiefsten Innern des Reichs auf die leichteste Art die Producte desselben nach den Ostsee-Provinzen und Deutschland hin bezogen werden können. Der Herr Verf. hat viele Acten, Documente und Manuscripte in der Regie selbst zu benutzen Gelegenheit gehabt, und ist durch seine Verhältnisse und mehrere ihm ertheilt gewesene Commissionen, so wie durch seine Anstellung, nicht bloß bey der Person des verstorbenen General-Directors S. K. H. dem Herzoge Alexander zu Würtemberg, sondern auch als Mitglied der Commission zum Bau der Schlüsselburgschen Schleusen und in der gelehrten Committé des Wassercommunications-Departements im Stande gewesen, selbst die gedruckten Quellen zu berichtigen und auf die seit dem Reglement von 1809 erschienenen Verordnungen überall Rücksicht zu nehmen. — Die Zuverlässigkeit der in diesem Buche gegebenen Nachrichten wird durch den Bericht der unter dem Vorsitze des Generalmajors Kohsen vom Corps der Ingenieure der Wasserverbindungen, auf den Antrag des Vf. zur Durchsicht dieses Buches angeordneten Commission verbürgt. Auch soll vom Departement der Land- und Wassercommunicationen, eine Charte mit der hier zu Grunde gelegten Eintheilung in Arrondissements herausgegeben werden.

Das Russische Reich hat durch seine großen Flüsse bedeutende Wasserstraßen erhalten, durch welche nicht bloß eine künstliche Verbindung der innern Theile, sondern auch der äußersten Punkte des Reichs im Norden und Süden möglich geworden ist. Durch Verbindung der Dwina und Wolga hängt das Weiße Meer mit dem Caspischen zusammen, durch Verbindung der Nawa mit der Wolga ist Petersburg mit dem Caspi-

schen Meere, vermittelt der Dwina und der Nawa ist das Weiße Meer mit der Ostsee, und vermittelt des Dniepers und der Düna, so wie des Dniepers und der Weichsel, und des Dniepers und des Niemen, der jetzt außerdem mit der Windau in Verbindung tritt, ist das Schwarze Meer mit der Ostsee verbunden. Wäre, wie es schon Peter der Große beabsichtigte, die Wolga mit dem Don in Verbindung gesetzt, oder könnte das Caspische mit dem Schwarzen Meere künstlich verbunden werden, wozu freylich die bedeutenden Schwierigkeiten (§. 188) wenig Hoffnung geben: so würde man ohne aus dem Russischen Reiche heraustraten zu dürfen, vom Schwarzen Meere nach der Ostsee, von da über Petersburg nach dem Weißen Meere, aus diesem in das Caspische Meer und so wieder zurück nach dem Anfangspuncte der Fahrt schiffen können, auf welchem Wege zugleich die westlichste und östlichste Grenze des Europäischen Reichs nämlich Preußen und das Ural-Gebirge berührt seyn würde. Außerdem fehlt es zugleich im Innern des Reichs nicht an Wasserverbindungen, deren Großartiges sich aus der nachfolgenden, unsern Lesern vielleicht nicht unwillkommenen, kurzen Uebersicht von selbst herausstellen wird. Die obere Wolga steht durch drey Systeme mit Petersburg in Verbindung: 1) durch das Wyszni-Wolotskische System und den Ladoga-Canal, welches von Twer aus durch die Twerza, die hydraulischen Werke von Wyszni-Wolotski, die Msta, den Sieverschen- oder Nowgorod-Canal, den Wolchow, Ladoga-Canal in die Nawa führt. 2) Durch das Marien-System (so benannt von dem Canal, dessen Kosten, 2½ Mill. Rubel, durch die Kaiserin Maria Feodorowna aus eigenen Mitteln angewiesen wurden) und den Ladoga-Canal. Die Schiffe gehen bey Rybinsk in die Schekсна, kommen dann durch den Beloi-See, die Kowsha,

den Marien = Canal, die Wytegra, den Onega = See, den Swir, den Swirschen, Sjasphen, und Ladoga = Canal auf die Newa. 3) Durch das Tichwinsche System, welches 32 Werste von Rybinsk anhebt, und auf dem Mologa, dem Tschagodoschtsch = Gorjun = Flusse, dem Tschagodoschtsch = See, dem Sannino = Flusse und See, dem Weltschino = See, dem Tichwin = Canale, See Eglino und Tichwinka = Flusse, dem Flusse Sjas, dem Sjasphen und Ladoga = Canale in die Newa führt. — Die Wolga ist mit der Dwina auf doppeltem Wege verbunden: 1) durch den Canal des Herzogs Alexander zu Würtemberg (früher Kirilowscher Canal), welcher (nach S. 87) aus fünf Verbindungs = Canälen zwischen den die Stadt Kirilow umgebenden kleinen Seen besteht, und die Schekona mit dem Fluß Porosowiz und den Kubenschen See verbindet (wor nach die Angabe in Wolger's Geographie II. 3. 1833. berichtigt werden kann). 2) Durch den Nord = Catharinen = Canal, welcher die in die Dwina sich ergießende nördliche Kiltma mit der Kama verbindet. — Der Dnieper steht mit der Düna (von den Russen westliche Dwina genannt) durch den Beresina = Canal, welcher die Beresina mit der Ulla mittelst mehrer kleiner Seen, Flüsse und vier Canäle verbindet, im Zusammenhange. — Der Dnieper wird mit der Weichsel durch den Pripet, die Pina, den Königs = Canal, den Muchawez und Bug verbunden. — Derselbe Fluß steht mit dem Niemen durch die Flüsse Pripet und Tazolda, den Dginskischen Canal und die Schara in Verbindung. Die Arbeiten am Bobr haben den Zweck, die Verbindung der Weichsel mit dem Niemen mittelst der Narew zu befördern. — In der Ausführung begriffen ist der Windau = Canal, durch welchen die Dubissa mit dem Windau = Flusse und dem Windau = Hafen an der Ostsee, also dieser mit dem Niemen

verbunden wird. Ferner wird jetzt der obere Theil der Moskwa mit der Wolga durch Verbindung der Dubna, Sestra und Istra vereinigt, wodurch eine Wasserstraße zwischen Moskau und Petersburg hervortritt. — Die Arbeiten zur Verbindung des Dons mit der Dka durch den sogenannten Njasschen Canal sind liegen geblieben (§. 187) und der Canal ist weder vollendet noch befahren, wie einige Schriftsteller irrig angegeben haben. Eben so wenig ist der projectierte Fellnische Canal (§. 273), der den Weipussee mit dem Pernauschen Hafen verbinden sollte, obgleich er zuweilen unter dem Namen des Alexanderschen als schon ausgeführt angegeben worden, fortgesetzt.

Die zur Beaufsichtigung und Unterhaltung aller dieser bedeutenden Wasserstraßen, welche unter der Leitung der Regierung stehen, getroffenen eigenthümlichen Anstalten werden in vorliegendem Werke sehr ausführlich beschrieben. Zugleich sind die Schwierigkeiten der Schifffahrt auf den betreffenden Flüssen, die Stapelplätze, die verschiedenen Arten der Fahrzeuge, die Gegenstände des Transports, die Kosten desselben und Uebersichten über die jährlichen Versendungen in jedem Arrondissement angegeben.

Seit November 1809 bekam das Departement der Wasserverbindungen eine ganz neue Gestalt. Es wurde ein Conseil der Land- und Wasserverbindungen errichtet, das als berathende Behörde alles, was in technischer und administrativer Hinsicht einer besondern Würdigung bedarf, auf Veranlassung des General-Directors zu prüfen hat. Eine besondere Expedition (das jetzige Departement) leitete die laufenden Geschäfte, ein Institut ward zur Bildung von Officieren für dieses Fach eingerichtet und mit den ausgezeichnetsten Mitteln ausgestattet. Ein Theil des frühern Personals, dem die technischen Arbeiten zeither über,

tragen waren, so wie die neu angestellten Officiere, wurden in ein unabhängiges Corps von Ingenieuren vereinigt, und bildeten in einer militärischen Verfassung eine Vereinigung von Kunstverständigen, denen in Zukunft ausschließlich alles, was den Bau der Land- und Wasserstraßen im Reiche betrifft, anvertraut und übergeben werden sollte. Zur Erleichterung des Ueberblicks des Ganzen und zur Vereinfachung der Verwaltung wurde das gesammte Reich in zehn Arrondissements abgetheilt, deren jedes einen besondern Chef erhielt, dessen Vorsorge und Obhut nicht nur alle Flußsysteme in dem ihm zugetheilten Bezirke, sondern auch alle daselbst auszuführenden oder ausgeführten hydrotechnischen Bauten übergeben werden sollten. Einen neuen Schwung hat die Verwaltung seit 1822, nachdem dem Herzoge Alexander v. Würtemberg die Generaldirection sämmtlicher Land- und Wasserverbindungen des Reichs übertragen ward, erhalten. Seitdem sind vollendet: die erste Hälfte der Schlüsselburgschen Schleusen, der Kirilowsche Canal (jetzt Herz. Alex. v. Würtemb.), die Reinigung und Regulierung des Bobr, die Einführung der Kettenbrücken in Rußland, der Canal zwischen dem Wjshera und Msta-Flusse, die vielfältigen Verbesserungen am Wjshni-Wolotschokschen Systeme (unter denen die elastischen Schutzflöße, vom Oberst Korizki erfunden, die hinter den Wasserfällen an den gefährlichen Uferstellen aufgestellt werden, damit die herabkommenden Fahrzeuge einen minder gefährlichen Stoß auszubalten haben und der schräge Apparat für große Wasserstauungen ein besonderes Interesse darbieten); ferner die Beseitigung der Ptschewskischen Fälle am Wolchow durch Reinigung eines Canals im Flußbett. Im Bau sind begriffen: der Windau-Canal, der Canal zur Verbindung der Wolga mit der obern Mos.

kwa durch die Sestra und Issra, die zweite Hälfte der Schlüsselburgschen Schleusen, die Reinigung der Fälle in der Düna bey Kokenhusen, Dalen u. s. w., die Verbesserung des Dginskischen Canals, die Fortsetzung der Arbeiten an der Chauffée zwischen Moskau und Petersburg, die Arbeiten an der Chauffée zwischen Schlüsselburg und Dünaburg. — Zu den neuen Projecten gehören die Bereinigung des Don und der Wolga, die Verbesserung der Schiffahrt über die Wasserfälle des Dniepers und Dnesters, die Schiffbarmachung des Flusses Seim im Kurskischen und Tschernigowschen Gouvernement, die Verbindung des Windau = Canals mit dem Libauschen Hafen, der obern Wolga mit der Düna, der Düna mit dem Niemen durch die Disna und Wilja, des obern Don mit der Dka; die Errichtung einer auf- und absteigenden Schiffahrt auf dem Wstafuß und dessen Wasserfällen; auf der Musse und Na in Curland; die Verbesserung der Schiffahrt über die Wasserfälle des Wolchows, die Verbindung des Phasis und Cyrus. — Auch die übrigen Zweige der dem Herzog untergeordneten Administration erfreuen sich einer gleichen Fürsorge. Die oben erwähnte Bildungsanstalt für die Officiere dieses Fachs ist durch herrliche wissenschaftliche Sammlungen, Modelle und Kunstfachen bereichert, und dazu ist eine Pflanzschule für Meisterleute unter dem Namen Conductorschule neu geschaffen, welche ausgezeichnete Werkleute für alle Arten der Künste und Handwerke, die mit diesem Fach in Verbindung stehen, liefern soll. Endlich ist die Verwaltung selbst verbessert: durch Bildung eines Stabes, wodurch für Disciplin und Ordnung unter dem diesem Corps angehörigen Ingenieur = Personale gesorgt ist; durch Errichtung der Economie = Comités (in Petersburg, Riga, früher in Schaul, in Moskau, Wnschni = Wolotschof,

und Wytegra), die bey allen wichtigen Bauten das Oeconomische zu besorgen haben, damit die Ingenieure nicht durch kleinliche Oeconomische Anordnungen aufgehalten werden; durch die Anordnung einer Menge besonderer Comités, die mit einzelnen Gegenständen beauftragt werden, und die Generaldirection in ihren weitläufigen Arbeiten unterstützen.

Das vorliegende Werk zerfällt in drey Abtheilungen. Die erste (S. 1 — 18) enthält eine kurze historische Uebersicht der Entstehung der Wasserverbindungen des Reichs und der Entwicklung dieses Administrationszweiges in Rußland. Die zweyte (S. 19 — 278) gibt die Beschreibung der einzelnen Arrondissements, in welche auch das Großfürstenthum Finnland (ehemaliges achttes Arrondissement), das seit 1812 der Oberaufsicht der Generaldirection ganz enthoben, und einem Stabs-Officier nebst drey Aufsehern der Schiffahrt zur Aufsicht über die Canäle überlassen blieb, und Sibirien (ehem. zehntes Arrondissement) dessen hydrotechnische Leitung mit der übrigen Verwaltung jener Provinzen verbunden worden, mit aufgenommen sind. Die dritte Abtheilung (S. 279 — 304) bildet ein Anhang, der eine umständlichere Darstellung des Zweckes und der Arbeiten des Windau-Canals liefert. Es folgt dann eine Tabelle der Ladungen, die auf allen Wasserstraßen des Reichs im J. 1812 verführt worden sind oder daselbst überwintert haben, und außer einer vollständigen Inhalts-Anzeige ist (S. 305 — 332) ein Namen-Register beygegeben.

Dieses Werk wird, abgesehen von dem Nutzen den es in statistischer und geographischer Hinsicht gewährt, auch als Einleitung zu künftigen umfassenden Werken, in welchen ausführliche technische Beschreibungen der Wasserbauten Rußlands gegeben werden, dienen können. Möchte es der Generaldirection gefallen solche Werke zu veranlassen. U.

G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. 107. Stück.

Den 9. Julius 1835.

P a r i s.

A l'imprimerie royale, 1833: Commentaire sur le Yagna, l'un des livres religieux des Parses, ouvrage contenant le texte zend expliqué pour la première fois, les variantes des quatre manuscrits de la bibliothèque royale et la version sanscrite inédite de Nériosengh, par Eugène Burnouf, membre de l'Institut, professeur de sanscrit au collège de France. Tome I. — CLIII S. Avant-propos und Alphabet zend; 160 S. Invocation und Chapitre I. und CXL S. notes et éclaircissements, in gr. 4.

Das Werk, dessen erster Band hier zur Anzeige kommt, wird, wenn es seine Vollendung erreicht hat, für unsere Zeiten eine eben so hohe Bedeutung haben, wie im vorigen Jahrhundert das erste, welches Europa die Zendbücher zuführte, das von Anquetil. Zwar liegen nur die von Anquetil übersetzten Bücher, nämlich zunächst das Yagna oder wie es Anquetil mit dem Pehlvi-

Namen nannte, das Szeschne, nach den Pariser Handschriften als Gegenstand der bisherigen Studien vor; denn von den Rasch'schen und Duseley'schen Handschriften ist noch kein Gebrauch gemacht, und andere Quellen sind nicht weiter nach Europa gekommen: aber von der einen Seite ist Anquetil's Bearbeitung so unvollkommen geblieben, von der andern ist zum genauern Verständniß des Zend jetzt durch Vergleichung der indischen besonders, dann auch der übrigen verwandten Sprachen eine so breite und lange, obwohl wenn sie besonnen verfolgt wird, sichere Bahn geöffnet, daß die gelehrte Untersuchung noch lange genug Stoff finden wird in jenen Büchern. Es handelt sich hier gar nicht bloß von der Zendsprache, eine Grammatik, ein Wörterbuch zu schaffen das noch nicht ist; auch das ganze persische Alterthum soll verstanden werden; aber weil bey Anquetil das Sprachliche völlig unzuverlässig geblieben ist, so muß unser neueres Studium dieses Alterthums gerade von der Sprache anfangen. Die kleine Schrift von Rasch wird in dieser Beziehung unvergeßlich bleiben, da darin, wie auch der Verf. obiger Schrift anerkennt, zum erstenmale eine tiefere Kenntniß der Zendsprache erscheint.

Da das Zend den indischen Sprachen, besonders dem alten Dialecte der Vedas, sehr nahe steht, und wo es sich von diesen entfernt, in den europäischen Zweigen des weiten Sprachstamms oder (da das Pehlvi noch zu unbekannt ist) wenigstens im Neupersischen so viel Verwandtes findet, daß, was ihm wurzelhaft ganz eigen wäre und sonst ohne alle Spur, nur sehr wenig seyn kann: so ist es einem Sprachgelehrten, der viele von jenen verwandten Sprachen versteht, wirklich gar nicht schwer, auch ohz

ne Zend-Grammatik und Zend-Wörterbuch sich in das Zend zu versenken, die ihm eigenen Laute und Worte zu begreifen, seine besondere Farbe zu erkennen, kurz einen gründlichen Anfang zu machen zur richtigen Erklärung. Ref. erkannte dieß schon im J. 1829, da das leider bis jetzt einzig gebliebene erste Heft von Just. Olshausens Ausgabe des Vendidad erschien, und manches aus diesem Sinne gedachte ist seitdem in den letzten Jahrgängen dieser Blätter gesagt. Bopp hat aus dem seit 1829 unter Burnoufs Leitung lithographierten Vendidad-Sade schon manches geschöpft. Aber etwas anderes ist es, eine in wenigen Büchern erhaltene Sprache im Allgemeinen und Unbestimmten, etwas anderes, sie im Einzelnen mit der möglichsten Gewißheit und Genauigkeit zu verstehen; und wir behaupten, daß ein fester Grund zu Letzterem erst in obiger Schrift gelegt ist. Denn wenn es schon schwer ist, eine in vielen Büchern erhaltene alte Sprache z. B. das Sanskrit mit genügender Strenge und Richtigkeit aufzufassen und zu beschreiben, daß ihr vor den verwandten Sprachen Eigenthümliche scharf zu sondern und nichts Fremdes und Ungehöriges in sie zu bringen: so steigt diese Schwierigkeit aufs höchste bey einer Sprache, von der man nur wenige Reste hat und bey der jede sichere alte Ueberlieferung fehlt; das Zend hat in sofern ähnliche Schicksale wie das Hebräische gehabt. Hier ist jeder Schritt wohl zu überlegen, und da das Ganze nicht so gleich sich erobern läßt, eher besonnene Zögerung und Zurückhaltung zu empfehlen; am gefährlichsten aber, wie es schon dem Zend hie und da ergangen ist, etwas Einzelnes unverstanden herauszuziehen und falsch zu erklären. Hr Burnout nun hat den rüstigen Eifer und Fleiß mehrerer

Jahre auf das Zend verwandt; die Art seiner Arbeiten ist vorsichtig, langsam aber fest begründend, die Erklärung nicht übereilend oder erzwingend, mehr suchend als findend; schon dieß läßt uns von ihm gerade im Zend viel erwarten. Aber wir müssen auch hinzufügen, ohne mehriähriges eifriges Studium der Anquetil'schen Handschriften, wie sie in Paris liegen, war hier gar nichts Tüchtiges zu erreichen: weder das schmale Heft der Olshausen'schen Ausgabe, welche sich indeß sehr vortheilhaft durch den Zusatz der Varianten auszeichnet, noch weniger die an vielen Stellen fehlerhafte lithographierte Handschrift des Wendidad = Sade genügte auswärts: alle Handschriften mußten erst wiederholt verglichen und stets aufs neue vorgenommen werden, um den in ihnen zerstreuten alten Text und in diesem die wahre Gestalt und Farbe der alten heiligen Sprache wieder zu erkennen; Hr Burz nouf hat dieß richtig erkannt und an Ort und Stelle in Ruhe ausgeführt, dadurch aber auch einen so festen Grund zum genauern Verständniß des Zend gelegt, daß die Auswärtigen vorläufig am besten thun ihn zu hören. Sein Buch ließt sich außerdem für jeden im Sanskrit nicht ganz unerfahrenen sehr leicht und verständlich: es sucht ausführliche Begründung und Beweisführung, den Gang der Untersuchung immer aufs neue vor den Augen des Lesers aufrollend; welches bey ganz neuen Feldern der Literatur, wo ein Einzelner erst alles selbst lernen und zum Schwerern fortschreiten muß, ein geeigneter Weg scheint, so wenig Ref. übrigens in Wissenschaften, welche über die ersten Anfänge schon hinaus sind, solche Breite billigen kann. Durch sehr umfassende Gelehrsamkeit, durch reinen Geschmack und gesunden Scharfsinn wird auch die Aus-

fürlichkeit dieses Werks wieder anziehend und von aller Ermüdung befreiend. Und wenn endlich das ganze Werk mehr in einzelne Abhandlungen und Bemerkungen über die sich darbietenden Fragen zerfällt als ein streng und scharf gehaltenes Ganze gibt: so entschuldigt sich auch dieß durch die Unmöglichkeit, da wo alles erst zu lernen und zu erforschen ist, sogleich mit Allem fertig zu seyn und ein Ganzes als in sich einig zu ordnen: vorläufig ist es genug, wenn das Einzelne, wie es hier an die Reihe kommt, gut abgehandelt und von den Lesern wie es verdient erwogen wird; die Zusammenfassung und Vollendung kann mit der straffern Darstellung dann leicht später einmal zur rechten Zeit hinzukommen.

Doch liegt es von der andern Seite auch eben wieder an dieser lobenswerthen Beschränkung, daß das Einzelne noch nicht immer genügend aufgefaßt und dargestellt wird. Es ist in der That sehr gut und als Grundsatz aufs höchste zu achten, nichts voreilig erklären zu wollen, wie der Verf. mit Recht meint Not. p. CXXX: aber wenn man überhaupt weiß, was in sprachlichen Dingen der Mensch erklären kann, nämlich zwar nur die Erscheinung, aber diese auch in ihrem vollen Zusammenhange, so wird man auch einsehen, daß die Scheu vor tieferm Eindringen und rechtem Erklären zu nichts führt, weil selbst die verhältnißmäßige Richtigkeit und Helle der Darstellung des Einzelnen vom Maß der Erkenntniß des innern Zusammenhangs abhängt. Dieser Zusammenhang ist indeß im vorliegenden Werke aus guten Gründen noch nicht gesucht und erstrebt: es ist daher zwar ein sehr gründlicher, sicherer Anfang zu den Zerstudien, und ist als ein Glück zu betrachten, daß eine

fast ganz neue Wissenschaft zur Zeit, da sie sich ausbreiten will, so sichere Grundlage gewinnt: nur dürfen wir es auch nicht anders aufnehmen und benutzen als eben so, daß wir dadurch zu weitem Anwendungen und Forschungen geleitet werden.

In der vorausgeschickten Abhandlung 'über das Zendalphabet' ist indeß schon viel innerer Zusammenhang, ein Versuch alles zu erschöpfen. Mit Uebergehung aller bloß geschichtlichen Fragen über dieß in geschichtlicher Rücksicht vielfach merkwürdige Alphabet untersucht der Verf. hier die Eigenthümlichkeiten der Zend-Laute, eine von Anfang an eben so nothwendige als in Einzelheiten schwierige Untersuchung. Eine Menge wichtiger Thatsachen tritt hier zum ersten Mal in scharfen und umfassenden Umrissen hervor; Ref. wüßte dieser Darstellung keine andere bis jetzt über Zend versuchte an die Seite zu stellen. Nur der Gang der Beschreibung hat dadurch etwas störendes, daß der Verf. die Consonanten nach der Reihe des von Anquetil bekannt gemachten Zend-Alphabets durchgeht. Dieses ist, was Ref. sich hier nicht gelesen zu haben erinnert, aber leicht zu sehen ist, nach dem persisch-arabischen Alphabet geordnet, wie schon das Pehlvi. Was hat aber die alte Zend-Sprache mit der im Semitischen üblich gewordenen, an sich völlig unwissenschaftlichen Ordnung der Laute gemeinsam? das arabische Alphabet hat zumal diese Ordnung aufs bunteste gemischt; und da diese arabische Ordnung erst mit dem Islam nach Persien gekommen seyn kann, so zeigt sich keine Ursache, welche uns zwänge die alten Zend-Laute nach so verkehrter Reihe abzuhandeln. Hat doch der Verf. bey den Vocalen die Ausnahme gemacht; warum wurden nicht auch die Conso-

nanten nach ihrer wahren Folge beschrieben, und dadurch alles viel übersichtlicher und deutlicher gemacht?

Bey den Vocalen des Zend ist leicht bemerkbar eine außerordentliche Auflösung, Flüssigkeit und Weichheit, wodurch das Zend vom Sanskrit sich eben so weit entfernt als es sich sehr stark gewissen griechischen Dialecten nähert, wie das gegen der Verf. in seinem Consonant-System eine auffallende Aehnlichkeit mit dem der deutschen Sprachen nach J. Grimm's Grammatik gefunden hat. Zwey Dinge sind dabey besonders eigen: zuerst das äußerst häufige Erscheinen eines *ā* vor ursprünglichem *ô* oder *ê*, da wo dieses *a* nie zur Wurzel oder Bildung gehört. Der Verf., hier eine Erklärung der Erscheinung wagend, stellt die Ansicht auf, das Zend habe hier statt des aus *a* + *u*, *a* + *i* zusammengesetzten *ô*, *ê* den ursprünglich getrennten Laut da beybehalten, wo im Sanskrit die innere Vocalverstärkung oder Guna eintreffe. Daß das Zend vieles Alterthümliche treuer als das gewöhnliche Sanskrit bewahrt habe, scheint zwar auch dem Ref. gewiß, aber er wendet diesen Satz etwas seltener an als der Verf. und glaubt gerade im vorliegenden Falle dem Zend keine Ursprünglichkeit zuschreiben zu können. Denn die Fälle, wo sich wirklich im Zend die zwey Vocale noch unaufgelöst neben einander erhalten, sind ganz anderer Art; z. B. *bâzêus* für sanskr. *bâhôs*, der Gen. von *bâhu* (*πῆχυς* und *βραχίον*), woraus wir wenigstens lernen, daß als zweyter Laut dann das reine *u* oder *i* nach *e* oder *a* (beide im Zend schon viel verwechselt) bleibt, nicht aber in *ô* oder *ê* übergeht. Auch scheint uns der Vf. zu viel zu behaupten, wenn er dieß *aô*, *aê* auf den Fall von Guna be-

schränkt: schon der nachfolgende Commentar enthält manche Stelle, welche dem widerspricht. Verf. kann sich nicht enthalten in diesen Lauten einen von den vielen Beweisen der Vocalweichheit des Zend zu sehen, wobey die Vergleichung des Griechischen am gerathensten ist. Die schweren Laute *ô*, *ê* sind durch ein sich vorn ablösendes und sonderndes *ä* zu *aö*, *aë* auseinandergezerrt und gesänftigt, wie *óρῶσα* erst von *óρῶσα* wieder auseinandergezogen ist. Dafür spricht auch die Möglichkeit, nun hinten kürzer *aō* für *aö* zu sagen, wie der Verf. in gewissen Handschriften vorherrschend geschrieben findet. Auch ist leicht einzusehen, warum sich diese Auflösung mehr bey dem stärkern Laute des Guna zeigt als sonst. — Zweytens ist sehr merkwürdig die Doppelhörigkeit eines *i* oder *u* durch Vorrückung um einen Consonanten, wie *païti* für *pai*, *aïrvat* für *arvat*, deren Erklärung der Verf. bloß in dem Wesen der Laute *i* und *u* findet. Aber zugleich scheint hier und sonst eine sehr wichtige, für die ganze Lautlehre entscheidende Rücksicht übersehen zu seyn, die des Worttones, ohne welche nie eine Sprache wohlverstanden werden kann. Zwar haben wir im Zend zu bedauern, daß wir seinen Ton weder durch lebendige Ueberlieferung noch durch alte gelehrte Zeichen kennen: aber in der Sprache selbst sind sehr bedeutende Spuren und Anzeichen des lebenden Tones zu entdecken, wie es sich in mehreren alten Sprachen zeigt, daß je mehr die ganze Sprache uns wieder im Geiste aufersteht, desto deutlicher auch ihr Ton in vielen Stücken wieder erkannt werden kann. Die Wichtigkeit der Beachtung des Tones wächst, je mehr eine Sprache die Schärfe der ursprünglichen Laute verliert; und das Zend hat, mit dem Sanskrit verglichen,

schon sehr bedeutend seine Endsyllben abgestumpft und verkürzt. Wenn man so beachtet, daß der Ton im Zend vorherrschend von den letzten Syllben auf die vordern fortgerückt ist, so wird erst jenes Vordringen des *z* und *u* erklärlich: das Zend hat hier den halben Weg zurückgelegt zum französischen *commentaire*, *repertoire* aus *commentari-* u. s. w.

Im Commentar und den übrigen folgenden Bemerkungen findet sich so viel Neues und Anziehendes zur Erklärung des Zend als Sprache, daß wir, berichtigend zugleich und weiter fortführend, nur wenig ausheben können. Sehr lehrreich sind z. B. die Bemerkungen des Verf. über die bekannten Namen *Ormuzd* und *Ahriman*, in der vollen Zend-Aussprache *Ahura Mazdao* und *Agro-manjus*. Daß Hr. Burzouf das häufig allgemeiner für 'Gott' vorkommende Wort *Ahura* nicht, wie neulich in Deutschland vorgeschlagen war, aus dem indischen *Asura* d. i. 'Ungott' ableitet, damit ist Ref. von ganzem Herzen einverstanden: denn wie sonderbar es wäre, wenn die Zend-Religion, weil sie die *dévas* oder 'Götter' der ältern, bey den Indern gebliebenen Naturreligion zu 'Dämonen' herabgesetzt hat, deswegen die 'Ungötter' oder Dämonen der Indier zu ihren wahren Göttern heraufgehoben hätte, das bedarf für den zumal, der die Religion der Perser kennt, keines langen Beweises, da es schon an sich schwerlich glaubhaft ist. Sobald man weiß, daß *ahu* (aus *asu*, B. *as*) im Zend 'Wesen' im höhern Sinne oder das Ewige, Herrschende bezeichnet, wird man nicht lange anstehen von diesem Worte jenes *ahura* in der Bedeutung eines einzelnen 'Gottes' abzuleiten. *Mazdao* erklärte man gewöhnlich bloß durch 'Groß'; aber der Vf. meint

mit Recht, daß sich so -dào nicht verstehen lasse, welches auf ein zweytes Glied im zusammengesetzten Worte hinweist: und da nun die vor zwey Jahrhunderten entstandene Sanskrit-Üebersetzung diesen Namen immer durch Mahāg'nāni d. i. Großweiser überträgt, so liegt die Ableitung von maz- d. i. = mah, μεγ, und dhā oder dhâ (δὴ - δᾶ - σκω, es muß auch sanskr. dhjai verglichen werden) 'wissen' sehr nahe. Der erste der guten Götter heißt also den Parsen 'Gott der hochweise'. Im Namen seines Gegentheils ist mainju am deutlichsten: es kommt oft für 'Geist' vor, von man denken; das unterscheidende Wort, worin erst der besondere Begriff des bösen Geistes liegen kann, ist also agro; aber gerade dieses, welches nach Ueberlieferung der spätern Parsen etwa so viel als 'schlecht' bedeuten soll, ist etymologisch sehr dunkel. Die Ableitung Bopp's vom sanskr. asra 'Blut' führt der Vf. an, läßt sie aber fallen; wirklich müßte erst gesagt werden, woher dieses sanskr. Wort stamme. Die Bedeutung 'böse, schlecht' nach der Ueberlieferung festhaltend, glaubt der Verf. doch, das Wort habe im Sanskrit nichts entsprechendes, vielleicht lasse sich bloß das englische angry vergleichen. Ref. indeß zweifelt nicht, daß dem Zendworte durchaus das sanskr. ugra entspreche; denn zunächst stimmt dessen Bedeutung vollkommen mit der parsischen Ueberlieferung überein, und Siva, dem Ahriman als Zerstörer ähnlich, trägt im Indischen den Namen Ugra; und daß ferner ein sanskr. u- einem a- in den verwandten Sprachen gleichen könne, zeigt, obwohl dieses Vocalverhältniß selten ist, doch unzweydeutig das sanskr. ubhau = ἄμφο, ambo; auch ist nach aller Wahrscheinlichkeit das sanskr. Substantiv agha (Sünde), worin sich

daß *a* noch vorn rein zeigt, derselben Wurzel. Die Erklärung dieser zwey berühmten Namen, früher so oft auf Ungefähr gerathen, kann also doch sicherer gestellt werden, welches ein gutes Zeichen seyn mag für unsern gesammten Fortschritt im Zend-Verständniß. — S. 136 kommt ein Zendwort *khratu* = *خرد* 'verständlich' vor, welches der Verf. mit dem sanskr. *kratu* 'Opfer, (von *kri* machen) und mit *kri* 'machen' zusammenbringt, glaubend 'machen' und 'verstehen' sey aus einer Quelle. Ref. muß dieß für irrig halten, und fügt hinzu, ohne sich weiter in Widerlegung einzulassen, daß die Wurzel, wovon jenes Zendwort und das *κρίνω*, *cerno* kommt, im Sanskr. nicht *krī*, sondern *krî* lautet und 'scheiden' bedeutet. — S. 138 f. wäre das sanskr. *parama* dem Zendworte *apanatema* zu vergleichen, da beide von der Präposition *apa* stammen und als Superlative 'höchst, best' bedeuten. — S. CXXV leitet der Verf. bey dem Beweise, daß im Zend auch Wörter auf *-ar* im Nominativ *s* annehmen, *âtars* 'Feuer' von *â-tri* ab, als das 'hindurchgehende, durchdringende'; Ref. glaubt aber, daß der Verf. anders urtheilen würde, wenn ihm die entsprechenden neupersischen und Sanskrit-Wörter gegenwärtig gewesen wären. Im Neupersischen ist nicht bloß *آتش* Feuer, verkürzt aus *âters*, sondern auch *آز*; dieses führt aber nothwendig auf sanskr. *âgira* Feuer, eigentlich das fressende (eine viel passendere Beschreibung) von *W. ag* = *ad*, *edere*; *âtars* muß daher im Zend für *at-tar-s* stehen, nach der sonst vom Vf. richtig gegebenen Ansicht, daß das Zend statt Verdoppelung desselben Consonanten den vorigen Vocal verlängert.

Wir schließen mit der Bemerkung, daß der

Verf. schon in dieses Bandes Untersuchungen manche schätzbare Erörterung über altpersische Religion, über die Namen der Szed's, über geographische Namen im alten Persien und die mögliche Ausdehnung der Zendsprache, so wie über viele andere Gegenstände des Alterthums eingeflochten hat. In solcher Hand wird das Sprachstudium eine Fackel für viele verborgene Seiten verschwundener Zustände; und wenn es nicht die übrigen Studien des Alterthums ersetzen kann, so dient es wenigstens allen zur Sicherheit.

H. G.

L e i p z i g.

Sumptibus C. H. F. Hartmanni: C. Sallusti Crispi opera quae supersunt. Ad fidem codicum manu scriptorum recensuit, cum selectis Cortii notis suisque commentariis edidit et indicem accuratum adiecit Fridericus Kritzius, phil. Dr., in regio gymnasio Erfurtensi superiorum ordinum praeceptor, societatis Latinae Jenensis sodalis. Vol. I. 1828, Catilinam continens, XXVI und 328. Vol. II, 1834, Jugurtham continens, XIV und 608 Seiten in Octav.

Es war schon lange die Absicht des Ref., auch über vorliegende Bearbeitung des großen Römischen Geschichtschreibers zu berichten, besonders da sie neben den gleichzeitigen doppelten Leistungen Gerlach's (G. g. A. 1832. S. 449 und 1982) und Herzog's einen sehr ehrenvollen Platz behauptet. Nur das verspätete Erscheinen des zweiten Bandes, welcher außer dem Jugurtha auch noch die Bruchstücke der Geschichtsbücher in einer ganz neuen Anordnung enthalten sollte, die aber jetzt nebst andern Zugaben für

einen dritten noch nicht erschienenen Band aufgespart sind, hat Ref. bisher verhindert, diese Pflicht gegen das so beachtenswerthe Unternehmen zu erfüllen.

Der Herausg. selbst bezeichnet seine Arbeit als eine solche, welche die Mitte zwischen Gerlach's und Herzog's Leistungen halten soll. Sein Bestreben war weniger, die höhern Ansprüche der critischen Gelehrten zu befriedigen, als vielmehr die Privatstudien lernbegieriger Jünglinge auf eine allgemein verständliche und zweckmäßige Art zu fördern, und nur solches zu geben, was in unmittelbarer Beziehung auf Salustius und dessen Spracheigenthümlichkeiten steht. Ausgeschlossen sind also alle abschweifende Noten- aufeinanderhäufungen, zu deren endloser Fortsetzung sich sonst leicht eine Veranlassung findet. Durch diese sehr lobenswerthe Richtung hat die grammatische Erklärung des Salustius ungemein viel und vielleicht mehr gewonnen, als durch die vereinten Anstrengungen aller frühern Herausgeber. Obgleich kein Schüler des größten Grammatikers unsers Jahrhunderts, sondern vielmehr ein dankbarer Anhänger und Verehrer Böckh's; dem auch der erste Band des vorliegenden Werks neben dem seligen Reifig gewidmet ist, so weiß doch Hr Dr. Kriz die unsterblichen Verdienste Hermann's um die wissenschaftliche Gestaltung der Griechischen Grammatik, und den wohlthätigen Einfluß, den derselbe dadurch auch mittelbar auf die zweckmäßigere Bearbeitung der lateinischen Sprachlehre gehabt hat, unumwunden zu würdigen und sich darnach ganz unbefangen auszubilden. Durch die Anwendung einfacher philosophischer Grundsätze haben selbst die vielfach verzweigten und sich durchkreuzenden Einzelheiten eine sichere Ordnung und lebendigere Bedeut-

samkeit erlangt. Der glänzendste Beweis, wie sehr der Herausgeber den Stoff durchdacht hat und überall beherrscht, ist eine sehr ansprechende Klarheit der Darstellung, die sich bis auf die feinsten und schwierigsten Begriffsentwickelungen erstreckt. Daß dieses selbständige tiefere Forschen und neue Anordnen nicht immer frey von polemischen Seitenblicken auf angesehene Vorgänger geblieben ist, darüber wird sich Niemand wundern, der die selbstsüchtige Willkühr kennt, die sich durch anmaßende Machtsprüche und daneben durch überwiegende Gelehrsamkeit in ein zu großes Ansehen gesetzt, und dadurch der Mehrzahl, die mehr glaubt als forscht, offenbar zu schaden angefangen hatte. Obgleich ohne den Vortheil, neue Hülfsmittel von entscheidender Vortrefflichkeit zu benutzen (denn die Vergleichung des Dresdner und des Meißner Codex lieferte, so genau sie auch durch die eigene Hand des Oberregierungs-Raths J. Schulze in Berlin veranstaltet worden ist, keine erhebliche Ausbeute zu einer bessern Gestaltung des Textes; und die beiden Handschriften der Diezischen Sammlung der Königl. Bibliothek zu Berlin, so wie besonders der Görlitzer Codex des zwölften Jahrhunderts boten größtentheils nur Bestätigungen des Bessern und Besten, was schon bekannt war, und haben in sofern die gute Sache bedeutend gefördert), so hat doch der Herausg. den von seinen Vorgängern aus mehr als 160 Handschriften mit ungleicher Sorgfalt gesammelten Apparat gewissenhaft und mit durchgreifender grammatischer Beweisführung anzuwenden, und darnach einen Text zu bilden gesucht, der sich freylich im Ganzen dem Gerlach'schen am meisten nähert, aber von dem Corteschen, der sich ein volles Jahrhundert in ungeschmälertem Ansehen erhalten hatte,

noch mehr abweicht. Nach Gerlach's freymüthiger Erklärung über Corte's verfehlte und mißverstandene Ansicht über Salustische Spracheigenthümlichkeit, hat sich das lange zurückgehaltene kritische Bewußtseyn immer stärker und kräftiger gegen diesen in der Salustischen Literatur so hochgefeierten Namen ausgesprochen, so daß es nun beynabe heilsam scheinen möchte, diese Tadelsucht, die kein Maß mehr kennt, in ihre Grenzen zurückzuweisen. Corte, der seine kritische Bildung dem Studium der Holländischen Schule verdankte und es in seinem Salustius mit den vorzüglichsten Mustern der Holländer, mit den Burmannen, mit Haverkamp, u. a. aufnehmen kann, so daß er seinem Geiste und seinen Bestrebungen nach eher für einen Holländer als für einen Deutschen gelten darf (wenigstens sind seine Ausgaben der Classiker in die Reihe der Holländischen zu stellen), der Holländer Corte also war weder der erste noch ist er der einzige der die vielbesprochene irrige Meinung von Salustischer Alterthümlichkeit und Kürze aufgestellt hat. Niemand hat aber mit strengerer Consequenz jene einseitige Ansicht durchgeführt, und sie durch einen glänzenden Aufwand von ausgewählter Gelehrsamkeit selbst den philologisch Gebildeten aufgedrungen, als gerade Corte. Im Einzelnen hat er jedoch Manches ergründet, was man für immer als unumstößlich wahr anerkennen wird, so daß er selbst bey verfehlter Grundansicht einer der vorzüglichsten Bearbeiter, wie wohl nicht der sospitator des Salustius bleibt. Wer uns aber diesen Schriftsteller seiner ursprünglichen Reinheit näher bringen will, muß die vielgepriesene Kürze und unsterbliche Raschheit seiner Darstellung, die man in neuern Zeiten mehr bewundert als versteht, oder meistens nur

davon spricht, weil scharfe Richter des Alterthums sie lobenswerth gefunden haben, nicht durch ein amputatorisches Verfahren gegen kleine unschuldige Wörtlein, wie da sind pronomina personalia, das verbum substantivum, Conjunctionen u. s. w. zu erreichen oder zu fördern suchen, welche gute und schlechte Handschriften freylich oft genug auslassen, wo sie andere ebenso glaubwürdige Quellen darbieten, so daß es fast in keinem Falle an Auctorität dafür oder dagegen fehlen kann, und man oft in Versuchung geräth, die menschliche Flüchtigkeit des Abschreibers für die immortalis velocitas des unnachahmlichen Salustius zu halten; sondern er muß vielmehr die wohlberechnete kunstreiche Gedrängtheit der Rede und das abruptum sermonis genus aus der Subjectivität des patriotischen Römers entwickeln, der den geschichtlichen Stoff ganz in sich aufgenommen hat, und nun die Fülle seiner tiefsinnigen Gedanken, welche die pragmatische Richtung seines Geistes und die lyrische Stimmung seines Gemüths ganz eigenthümlich färben, mit gemessenem Ernst aber in starken Zügen kurz und bündig darstellt. Durch dieses rasche Zusammendrängen der wesentlichen Momente, das einen ungemein regen Kunstsinne aber zugleich ein langsames Schaffen voraussetzt, was die Alten auch noch ganz besonders von Salustius bemerken, ist er oft bey gedankenlosen oder zerstreuten Lesern in den unverdienten Tadel von zerrissener und dunkler Darstellung gefallen. Die Deutlichkeit wird aber durch die gedrängte Verkettung der Perioden und durch den hinreißenden Gang der Gedanken in der That weniger beeinträchtigt, als durch die gedehnte und wortreiche aber gedankenleere Breite und Fülle anderer Schriftsteller.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e s t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.

D e n 11. J u l i u s 1835.

L e i p z i g.

Beschluß der Anzeige: C. Salusti Crispi
opera quae supersunt. etc. etc.

Als nothwendiges Erzeugniß geistiger Individualität muß dem Kritiker die Salustische Darstellung erscheinen; und nur von einem geistigen Standpuncte aus wird es ihm gelingen, das Einzelne aus der unendlichen Verwirrung der zahlreichen Handschriften herzustellen, von denen doch keine so beschaffen seyn soll, daß sie den Vorzug vor allen übrigen verdiente, und zur Basis des Textes gemacht werden könnte. Der materielle Standpunct hingegen wird sich bey seiner starren Betrachtung der Salustischen Rede nach ihrem extensiven Umfange nie zu einer heilbringenden Ansicht erheben. Eben so wenig wird man durch persönliche Handhabung der Handschriften allein, die aber in anderer Rücksicht unerläßlich ist, oder durch die diplomatische Würdigung des Materials überhaupt zu der durchgreifenden Sicherheit des Urtheils gelangen, die man selbst

nach den Vorarbeiten dreier Jahrhunderte noch immer vermisst. Als lobenswerthe Versuche, diesem Zustande von schwankender Unsicherheit nach Kräften abzuhelfen, müssen indeß die neuesten Bearbeitungen angesehen werden, die in vielen Einzelheiten aus der oft sehr verworrenen Masse von Varianten dasjenige mit Glück gewählt haben, was dem Geiste des Schriftstellers und dem wahrscheinlich richtigsten Sinne desselben am angemessensten schien. Herr Dr. Kritz verbindet gerade hier den feinsten Tact mit der gründlichsten Kenntniß des Salustischen Sprachgebrauchs, der, je mehr Eigenthümlichkeiten er dem Forscher darbietet, die frühern oft sehr befangenen Kritiker um so geneigter machte, stets das Abweichendste und hier und da auch das Sinnloseste für Salustisch auszugeben. Die tiefe Besonnenheit und hohe Weltanschauung des Salustius, die dem denkenden Leser zur Belehrung und Erhebung über das Niedere und Gemeine dienen soll, gewinnt durch die wohl berechnete Einmischung von archaischen und feyerlichen Kernaussdrücken der Catonischen Zeit, in welcher sie vorgetragen wird, und die selbst den nächsten Zeitgenossen des Salustius unerreichbar und deßhalb tadelnswerth schien, eine ergreifende und bleibende Wirkung, die der Kritiker durch Ueberschreitung des rechten Maßes leicht schwächen und auch wohl ins Lächerliche drehen kann. Es ist daher sehr erfreulich, daß der Herausg. auch auf diese ebenso merkwürdige als großartige Spracherscheinung, die ganz individuell ist und sich unter ähnlichen Umständen ähnlich gestalten kann, seine besondere Aufmerksamkeit gerichtet hat. Und hier hatte er nun eine sehr günstige Gelegenheit, die reichen Schätze seiner gelehrten grammatischen und syntactischen Belesenheit geltend zu machen,

und zwar immer mit Bezug auf den psychologischen und ethischen Standpunct des zu erklärenden Schriftstellers. Was Gorte in dieser Rücksicht erforscht hatte, ist anerkannt und aufgenommen worden. Manches findet man hier vielleicht mit größerer Ausführlichkeit abgehandelt, als gewöhnlich den Bedürfnissen der lernbegierigen Jugend angemessen scheint. Allein diese Fülle der Auslegung kömmt ganz besonders den Privatstudien der Schüler zu Statten, und bildet zugleich eine Vorschule zur nähern Kenntniß der neuesten Resultate der Sprachforschung, die der Verf. stets berücksichtigt, und die er selbst bedeutend fördert und erweitert. Um jede einzelne Spracherscheinung in ihrem Wesen aufzufassen und sie logisch, oder psychologisch oder ethisch zu entwickeln, bedarf es oft ausführlichere Beweise und Rechtfertigungen. Außerdem wird dadurch der Eifer für Genauigkeit belebt und die Liebe zur Selbstthätigkeit und zum eigenen Forschen geweckt. Gründliche Ausführlichkeit ist daher bey nothwendigen Veranlassungen des Textes durchaus nicht zu tadeln; der oberflächlichen Breite kann man aber nie ernstlich genug entgegen arbeiten. Und sonderbar ist es, daß beide Richtungen oft gleichzeitig neben einander auftreten; ja noch sonderbarer ist es, daß die zweite Richtung sich selbst nach der so glänzenden Entwicklung der ersten in demselben Lande noch hervordrängen kann, ohne irgend eine Kenntniß oder auch nur eine Ahndung von der ersten zu haben. Der Grund dieser Erscheinung mag wohl in dem fühlbaren Mangel an äußerem literarischem und auch wohl geistigem Verkehr zu suchen seyn. — Die letzte Ausgabe der beiden Salustischen Kriege erschien zu

W i e n

bey dem Universitäts-Buchhändler Fr. Beck,
1835: Caj. Crisp. Sallustii bellum Catilina-
rium atque Iugurthinum usibus juv. ad-
comm. Aug. Pappaur. Vol. I. XXXII u.
168. Vol. II. 256 Seiten in gr. Octav.

Der Schmutztitel, welcher diesen compen-
diösen Haupttitel ergänzt und erweitert, lau-
tet am Ende so: ad codices Parisinos nuper
recensitum selectioribus notis illustrare et
usibus juvenum adcommo^dare studuit Au-
gustinus Pappaur. Praemittitur tracta-
tio de vita, genere dicendi et scriptis Sal-
lustii cum indice potiorum editionum. So
erwünscht nun auch diese nähere Bezeichnung des
Haupttitels durch den Schmutztitel ist, so muß
doch der neue Versuch, den in Rücksicht des
Sinnes und der Buchstaben abgekürzten Haupt-
titel durch einen erklärenden Schmutztitel ver-
ständlicher zu machen, um so auffallender erschei-
nen, da man sich bisher nur an den umgekehr-
ten Fall gewöhnt hatte. Doch abgesehen von
der Sonderbarkeit dieser Erscheinung des Schmutz-
titels, darf man wohl mit Recht fragen, ob die
Titel überhaupt auch buchstäblich wahr und rich-
tig sind. Wer im Alterthume oder in neuerer
Zeit je die Namen Caii Crispi so zwecklos ab-
gekürzt hat, wie der Herausg., nämlich Caj.
Crisp. (was typographisch betrachtet gar keine
Abkürzung ist, denn . nimmt eben so viel Raum
ein, wie i), ist Ref. nicht bekannt. Ein einfaches C.
für das Pränomen Cajus ist hergebrachte Sitte;
aber das Cognomen darf gar nicht abgekürzt wer-
den, am wenigstens auf dem Titel. Seinen ei-
genen Vornamen hat der Herausg. Aug. ge-
schrieben, was, wenn der Schmutztitel es uns

nicht lehrte, gewiß Niemand für Augustinus genommen haben würde. Ueber die Stellung des Cognomen vor dem Nomen ist man in diesem Falle von jeher nicht einig gewesen, wiewohl die allgemeine Regel zu dem Gegentheil rãth. Horaz redet freylich einen Neffen des Geschichtschreibers Crispe Salusti an, welche Folge bisher die meisten Herausgeber, und neulich auch noch Drelli wiederholt haben. Gerlach, der zuerst C. Crispi Salustii quae supersunt drucken ließ, hat sich doch jetzt mit Herzog u. a. zu der nach des Ref. Ansicht einzig richtigen Folge Cai Salusti Crispi bekannt, und zugleich auch die richtige Form des Genitivs hergestellt, die weder Herzog noch Kris berücksichtig hat, da sie doch Horaz außer allen Zweifel setzt, und sie sonst auch diplomatisch fest steht. Ferner möchte auch wohl das Gewicht handschriftlicher Ueberlieferungen sich entschieden auf die Seite der Schreibart Salustius mit einem einfachen l neigen. Dazu kommt noch die Auctorität der Inschriften; und an den zahlreichen Stellen anderer Schriftsteller wo der Name vorkommt, ist das einfache l ebenfalls vorherrschend, obgleich nicht immer von den Herausgebern bemerkt und noch weniger befolgt. Man vergl. die not. crit. ad Scriptores rerum mythicarum Romae nuper repertos II, 53 S. 86. II, 170. S. 103. Im funfzehnten Jahrhunderte kannte man auch noch kein doppeltes l in diesem Namen; und die 38 Ausgaben, welche vor 1500 gedruckt sind, haben sämtlich Salustius; und wo Sallustius erscheint, kann es als Druckfehler gelten, der vielleicht ursprünglich durch die Aussprache veranlaßt sich hernach im Drucke fest setzte. Kãme der Name von salus, wie Gerlach behauptet, so wãre der Streit mit einem Male geschlichtet. Aber leider ist die erste

Sylbe immer lang (Horat. Od. 2, 3, 8. Serm. 1, 2, 48), was auch Herzog nicht beachtet hat. Doch genug über den Namen, bey dem man sich stets wundern muß, daß er, nachdem man ihn schon mehrere hundert Male neu aufgelegt hat, noch immer zum Gegenstande des gelehrten Streites dient. *Tantae molis erit Romanum condere nomen.* — Wir kehren jetzt zum Schmuktitel zurück.

Dieser erklärt, das Werk sey ad codices Parisinos nuper recensitum und mit selectioribus notis beleuchtet. Aus der Vorrede geht nun hervor, daß Hr P. mit der Recension nach Pariser Handschriften keine andere meint, als die im Jahre 1821 durch J. L. Burnouf veranstaltete; und seine Auswahl von Noten ist auch vorzugsweise aus derselben Pariser Ausgabe entlehnt. Ref. bedauert es sehr, diese ausländische Bearbeitung des Salustius aus eigener Ansicht nicht zu kennen, die vor den inländischen eines Herzog, Kritz, u. a. einen so unbedingten Vorzug verdiente. Wie aus den Excerpten hervorgeht, so war freylich Burnouf mehr dazu geeignet, den Wünschen des Herausgebers zu entsprechen, als unsere deutschen Gelehrten. Hr P. wollte nämlich der Wiener Jugend ein bequemes Hülfsmittel zum leichtern Verständniß des schweren Salustius in die Hände geben, um dadurch den in der Sprache und in den Alterthümern weniger Unterrichteten den Gebrauch der Uebersetzungen entbehrlich zu machen. Wie sich also vor Zeiten Minellius und andere nach der Art des Minellius durch ähnliche wohlgemeinte Unternehmungen bey der hülfbedürftigen Jugend beliebt zu machen suchten, so setzt auch Hr P. in dem Kreise, den er sich wünscht, eben nicht sehr viele Kenntnisse voraus; sondern verlangt

nur, daß man die ersten Elemente der Grammatik inne habe. In dieser bescheidenen Vor- aussetzung beleuchtet er dann ganz anspruchlos und mit Hülfe von Sanctii Minerva, Nolte- nii Lexicon antibarbarum, Nieupoort de ritibus Romanorum, Cellarii notitia orbis antiqui, und anderer langbewährter Bücher, die er aus seiner reichen und tiefen Belesenheit als Hauptquellen anführt, sowohl die Sprache als auch die Antiquitäten. Man sieht also, wie groß der Kreis ist, den der Herausg. in seinen Plan eingeschlossen hat, und wie sehr er sich bemüht, nur solches mitzutheilen, was den Bedürfnissen und der Fassungskraft dieses großen Kreises an- gemessen zu seyn schien, und mit wie weiser Vorsicht er alles dasjenige vermeidet oder ent- fernt, was entweder durch Tiefsinn abschreckt, oder durch Scharfsinn aufregt, oder endlich durch Neuheit imponiert. Für seine synonymischen Be- griffsentwickelungen, auf die er ein besonderes Gewicht legt, stand ihm Ernesti zu Gebote; sonst ist auch hier auf die neuern Forschungen sehr ausgezeichnete Gelehrten keine Rücksicht ge- nommen. Bekanntlich hat Herzog gerade die- sem so anziehenden Theile der Auslegung eine angestrenzte Aufmerksamkeit gewidmet, und man- ches sehr gelungene Resultat zu Tage gefördert. Diesen selbständigen und gründlichen Gelehrten zu übertreffen, ist schwer; aber eine Unbekant- schaft mit seinen Leistungen kann nur durch den Standpunct entschuldigt werden, den der Her- ausg. einnimmt. Vielleicht wollte dieser alle Weitschweifigkeit und Breite vermeiden, welche von der Entwicklung und Bestimmung synon- ymer Begriffe unzertrennlich ist, indem die Be- weisführung mit Beispielen aus Schriftstellern geschehen muß, deren Auffuchung und zweckmä-

fige Zusammenstellung sehr mühsam und zeitraubend ist, wenn man sich nicht mit der Wiederholung dessen begnügen will, was die ältern Etymologen oft einseitig und meistens ohne philosophischen Geist gesammelt haben. Nirgendß aber bedarf es der selbständigen Forschung mehr, und nirgendß gilt fremde Auctorität weniger, als gerade in sprachphilosophischen Versuchen dieser Art.

In der Abhandlung de Sallustii vita, genere dicendi et scriptis ist Herr P. nach seiner eigenen Angabe dem Italiänischen Gelehrten Bartholomäo Nardini, dessen Ausgabe des Salustius 1820 (Mediol. et Brixiae) erschien, vorzugsweise gefolgt. Es ist aber schade, daß Nardini und folglich auch Herr P. die treffliche Schrift Löbell's nicht gekannt, wenigstens nicht benutzt hat. Vorarbeiten wie diese und besonders noch wie die von Gerlach, dessen kritische Würdigung der Nachrichten über Salust's Leben allgemein als sehr gelungen bekannt ist, haben ein Recht auf die Beachtung dessen, der uns denselben Stoff in einer neuen Form vorführen will. Hr P.'s Biographie ist bloß eine äußerliche, die auf keine neue Prüfung der Quellen, und auf keinen neuen Gesichtspunct Anspruch macht. Die Zeugnisse anderer Gelehrten gelten darin mehr als eigenes Urtheil, auf welches der Verfasser selbst kein großes Gewicht zu legen scheint. Ueber die Darstellung und die Schreibart des Salustius, diesen herrlichen und fruchtbaren Gegenstand der Forschung, faßt sich der Herausg. sehr kurz, und macht nur auf die glänzendsten Partien der beiden übrig gebliebenen Werke aufmerksam, so daß es uns bey nahe scheint, als wollte Herr P. durch sein eigenes Beyspiel die unsterbliche Raschheit

des großen Römers uns erst recht begreiflich machen. Durch keine Bande, welche nur gewöhnliche Geister fesseln können, gehemmt, eilt er fort und sucht nicht eher einen Ruhepunkt, als bis er uns die lebendigen Bilder seines Geistes mit einem Male alle vor die Augen gestellt, Berschwörungen, Schlachten, Siege, Reden, psychologische Skizzen, ethische Reflexionen, tiefsinnige Blicke in das Menschenleben, in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Selbst das entfernteste Ziel ist ihm immer nahe, nicht etwa weil er die Kunst versteht, einen langen Weg abzukürzen, was auch wohl nicht immer geschehen kann, sondern weil er mit stets raschen Schritten einher rennt, die Aufmerksamkeit zu fesseln weiß, vieles was er nur andeutet oder ganz übergeht, errathen läßt, und so dem Scharfsinne des Lesers ungemein schmeichelt. Diese Schmeicheley, ohne welche sich die Zahl der Leser bald in der Welt sehr vermindern würde, darf aber, wie leicht zu begreifen, nicht zu weit getrieben werden; sonst möchte der Leser vor lauter Schmeicheley bald nicht mehr wissen, welche Stellung er zum Verfasser annehmen soll, und vielleicht auf den scharfsinnigen Argwohn gerathen, der Verfasser habe ihn zum Besten, und nun im Unwillen zu einer Reaction seine Zuflucht nehmen, bey der der Verfasser nur den Kürzern ziehen kann.

Die eigenthümlichen Erscheinungen in dem Stile und in der Sprache des Salustius setzt der Vf. als bekannt voraus, und hält es daher nicht für nöthig, sie einzeln durchzumustern. Eine vorherrschende Neigung zu veralteten Formen, die in vielen Fällen ohne alle handschriftliche Auctorität dem Schriftsteller aufgedrungen wor-

den sind; weil man theils nach einer unverbürgten Consequenz strebte, theils auch den sonderbaren Glauben hegte, der starre unbeugsame Stoiker habe den Rost des Alterthums mit schlauer Vorliebe sich anzueignen gesucht, um dahinter wohl gar Jugendsünden zu verstecken, haben wir in vorliegender Ausgabe nicht bemerkt. Die Orthographie, die in den verschiedenen Bearbeitungen alle Abstufungen von der Catonischen Härte bis zu der vulgären Schreibart erfahren hat, ohne selbst jetzt auf eine bestimmte Ueberlieferung zurückgeführt worden zu seyn, erscheint bey Hn P. in einem schwankenden Zustande, und neigt sich zuweilen zu Corte, zuweilen zu Havercamp, jedoch so daß Corte in den meisten Fällen den Vorzug behält. Die sonstigen Sonderbarkeiten der Form in tonischer und graphischer Hinsicht mögen wohl von Burzouf herrühren. Merkwürdig ist in der That bey dem Salustius in dieser Rücksicht die Willkühr der subjectiven Ansichten und die imponirende Macht des Beyspiels, von der sich selbst vortreffliche Sprachkenner nicht losmachen können. Man fragt jetzt kaum mehr nach dem Ansehen der handschriftlichen Ueberlieferungen, bey denen freylich, da sie aus verschiedenen Zeitaltern stammen und sehr von einander abweichen, eine große Vorsicht nöthig ist. Oder wenn man sich dazu bequemt, so nimmt man, ohne den relativen Werth der einzelnen Codices vorher zu prüfen, die orthographischen Erscheinungen aus verschiedenen Quellen zusammen, und macht daraus eine Mischung, die um so sonderbarer vor uns tritt, je größer die Masse der befragten Handschriften ist. Bekanntlich hat der Text des Salustius im Allgemeinen durch dieses Verfah-

ren eine solche Mischlingsgestalt angenommen. Warum will man uns nicht endlich einmal einen Text nach der Basis einer anerkannt guten und glaubwürdigen Quelle liefern? Die Wahl wird freylich bey einer so großen Masse schwer seyn, und manchen Zweifel oder Widerspruch zulassen. Ueberschwemmt sind wir durch eine erstickende Fluth von Lesarten. Aber nur von sehr wenigen Quellen, und nicht immer den besten haben wir vollständige und treue Vergleichen. Das Meiste besteht in ungenügenden Auszügen, die oft mehr dem Zufalle, als der strengen Wahl eines geschärften Urtheils ihr Daseyn verdanken. Ref. wünscht daher nichts so sehr als daß man diesem ewigen Schwanken durch eine sichere Basis, wozu man mit vollem Rechte die fünfte Wolfenbüttler Handschrift (bey Gerlach), dann die erste Baseler und die erste Leydener wählen kann, nach Kräften entgegen arbeite, und nur im Nothfalle von den einmal gewählten Führerinnen abweiche,

G. H. B.

R o m.

Mit den Typen des Herausgebers gedruckt: *L'architettura antica descritta e dimostrata coi monumenti dall' Architetto Cav. Luigi Canina. Sezione II. Architettura Greca. Fascicolo I — V. enthaltend 100 und 40 Seiten Text und 59 Kupfertafeln. Sezione III. Architettura Romana. Fascicolo I — VII. 56, 96 und 84 S. Text, und 83 Tafeln Kupfer. 1832. 1833. In groß Folio.*

Es wird vielleicht manchem Leser dieser Blät:

ter erwünscht seyn, hier eine vorläufige Nachricht über ein Werk zu finden, welches darauf angelegt ist, einem umfassenden Studium der ganzen alten Architectur als Fundament zu dienen, und durch den reichen Inhalt und die Wohlfeilheit des Preises (jedes Blatt des Textes wird zu 4, die Kupfertafel zu 10 baj. berechnet) sich den Fernbegierigen noch mehr empfiehlt, als den Liebhabern und Sammlern, denen die Ausführung vielleicht nicht elegant genug erscheinen wird.

Die erste Section, welche die orientalische Baukunst begreifen wird, soll erst zuletzt bearbeitet werden, aus Gründen, die in den Zeitverhältnissen liegen. Von den beiden Sectionen, denen die bisher erschienenen Fascikeln angehören, wird die der Römischen Architectur gewidmete als die vorzüglichere gelten müssen, wenigstens für Ultramontaner, die hier viel mehr Unbekanntes oder Seltenes finden werden, als in der Griechischen Abtheilung, die meist aus den bekannten Englischen Werken geschöpft ist. Der Text dieser Abtheilung ist von sehr ungleichem Werth. Er enthält zuerst einen historischen Theil, der in vier Perioden getheilt ist: 1. Bis zum Trojanischen Kriege. 2. Bis zum Anfange der Olympiaden. 3. Bis zum Persischen Kriege. 4. Bis zur Macedonischen Herrschaft. 5. Bis zur Römischen Zeit, aber überall mehr die äußeren Schicksale der Nation und die Veranlassungen der Bauunternehmungen angibt, als daß er in die Entwicklungsgeschichte des Baustyls einginge. Wie sehr es dabey dem Verfasser an den nöthigen philologischen und historischen Vorstudien gebricht: kann ein nicht absichtlich gewähltes Beyspiel zeigen, eine Stelle aus dem

diesen Abschnitt beschließenden Verzeichniß der Architecten, wo es p. 99 heißt: Corebo, Metagene Sipezio, e Senocle Cartaginese diresero insieme l'architettura del grande tempio di Cerere e Proserpina in Eleusi. Es sollte aber heißen: Den Bau des großen Weihetempels in Eleusis leitete Iktinos, der Ausführung der einzelnen Theile standen nach einander Korobos, Metagenes aus dem Demos Kypete und Xenokles aus dem Demos Cholargos vor. — Nützlicher ist der zweyte Abschnitt, welcher die Theorie und Praxis der alten Baukunst nach einer Vergleichung der Vitruv'schen Regeln mit den vorhandenen Bauwerken darlegen soll, und nach den Arten der Gebäude in zehn Abtheilungen zerfällt, wovon nur die zwey ersten: 1. über die Construction der Mauern und was damit zusammenhängt, 2. über die Tempel nach den von ihrer Disposition hergenommenen Gattungen, in den vorliegenden Hefen enthalten sind. Die Kupfertafeln folgen dem Plan dieses zweyten Abschnittes. Zuerst werden einige Pläne Griechischer Städte gegeben, von Athen (mit sehr kühnen Herstellungen der alten Straßen und Plätze) und von Knidos; dann Ringmauern von Städten, wo auch die Kyklopischen Mauern zierliche Binnen erhalten, und Thore, darunter die von Perugia und Hispellum in Etrurien und Umbrien, ferner Proben der verschiedenen Constructionen; alsdann von Tafel 14 an Tempel, nach der Folge der Gattungen geordnet, und mit vielen kühnen Restaurationen auch solcher Theile, von denen sich kein Bruchstück erhalten hat, wie z. B. bey dem Parthenon ein besonderes Tempelchen über dem Hypäthron als ein Schirmdach oder Baldachin der Chryseles

phantinen Colossalstatue der Pallas errichtet wird.

In der Abtheilung über die Römische Architectur fängt der Text, wie er vor uns liegt, mit einer ausführlichen topographischen Uebersicht der Denkmäler Roms an, welche zwar ohne neue tief eindringende Forschung auf die bisherigen Topographen der Stadt gebaut ist, aber doch eine nützliche Zusammenfassung der in Rom geltenden Ansichten gewährt. Sie ist von einem sehr großen Plane des alten Roms begleitet, der an Piranesi's kühne Restaurationen erinnert, aber sich doch mehr in den Gränzen des Nachweisbaren hält. Kürzer wird alsdann der Plan Pompeji's commentiert. Diese topographischen Kapitel sollen in der Anordnung des Ganzen die Einleitung zum dritten Abschnitt des Textes der Architectura Romana bilden, der die Monumente einzeln erläutert. Der erste Abschnitt ist auch bey den Römern der Geschichte der Kunst gewidmet, von der zuerst die früheste Periode, vor dem Sturz der Tarquinier, dann die zweite, die Zeit der Republik, und die dritte bis Nero, in den vor uns liegenden Hefen abgehandelt werden. Den zweyten Abschnitt bildet auch bey der Römischen Architectur die Theorie und Praxis der Baukunst nach den Gattungen der Gebäude, die in den vorliegenden Hefen bis zum vierten Kapitel fortgesetzt wird, und von den Mauern und Constructionszweisen, dann von den regelmäßigen und ungewöhnlichen Gattungen der Tempel, hierauf von den Säulenordnungen handelt. Die Kupfertafeln folgen derselben Ordnung; sie geben viel Erwünschtes über die Mauern und Thore (von Fano, Aosta, Autun, Verona, Rom) und die

Tempel — eine reiche Zusammenstellung, aber auch mit manchen befremdenden Restaurationen, namentlich einem sehr seltsamen Plane des Capitolinischen Tempels — woran eine vergleichende Tafel der Größenverhältnisse aller bedeutenden Römischen Tempel der Römischen Zeit, und gute Details über Capitale, Frieße, Gesimse, Decken = Cassaturen und andere ornamentierte Architecturtheile sich anreihen.

R. D. M.

Stendal.

Bey Franzen und Große: Medicinische Beobachtungen und Memorabilien aus der Erfahrung des Dr. Samuel Gottlieb von Vogel, Großherzogl. Mecklenb. Schwerinschen geheimen Medicinalraths, Leibarztes und Prof. der Medicin in Rostock. XIV und 170 Seiten. 1834. Octav.

Die mitgetheilten 83 Fälle beurfunden von Neuem die reiche Erfahrung so wie das praktische Urtheil des verehrten Verfassers, der nicht müde wird, nach besten Kräften das Seinige zur Bereicherung und Begründung der Arzneykunst beyzutragen.

Interessant ist die Angabe von dem Lichthunger bey einigen sterbenden Kindbetterinnen, die immer mehr brennende Lichter vor und um sich zu haben wünschten (S. 23). Bey einer Dame, die an Abortus litt, wurde dieser verhütet, wenn man bey eintretender Gefahr eine Dosis Opium gab (S. 73). In der

Leiche eines siebenjährigen, an der Auszehrung gestorbenen Knaben wurde der Appendix vermiformis völlig verknöchert gefunden (S. 87). Ein dreizehnmönatlicher Knabe starb einige Tage darauf, nachdem er gegen den Keichhusten $\frac{5}{4}$ Gran radix Belladonnae erhalten hatte (S. 109).

N^o. 15 kann wohl nicht in das Kapitel der Apoplexie, wohl aber in das der gewählten Ueberschrift gesetzt werden. So zweifelt Ref., daß die unter N^o. 70 erwähnten Fälle von Lähmung alle diesen Namen verdienen.

Die Curialien bey einigen Krankheitsgeschichten hätten füglich wegbleiben dürfen, wie z. B. S. 29: 'Als ich am 28sten Dec. des Morgens die Ehre hatte, dem Herrn Patienten aufzuwarten, sagten Sie mir: Sie haben heute Morgen um 4 Uhr entdeckt, daß die Kniescheibe zerbrochen sey'. Wozu S. 44 der Beweis, daß man ein geschickter Wundarzt seyn könne, ohne im Stande zu seyn orthographisch zu schreiben?

Referent wünscht, daß es dem Verfasser gestattet seyn möge den siebenten Theil seines Handbuchs und den dritten seiner diagnostischen Untersuchungen recht bald zu vollenden.

G e t t i n g e
 g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.

Den 13. Julius 1835.

G e t t i n g e n.

S. M. der König haben gnädigst geruht den bisherigen außerordentlichen Professor der Theologie Hn J. G. Reiche zum ordentlichen, und den bisherigen Privatdocenten Hn Lic. Edw. Köllner zum außerordentlichen Professor der Theologie, so wie den bisherigen Privatdocenten Hn Dr. U. U. Berthold zum außerordentlichen Professor in der medicinischen Facultät; in der philosophischen aber den bisherigen außerordentlichen Professor Hn Wilhelm Grimm zum ordentlichen, und den hiesigen Gymnasialdirector Hn Fr. Aug. Grotefend zum außerordentlichen Professor zu ernennen.

R o s t o c k.

Mecklenburgische Blätter, herausgegeben von Dr. B. A. Huber, ordentl. Professor zu Rostock. 1835. Octav.

Unter diesem Titel erscheint seit kurzem dort eine neue Zeitschrift, deren erste 17 Stücke bereits vor uns liegen. Wenn gleich dem Titel zufolge sie sich zunächst auf Mecklenburg bezieht, so soll sie sich doch keinesweges auf dasselbe beschränken, indem auch Aufsätze von allgemeinem Interesse mit jenen abwechseln. Sie sollen, sagt der Herausgeber in dem Vorwort, nicht die Masse der belletristischen Unterhaltungsblätter vermehren, sondern, indem sie ernstere Gegenstände behandeln, dieses in dem Ton thun, welcher den Anforderungen und den Bedürfnissen des größern gebildeten Publicums angemessen ist. Wir glauben, indem wir die wichtigern Aufsätze bemerzlich machen, es dadurch am besten darthun zu können, daß sie diesem Plan entsprechen. Daß der Verf. auch die Polemik nicht scheut, zeigt gleich der erste Aufsatz: das junge Deutschland und das alte Mecklenburg; gegen die neuesten Wortführer in der Politik gerichtet, die mit den bestehenden Staaten und ihren Einrichtungen auch das Christenthum als überflüssig oder nicht mehr passend wegräumen, und den Geist der Zeit dafür auf den Thron zu erheben suchen. Man wird die ausgehobenen Stellen aus einigen ihrer Schriften nicht ohne Erstaunen lesen, und danach den ernsten Ton würdigen, mit dem der Verf. sie abweist. Als ganz besonders wichtig müssen wir den folgenden Aufsatz: Blicke auf die Englischen Universitäten hervorheben, der von Oxford handelt, theils weil wir — so weit unsere Kunde reicht — keinen andern über denselben Gegenstand ihm an die Seite zu setzen wissen; theils weil alles was sich auf Universitäten bezieht, ein höheres Interesse erhalten hat, zumal seit die eben erwähnten Wortführer auch — da jene dem alten Deutsch-

land angehören — als ihre erbittertsten Gegner aufgetreten sind, wohl fühlend, daß sie mit ihren Absichten nicht in Uebereinstimmung gebracht werden können. Der Aufsatz ward schon früher in Oxford selbst ausgearbeitet, also die erforderlichen Nachrichten an Ort und Stelle eingezogen, wenn gleich der Verf. sich bescheidet, daß er auch so nicht Alles habe umfassen und ergründen können. Er geht aus von dem Aeußern, den zu der Universität gehörenden Gebäuden, und ihrer Bauart; also den Colleges, unter denen das Christ-Church-College das größte ist, und den übrigen der Universität angehörenden Anlagen. Sie sind nicht auf einmal, sondern nach einander entstanden, und tragen auch die Spuren davon; aber durchweg haben sie sowohl ihrer äußern als innern Einrichtung nach den Character der mit ihrer Bestimmung überein kommt. Dieß gilt außer den Colleges auch von den der Universität zum gemeinsamen Gebrauch angehörigen Gebäuden und Anstalten, wie das eigentliche Universitäts-Gebäude (the schools), worin die öffentlichen Feyerlichkeiten Statt finden, die Clarendonsche Druckerey, die Radcliffische Bibliothek u. a. Hierauf folgt die Organisation der Universität. Sie ist eine große und Einfluß habende Corporation. An ihrer Spitze steht der Kanzler (jetzt Herz. v. Wellington), welches aber, so wie der Lord high steward, eine bloße Ehrenstelle ist. Das anwesende und wirkliche Haupt der Universität ist der Vice-Kanzler, der vom Kanzler ernannt, und von der Convocation bestätigt wird. Da er aber den Geschäften allein nicht gewachsen seyn würde, so ernennt er wieder vier Provice-Kanzler, die sich mit ihm darin theilen. Diese fünf höchsten Beamten der Universität werden dem Herkommen nach immer aus

den Vorstehern der einzelnen Colleges genommen. An der Spitze der Universitäts-Polizey stehen zwey Proctors (Procuratores), die auf vier Jahre gewählt werden, und von denen jeder sich zwey oder drey Proproctors als Gehülffen zugesellt. Diese Beamten bilden das academische Gericht (court) und haben auf die Wahlen u. s. w. großen Einfluß. Hierauf geht der Verf. zu der Einrichtung der Colleges, ihrer sind 19, und der Halls, ihrer sind fünf, über. Letztere unterscheiden sich von den erstern dadurch, daß sie kein Grundeigenthum mit den daran geknüpften Rechten wie jene haben, und in sofern von geringerm Range sind. Jedes College bildet wiederum eine Corporation für sich, hat seine Fonds, seine Vorsteher und seine Mitglieder. Die letzteren zerfallen in die dependent members oder Fellows, und die independent members oder Studenten. Die Fellowships, deren jedes College mehr oder weniger hat, von 101 wie Christchurch bis zu 10 oder 20, sind Pfründen auf Lebenszeit so lange die Inhaber unverheirathet bleiben, ohne alle weitere Verpflichtung; selbst auch nicht des Aufenthalts auf der Universität. Sowohl die Fellowships als auch die Vorsteherstellen der Colleges (heads und andere) werden durch die Wahl der Fellows besetzt. Die Professuren, gegenwärtig etwa dreßsig, sind theils von den Königen gestiftet, theils von Privatpersonen, nach denen sie genannt werden, und werden gleichfalls durch Wahl in der Congregation besetzt. Manche derselben sind zugleich Fellows, und wohnen dann in ihrem College, manche nicht. Die Studenten (independent members), deren Zahl sich in Oxford nicht leicht über 1500 beläuft, müssen nicht bloß bey der Universität, wo die Unterschrift der 39 Artikeit die

einzige Bedingung ist, sondern auch in einem College immatriculiert seyn; wohnen auch in der Regel in den letzteren, miewohl doch nicht ohne Ausnahme. Unter ihnen finden allerdings Verschiedenheiten Statt, die durch Stand, Herkunft und Reichthum sich bestimmen; doch hören diese alle auf, so bald sie graduiert sind. Auch steht es den Graduierten frey gegen einen Beytrag, der jährlich zu entrichten ist, Mitglied der Universität zu bleiben. Solche Mitglieder on the books zählt Oxford allein 4 bis 5000, fast alle aus den höhern Ständen, die über das ganze Land verbreitet sind, und Cambridge vielleicht nicht weniger; woraus allein schon der große politische Einfluß der Universitäten sich erklärt. Die Gesetze der Policy und Disciplin für die Studenten sind freylich streng genug. Mit der practischen Handhabung derselben aber wird es, außer dem täglichen regelmäßigen Besuch des Gottesdienstes, nicht so genau genommen. Die Unordnungen sind nur desto schlimmer, da sie mehr verheimlicht werden. Aber auch dieß nicht immer. Scandale auf den Straßen, Schlägereyen mit Bürgern und dergleichen, gehören gar nicht zu den Seltenheiten, und mit Gold können die Reicheren sich leicht verschaffen was sie wünschen. Der sittliche Zustand ist nach den Versicherungen des Verf. auf den deutschen Universitäten besser als auf den Englischen; wie sehr auch Englische Schriftsteller das Gegentheil haben behaupten wollen. Die größte Verschiedenheit von den deutschen Universitäten findet sich in Beziehung auf den Unterricht. Die öffentlichen Vorlesungen, wenn sie ja Statt finden, sind unbedeutend. Der in den Colleges von den Tutors gegebene ist eine Privatsache, und beschränkt sich auf classische Literatur, Mathematik und Ge-

schichte. Jurisprudenz und Medicin werden nicht gelehrt; die Bildung in diesen ist bloß practisch. Daß diese wissenschaftlichen Mängel, die aus den ursprünglichen Bestimmungen dieser Anstalten hervorgingen, höchst nachtheilig und für sie selbst verderblich sind, wird von dem Verf. nicht verkannt. Aber ihre politische Wichtigkeit, als Stütze der Verfassung, und selbständige einflußreiche Corporationen dauert fort, und die neuesten Versuche zu Veränderungen haben wohl gezeigt welchen Werth man darauf legt.

Unter den übrigen Aufsätzen machen wir noch auf folgende aufmerksam. Anzeige der Schrift: Ueber die Aufhebung der Leibeigenschaft in Mecklenburg und deren günstige und ungünstige Folgen, nebst Vorschlägen zu Ausgleichung der letzteren, von Carl v. Lehsten. Wir würden dieser, für Mecklenburg höchst lehrreichen Schrift, in diesen Blättern einen eigenen Artikel gewidmet haben, wenn es nicht durch den hier gegebenen Auszug überflüssig geworden wäre. Der Verf., weit entfernt die Leibeigenschaft in Schutz zu nehmen, spricht von den Uebeln welche aus der Aufhebung derselben wohl zunächst hervorgehen mußten. Indem die Leibeigenen, nun in Tagelöhner verwandelt, sich selber unterhalten mußten, entstand aus der Menge derer, die, sey es durch oder ohne ihre Schuld, ins Elend gerietzen, die Menge der Heimathlosen, die, wenn das Alter oder Krankheit sie drückten, kein Unterkommen zu finden wußten, weil Niemand sie aufnehmen wollte, wozu früher ihre Herren verpflichtet waren. Der Verf. macht daher Vorschläge wie diesem abzuhelpen sey.

Wicelin, der Apostel der Wenden. Nach einer historischen Einleitung eine Zusammenstellung und freye Uebersetzung der Berichte, welche

sich in der Chronik von Helmold über diesen Begründer des Christenthums (gest. 1191 als Bischof von Lübeck) finden.

Reinhart Fuchs von Jacob Grimm. Bemerkungen über die deutsche Thierfabel; veranlaßt durch die Erörterungen darüber, die von dem neuesten Herausgeber des Gedichts seiner Ausgabe vorangeschickt sind.

Wir übergehen andere kleinere, bald lehrreiche, bald ergeßende Aufsätze, um noch von Einem, den das 50jährige Regierungsjubiläum des ehrwürdigen Großherzogs veranlaßte, etwas zu sagen. Daß der 24. April in einem einheimischen Blatt nicht mit Stillschweigen übergangen werden konnte, wird nicht erst unsere Bemerkung erfordern. Daß man hier weder eine Beschreibung der Statt gehaltenen Feyerlichkeiten, die aus öffentlichen Blättern hinreichend bekannt sind, noch allgemeine Lobpreisungen zu erwarten hat, versteht sich auch ohne unser Erinnern. Mecklenburg gehört aber zu den wenigen Staaten der civilisierten Welt, welche in dem halben Jahrhundert am wenigsten von den gewaltigen Erschütterungen berührt worden sind, welche fast alle andern ergriffen und umformten. Es ist im Ganzen noch das alte Mecklenburg geblieben. Dieß veranlaßte sehr natürlich den Verf. zu seinem Gegenstande sich das Princip der Stabilität, wie man sich jetzt auszudrücken pflegt, in Beziehung auf Mecklenburg zu wählen. Weit davon entfernt der blinde Lobredner Alles dort bestehenden zu seyn, sucht er nur darzulegen, wie viel des Guten in einer Staatsorganisation enthalten sey, welche nicht auf einer Constitutions-Urkunde, sondern auf einen historischen Boden gegründet ist, und wie wenig seine Landsleute Staaten der andern Art zu beneiden hätten.

Wir wünschen dieser Zeitschrift um so mehr einen glücklichen Fortgang, da ihr Ertrag, laut der Ueberschrift, zu milden Zwecken bestimmt ist.

Hn.

H a l l e.

Predigten von G. A. Constantin Schiff, gewesenem Diaconus an der St. Ulrich-Kirche zu Halle. Zum Andenken an ihn herausgegeben von A. G. Eberhard. 1834. XXVII u. 208 S. 8.

Wenn gleich Predigten nur ausnahmsweise in diesen Blättern erwähnt werden können, so wollen wir doch die vorliegenden nicht mit Stillschweigen übergehen, da wir gewiß sind, daß manche unserer Leser es uns verdanken werden sie darauf aufmerksam gemacht zu haben. Ihr Verfasser, der schon, zufolge der vorgesezten kurzen Biographie Hn Eberhards, in seinem 27sten Jahre endete, vereinigte in sich so vieles was den ausgezeichneten Kanzelredner ausmacht, tiefe Religiosität ohne Schwärmeren, Wärme des Gefühls, und Beredsamkeit ohne Declamation, wie man es in einem so frühen Alter wohl selten findet. Die Predigten, zwölf an der Zahl — (die eine: Abrahams Prüfungsgeschichte, Homilie überschrieben, soll wohl nur als eine Probe gelten, wie auch schwierige Gegenstände sich auf der Kanzel behandeln lassen) — haben sämtlich practische Beziehungen. Sie einzeln anzuführen kann nicht unsere Absicht seyn. Ueberhäufte Arbeiten, besonders durch den unerwarteten Tod seines Oberpredigers, und Verluste ihm theurer Personen, scheinen seinen frühzeitigen Hintritt um so mehr beschleunigt zu haben, da eine große Reizbarkeit ihm von der Natur zu Theil geworden war.

G ö t t i n g e
 g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. Stück.

Den 16. Julius 1835.

G ö t t i n g e n.

Die Königl. Societät der Wissenschaften hat am 27sten Junius durch den Hofrath Hausmann nachstehende, von unserm Herrn Doctor R. Bunsen mitgetheilte Notiz über das Vorkommen von Kunstproducten und Thierfährten in den Kalktuffablagerungen der Umgegend von Göttingen erhalten.

Durch den, während der letzten Jahre bedeutend vermehrten Steinbruchsbetrieb in den Kalktuffablagerungen der Umgegend von Göttingen, sind einige nicht uninteressante Verhältnisse dieses Gesteins zu Tage gelegt, welche theils über das relative Alter desselben ein helleres Licht verbreiten, theils aber einen unzweydeutigen Beweis des Vorkommens von Kunstproducten in einem Gebilde darlegen, welches außer einer großen Menge Reste noch lebender Geschöpfe, auch Ueberbleibsel von Thieren enthält, die aus der Reihe der lebenden Wesen verschwunden sind. Eine solche Erscheinung in den Kalktuffablagerungen unserer

Gegend dürfte vielleicht aus dem Grunde einer genaueren Beachtung nicht unwerth seyn, als wir durch fortgesetzte Beobachtungen auf diesem Felde am ersten Aufschluß über jene merkwürdige Periode erwarten dürfen, die uns unvermerkt aus der Zeit der geologischen Mythe in die Gegenwart hinüberführt, und alle die interessanten Betrachtungen gestattet, die sich an eine solche Uebergangsperiode knüpfen lassen.

Schon Herr v. Schlotheim erwähnt in seiner Abhandlung über den Kalktuff der Entdeckung von Menschenschädeln in den Tufflagern der Umgegend von Meissen und Bilsingsleben. Leider aber sind die Verhältnisse, unter denen diese menschlichen Ueberreste aufgefunden worden sind, nicht näher untersucht, und jener berühmte Geognost bemerkt selbst, daß es voreilig seyn würde, sich schon mit fruchtlosen Erklärungen dieses Umstandes zu beschäftigen, da es überhaupt noch mehrerer genauen Untersuchungen über das Vorkommen dieser Knochen bedürfe, ehe man diese wichtige Erscheinung als eine entschiedene Thatsache annehmen könne. Dergleichen Beobachtungen können in der That nur dann zu einem unzweydeutigen Resultate führen, wenn der Beobachter die bey der Ausgrabung obwaltenden Verhältnisse an Ort und Stelle zu untersuchen Gelegenheit hat, wie dieses im nachstehenden Falle durch die zuvorkommende Güte des Hn Pastor Kranold zu Lenglern möglich gewesen ist, der zuerst das Vorkommen von Kunstproducten in dem Tufflager daselbst beobachtet, und die Unterbrechung der weiteren Ausgrabungen bis zu einer genaueren Untersuchung veranlaßt hat.

Bey der Abteufung einer Steingrube, unmittelbar oberhalb der kleinen Ortschaft Lenglern, links vom Wege nach Emmenhausen sind nämlich im Laufe dieses Sommers von den Arbeitern Bruch-

stücke altdeutscher Aschenkrüge in einer Kalksand-
 schicht des Travertins unter Verhältnissen aufge-
 funden worden, welche beweisen, daß diese Ge-
 genstände noch während der Bildung dieser Ablage-
 rung an ihre Stelle gekommen seyn müssen.
 Die Ablagerung ist an diesem Punkte mit einer
 2^m mächtigen Schicht homogener Dammerde be-
 deckt, welche weder Kunstproducte noch Schutt-
 massen von Kalktuff enthält. Dieser Umstand
 verdient besonders hervorgehoben zu werden, weil
 daraus hervorgeht, daß die unterliegende Tuffmasse
 nicht etwa schon früher einmal von Menschenhän-
 den berührt worden ist. Unter der Dammerde
 befindet sich eine feste 1^m.3 mächtige Lage von
 hartem und theilweise porösem Tuff, an dem sich
 ebenfalls keine durch Menschenhand bewirkte Ver-
 änderung erkennen läßt. Diese Lage zeigt ein
 deutliches, wiewohl geringes, Einfallen nach Nor-
 den und ist mit mehreren engen Klüften durchsetzt,
 in welche sich, wie es bey diesem Gestein häufig
 der Fall ist, die Dammerde verflößt. Unter dies-
 sen festen Lagern, also in einer Tiefe von 3^m.3
 unter der Oberfläche, trifft man endlich auf die
 Lagerstätte jener Kunstproducte. Sie liegen auf
 einer Fläche von 1^{qm} in einer lockern Tuffschicht,
 die durch keinen Ablösungsraum von dem darüber
 liegenden festen Gestein gesondert ist, bald sandige,
 bald grandige Beschaffenheit zeigt, und mit ein-
 zelnen größeren Massen von Kalktuff untermischt
 ist. Die Ueberbleibsel der Aschenkrüge, welche sich
 hier gefunden haben, gehören offenbar mehreren
 Exemplaren an. Sie bilden eben so wie die in
 der Höhle von Bize von Marcel de Serres auf-
 gefundenen Töpferwaaren, eckige, nicht abgerun-
 dete Bruchstücke, die theils lose ohne Ordnung
 umherliegen, theils aber auch von festem Ge-
 stein völlig umschlossen sind.

Daß diese Bruchstücke altdeutschen Aschenkrügen angehören, beweist sowohl ihre Gestalt, als auch die Beschaffenheit ihrer Masse. Sie bestehen wie gewöhnlich aus einer roh verarbeiteten ungebrannten Thonmasse, die nur an der Außenseite durch schwache Feuereinwirkung erhärtet ist. Bey der weiteren Ausgrabung wurden außerdem noch zwey kleine Feuersteine hervorgearbeitet, welche offenbar durch Kunst ihre Gestalt erhalten haben. Sie sind nämlich zu ziemlich regelmäßigen, äußerst scharfkantigen Bruchstücken geschlagen, und haben vielleicht als Werkzeuge zum Zerschneiden gedient.

Sehr merkwürdig ist das gemeinschaftliche Vorkommen dieser Kunsterzeugnisse mit einer großen Menge Thierknochen, welche schichtweise die lockere Tuffmasse durchsetzen. Diese Knochen gehören Hirschen und kleineren Nagethieren an. Es haben sich indessen auch Backenzähne von Fleischfressern darin gefunden — ein Umstand der um so auffallender erscheint, als man bisher nur Ueberreste von Pflanzenfressern in den Travertinablagerungen beobachtet hat. Eben so bemerkenswerth ist das Vorkommen von Flußmuscheln, welche man nicht an anderen Puncten der Ablagerung, aber sehr häufig in dem Flußsande antrifft, von dem sie gewöhnlich unterteuft werden.

In Uebereinstimmung mit den Beobachtungen von Marcel de Serres über die Knochen der Höhle von Bize, zeigt sich auch hier, daß die aufgefundenen Knochen ihre animalische Substanz noch nicht völlig verloren haben. Sie schwärzen sich, in einer Glasröhre erhitzt, bedeutend, und geben dabey brenzliche ammonicalisch reagierende Dämpfe aus.

Es steht zu hoffen, daß die nicht unbedeutende Zahl der an dieser Stelle gesammelten Knochen hinlängliche Mittel zur Entscheidung der Frage an die Hand geben wird, ob dieselben noch lebenden oder bereits ausgestorbenen Thierarten angehören.

Diese Bestimmung so wie eine genauere Betrachtung der Travertingebilde des obern Rheinthals und der Thüringischen Niederungen wird den Gegenstand einer umfassenderen Arbeit ausmachen, zu der die Materialien zum Theil bereits vorliegen. So viel läßt sich indessen schon jetzt mit Gewißheit angeben, daß die hiesigen Tuffmassen in gleicher Tiefe mit den aufgefundenen Kunstproducten Ueberreste ausgestorbener Thierarten enthalten.

Es dürfte vielleicht nicht unpassend seyn bey dieser Gelegenheit einer anderen Erscheinung zu erwähnen, welche über die Entstehungsart unserer Tuffablagerung näheren Aufschluß verspricht, und wie so viele andere Thatsachen ebenfalls darauf hinweist, daß diese Gebilde nicht einer größeren in Strömung begriffenen, oder stagnierenden Wassermasse ihre Entstehung verdanken, sondern sich auf ähnliche Weise, wie der Torf aus einem sumpfbartigen Boden erhoben, der den kalkhaltigen Gewässern eine hinreichende Oberfläche zur langsamen Verdunstung darbot.

Es haben sich nämlich fast im Mittelpuncte der Roßdorfer Ablagerung, an dem Theile, welcher sich vom westlichen Ende dieses Dorfes bis an den Fuß des kleinen Warteberges hinanzieht, Fahrten von Thieren in einer Tiefe von mehreren Fuß unter der Oberfläche auf den Absonderungsflächen des Gesteins gezeigt, die mit Ausnahme weniger von hirschartigen Thieren herrühren. Das Gestein, auf dem diese Abdrücke sichtbar sind, bildet horizontal gelagerte oft 1^m große Platten, welche selten die Dicke von $\frac{1}{2}$ Fuß erreichen, und aus einem festen, dabey aber porösen Tuff bestehen. Bey einer genaueren Betrachtung der Gestalt und Lage dieser Spuren lassen sich mehrere der verschiedenen Arten von Fahrten erkennen, die in der

Jägersprache mit den Worten: Beytritt, Burgstall, Kreuztritt zc. bezeichnet werden. Unter diesen Abänderungen bemerkt man den Beytritt am häufigsten — eine Fährte welche dem Rothwilde eigenthümlich ist, wenn es im vertraulichen Beysamenseyn einherschreitet. Nicht nur dieser Umstand, sondern auch die außerordentliche Menge der Spuren, welche man auf den einzelnen Plätzen beyammen erblickt, beweist, daß die Thiere, die sie zurückgelassen haben, in großer Anzahl und ungestört an diesem Orte beyammen gelebt haben müssen. Die meisten dieser Fährten stimmen an Gestalt und Größe vollkommen mit denen noch jetzt in unsern Gegenden lebenden Hirscharten überein. Andere indessen übertreffen die Fährte eines Sechzehners an Breite um mehr als 3 Linien. Diese Dimension scheint mit der Größe der Hirschknochen im Verhältniß zu stehen, an denen diese Ablagerungen sehr reich sind, und die offenbar erloschenen Thierarten angehören. Aber auch Fährten von anderen zweyhüfigen Thieren haben sich gefunden, von denen besonders einige eine genauere Untersuchung verdienen. Bey einem dieser Abdrücke beträgt die größte Breite der einzelnen Schalen nur $1\frac{1}{2}$ Par. Zoll, die Länge aber nicht weniger als 6 Zoll. Diese einzelnen Schalen laufen nach vorn hin sehr spitz zu, stehen zwey Zoll vom hinteren mehr abgerundeten Ende am nächsten zusammen, entfernen sich aber wieder an den Spitzen um $2\frac{1}{2}$ Zoll von einander. Diese große Fährte muß noch dazu einem jüngeren Thiere angehört haben, da die Spitzen der Schalen durchaus nicht abgerundet, sondern sehr scharf zulaufend sich darstellen. Ganz neuerdings sind auch Fährten von einhüfigen Thieren gefunden, die indessen nicht scharf genug ausgedrückt sind, um eine genauere Bestimmung zu gestatten.

Die Auffindung von Bruchstücken altdeutscher Thongefäße im Kalktuff bey Lenglern ist unseres Wissens die erste sichere Erfahrung über das Vorkommen von Kunstproducten in den Tuffablagerungen der hiesigen Gegend, und um so beachtungswerther, weil einerseits über die Periode der Entstehung jenes, im Leinethal weit verbreiteten Gebildes, ein neuer Aufschluß, und andererseits die erste Kunde darüber erlangt wird, daß unsere Gegenden bereits von Menschen bewohnt waren, als hinsichtlich des Bodens und der belebten Geschöpfe noch ein von dem gegenwärtigen, abweichender Zustand herrschte. Was übrigens die Genauigkeit obiger Beobachtung betrifft, so darf der Hofr. Hausmann solche um so mehr bezeugen, da er selbst der Güte des Hn Pastor Krahnold ein Stück festen Kalktuffs verdankt, worin ein Scherben von einem Aschenkrüge auf solche Weise eingeschlossen liegt, daß es nicht möglich ist daran zu zweifeln, daß das Gefäß von welchem das Bruchstück herrührt, früher gefertigt war, als der Kalktuff, welcher es umgab und bedeckte, sich bildete. In den hiesigen Gegenden, namentlich bey Weende und am Fuße des Hainberges, sind zuweilen Aschenkrüge in der Nähe des Kalktuffs, aber stets über demselben gefunden. Die bey Lenglern im Innern des Kalktufflagers entdeckten Ueberreste stammen daher aus einer sehr viel früheren Zeit als jene Gefäße; denn Jahrhunderte müssen über die Bildung der bedeckenden Tuffmasse und über die Aufschwemmung der mächtigen Dammerdeschicht verstrichen seyn. Indessen unterscheiden sich die älteren Gefäße durch ihre Masse und Bildung nicht wesentlich von den neueren, wie auch in vorstehender Notiz bemerkt worden. Die grobe und unvollkommen verarbeitete Thonmasse enthält kleine Brocken von den Kalkstein- und Mergelarten, welche in der Gegend von Lenglern sich

finden, und durch die ungleiche, im Ganzen aber schwache Einwirkung des Feuers erscheint die weiche, leicht zerbrechliche Hauptmasse im Innern bräunlich, röthlich, oder noch in der ursprünglichen Schwärze. Die Scherben sind von verschiedener Stärke; die mehrsten rühren von großen Aschenkrügen her; ein Bruchstück hat einem enghalsigen Gefäße angehört. An mehreren Stücken hat die Außenfläche verschiedenartige, eingeschnittene und eingestochene Verzierungen.

Die Auffindung von Thierfährten in dem Roßdorfer Kalktuff vermehrt die wenigen, mit Sicherheit bekannten, Erfahrungen von Spuren dieser Art, durch eine neue, völlig unzweydeutige. Der Hofr. Hausmann verdankt dem Hn Dr Bunsen eine Tuffplatte, auf welcher zwey deutliche Fährten sich befinden, und eine größere noch ausgezeichnetere Platte hat derselbe für das hiesige Academische Museum bestimmt. Hinsichtlich dieser Spuren verdient besonders noch hervorgehoben zu werden, was sich übrigens auch schon aus obiger Mittheilung ergibt, daß sie die Fährten selbst und nicht wie bey den im bunten Sandstein der Gegend von Hildburghausen gefundenen, die Ausfüllungen der Eindrücke darstellen. Indem nun die ausgemachten Erfahrungen von dem Vorkommen von Thierfährten in Gesteinmassen sich vermehren, verdienen auch einige frühere, unbeachtet gebliebene Angaben darüber geprüft zu werden; und besonders dürfte das von dem Hn Dr Plagge im Hannoverschen Magazin v. J. 1827 S. 476 beschriebene Vorkommen von Eindrücken der Füße von verschiedenen Thiergattungen, und angeblich auch von Menschen, auf der Oberfläche des Flözsandsteins am Isterberge bey Bentheim, eine gründliche Untersuchung verdienen.

G o t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

111. Stück.

D e n 18. J u l i u s 1835.

M ü n c h e n.

Bey George Jaquet, 1834: Skeireins Aivag-
geljons thairh Iohannen. Auslegung des Evan-
geli Johannis in gothischer Sprache. Aus rö-
mischen und mayländischen Handschriften, nebst
lateinischer Uebersetzung, belegenden Anmerkungen,
geschichtlicher Untersuchung, gothisch-lateinischem
Wörterbuche und Schriftproben. Im Auftrage
Seiner K. H. des Kronprinzen Maximilian von
Bayern erlesen *), erläutert, und zum ersten Male
herausgegeben von H. F. Maßmann. XII u.
182 S. in Quart.

Wenn Rec. nicht gerade in einer, vielleicht
vorübergehenden, Periode wäre, worin er sehr
selten recensiert; so würde er tadelnswerth und
unbegreiflich finden, daß er lange zu einem Buche
geschwiegen hat, das ihm als ein eifrig unter-

*) d. h. nicht ausgesucht, denn wir haben nichts Go-
thisches auszuwählen, und nehmen vorlieb mit dem
was da ist; sondern — mit angestrengetem Fleiß aus
den schwierigen Schriftzügen buchstabiert.

nommenes, erst ausgeführtes Werk aller Auszeichnung und Anerkennung würdig erschienen ist. Der Verf. ging 1833 nach Italien, um im Auftrage des Kronprinzen von Bayern die gothischen Handschriften in Mailand, Rom und Neapel abzuschreiben. Welche Aussichten und Hoffnungen darf das vaterländische Sprachstudium für die Zukunft fassen, wenn die Thronerben zweyer deutscher Königshäuser zu unterstützen beginnen, was sich bisher nur durch sich selbst aufhelfen mußte! nämlich auch dem Kronprinzen von Preußen ist Graffs Sprachschatz im Gefühl der Dankbarkeit zugeeignet. So wenig es nun dem verdienstvollen Grafen Castiglione in Mailand verdacht werden kann, daß er die gothischen Palimpsesten, welchen er einen Theil seines Lebens geopfert hat, nicht aus der Hand lassen will, sondern seiner eigenen sorgfältigen, etwas langsamen Herausgabe vorbehält; so natürlich wird es auf der andern Seite scheinen, daß wir Deutsche, feuriger für die gothische Sprache eingenommen, als Italiäner, die nur ein sehr bedingtes Wohlgefallen daran empfinden mögen, keine Versuche vernachlässigt haben, um dieser Schätze schneller und reichlicher habhaft zu werden. Ganz ist denn auch Hr Maßmanns Bemühung nicht gescheitert. Castiglione überließ ihm mit edler Gefälligkeit die zu demselben gothischen Werke, von dem sich ein Bruchstück in einem Vaticanischen Codex vorfindet, gehörigen Mailänder Blätter, und in Neapel hatte er Muße und Gelegenheit, den von Sierakowski zuletzt nachgebildeten Ravennischen Papyrus scharfer zu betrachten; die Urkunde zu Arezzo ist wenigstens jetzt verloren.

Zum Lesen und Nachzeichnen der schwierigsten Handschriften ist Hr M. ganz gemacht. Das erblichene, verwischte, fast erloschene, weiß er mit

gesundem Auge (was hier mehr hilft als Loupe oder chemischer Aufstrich) so beharrlich anzusehen, daß sich zuletzt die alten Züge wieder vollkommen gestalten. Die größte Befriedigung gewährt das hinten beigefügte Facsimile, dessen weiter Abstand von der im achten Band der Majischen Collectio nova enthaltenen Tafel jedermann auffallen muß. Selbst in der sonst musterhaften Nachbildung Sierakowſki's wußte Herr M. Mängel und Fehler zu erspähen, die hauptsächlich dadurch entsprangen, daß der Pole des Gothischen unkundig war; Kopp's Grundsatz, ein Paläograph brauche bloß zu lesen und sich um den Sinn gar nicht zu kümmern, ist allgemein betrachtet so wenig wahr, daß man ihm die Behauptung entgegenstellen darf, nur der Verstehende vermöge vollkommen richtig zu lesen. Der Text, wie er hier S. 3 — 34 abgedruckt ist, Spalte für Spalte, Zeile für Zeile, ja Buchstab für Buchstab, gibt die anschaulichste Vorstellung von der gothischen Handschrift selbst; eigends geschnittene und gegossene Typen nehmen sich schlanker, zierlicher aus, als die der Mailänder Druckerey, und stellen den Character der Schrift getreuer dar, kurz in diesem Betracht ist gar nichts zu wünschen übrig gelassen.

Den Kern des vorliegenden Bandes machen 64 gothische Spalten aus, die in übliche lateinische Schrift aufgelöst keinen Octavbogen füllen würden, hier aber, wie ehemals Knittels Bruchstücke, einen Quartanten erzeugt haben. Der Herausgeber erkennt darin keine gothische Homilie, sondern eine Auslegung des Evangeliums Johannis. Allerdings kein Commentar der sich auf alle Worte und Stellen des Textes erstreckt, sondern nur eine Betrachtung einzelner Sätze, die, wie nachgewiesen worden ist, aus dem er-

sten bis zum siebenten Kapitel dieses Evangeliums genommen sind. Von dem Beginn scheint demnach wenig, dagegen der größte Theil der Fortsetzung und der Schluß zu fehlen. Ursprünglich gothische Abfassung dieser Betrachtungen anzunehmen, würde, da die Gothen das Christenthum von Griechen, die gothische Geistlichkeit ihre Ausbildung von der griechischen empfangen, die größte Unwahrscheinlichkeit haben. Durch mühsame Forschungen ist unser Herausgeber darauf geleitet worden, in dem muthmaßlichen griechischen Werk, das der gothischen Arbeit zum Grunde liegt, eine verloren gegangene Auslegung des Evangeliums Johannis von Theodor von Heraclea zu erblicken. Wir halten diese Vermuthung zwar nicht für völlig ausgemacht, empfehlen aber die fleißigen Ausführungen über Arianismus, Semiarianismus, Ulfilanische Bibelübersetzung, Bekehrung und Character der Gothen zum Nachlesen. Nur das sey noch bemerkt, daß die gothischen Stellen aus dem Evangelium, welche der Tractat liefert, wörtlich zu der Verdeutschung des Ulfilas stimmen, woraus freylich gar nicht gefolgert werden darf, daß er auch jene Abhandlung übertragen habe.

Da sich kaum eine Zeile gothisches Textes auffinden läßt, die keinen Gewinn für die genauere Kenntniß gothischer Sprache abwürfe, so versteht es sich von selbst, daß die willkommene Rettung und Bekanntmachung der vorliegenden Bruchstücke auf den Dank aller rechnen dürfe, die jetzt dieses Feld, schon nicht mehr ganz einsam, anbauen. Ebenso einleuchtend ist es aber auch, daß das eindringende Verständniß eines gothischen Aufsatzes, dessen griechisches Original bloß vermuthet wird und nicht vorliegt, mehr Schwierigkeiten zu besiegen hatte, als die Uebersetzung des Ulfilas darbieten konnte, deren Sinn beynahе immer, mit

ausgemachter Sicherheit, aus den Worten des N. T. zu gewinnen war. Der Herausgeber hat überall eine tüchtige Sprachkenntniß bewährt und schon bey dieser ersten Bekanntmachung alles Nothwendige in reichem Maße geleistet.

37, 8 stehen *hunsl jas sáuth* (sollte man nicht immer schreiben *jassáuth* f. *jah sáuth*, *janni* f. *jah ni* u. s. w.?) gerade so zusammen wie Ephes. 5, 2; mit beiden Ausdrücken, die sich doch ursprünglich wohl sehr ungleich waren, übersetzt der Gothe sonst *ὑπότα*, weil er sich nicht anders zu helfen weiß, dem Begriff des griech. *ὑπό* liegen sie fern. *hunsl* möchte Hr M. von *hinthan* (*capere*) leiten, und dann stünde es für *hunthsl*. Nicht unmöglich, aber noch nicht wahrscheinlich, die Wurzel könnte auch *hiunan* seyn. 37, 11 und noch an zehn andern Stellen geben unsere Bruchstücke das weibliche Subst. *garêhsns*, *prae-* *paratio*, *propositum*, das seither der ganze *Ulfilas* nicht dargeboten hatte, zum deutlichen Beweis, welchen Wortreichthum diese Sprache in sich schloß und was wir durch ihren Untergang einzubüßen. Den Verbindungen *HS* hat die Grammatik bisher noch nicht genug gethan, es verhält sich eben damit wie mit dem *HT*, und das *H* kann dabey aus wurzelhaftem *K*, *G* oder *H* entspringen, genau wie in den Verbindungen *SS* und *ST* das vordere *S* aus wurzelhaftem *T*, *D* oder *TH*. Auf *rêhsns* angewandt, so stehen zwey Wurzeln zu Gebot, *rikan* (no. 295) oder *rigan* (no. 554), die erstere ist aber wahrscheinlicher und auch der Herausgeber hat an sie gedacht. *rikan* bedeutet *congerere*, *garêhsns* mit dem Pluralablaut *rêkum* gebildet, demnach Sammlung, wie wir für vorbereiten auch sagen: sich sammeln. Dieses goth. *rêhsns* verlangt ein abd. *râhsan*, das im Subst. unerhört, aber im Verbum

ûz *gerâhsinen* (egerere, herauschaffen) noch Diut. 3, 45 anzutreffen ist. Auf gleiche Weise ist das goth. *draihsna* (mica) mit dem Pluralablaut eines verlornen *driukan* oder *driugan* gebildet zc.

37, 13 *vithrus* zeigt uns die älteste Form unferſ- heutigen *Widder*, ahd. *widar*, früher aber *widaru*. Das goth. Wort hatte noch die Bedeutung von ἀμνος. 38, 16 u. 21 steht der Gen. Pl. *usmêtê* von einem bisher unbekanntem Subst., das nun auf einmal auch öfter in dem zweyten Cor. und Epheser-Brief zu Tage kommt, und *conversatio ἀναστροφή, πολιτεία* ausdrückt. Ohne diese Stellen würde man *usmêts* unbedenklich für den persönlichen Begriff *defunctus, mortuus* nehmen und mit den vom Herausg. Note 17 angeführten petrinischen Redensarten in Verbindung bringen. Die *usmêteis* wären wie die *naveis* substantivisch, nicht adjectivisch aufzufassen, und das Verbum *usmitan* (*emetiri*) ergäbe die passende Vorstellung von Zurücklegen des Lebens, Ausgerungen haben. Sonderbar scheint nur, daß der Gothe mit derselben grammatischen Form *usmêts* die abstracte und die persönliche Bedeutung verbunden haben sollte. 40, 3 *tweifl*, *dubium*, ahd. *zuival*, nhd. *Zweifel*. In diesem mit der Zweyzahl sichtbar, und zwar durch Ablaut, zusammenhängenden Wort, ist die Entwicklung des F ganz analog der des B im lateinischen *dubium*. 40, 20 *svêsa* würden wir nicht *propriam* übersetzen, sondern als Pl. Neutr. auf *vatô* und *ahma* zugleich beziehen. 40, 18 sollte der Text statt *ahmein* haben *ahmeina*, auf *sáivala* gehend. 42, 1 *kalbô*, *juvenca, vitula*, moviert aus dem neutralen *Kalb?* oder aus einem Masc. *kalbs, juvencus?* vgl. Gramm. 3, 334. 42, 4 *ufartrusnjan*, *supertegere, superstruere*, des Herausgebers Ableitung des *trusnjan* von *trudan*

verdient vollen Beyfall, zumal sich aus der Bedeutung treten leicht die von *struere* entwickelt, wie z. B. das franz. *chausser* (= *calcare*) vom Aufwerfen der Erde gilt. Es fragt sich, ob *intrusgjan* (*inserere*) mit *intrusnjan* verwechselt seyn könne? 43, 17 sollte *alamanné*, nicht *alamané* stehn, da jenes die Handschrift gibt, auch das Glossar die richtige Form enthält. Die Elipse von *kuni* fordert freylich noch Bestätigung und Beyspiele. Die merkwürdige Verstärkung des Begriffs *mans* (*homines*) durch ein Präfix *ala*, was uns Aufschluß über die Bedeutung des bekannten Volksnamens verschafft, bespricht der Herausg. S. 149 b. Auch 51, 17 drückt *alláim alamanam* nichts weiter aus als *omnibus hominibus*, und wir wissen daß das nämliche Präfix in vielen andern Fällen ebenso nichts sagend und bloß verstärkend gebraucht wurde (Gramm. 2, 627. 650). *Alaman* ist demnach ein Mann im vollen Sinne des Wortes, ein rechter, tüchtiger Mann; wir Deutsche können uns schon gefallen lassen, daß uns romanische Völker so heißen. 44, 7 *vaúrdahs*, *corruptus*, *corruptibilis*, doch dieses hätte Rec. nicht unter *vaúrd* (*verbum*) gebracht, sondern nebst *fravaúrdjan* *corrumpere* unter *vairthan* (*fieri*). *fravaírthan* (*perire*) hat sich noch nicht dargeboten, daß transitive *fravaúrdjan* aber 1. Cor. 15, 33 und Matth. 6, 16 *fravardjan*, zwischen welchen man die Wahl hat, da zwar die meisten Transitive mit dem Singularablaut, einige auch mit dem des Pl. gezeugt werden. Warum lautet aber das Adj. *vaúrdahs* und nicht *fravaúrdahs*? Man darf wohl die sonst in der Partikel liegende Abänderung der Bedeutung schon aus dem bloßen Pluralablaut herführen (Gramm. 2, 80)? 44, 16 *haldis* gehört zu Gramm. 3, 590.

Wir brechen hier ab, theils weil der Herausg.

in den übrigen Stellen schon das Erforderliche beygebracht hat, theils um noch etwas von dem äußerst fleißigen und brauchbaren Wortregister zu sagen. Dieses dehnt sich weit über den Text des Buches aus und umfaßt auch vorzüglich das gleichzeitig erscheinende dritte Specimen von Castiglione, entzieht uns also den abgesonderten Ueberblick der hier gelieferten Wörter. Dem Herausg. lag es aber ganz nahe, aus den Texten, um deren Bekanntmachung er sich kein Verdienst erwerben konnte, wenigstens sein Wörterbuch zu bereichern und er hat bey dieser Gelegenheit manche Versehen des Mailänder Abdrucks berichtigt. Doch trägt seine Arbeit einige Spuren der Eile, wichtige Wörter fehlen ganz, wie *mimz* (*caro*) *gaviss* (*ἀφῆ*) *vlizja* (1 Cor. 9, 27); *grindafrathjôs* ist nur unter F, nicht unter G eingetragen. Von Castiglione hat Hr M. das unrichtige *brahva* statt *brahv* aufgenommen. Der Sg. *fairveit* beruht auf dem verlesenen Pl. *fairveita*, Castigl. 1 Cor. 4, 9 hat aber *fairveitl*, und so muß es heißen. *Sateins*, *constitutio*, hätten wir Castigl. nicht nachgeschrieben, die Randglosse Ephes. 2, 3 kann nur lauten *ussateindái* (*naturâ*, d. i. *plantatione*) *urrugkái*, und *urrugkái* ist ein Synonym von *barna hatis*, *τέχνα ὀργῆς* oder ein Versuch es näher zu deuten, *urrugks* zornmüthig, gehässig, ungeschliffen? vgl. Stalder unter *runggen* und das Brem. Wb. unter *runks*. *Spráud* f. *spáird* ist nicht zu vertheidigen, am wenigsten durch das ganz unverwandte *spráutô*. *Sijan*, *esse*, hätte der Herausg. dem Reinwaldischen Glossar überlassen sollen, es kommt nirgends vor. In den Citaten gibt es mehrere Druckfehler.

Jac. Grimm.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.

Den 18. Julius, 1835.

P a r i s.

Chez, Firmin Didot Frères: Mémoires de l'Académie Royale des Sciences de l'Institut de France. Tome XI. 1832. CCXXXI und 909 Seiten. Tome XII. 1833. CIV und 616 Seiten in 4.

Band XI. Fourier liefert eine Uebersicht der mathematischen Arbeiten der Academie während des J. 1828. Navier erstattet Bericht über eine Abhandlung von Chabrier über die Luftschiffahrt. Eine Uebersicht der physischen Arbeiten der Academie gibt Cuvier. Die zoologischen, physiologischen und medicinischen Abhandlungen in diesem Bande beschränken sich auf folgende wenige:

S. 101. Considérations sur l'opération du trépan, et sur les lésions du cerveau, par M. Flourens. Premier memoire: Sur l'action mécanique des épanchements cérébraux. Der Hr Verf. beabsichtigt in einer Reihe von Abhandlungen ausern:

anderzusetzen, welchen Einfluß die Resultate seiner zahlreichen am Gehirn angestellten Versuche, sowohl auf die operative Chirurgie, als auch auf das Wesen der meisten Krankheiten, welche die Trepanation erforderlich machen, seiner Meinung nach haben werden. Die erste Abhandlung handelt von der mechanischen Wirkung der Extravasate auf das Gehirn; — und in dieser Hinsicht meint der Verf. 1. daß selbige nur alsdann die Wirkung eines Drucks auf das Gehirn zu äußern im Stande seyen, wenn sie eine gewisse Gränze überschreiten. 2. Daß sie diese Gränze überschreiten müssen um die eigenthümliche Resistenzkraft des Gehirngewebes überwältigen zu können. 3. Daß sie diese Resistenzkraft nicht durch ihr eigenes Gewicht, sondern nur alsdann zu überwältigen vermögen, wenn sie von dem Schädel oder von der harten Hirnhaut beengt oder zurückgehalten werden. 4. Daß die Schnelligkeit ihrer Wirkung von dem Grade der eintreibenden Gewalt der Circulationsorgane abhängt, und 5. Daß die alleinige Entfernung eines Schädelstückes oder der Duramater hinlänglich sey um die Wirkung des Extravasats auf das Gehirn zu heben. — Die Fortsetzung liefert Hr Florens S. 369 in dem *deuxième mémoire*, welcher von den Hirnwucherungen, oder den Hirnbrüchen handelt. Diese Hirnbrüche sind Hervorragungen eines gewissen Gehirnthells, welche durch den Eintrieb des Blutes in das Gehirn alsdann bewirkt werden, wenn ein Hirntheil nicht durch die äußern Umgebungen (Schädel, Duramater) in seiner Lage erhalten wird. Jede Reizung oder Verletzung vergrößert den Bruch; nach einer gänzlichen Hinwegnahme der Hirnbedeckungen verschwinden (wie Experimente an Thieren ergaben, wovon jedoch in der Praxis kein Gebrauch zu machen ist) diese Brüche. —

S. 383. Expériences sur l'action qu'exercent certaines substances lorsqu'elles sont immédiatement appliquées sur les différentes parties du cerveau. Von demselben. Reizende Substanzen, z. B. Terbenthinöl, Spiritus auf den entblößten Hirntheil gebracht, regten dessen Function auf, Opium hingegen bewirkte das Gegentheil, ähnlich als wenn man einen Gehirntheil allmählich fortschneidet. — S. 435. Mémoire sur un enfant quadrupède, né et vivant à Paris, monstruosité déterminée sous le nom générique d'Iléadelphie; par M. Geoffroy-S.-Hilaire. Diese Mißgeburt wurde am 4ten Julius 1830 zu Paris geboren, und befand sich am 7. August 1831, wo Hr G. dieselbe sah, noch recht wohl. Von der Lendengegend abwärts ist sie doppelt, woher dann der obige Name für diese Art von Mißgeburten, welche auch unter Hühnern, Enten u. s. w. nicht so ganz selten sind. — S. 583. Recherches d'anatomie transcendante et pathologique. Théorie des Formations et des Déformations organiques, appliquée à l'anatomie de Ritta Christina et de la duplicité monstrueuse. Par E. R. A. Serres. Diese über 300 Seiten große Abhandlung mit 20 Steintafeln handelt zuerst von den Ursachen und von der Entstehung der Monstrositäten überhaupt, wobei der Verf. seine bekannte, aber unhaltbare Ansicht vom Geseß der Entwicklung von der Peripherie aus gegen das Centrum hin zum Grunde legt, worauf dann eine vergleichende Beschreibung des im J. 1829 am 11. Merz in Sardinien geb., und am 23. November desselben Jahres in Paris gestorbenen Doppelkindes Ritta und Christina folgt. Diese Mißgeburt war in der obern Hälfte doppelt (2 Köpfe, 2 Hälse, 4 Arme), in der un-

tern einfach (2 Beine, 1 After). Die Physiologie der Christina war munter, lebhaft; die der Ritta melancholisch. Letztere zeigte wenig Verlangen die Brust zu nehmen; erstere hingegen sog sehr begierig und oft längere Zeit als die Schwester, obgleich im Allgemeinen beide zugleich das Bedürfnis zu saugen hatten. Sogen beide Kinder zugleich, so konnte man an dem ganzen Körper die gewöhnlichen Zeichen des bey dem Saugen Statt findenden Wohlbehagens wahrnehmen, nämlich das bekannte Bewegen der Hände und Füße; sog hingegen nur das eine oder andere der Kinder, so beobachtete man jene Zeichen des Wohlbehagens nur an zwey Armen und an einem Fuße, woraus hervorzugehen scheint, daß der eine Fuß vorzugsweise dem einen, der andere dem andern Kinde angehörte. Der Bauch hingegen und die Brust, obwohl man glaubte, daß die eine Hälfte der Christina, die andere der Ritta angehörte, zeigte immer beiden Kindern gemeinschaftliche Lebensäußerungen, so daß wenn sich Husten einstellte, beide Kinder Theil daran nahmen, eben so bey der Excretio alvi; der Puls war bey beiden gleichzeitig, so daß man hätte glauben sollen, es sey nur ein gemeinschaftliches Herz vorhanden, was jedoch nicht der Fall war. Die Uebereinstimmung der Herzschläge in beiden erklärt Hr Serres mit Recht aus dem Umstande, daß die Respiration für beide gemeinschaftlich war. Der Schlaf war gemeinschaftlich, und eben so das Wachen, welchen Umstand der Verf. wiederum aus der gemeinschaftlichen Respiration ableitet; denn die Respiration ist während des Schlafes langsamer, eben so die Circulation; schließ nun die eine, so führte deren Einfluß auf die Respiration und Circulation auch die Ur-

sache des Schlafes für die andere herbey, und wachte die eine auf, so geschah ein gleiches in Betreff der Respiration und Circulation bey der andern und war so Ursache des Aufwachens dieser. Ehe die zween aufwachte, nachdem die erste bereits erwacht war, verrieth sie eine Art von Athembeschwerde, ähnlich als wenn jemand an Indurationen in den Lungen, oder an Wasser in einem Sack des Brustfels leidet. Die Organe, welche gemeinschaftlich waren, standen auch unter einem gemeinschaftlichen Nerveneinflusse; diejenigen hingegen welche jedem Kinde eigenthümlich angehörten, standen auch nur unter dem Nerveneinflusse entweder des einen oder des andern Kindes. Wenn z. B. der gemeinschaftliche After, oder die äußern Geschlechtstheile gereizt wurden, so drückte sich die Empfindung davon auf dem Gesichte beider Kinder aus; wurde hingegen der eine oder der andere Fuß gekitzelt, oder die dem einen oder dem andern Kinde angehörenden Hände, so zeigte sich der einer solchen Reizung entsprechende Ausdruck nur in dem Gesichte desjenigen Kindes, dessen Fuß u. s. w. gereizt worden war. Je nachdem man die Theile des einen oder des andern Kindes, oder beide Kinder zugleich reizte, konnte man, wenn sie schliefen, entweder nur das eine oder das andere zuerst, oder beide zugleich aufwecken. — Mit dem Worte Anatomie transcendente ist ungefähr dasjenige bezeichnet was man wohl philosophische Anatomie, worin hauptsächlich die Bildungs- und Formgesetze des Organismus und seiner Theile auseinander gesetzt werden, genannt hat, und in welcher Hinsicht wir beispielsweise an Oken's bekannte 'Weinphilosophie' erinnern. Wie der Bau der Ritta, Christina nach dem Tode sich auswies muß in der Schrift,

welche auch als besonderes Werk zu haben ist, selbst nachgelesen werden.

Band XII. Außer einer Lobrede auf Humphry Davy von Cuvier, auf Ludwig Nicolaß Bauquelin, von demselben, und auf Alexander Volta von Arrago enthält dieser Band folgende Abhandlungen zoologischen, physiologischen und medicinischen Inhalts:

S. 3. Divers mémoires sur de grands sauriens trouvés à l'état fossile vers les confins maritimes de la basse Normandie, attribués d'abord au crocodile, puis déterminés sous les noms de téléosaurus et sténéosaurus. Par M. Geoffroy St. Hilaire. Es sind hier mehrere wichtige Memoiren mitgetheilt, von denen die erste über die Knochenplatten des Gaumens bey den Hauptfamilien der Wirbelthiere, und zunächst über die genauere Form derselben bey den Crocodilen und den Teleosauriern handelt. Die zweite Abhandlung betrifft die Eigenthümlichkeit der Formen des Hinterkopfs bey den Crocodilen, und die Identität derselben organischen Theile bey den Teleosauriern. In der dritten Abhandlung ist von den Nachforschungen in den Steinbrüchen des Solithenkalks, worin man mehrere schöne Muscheln und neue Arten von Teleosauriern aufgefunden hat, die Rede. Die vierte ist über den Grad der äußern Einflüsse auf die Bestimmung der thierischen Formen, — eine den Ursprung der Teleosaurier, und auch den der Thiere der gegenwärtigen Epoche, zunächst angehende Frage. Die fünfte handelt über die in derselben Zahl gefundenen und denselben Functionen als bey allen übrigen Wirbelthieren vorstehenden Knochenstücke des Ohrs bey den Crocodilen und Teleosauriern. — S. 139. Observations et

quelques remarques sur la nature, les causes et le traitement de la goutte. Par M. le Baron Portal. In 4 Abschnitten handelt der alte ehrwürdige, berühmte, nunmehr verstorbene, Portal über die pathologische Anatomie verstorbener Sichter, und über das Wesen, die Ursache und die allgemeine Behandlung der Krankheit. Wir glauben unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir die allgemeinen Ergebnisse der Erfahrung dieses großen Anatomen und Arztes kurz mittheilen. Die Gicht sey das Resultat einer Knochenverhärtung, in welcher sich die, Gelatine, Eryweiß, etwas Magnesia und Eisen enthaltende, phosphorsaure Kalkerde vom Periostium trenne und auf die Gelenke, oder auf andere feste oder weiche Theile des Körpers werfe; auch in die Flüssigkeiten, als Blut, Lymphe, Zellgewebe, übertrete; jeder Theil des Körpers sey dem nachtheiligen Einfluß dieser Substanz ausgesetzt. Aus einer Versetzung jener Kalkerde von den Gelenken oder den Knochen auf gewisse zum Leben absolut nothwendigen Organe, könnten die mannigfaltigsten und gefährlichsten Krankheiten, sogar der Tod, erfolgen. Als entfernte Ursachen der Gicht kämen verschiedene fieberhafte, oder fieberlose Krankheiten in Betracht, und mit Berücksichtigung dieser könne man derselben sehr oft vorbeugen, oder man könne sie lindern, und minder gefährlich machen. Der Sitz sey bald im Blute, bald in der Lymphe, bald in der Galle, bald in andern Flüssigkeiten; manchmal rühre sie von einer übermäßigen Fettleibigkeit (nicht zu verwechseln mit Wohlbeleibtheit) her. Manchmal schiene sie ihren Sitz in den Gelenken zu haben, obgleich dieser Sitz doch eigentlich an einer ganz andern Stelle wäre; diese Gichtart sey die sympathische, und ihre wahre Ursache in den

Harnwegen, oder im Gehirn, Rückenmark, in den daraus entspringenden Nerven, oder in denjenigen Theilen, wohin diese Nerven sich begeben, gelegen. Es gebe viele Menschen, die nicht an der Sicht leiden, indem bey ihnen die phosphorsaure Kalkerde (die wahre Ursache der Krankheit) durch verschiedene Excretionen, durch Transpiration und Schweiß, Harn, Stuhlgang und sogar durch im Innern vor sich gehende Absonderungen, entfernt werde. Der phosphorsaure Kalk mische sich, nachdem er zur Erhärtung und Ausbildung der Knochen gedient habe, nicht allein den Flüssigkeiten des Körpers bey und verleibe diesen einen bedeutenden Consistenzgrad, sondern er erhärte auch die übrigen weichen Theile, und indem diese Kalkerde sich fortbilde, ungeachtet sie nicht mehr von dem Periostium zur Knochenmasse verbraucht werde, so spiele sie im Menschen die Rolle eines fremden Körpers, der wohl gar Veranlassung zum Tode werden könne. Nach den Ursachen verschieden will der Verf. die Sicht behandelt wissen und gibt zu einer solchen rationalen Behandlungsart den Fingerzeig; er hat zwar versprochen in einem fünften Abschnitt die specielle Behandlungsart der verschiedenen Sichtsarten folgen zu lassen, jedoch wird der folgende, uns noch fehlende Band, lehren, ob er sein Versprechen noch erfüllen konnte. Die Abhandlung ist von S. 169 bis 179 gänzlich verdruckt, und muß S. 177 in 169, S. 178 in 170, S. 169 in 177 und S. 170 in 178 umgewandelt werden. — S. 181. Mémoire sur les dents antérieures des mammifères rongeurs, dans lequel on se propose d'établir que ces dents, dites jusqu'ici et déterminées incisives, sont les analogues des dents canines. Par M. Geoff.

froy St.-Hilaire. Die Nagezähne der Nagethiere seyen nach dem Gesetz 'Balancement des Organes' (s. unsere Anz. 1833. St. 78. S. 782) als Hundsz- oder Augenzähne zu betrachten, und zwar weil, wenn überhaupt das Zahnsystem verkümmere, solches am ersten und zunächst an seinen schwächsten Puncten, d. i. an seinem vordern Ende geschehe. Indem aber ein Theil dieses Systems verkümmert sey, komme ein anderer dafür zur stärkern Entwicklung; bey den Nagethieren seyen die Schneidezähne verkümmert, und dafür die mehr im vordern Theil des Kiefers entwickelten Hundszähne desto größer und stärker. — S. 411. Recherches sur les établissements de bains publics à Paris, depuis le VI. siècle jusqu'à présent, par M. P. S. Girard. Eine Abhandlung von nur localem Werth. — S. 463. Mémoire sur les avantages d'un procédé opératoire particulier, que nous avons imaginé au commencement de ce siècle, pour la cure radicale de l'hydrocèle, suivi d'une notice sur une autre maladie analogue que nous désignerons sous le nom d'hydrocèle vésiculeuse ou hydatique, par M. le Baron Larrey. Des Verfassers Curmethode des Wasserbruchs besteht in Folgendem: Er bildet zuerst am abhängigsten Theil der Hodensackgeschwulst eine Hautfalte, schneidet dieselbe ein, und punctiert durch diese Wunde die eigentliche das Wasser enthaltende und absondernde Membran mittelst eines Troicars, dessen Schaft abgeplattet, und dessen Spitze lancettförmig ist. Nachdem nun durch die Canule des Troicars die Flüssigkeit gänzlich abgeflossen ist, führt er durch diese Canule ein 4 — 5 Zoll langes, am Ende mit einigen Löchern versehenes

Röhrchen von Gummi elasticum ein, worauf dann, nachdem die Canale herausgezogen ist, jenes Röhrchen mittelst einer zweckmäßigen Binde an jenem Orte befestigt wird. Die Sonde von Gummi elast. verursacht nur sehr geringe Schmerzen; man bemerkt, daß binnen den ersten 24 Stunden die Serosität durch jene Sonde ausgeleert wird, worauf sich dann allmählich die Absorption vermindert und bald gänzlich aufhört. Dieses Aufhören des Ausflusses ist das Zeichen der beginnenden Inflammation, wodurch die Verwachsung der Hodenoberfläche mit der umgebenden Haut zu Stande kommt, — und zugleich derjenige Zeitpunkt, in dem man die Sonde von G. elast. zurückziehen muß; geschieht dieses nicht jezt, so wird die Entzündung oft zu bedeutend und Abceßbildung und Vereiterung ist die Folge davon. Jener Zeitpunkt ist selten vor dem dritten Tage, in einzelnen Fällen schon nach Verlauf von 24 Stunden, eingetreten, obgleich der Verf. Beobachtungen anführt, daß er sich bis zum 5. — 7. Tage erstreckte. — Der Verf. hat diese Methode immer mit dem besten Erfolge angewandt, keine bedeutende Zufälle und keine Recidive darnach gesehen. Bey Hydrocele congenita verbindet er mit dieser Methode noch einen gehörigen Druck auf den Bauchring, um die Verwachsung der Wände desselben zu bewirken. Ref. hält bey der einfachen Hydrocele, d. h. ohne Complication mit andern Hodensack- oder wirklichen Hodenkrankheiten, diese Curmethode für eine zweckmäßige; die Methode ist aber nicht neu und nicht von dem berühmten Verf. zuerst vorgeschlagen. Englische und deutsche Wundärzte wandten dieselbe an, nur mit dem Unterschiede, daß sie statt der Sonde von G. elast. eine Wieke einlegten (Warner, Lhedon), oder daß

sie statt jener Sonde die Canule des Troicars selbst liegen ließen (Monro), um den beabsichtigten Zweck zu erreichen. Der Verf. hat auch mehrere Male die von Manchen bezweifelte Hydrocele vesiculosa (von Hydatiden herrührend) beobachtet; hier ist die Punction gänzlich unnütz. Ist die Zahl der Hydatiden nur gering, so kann man sie extirpieren, darf aber nicht eine einzige sitzen lassen; nehmen die Hydatiden die ganze tunica vaginalis ein, sitzen sie wohl gar am Samenstrang, so muß die Castration verrichtet werden, wozu die Indication um so mehr vorhanden ist, als man bey dieser Art von Krankheit den Hoden der leidenden Seite gewöhnlich atrophisch antrifft. — S. 483. Expériences sur le mécanisme de la rumination, premier Mémoire, par M. Flourens. — S. 531. Expériences u. s. w., second Mémoire, von demselben. Herr Flourens hat an lebenden Hammeln eine große Reihe von Versuchen angestellt, um über den Weg zu entscheiden, welchen die Speisen vor und nach dem Wiederkauen einschlagen. Er fand, daß die nur wenig zerkaute Nahrungsmittel nach dem ersten Verschlucken in die beiden ersten Mägen, größtentheils aber in den Pansen, zum kleinern Theil hingegen in die Haube übergehen, — daß aber die flüssigen, oder zu Brey zerkaute oder wiedergekaute Nahrungsmittel bey dem Verschlucken größtentheils in den Kalender, und nur in geringer Quantität in die beiden ersten Mägen übertraten. Der Rücktritt der wiederkauenden Speisen aus den ersten beiden Mägen in den untern Theil des Oesophagus werde zum Theil durch die Contraction der Magenwände, zum Theil und hauptsächlich aber durch die Lezzen der Schlundrinne bewirkt; diese Lezzen sollen eine Portion des

Mansen- und Haubencontentums ergreifen, von der übrigen Futtermasse abreißen und in das untere Ende der Speiseröhre hineinführen. Ref. hat ein Jahr früher als Hr Fl. den Proceß des Wiederkauens einer genauern, auf Experimente begründeten Untersuchung unterworfen (s. dessen Beiträge und unsere Anz. 1831. St. 156), wonach er; obwohl das Resultat des Hn Fl. mit dem seinigen im Allgemeinen übereinstimmend ist, doch den Rücktritt des Bissens in den untern Theil der Speiseröhre einem ganz andern Prozesse zuschreiben muß als dem von Hn Fl.'s erdachten Greif- oder Abreißungsvermögen der Schlundrinnenwülste. Berthold.

G ö t t i n g e n .

Typis Dieterichianis: Libri symbolici Ecclesiae Catholicae. Conjunctim atque notis, prolegomenis, indicibusque instruxit Fridericus Guil. Streitwolf, Verbi Div. apud Bodenfeldenses Minister. 1835. 8.

In dem Sinne, in welchem wir in der Evangel. Kirche von symbolischen Büchern reden, ist es in der Römisch-catholischen nicht gebräuchlich. Streng genommen hat die letztere außer den ökumenischen nur ein besonderes Symbol, das Tridentinum, und selbst dieses heißt in der Römischen Kirche nie Symbol. Ja im strengsten Sinne hat sie nur Ein Symbol, das Apostolisch-Nicänisch-Constantinopolitanische. Dieß ist so klar in der Tridentiner Synode Sess. 3. decretum de symbolo fidei und im Römischen Katechismus P. 1. c. 1. ausgesprochen, daß ich mich wundere, daß weder Marheinecke noch Möhler auf diese Verschiedenheit des Sprachgebrauchs in der cathol. Kirche aufmerksam gemacht haben. Diese Vers-

schiedenheit ist nicht unwesentlich und hat einen inneren Grund, nämlich den, daß nach Römisch-catholischer Ansicht das constitutive Princip der Kirchenlehre in der gesammten kirchlichen Tradition und dem in jedem Moment inspirierten Kirchenregimente liegt. Alles was zu irgend einer Zeit durch das wahrhaft catholische Kirchenregiment in der Einheit der kirchlichen Tradition über die Lehre festgestellt wird, hat den Character des Symbolischen ohne Ausnahme, und das sogenannte apostolische Symbol der Römischen Kirche ist nur das erste Glied in dieser ununterbrochenen Kette. Daher heißt es in der prof. fidei: *Caetera item omnia a sacris canonibus et oecumenicis Conciliis ac praecipue a sacrosancta Tridentina Synodo tradita, definita et declarata indubitanter recipio atq. profiteor.* Nun will ich nicht läugnen, daß die Decrete der Trident. Synode für den catholischen Lehrbegriff eine besondere Bedeutung haben. Sie enthalten die absoluten Bestimmungen des kirchlichen Dogmas in besonderer Beziehung auf den Gegensatz gegen den protestantischen Lehrbegriff, und man könnte sie in sofern das antiprotestantische Symbol der Röm. Kirche nennen. Aber dieß geschieht dann in einem Sinne, wie keine Protestant. Bekenntnisschrift Symbol ist, denn diese haben nie die absolute Auctorität gehabt, welche dem Tridentinum zugeschrieben wird. In diesem Sinne und dieser Beziehung ist das Tridentinum, — welches das symbol. apostolicum in sich schließt, — die einzige symbolische Schrift der Catholiken, und weder der Römische Katechismus, noch selbst die professio fidei darf ihm in dieser Hinsicht gleich gestellt werden, obgleich der erstere auf Geheiß der Synode verfaßt und beide durch päpstliche Auctorität sanctioniert wurden.

Sie sind immer nur Ausflüsse des Tridentinums und haben nur eine supplementarische Auctorität. Da indessen selbst Möhler mißbrauchsweise von den symbolischen Schriften der Catholiken spricht, so wird man diesen Sprachgebrauch auch wohl unserm Verf. gestatten, nur sollte man auch um der Wissenschaft willen die Verschiedenheit des Protestant. und Römischcathol. Sprachgebrauchs nicht in Vergessenheit gerathen lassen, und wenigstens dem Beyspiele Winers folgen, der von der Hauptquelle des Römischcathol. Lehrbegriffs, dem Tridentinum, die professio und den Catechism. Rom. als symbol. Schriften zweyter Ordnung unterscheidet.

Es hat wohl manchem schon wünschenswerth erschienen, zur leichteren Handthierung der Quellen der Symbolik auch die betreffenden cathol. Hauptdocumente in einer bequemen Ausgabe mit zuverlässigem Texte zusammen zu haben. Herr Pastor Streitwolf hatte schon seit mehreren Jahren eine solche Ausgabe beschlossen und zubereitet, und um etwas recht Tüchtiges zu liefern, keinen Fleiß, keine Mühe und keine Zeit gespart. Der Druck war schon begonnen, als Orts- und Berufsveränderungen, mehr noch aber schwere Krankheiten des Herausgebers Unterbrechung geboten. Als der Verf. aber wieder mit neuer Kraft und frischem Muthe anfing, erschien vor wenigen Monaten die erste Lieferung der Danzischen Ausgabe der symbolischen Bücher der cathol. Kirche. Wenn dieß auf der einen Seite als ein erfreuliches Zeichen von dem allgemeineren Bedürfnisse einer solchen Ausgabe betrachtet werden durfte, so hatte doch auf der andern Seite eine solche Concurrrenz etwas Abhaltendes und Störendes. Indes haben bey weiterer Ueberlegung der Herausgeber und Verleger sich dadurch nur bewegen lassen, die Heraus-

gabe des Werks zu beschleunigen, und zwar, wie die buchhändlerischen Verhältnisse zu gebieten schienen, nach Art des Danzischen Lieferungsweise. Das Ganze wird etwa 50 — 60 Bogen stark werden. Diese erste Lieferung enthält die ersten sechzehn, wohlfeil genug, zu 18 Gr. Man sieht schon aus dieser Lieferung das Eigenthümliche der Arbeit. Voran stehen die *symbola oecumenicā* mit vollständigen Varianten nach Walchs *bibliotheca symbol. vetus*. Man könnte zweifeln, ob diese in die Sammlung gehören; wenigstens die Varianten entsprechen dem besondern nächsten Zwecke, wie es scheint, nicht. Indes hat auch diese mühsame Arbeit ihr Gutes. Auf die *oecum. Symbole* folgen die *canones et decreta Concilii Tridentini* nach der Ausgabe von Le Plat, mit einer Auswahl von Varianten. Der Herausgeber hat für gut gehalten, die Lehrdecrete auszusondern, und die reformatorischen, sammt den Bullen u. s. w. in einem Anhange besonders folgen zu lassen. Ich zweifle, ob dieß gut gethan ist. Das Studium wird dadurch nicht wesentlich erleichtert; im Gegentheil die lebendige Anschauung des ganzen Geistes der Synode in Beziehung auf die Reformation sogar gestört und erschwert. Auf die Tridentiner Decrete folgt die *Professio fidei* nach einem Römischen Exemplar mit vollständigen Varianten, endlich der *Catechism. Romanus*, in der von Andr. Fabricius herrührenden Form in Fragen und Antworten, nach dem Text der auf Befehl Clemens XIII. in Rom 1761. gedruckten Ausgabe, von der das päpstliche Breve ausdrücklich sagt, daß sie *maculis, quas operarum vitio liber contraxerat, emendatior* seyn solle. Der Herausgeber hat eine Auswahl von Varianten aus 13 Ausgaben hinzugefügt, und am Rande die Abtheilungen der in

Frankreich am meisten gebräuchlichen Ausgaben, so wie die Paragraphen der Italiänischen anmerkt. Wir vermiffen dabey ungern die zur Ueberficht fehr behülflichen Synopsen, die fich wenigstens in der Straßburger Ausgabe v. J. 1820 finden. Einen besondern Werth hat diese Sammlung dadurch, daß bey den Trident. Decreten und dem Katechismus nicht nur die daselbst citierten Stellen, sondern auch andere entsprechende Beweis- und Parallelstellen aus der heil. Schrift, den Kirchenvätern und Concilien mit großer Sorgfalt aufgesucht und nachgewiesen sind. Darin liegen manche für das dogmengeschichtliche Studium erspriessliche Winke. Auf die Correctheit des Druckes ist großer Fleiß verwendet worden, und der Herausgeber wird es an einer wiederholten Durchsicht des Gedruckten und genauen Angabe der etwa eingeschlichenen Fehler am Ende des Werkes nicht fehlen lassen. Dem Ganzen wird eine historische literarische Einleitung vorangehen und vollständige Register werden die Brauchbarkeit des Werkes erhöhen.

Wir wünschen dem Herausgeber Gesundheit und Kraft zur Vollendung seines nützlichen Werkes, und diesem in beiden Kirchen den Beyfall, den es verdient.

L.

Nachtrag zu S. 1059.

Das dort über die Ableitung des zendischen Atars (Feuer) Vermuthete erhält eine wichtige Bestätigung durch eine gütige Mittheilung unsers Herrn Hofrath Benecke, wonach die altdeutschen Wörter eit (Feuer) und eiter (Gift) wohl ursprünglich das Fressende bedeuten.

H. C.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.

Den 20. Julius 1835.

B e r l i n.

Bei Ferd. Dümmler, 1835: Prüfung der Gründe mit welchen von den Herren Klüber und Zacharia die Rechtsgültigkeit und Standesmäßigkeit der von Sr. Königl. Hoheit dem Herzog von Sussen mit Lady Augusta Murray im Jahre 1793 geschlossenen ehelichen Verbindung behauptet worden ist. Von Karl Friedrich Eichhorn. XVI und 172 S. nebst LXXX S. Beilagen in 8.

Die Abhandlungen von Klüber und Zacharia, auf welche hier Bezug genommen ist, führen folgende Titel:

Abhandlungen und Beobachtungen für Geschichtskunde, Staats- und Rechtswissenschaften. Von Johann Ludwig Klüber. Zweyter Band. Frankfurt a. M. in der Andreäischen Buchhandlung. 1834. IV und 409 S. in 8. Erste Abhandlung: Die Rechtsgültigkeit und Standesmäßigkeit der Ehe Sr. Königl. Hoheit des Herzog August Friedrich von Sussen, Königl.

Prinzen von Großbritannien und Irland und von Hannover, 2c. mit Lady Augusta Murray, Tochter eines Earl's (Grafen) und Pair's von Schottland, und die Berechtigung der aus dieser Ehe abstammenden Nachkommen zu dem vollen Genuß der väterlichen Standes- und Familienrechte, insbesondere ihre Successionsfähigkeit in den väterlichen Staats-, Stamm- und Privat-rechten. (Nebst 9 Beylagen) S. 1 — 232.

Rechtsgutachten über die Ansprüche August's von Este, ehelichen Sohnes Sr. K. H. des Herzogs von Sussen auf den Titel, die Würden und Rechte eines Prinzen des Hauses Hannover. Von Dr. K. S. Zacharia, Großherzogl. Bad. geh. Rathe II. Klasse, öffentl. ord. Rechtslehrer auf der Universität in Heidelberg 2c. Heidelberg, 1834. Druckerey von A. Schwald. 159 S. in 8. Voran stehen 4 genealogische Tafeln, sodann unter No. 1. Auszug aus dem Rechtsfalle, und Dr. Eushington's und Griffith Richard's Meinungen darüber, 8 S.; und unter No. 2. Auszug aus dem Rechtsfalle und D'Connell's Meinung darüber. 7 S. in 8.

Von keiner Wissenschaft kann wohl in dem Maße behauptet werden, daß sie zu ihrer Fortbildung der practischen Anschauung bedürfe, wie von der Jurisprudenz. Daher gibt es wenige bedeutendere Rechtsfälle, welche nicht zugleich ein wissenschaftliches Interesse hätten. Ganz besonders gilt dieß aber von solchen, welche aus dem deutschen Fürstenrechte zu beurtheilen sind, weil dieses fast aus lauter Rechtsfällen besteht, die durch keine höhere Autorität als allgemeine ausgesprochen sind, sondern sich bloß durch die Anwendung, welche von ihnen gemacht wird, als solche zu erkennen geben, und dabey doch wegen der verhältnißmäßig geringen Anzahl von Perso-

nen, deren Rechtsverhältnisse nach demselben zu beurtheilen sind, Rechtsfälle dieser Art im Ganzen selten vorkommen. Unter ihnen nimmt nun der, worauf sich die oben genannten Schriften beziehen, eine ganz vorzügliche Stelle ein, nicht sowohl wegen der wichtigen Folgen, welche von der Entscheidung desselben abhängen, denn diese kommen hier nicht in Betracht, als vielmehr wegen der mehrfachen in wissenschaftlicher Hinsicht interessanten Fragen, zu deren Erörterung und Beantwortung er Veranlassung gibt. Es muß daher für ein glückliches Zusammentreffen gehalten werden, daß gerade die größten Publicisten unserer Zeit sich der rechtlichen Beurtheilung desselben unterzogen, und diese zu einem Gegenstande besonderer Abhandlungen gemacht haben. Da unseren Blättern keine wichtigere wissenschaftliche Erscheinung fremd bleiben darf, so muß auch in ihnen über jene Schriften Bericht erstattet werden. Mehr als einen solchen wollen wir aber auch hier nicht geben, da der Gegenstand in denselben in der That so von allen Seiten besprochen ist, daß nur noch übrig bleibt, zu prüfen, für welche der aufgestellten Meinungen die triftigsten Gründe angeführt sind. Zuvor ist es aber nöthig die wichtigsten Thatsachen, auf welche es hierbey ankommt, in der Kürze zusammen zu stellen. Wir lernen sie zum Theil kennen aus den als Manuscript gedruckten 'Urkunden zu der Rechtsache August's von Este, betreffend dessen Ansprüche auf den Titel, die Würden und Rechte eines Prinzen des Hauses Hannover, und andere Papiere. Frankfurt a. M. gedruckt bey H. E. Brönner. 1834. 67 S. in 8.' Aus einer Aeußerung in dem diesen Urkunden vorgedruckten Verzeichniß muß man schließen, daß sie entweder von August d'Este selbst, oder doch auf seine Veranlassung in Druck

gegeben sind. Die meisten derselben finden sich auch bey Klüber und Eichhorn in den Benlagen abgedruckt; der erstere hat noch Einiges, der letztere aber sehr Vieles von Belang hinzugefügt, so daß man nur aus seiner Schrift die wahre Bewandniß des vorliegenden Rechtsfalls kennen lernen kann, und daher schon aus diesem Grunde jeder sie lesen muß, welcher ein competentes Urtheil über denselben zu fällen sich für berechtigt halten will.

Die Thatsachen, worauf es hier ankömmt, sind nun aber im Wesentlichen folgende: Se. Königl. Hoheit Prinz August Friedrich, geb. am 27. Jan. 1773, seit 1801 Herzog von Suffer, sechster Sohn Sr. hochseligen Majestät Georg des Dritten, damals Königs von Großbritannien und Irland und Kurfürsten von Braunschweig und Lüneburg, verweilte seit den letzten Monaten des Jahres 1792 zu Rom. Während seines dortigen Aufenthalts am 4. April 1793 soll sich der Prinz mit Lady Augusta Murray, der ältesten Tochter des Schottischen Grafen Dunmore, welche sich damals mit ihrer Mutter ebenfalls zu Rom aufhielt, ohne Vor- und Mitwissen der letzteren und ohne Gegenwart irgend eines Zeugen durch einen zu jener Zeit zufällig daselbst anwesenden Englischen Geistlichen haben trauen lassen. Der Prinz lebte in Italien mit Lady Auguste nur insgeheim, und auch nachdem die Mutter desselben einige Monate später von der Heirath unterrichtet war, sollte diese doch vor seinen Königlichen Eltern und dem Publicum ein Geheimniß bleiben. Noch im J. 1793 wurde der Prinz von seinem Königl. Vater nach England zurückberufen, und nicht lange nach ihm kehrte auch Lady Dunmore mit ihren Töchtern dahin zurück. Gleich nach der Ankunft der letzteren wurden Vorbereitungen zu

einer zweyten Trauung in England getroffen, weil es an einem Beweis der ersten fehlte. Daher sollte diese Trauung, wenn gleich wieder insgeheim, doch auf eine solche Weise geschehen, daß sich mit Hülfe von Zeugen beweisen ließe, die Personen, welche der Geistliche, ohne sie zu kennen, getraut habe, seyen der Prinz und die Tochter des Grafen von Dunmore gewesen. Zu diesem Ende wurde sie auf folgende Weise eingeleitet. Lady Auguste Murray schrieb schon von Falmouth aus, wo sie mit ihrer Mutter ans Land gestiegen war, an die Frau eines Kohlenhändlers Jones, Namens Maria, welche als Frauenschneiderin seit vielen Jahren für die Familie Dunmore gearbeitet hatte, einen Brief, worin sie dieselbe benachrichtigte, daß sie die Zimmer, welche die Eheleute Jones vermietheten, für sich und einen 'Herrn Frederick' miethen wolle. Dieser Herr Frederick, so wurde der Maria Jones später von Lady Auguste und deren Mutter gesagt, sey ein Privatmann aus Devonshire, Verwandter eines andern Sir M. Frederick. Weder der Prinz noch Lady A. nahmen aber auch nur den Schein an, in den gemietheten Zimmern zu wohnen. Dieß erklärt sich daraus, daß der Zweck, welcher durch Miethung jenes Logis erreicht werden sollte, nämlich als Parochianen angenommen zu werden, gleich nach der Ankunft von Lady Auguste in London ohne Schwierigkeit erreicht war. Sie schrieb nämlich zu diesem Ende eine Anmeldung, nach welcher ein Augustus Frederick und eine Augusta Murray verlangten, in der St. Georgen-Kirche, in deren Pfarrsprengel die Wohnung der Eheleute Jones lag, aufgeboten und getraut zu werden. Dieses Papier brachte Mary Jones zum Unterküster (Deputy-Clerk), und durch diesen gelangte es an den Küster, zu dessen Geschäfts-

Freiß eine Untersuchung über die Person und die Wohnung der Verlobten, welche aufgeboten zu werden verlangen, schon nicht mehr gehört. Auch erregte die Anmeldung weder bey dem Küster, noch bey dem betreffenden Geistlichen im Geringsten die Vermuthung, daß die Trauung von anderen Individuen, als von Personen der niederen Bürgerclasse verlangt werde, und konnte bey Lage der Sache sie auch nicht erregen. Aus demselben Grunde hatte die dreyimalige Proclamation eines Augustus Frederick und einer Augusta Murray ohne das geringste Aufsehen zu machen Statt. Die Trauung geschah zwar in geöffneter Kirche, aber in der frühesten Morgenstunde, in welcher sie der Jahreszeit nach möglich war, nämlich am 5. December 1793 Morgens zwischen 8 und 9 Uhr. Sowohl die Kleidung des Prinzen und der Lady A., als auch die Art, wie sie in der Kirche ankamen, waren so einfach, daß beide dem Geistlichen, welcher sie traute, als Personen unter dem höheren Bürgerstande erschienen. Außer ihnen und dem functionierenden Geistlichen nebst dessen Gehülffen war niemand in der Kirche anwesend, als die beiden Eheleute Jones, Lady Euphemia Stuart, Schwester der Gräfin Dunmore (ebenfalls in einer einfachen ihren Stand nicht verrathenden Kleidung), und von den 9 Paaren, welche an diesem Tage getraut werden sollten, bey so früher Tageszeit erst ein einziges, welches dazu noch später gekommen war, als der Prinz und Lady A.; weshalb diese auch zuerst getraut wurden. Die Verlobten unterzeichneten sich im Trauregister als 'Augustus Frederick' und 'Augusta Murray', und als Zeugen bloß die Eheleute Jones. Auch diesen wurde erst einige Zeit nach der Trauung von Lady A. eröffnet, daß Herr Frederick der Prinz August gewesen sey. Wie wenig

Klüber von den hier in Betracht kommenden Thatsachen hinreichend unterrichtet war, ergibt sich besonders auch daraus, daß er von dieser Trauung in London, deren wahrer Hergang hier nach den vor dem Geheimenrath gemachten Zeugenaussagen beschrieben ist, nur Folgendes (wenn gleich an mehreren Stellen seiner Abhandlung) sagt: 'Auf die kirchliche Privattrauung zu Rom folgte noch eine öffentliche. Diese geschah in London mit aller daselbst üblichen Feierlichkeit in der Pfarrkirche St. Georg nach vorhergegangenem dreymaligen öffentlichen Aufgebot. Sie geschah in der Pfarrkirche weit des größeren Theils des zu London wohnenden Englischen Adels, auch sonntäglich von demselben gewöhnlich und am meisten besucht. Sie geschah so zu sagen unter den Augen Seiner Majestät des Königs und der anwesenden königlichen Familie.' Etwa 6 Wochen nach dieser zweyten Trauung wurde Lady Auguste von einem Sohn, dem jetzigen Sir August d'Este entbunden. Obgleich der Prinz sich viele Mühe gab die Vermählung fürs Erste geheim zu halten, so muß sie doch bald bekannt geworden seyn; denn schon im Januar 1794, nachdem der Prinz bereits England wieder verlassen hatte, stellte der General-Procurator des Königs bey dem Gerichtshofe des Erzbischofs von Canterbury (Court of Arches) gegen Lady A. eine Klage an, welche darauf gerichtet war, daß durch ein declaratorisches Erkenntniß ausgesprochen werde, die vermuthete Verbindung zwischen dem Prinzen und Lady Augusta Murray sey in jeder rechtlichen Beziehung unbedingt unwirksam und nichtig gewesen. Diese Klage erklärt sich aus dem Folgenden. Seit dem J. 1772 besteht in England ein Gesetz über Heirathen königlicher Prinzen und Prinzessinnen (die sogenannte Heiraths-Acte, Royal marriage

act), nach welchem kein Descendent Georgs II. unter 25 Jahren, die Nachkommenschaft der in fremde Familien vermählten Prinzessinnen ausgenommen, fähig ist, eine Ehe anders zu schließen, als wenn er zuvor die förmliche Einwilligung des regierenden Königs erhalten hat. Eine gegen dieses Gesetz eingegangene Verbindung soll in jeder Beziehung nichtig seyn. — Das Urtheil auf jene Klage erfolgte am 14. Jul. 1794 wörtlich mit den Anträgen des Königl. Procurators übereinstimmend. Am 23. Jul. wurde es dem Könige in seinem Geheimenrath vorgelegt, welcher befahl, dasselbe zur Urkunde in die Protocolle des Geheimenraths einzutragen. Daß der Prinz auf irgend eine Weise die Entscheidung jenes Urtheils förmlich angefochten habe, ist nirgends behauptet worden; vielmehr hat er späterhin ausdrücklich anerkannt, daß seine Verbindung mit Lady Auguste gegen die Gesetze gewesen und bürgerlich unwirksam sey. Auch traten später Mißverständnisse zwischen ihm und Lady A. ein. Zu welcher Zeit dieß geschah, erhellt nicht genau; gewiß ist nur, daß sie sehr bald nach der am 11. August 1801 erfolgten Geburt einer Tochter, des zweyten Kindes aus dieser Verbindung, eingetreten seyn müssen, daß sie im J. 1804 bereits vorhanden waren, und daß wenigstens seit dieser Zeit die Verbindung zwischen dem Prinzen und Lady A. auch factisch aufgehoben war, und es auch geblieben ist bis zu dem im J. 1830 erfolgten Tod der letzteren. Als im J. 1804 unter Mitwirkung des Königs ein Abkommen über ihre Versorgung mit ihr getroffen wurde, verzichtete auch Lady A. auf den Namen und Titel einer Herzogin von Suffer und führte von nun an mit Bewilligung des Königs den Titel Lady d'Ameland. Ihren Kindern wurde der Name d'Este beygelegt.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. 115. Stück,

Den 23. Julius 1835.

B e r l i n.

Fortsetzung der Anzeige: Prüfung der Gründe mit welchen von den Herren Klüber und Zachariä die Rechtsgültigkeit und Standesmäßigkeit der von Sr. Königl. Hoheit dem Herzog von Suffer mit Lady Augusta Murray im J. 1793 geschlossenen ehelichen Verbindung behauptet worden ist. 2c. 2c.

Es fragt sich nun: sind die angeführten That- sachen von der Art, daß Sir August d'Este mit Grund behaupten kann, wie er mehrfach gethan hat, ein gesetzmäßiger Sohn Sr. Königl. Hoheit des Herzogs von Suffer zu seyn, und somit gleich jetzt Titel, Würden und Rechte eines Prinzen des Großbritannisch = Hannoverschen Hauses, mit der Zeit aber und unter Umständen den Besitz der von diesem Hause regierten Länder selbst verlangen zu können? Diese Frage muß abge- sondert für das Königreich Großbritannien und Irland, und für das Königreich Hannover be- antwortet werden, und zwar aus folgendem Grunde. Das Braunschweig = Lüneburgisch Haus

besitzt bekanntlich seit länger als einem Jahrhundert außer seinen deutschen Ländern, welche jetzt das Königreich Hannover bilden, auch den Thron des Königreichs Großbritannien und Irland. Beide Ländermassen sind aber dessen ungeachtet in staats- und völkerrechtlicher Beziehung fortwährend völlig von einander getrennt geblieben. Diese Trennung ist auch von großem Einfluß auf die beiden Ländern gleichmäßig angehörige königliche Familie. Die Mitglieder derselben haben nämlich eigene Rechte und Verbindlichkeiten als Britische Prinzen, eigene als Hannoversche, selbst wenn es sich um bloß persönliche Rechtsverhältnisse handelt. Klüber hat die aufgeworfene Frage so wohl in Beziehung auf Großbritannien und Irland, als auch in Beziehung auf das Königreich Hannover beantwortet, Zacharia und Eichhorn nur in Beziehung auf das letztere. Auch wir beschränken uns auf dieses, weil nur so weit die Beantwortung der Frage Sache der deutschen Rechtswissenschaft ist. Für die deutschen Länder hängt aber die Beurtheilung jener Frage von der Beantwortung der beiden anderen ab: 1. war die Verbindung, aus welcher Sir August d'Este hervorgegangen ist, eine gültige? und 2. war sie eine standesmäßige? Beide Fragen werden bejaht von Klüber und Zacharia, eben so entschieden verneint von Eichhorn. Wir nehmen keinen Anstand, uns für die Ansicht des letzten zu erklären, und hoffen, daß auch unsere Leser, wenn wir die Gründe, welche für dieselbe sprechen, vorlegen, uns beitreten werden. Bey der Beantwortung der ersten Frage kommt es besonders darauf an, ob das Ehehinderniß der fehlenden väterlichen Einwilligung nach dem deutschen Fürstenrechte als ein aufschiebendes oder als ein trennendes zu be-

trachten ist; d. h. mit anderen Worten, ob es ein solches Hinderniß ist, welches der Abschließung der Ehe zwar entgegensteht, aber, wenn diese dessen ungeachtet eingegangen ist, sie nicht vernichtet, oder ein solches, welches auch die bereits eingegangene Ehe nichtig macht.

Da es sich hier um die Heirath eines Prinzen aus einem deutschen Fürstenhause evangelischer Confession handelt, die vor Auflösung der deutschen Reichsverfassung Statt gefunden hat, so kann es keinen Zweifel leiden, daß jene Frage aus dem Eherecht der Reichsstände evangelischer Confession entschieden werden muß. Für die evangelischen Reichsstände gab es aber, wie Eichhorn in Uebereinstimmung mit den beiden größten Publicisten des deutschen Reichs, J. J. Moser und Pütter, ausführt, keine andere Rechtsnorm, nach welcher ihre Rechte in solchen Verhältnissen, die mit der Religionslehre in Verbindung stehen, beurtheilt werden konnten, als diese Lehre selbst. Nach der evangelischen Lehre muß aber das Ehehinderniß der fehlenden elterlichen Einwilligung in gewissen Fällen für ein trennendes gehalten werden. Denn es heißt in den bekannten Schmalkaldischen Artikeln: 'Item (ist unrecht), daß ingemein alle Heirath, so heimlich und mit Betrug, ohne der Eltern Vorwissen und Bewilligung geschehen, gelten und kräftig seyn sollen'. Hierin wird also der Grundsatz des canonischen Rechts, daß die fehlende Einwilligung der Eltern nur ein aufschiebendes Ehehinderniß sey, ausdrücklich verworfen. Dabey setzt diese Stelle, wie der übrige Inhalt derselben zeigt, und es auch der damaligen Ansicht von der Bedeutung des Römischen Rechts für Deutschland vollkommen gemäß ist, stillschweigend voraus,

daß statt des verworfenen canonischen Rechts das Römische werde unmittelbar angewandt werden. Nach dem Römischen Rechte ist aber ohne allen Zweifel eine von Kindern, welche unter väterlicher Gewalt stehen, ohne Einwilligung des Vaters eingegangene Verbindung an sich unwirksam, oder, wie man es gewöhnlich ausdrückt, *ipso iure* nichtig. Die Fälle, in welchen auch bey den Evangelischen jenes Ehehinderniß als ein trennendes betrachtet werden soll, sind in jener Stelle der Schmalkaldischen Artikel angedeutet durch die Worte: 'alle Heirath, so heimlich und mit Betrug geschehen'. Eine heimliche Heirath (*desponsatio clandestina*) ist aber nach dem hier ohne Zweifel zum Grunde liegenden Sprachgebrauch des canonischen Rechts eine jede, welcher keine Proclamation vorausgegangen ist. Nach den Schmalkaldischen Artikeln muß jedoch auch eine solche für eine heimliche gehalten werden, der zwar eine Proclamation vorausgegangen ist, bey welcher diese aber entweder unter solchen Umständen geschah, daß schwerlich zu erwarten war, daß sie zur Kunde der Eltern gelangen werde, oder die gar absichtlich so eingerichtet wurde, daß sie durchaus nicht zu ihrer Kunde gelangen sollte und konnte. Denn in dem ersteren Falle kann die Proclamation die nach jenen Artikeln erforderliche Bewilligung der Eltern unmöglich ersetzen, und in dem letzteren würde man schwerlich von ihr sagen können, daß sie nicht 'mit Betrug' geschehen sey. Wendet man nun diese Grundsätze auf den vorliegenden Fall an, so ist erstens nicht zu bezweifeln, daß der Prinz im Jahre 1793, wo die Trauung in Rom erfolgt seyn soll, in der Eigenschaft eines Prinzen des Braunschweig-Lüneburgischen Hauses ohne väterliche Einwilligung keine Ehe schließen

konnte. Denn er stand unzweifelhaft damals noch unter väterlicher Gewalt. Da in dieser durch die Volljährigkeit des Hauskinds an und für sich nichts geändert wird, so ist die von Zacharia weitläufig untersuchte Frage, wann ein Prinz des Braunschweig-Lüneburgischen Hauses volljährig werde, in der That ganz müßig. Zweitens ist gar nicht einmal behauptet, daß der Prinz vor Schließung der fraglichen Verbindung die Einwilligung seiner königlichen Eltern nachgesucht habe. Drittens war die Heirath zu Rom ganz unzweifelhaft eine heimliche, weil sie ohne vorausgegangene Proclamation geschah, und nicht weniger auch die zu London, da, wenn ihr gleich eine Proclamation vorausging, diese doch absichtlich so eingerichtet wurde, daß die königlichen Eltern keine Kunde davon erhalten sollten. Es läßt sich mithin dem Obigen nach gar nicht bezweifeln, daß die Verbindung nach den Grundsätzen des deutschen Fürstenrechts von Anfang an keine Ehe war.

So wie wir bisher die Gründe, auf welche Eichhorn seine Ansicht, daß die fragliche Verbindung nichtig sey, stützt, kurz wiederholt haben, so wollen wir ihm auch jetzt in der Widerlegung der Gründe, welche Klüber und Zacharia für ihre entgegengesetzte Behauptung angeführt haben, folgen. Beide sind der Meinung, daß die mangelnde väterliche Einwilligung nach dem deutschen Fürstenrechte kein vernichtendes Ehehinderniß sey; aber die Gründe, welche sie hierfür anführen, sind nicht ganz dieselben. Zacharia beruft sich darauf, daß bey dem deutschen Fürstenstande das *ius canonicum* für die Ehesachen Gesetzeskraft behalten habe. Zwar behaupteten, wie er sich ausdrückt, einige 'Schrift-

steller', daß nach dem gemeinen protestantischen Eherechte zur Gültigkeit einer Ehe die Zustimmung der Eltern erfordert werde; sie stützten diese Behauptung theils auf die Lehre der protestantischen Kirche, theils auf die Vorschriften der Landrechte. Aber aus der ersteren Quelle könne kein rechtlich verpflichtendes Gesetz abgeleitet werden, und die Landesgesetze könnten keine Regel des gemeinen deutschen Rechts und noch weniger eine für die deutschen Fürstenhäuser gültige Regel begründen. Dieß Letztere ist allerdings richtig. Daß aber die Lehre keinen genügenden Grund enthalte, das Römische statt des canonischen Rechts anzuwenden, kann man ihm nicht zugeben, da es ein allgemein bekannter und befolgter Grundsatz ist, daß bey den Evangelischen die Lehre über die Anwendbarkeit des canonischen Rechts entscheide, und sie daher doch wohl mittelbar rechtlich verbindende Regeln muß begründen können. Die Praxis des deutschen Fürstenrechts wird dabey von Zacharia gänzlich ignoriert. — Die von Klüber für die Behauptung, daß die mangelnde väterliche Einwilligung nach dem deutschen Fürstenrechte kein trennendes Ehehinderniß sey, vorgebrachten Gründe sind folgende: Das 'deutsche Reichsrecht' habe bey Beurtheilung der Rechte der väterlichen Gewalt auch nach Einführung des Römischen Rechts das Vernunftrecht als Grundlage beybehalten, und damit falle die Anwendbarkeit des Römischen Grundsatzes, daß die Ehe ohne Einwilligung des Vaters nichtig sey, weg. Dieß gelte um so mehr für die reichsunmittelbaren Erlauchten, deren 'höheres und äußerlich gebildeteres Standesverhältniß', als Mitglieder reichsständischer Regentenhäuser, eine liberalere Behandlung geboten habe. Auch verordne hiermit übereinstimmend 'ein Reichs-

gesetz': man solle die nicht hören, welche wollen, 'daß die Ehe oder versprochene Heirath wiederum getrennt werden, und nicht gelten sollen, wo der Eltern Bewilligung nicht darbey ist'. Was Klüber 'das deutsche Reichsrecht' nennt, kann nichts anders seyn, als die gemeine deutsche Gewohnheit. In dieser findet sich nun aber nicht der entfernteste Grund, weshalb nicht die Römische Lehre von der väterlichen Gewalt, sofern sie sich auf die Nothwendigkeit des väterlichen Consenses zur Eingehung der Ehe bezieht, vollständig zur Anwendung kommen müßte. Auch müssen wir mit Eichhorn sagen, daß wir uns nicht erinnern, diese Ansicht sonst irgendwo gefunden zu haben, und daß sie den dafür angeführten Schriftstellern keinesweges angehört. Eben so unrichtig ist die Behauptung, daß jene Römische Lehre auf die reichsunmittelbaren Erlauchten noch weniger Anwendung finden könne; denn gerade bey ihnen hat die väterliche Gewalt, weil sie mit Regierungsrechten verknüpft ist, einen weit strengeren Character, als sie nach unserer Verfassung bey Privatpersonen haben kann; weshalb auch schon Pütter sagt, daß, je mehr das Römische Recht die Befugnisse der väterlichen Gewalt ausgedehnt habe, um so mehr es zu der heutigen Stellung der Erlauchten passe. Auch verdiente es gewiß eine Rüge, daß Klüber Moser's Ansicht und die wichtigen Actenstücke, womit dieser seine Meinung, um die Uebereinstimmung der Praxis des deutschen Fürstenrechts mit ihr nachzuweisen, belegt, gänzlich ignoriert hat. Es bleibt demnach von den Argumenten, welche er für seine Meinung anführt, nichts übrig, als das Reichsgesetz. Daß er selbst auf dieses großes Gewicht legt, ergibt sich daraus, daß er ihm einen besondern Paragraphen gewidmet hat. Den

Namen desselben nennt er aber nicht; denn sonst würde schon jeder Leser von vorne herein gesehen haben, wie wenig es hier in Betracht kommen könne. Es ist nämlich kein anderes, als das bekannte Augsburger Interim von 1548, welches niemals in Deutschland Gesetzeskraft gehabt hat, und wenn es jemals Gesetzeskraft gehabt hätte, sie jedenfalls durch den Religionsfrieden von 1555 wieder verloren haben würde. Wahrlich, es wirft kein gutes Licht auf die Gerechtigkeit der verfochtenen Sache, wenn es solcher Gründe bedarf, um sie zu vertheidigen! Daß in den Schmalkaldischen Artikeln von wirklicher Ungültigkeit der Verbindung, also von einem trennenden Ehehinderniß die Rede sey, gibt Klüber selbst zu. Er legt aber dabey alles Gewicht auf die Worte 'mit Betrug', und setzt, da er sich nicht genauer hierüber ausspricht, offenbar dabey stillschweigend voraus, daß die fragliche Verbindung unter diese Kategorie nicht gehöre. Aus anderen Stellen seiner Schrift sehen wir, daß er hierfür keine anderen Gründe haben kann, als daß die Verbindung in Rom bona fide ohne väterliche Einwilligung geschlossen, und die Trauung in London eine öffentliche gewesen sey. Daß dieser letztere Grund auf einer mangelhaften Kenntniß von der wahren Bewandniß der Sache beruht, ergibt sich aus dem Obigen. Die bona fides der Verlobten bey der zu Rom eingegangenen Verbindung wird darauf gestützt, daß beide der Englischen Gesetze unkundig, und, in weiter Ferne von ihrer Heimath, von Gesetzkundigen nicht berathen gewesen seyen. Allein nach dem canonischen Rechte kann eine heimliche Heirath, welcher Ehehindernisse im Wege stehen, nie als eine in gutem Glauben geschlossene Ehe betrachtet werden; daß aber die Heirath zu Rom

eine heimliche war, ist schon oben gezeigt worden. Auf eine Unkunde des Rechts würde hierbey schon an sich nichts ankommen. Obnehin ergibt sich aber auch aus den von Klüber selbst bekannt gemachten Actenstücken hinreichend, daß eine solche keineswegs vorhanden war.

Wenn nun gleich dem Obigen nach wohl nicht mehr zu bezweifeln ist, daß hier das Römische Recht, und nicht das canonische zur Anwendung komme, und daß daher die fragliche Verbindung von Anfang an keine Ehe war, so ist es doch bekannt, daß nach der Auslegung, welche die heutige Praxis dem Römischen Rechte gibt, die anfangs vorhandene Nichtigkeit der Ehe durch später erfolgte Einwilligung des Vaters rückwärts geheilt werden kann, und es fragt sich daher noch, ob eine solche hier erfolgt sey. Dieser Ansicht ist namentlich Klüber. Daß aber König Georg III. späterhin ausdrücklich seine Einwilligung ertheilt habe, hat er nicht einmal behauptet, und daß eine stillschweigende Einwilligung erfolgt sey, läßt sich nicht nur nicht beweisen, sondern geradezu das Gegentheil darthun. Denn wie aus der oben stehenden Geschichtserzählung hervorgeht, widersprach der König, nachdem er Kunde von der Verheirathung erhalten hatte, derselben ausdrücklich. Auch legte er ihr später niemals die Wirkungen einer Ehe bey, weder in Beziehung auf die Rechte Sr Königl. Hoheit des Herzogs von Suffer als Prinzen von England, Schottland und Irland, noch in Beziehung auf dessen Rechte als Prinzen des Braunschweig-Lüneburgischen Hauses. Vielmehr gab er deutlich das Gegentheil zu erkennen. Dieß ergibt sich besonders daraus, daß als im Jahre 1804 das oben erwähnte Abkommen mit Lady A. getroffen wurde, der König

verlangte, daß sie die darüber aufgenommene Urkunde unter dem Namen Lady Augusta Murray unterzeichne, und ihr, als sie dieß verweigerte, nur gestattete sich des Namens Lady d'Ameland zu bedienen, während, wenn er sie in Beziehung auf die deutschen Lande als Gemahlin des Prinzen hätte anerkennen wollen, nicht einzusehen wäre, warum er ihr, wenn gleich nicht das Prädicat einer Herzogin von Suffer, doch das einer Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg nicht hätte zugestehen sollen. Klüber sucht zwar diese Thatsache mit seiner Ansicht dadurch in Einklang zu bringen, daß er behauptet, der Titel Lady d'Ameland sei ein Incognito. Allein zu einem solchen war hier gar keine Veranlassung. Vielmehr ist jener Titel nach dem Gebrauch des deutschen Fürstenstandes ein solcher, wie er bey ungleichen Ehen der angetrauten Ehefrau, oder auch bey Verbindungen, die ohne Trauung geschlossen sind, der Mutter und den mit ihr erzeugten natürlichen Kindern verwilligt wird. Das selbe gilt von dem Namen d'Este. Denn wenn er gleich von dem Stammvater des Gesamthauses Braunschweig, dem Markgrafen Azo II. von Este hergenommen ist, so pflegen doch gleichfalls nach dem Gebrauch des Fürstenstandes und insbesondere dem des Braunschweig-Lüneburgischen Hauses natürliche oder in ungleicher Ehe erzeugte Kinder den Namen des Geschlechts, ohne dessen Titel, wie dieß gerade hier der Fall ist, zu bekommen. Außerdem geht die Absicht des Königs, Lady Augusta Murray eben so wenig für seine deutschen Lande, wie für England, als rechtmäßige Gemahlin seines Sohns anzuerkennen, auch daraus klar hervor, daß Se Königl. Hoheit der Herzog von Suffer in dem unter Aufsicht der Regierung erscheinenden Staats- und Adress-

Kalender für die deutschen Lande niemals als vermählt angegeben worden ist.

Unter allen, von Klüber und Zacharia für ihre Ansicht angeführten Gründen hat in unsern Augen der den meisten Schein für sich, daß, wenn man auch zugebe, die fehlende väterliche Einwilligung sey nach dem Deutschen Fürstenrechte ein trennendes Ehehinderniß, doch dieses nicht ipso iure wirke, in dem vorliegenden Fall aber von dem Königl. Vater keine Maßregel ergriffen oder irgend eine Erklärung erlassen sey, welche den Erfolg oder auch nur den Zweck gehabt habe, diese Ehe in Hannover oder in Beziehung auf das in Hannover regierende Haus zu vernichten. Jene beiden Schriftsteller, indem sie diese Behauptung aufstellen, gehen dabey von dem Gesichtspunkt aus, daß eine Person in verschiedenen Ländern zugleich Rechtsverhältnisse haben könne, in Hinsicht welcher sie unter verschiedenen Gesetzen stehe. Sie vereinige daher mehrere Rechtssubjecte in sich, und, sey eine Thatsache in Beziehung auf das Rechtsverhältniß in einem Lande nach dessen Gesetzen unwirksam, so sey sie dieß um deswillen noch nicht in dem anderen. Angewandt auf den vorliegenden Fall könnte man dieß so ausdrücken: Prinz August Friedrich, als er die fragliche Verbindung schloß, war zugleich Prinz von England, von Schottland, von Irland, und von Braunschweig-Lüneburg. Daher ist es eben so gut, als wenn er in Beziehung auf jedes dieser Länder die Verbindung besonders geschlossen hätte. In Beziehung auf England ist sie nach den Englischen Gesetzen zwar für nichtig erklärt; es folgt aber hieraus nicht, daß sie auch in den übrigen dafür zu halten sey. Diesem setzt Eichhorn entgegen, daß allerdings bey einem Fremden die Fähigkeit, eine Ehe zu

schließen, nach den Gesetzen seines Vaterlands zu beurtheilen sey, daß dieser Satz aber, wenn man auf den Grund desselben sehe, auf den vorliegenden Fall eine ganz andere Anwendung leiden müsse, als ihm von Klüber und Zacharia gegeben werde. Dieser Grund liege nämlich darin, daß die Ehe ein persönliches Rechtsverhältniß sey, dessen Daseyn die Gesetze eines jeden Landes überall, wo es sich nicht um die bloße Form handele, wie alle übrigen die Rechtsfähigkeit einer Person betreffenden Verhältnisse, nur unter den von ihnen selbst festgesetzten Bedingungen anerkennt. Der Fall müsse sich daher wesentlich verändern, wenn die Handlung einer solchen Person in Rede stehe, die den Gesetzen des Orts, wo sie die Ehe schloß, nicht als temporärer, sondern als beständiger Unterthan unterworfen gewesen sey. Hier sey es außer Zweifel, daß wenn die Ehe, sey es wegen Mangels der Form oder wegen Mangels der Fähigkeit zu contrahieren, nichtig sey, sie nirgends für gültig gehalten werden könne. Denn in diesem Fall sey der Handelnde unbedingt an die hier geltenden Gesetze gebunden. Daher entstehe, wenn er diese nicht beobachtet habe, überhaupt keine Ehe. Daß sie nach den Gesetzen eines anderen Orts, wo der Handelnde auch Rechtsverhältnisse habe, hätte entstehen können, komme hier nicht in Betracht. Hieraus folge aber offenbar, daß, wenn das Daseyn einer Ehe zwischen dem Prinzen August Friedrich und Lady A. Murray auf die Trauung in London gestützt werde, die Gültigkeit derselben nur nach den Englischen Gesetzen beurtheilt werden könne. Nach diesen sey sie aber nichtig gewesen, und selbst durch ein Urtheil des competenten Englischen Gerichtshofs bereits dafür erklärt worden. — Bey den vielen Contro-

versen in der Lehre von der s. g. Collision der
 Gesetze, wohin dieser Punct gehört, läßt sich
 schwerlich erwarten, daß dieses der Klüberschen
 und Zachariä'schen Behauptung entgegengesetzte
 Argument allgemeine Anerkennung finden werde.
 Ohnehin kann es auf die angeblich zu Rom ein-
 gegangene Verbindung nicht angewandt werden.
 Aber man bedarf desselben auch gar nicht, da
 es ein anderes weit schlagenderes Argument gibt,
 um jene Behauptung zu widerlegen. Denn es
 läßt sich zeigen, daß in dem deutschen Fürs-
 tenrechte der Grundsatz: eine ohne Einwilli-
 gung des Vaters eingegangene Ehe sey nicht
 ipso iure nichtig, sondern könne nur dafür er-
 klärt werden, wenn der Vater auf Annullation
 klage, überhaupt gar nicht gilt. Dieser Grund-
 satz wird nämlich erstens auf die gewöhnlich auf-
 gestellte Regel gestützt, daß wegen Mangels der
 väterlichen Einwilligung eine Ehe nur dann auf-
 gelöst werden könne, wenn der Vater hinrei-
 chende Gründe gehabt habe, sie zu verwei-
 gern, woraus allerdings zu folgen scheint, daß
 der Mangel der väterlichen Einwilligung diese
 nie ohne Weiteres ungültig machen könne, da
 ja noch immer erst die Gründe, aus welchen sie
 verweigert sey, durch den Richter geprüft werden
 müßten. Allein wir brauchen hier weiter gar
 nicht zu untersuchen, ob diese Folgerung richtig
 sey, da sich zeigen läßt, daß jene angebliche Re-
 gel selbst eine völlig falsche ist. Als ein gemein-
 rechtlicher kann nämlich nur der Grundsatz ge-
 rechtfertigt werden: daß der Richter bey einer
 erst zu schließenden Ehe die väterliche Ein-
 willigung, wenn sie ohne genügende Gründe ver-
 weigert wird, ergänzen kann. Dieß läßt sich aber
 auf eine bereits heimlich geschlossene Ehe
 durchaus nicht anwenden, da hierin eine wider-
 rechtliche Handlung der Kinder liegt, durch welche sie

in der Regel beabsichtigen, die muthmaßlich aus guten Gründen verweigerte Einwilligung zu erzwingen. Ein annullierendes Erkenntniß, auf welches der Vater antragen müßte, um die Wirksamkeit des Ehehindernisses zu begründen, kann folglich aus diesem Gesichtspunkte auf keine Weise für nothwendig gehalten werden. Könnte man aber auch wegen der in Deutschland gemilderten väterlichen Gewalt an der Richtigkeit dieses Satzes in seiner Anwendung auf Privatpersonen zweifeln, so kann sich dieser Zweifel doch nicht auf Personen des Fürstenstandes erstrecken, da bey diesen, wie bereits oben gezeigt ist, die väterliche Gewalt weit mehr den strengen Römischen Character hat, als bey Privatpersonen. Aber auch ohnehin kann bey ihnen die Beurtheilung der Gründe, aus welchen der Vater seine Einwilligung versagt, nie dem Richter überlassen werden, da bey denselben meistens politische Rücksichten in Betracht kommen, welche unmöglich ein Gegenstand der richterlichen Beurtheilung seyn können. — Eher ließe sich die Nothwendigkeit einer Annullationsklage des Vaters noch auf den bekannnten, im Allgemeinen auch von den Evangelischen beybehaltenen Grundsatz des canonischen Rechts stützen: daß, wenn auch ein trennendes Ehehinderniß einer Verbindung entgegen steht, die Verbundenen doch nur nach dem Urtheil der Kirche befugt sind, sie factisch aufzuheben. Man könnte nämlich hierauf folgende Argumentation bauen: wenn auch der väterliche Widerspruch eine Ehe nichtig macht, so gehört doch zu seiner Wirksamkeit auch, daß sie factisch aufgelöst werden muß, und da dieß nur durch einen richterlichen Ausspruch geschehen kann, so muß der Vater auf einen solchen antragen. Allein auch nach dem canonischen Rechte ist es für die Frage, ob eine Ehe nichtig sey, ganz un-

erheblich, ob die Verbindung durch richterlichen Spruch aufgelöst ist, oder nicht. Daher ist auch, wenn dieß bisher noch nicht geschehen ist, eine Untersuchung über die Nichtigkeit zu jeder Zeit zuzulassen, und ganz gleichgültig, durch wen sie veranlaßt wird. Dieß wird besonders klar, wenn man bedenkt, daß sonst eine heimliche Ehe, von welcher der Vater Zeit seines Lebens keine Kunde erhalten hat, überhaupt nicht würde angefochten werden können. Daß hiermit auch die Praxis des deutschen Fürstenrechts übereinstimmt, zeigt Eichhorn an dem schon von Moser zum Beleg dafür angeführten Fall des Herzogs Leopold Eberhard von Württemberg-Mömpelgard. Es kann demnach, — wenn eine ohne väterliche Einwilligung eingegangene Ehe von Anfang an für nichtig gehalten werden muß, und nur dadurch, daß jene späterhin noch erfolgt, hinterherher gültig werden kann, — jene Regel des canonischen Rechts dem Umstand, daß die factische Verbindung fortbestanden hat, nur insofern eine Erheblichkeit verleihen, als sich aus dem Verhalten des Vaters bey der factischen Fortdauer der Verbindung auf dessen Einwilligung schließen läßt. Von diesem Schluß kann aber natürlich dann gar nicht die Rede seyn, wenn die factische Verbindung auf irgend eine Weise rechtmäßig aufgehört hat, einerley aus welchem Grunde. Dieß gilt nun aber offenbar von dem vorliegenden Falle, in welchem von dem Vater ein annullatorisches Erkenntniß ausgewirkt ist, welches die factische Auflösung der Verbindung zur Folge gehabt hat; und es kann daher auf den Grund, worauf er seinen Antrag stützte, so wie auch darauf, ob der Gerichtshof, welchem die Verbundenen in England unterworfen waren, auch für andere Länder, welchen sie gleichfalls angehörten, competent war oder nicht, gar nichts ankommen.

Aus den obigen Gründen kann die fragliche Verbindung also wegen mangelnder väterlicher Einwilligung für keine Ehe gehalten werden. Ob sie, wenn dieses Ehehinderniß nicht entgegen stände, in der zu einer Ehe erforderlichen Form eingegangen wäre, ist demnach eine müßige Frage. Da sie aber von Zachariä und Klüber weitläufig erörtert ist, so hat auch Eichhorn geglaubt, ihr einige Bemerkungen widmen zu müssen. Diese laufen im Ganzen darauf hinaus, daß Alles, was in dieser Beziehung würde bewiesen werden können, nicht genüge, um eine Ehe zu begründen.

Endlich ist Klüber noch der Meinung, daß, wenn auch die Ehe wegen mangelnder väterlicher Einwilligung oder wegen Mangelhaftigkeit ihrer Errichtungsart an sich nichtig gewesen sey, sie doch jedenfalls bis zu dem Zeitpunkte, wo die Nichtigkeit außer Zweifel gesetzt wurde, als eine vermeintliche Ehe (*matrimonium putativum*) habe gelten müssen, und ihr daher bis dahin die Wirkungen einer solchen beyzulegen seyen. Diese bestehen aber bekanntlich im Wesentlichen darin, daß, wenn ein Ehehinderniß späterhin entdeckt wird, die Verbindung zwar von dieser Zeit an die rechtlichen Wirkungen einer Ehe verliert, hingegen für die Vergangenheit sie behält. Namentlich hat dieß für die in der Zwischenzeit erzeugten Kinder die Folge, daß sie als eheliche Kinder ihrer Eltern betrachtet werden müssen. Allein nach dem Begriff des canonischen Rechts von einer vermeintlichen Ehe muß dieselbe nothwendig eine in gutem Glauben eingegangene seyn, daß aber die vorliegende Verbindung in dieser Kategorie nicht gehört, ist schon oben gezeigt worden.

(Der Beschluß im nächsten Stück).

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.

Den 25. Julius 1835.

B e r l i n.

Beschluß der Anzeige: Prüfung der Gründe mit welchen von den Herren Klüber und Zacharia die Rechtsgültigkeit und Standesmäßigkeit der von Sr. Königl. Hoheit dem Herzog von Suffer mit Lady Augusta Murray im Jahre 1793 geschlossenen ehelichen Verbindung behauptet worden ist &c. &c.

Was die zweyte Frage betrifft, ob die Verbindung, aus welcher Sir August d'Este hervorgegangen ist, eine standesmäßige war, so ist es bekanntlich bestritten, ob bey dem deutschen Fürstenstande zur Gleichheit der Ehe erforderlich sey, daß die Gemahlin ihrem Geburtsstande nach zum hohen Adel gehören, d. h. aus einem Geschlechte entsprossen seyn müsse, welches Reichsunmittelbarkeit, Reichsstandschaft und Landeshoheit besaß, oder ob es genüge, wenn sie überhaupt dem Adel angehöre. Klüber und Zacharia bekennen sich zu der letzteren Meinung, und halten daher, da niemand der Lady A. Mur-

ray einen Geburtsstand streitig machen kann, der unserm deutschen niedern Adel gleich steht, schon aus diesem Grunde die fragliche Verbindung für eine gleiche. Aber auch, wenn jene Meinung nicht für die richtige gehalten werden sollte, ist, nach ihrer Ansicht, diese Verbindung dennoch als eine gleiche zu betrachten. Die Gründe, welche sie hierfür haben, sind folgende. Erstens das Familienherkommen des Braunschweig - Lüneburgischen Hauses sey für die Gleichheit der Ehe mit dem niedern, oder wenigstens dem auswärtigen in seinen Titeln dem deutschen gleich stehenden Adel. Zweytens die Englische und Schottische Pairie stehe den deutschen reichsständischen Geschlechtern als hoher Adel gleich. Drittens Lady A. Murray stamme aus einem Geschlechte ab, welches vormals Souveränitätsrechte über die Insel Man besaß, und endlich viertens zähle sie unter ihren Vorfahren Könige und souveräne Fürsten. Die Frage, ob bey dem Fürstenstande es zur Gleichheit der Ehe schon genüge, wenn die Gemahlin nur überhaupt vom Adel sey, oder nicht, kann nur aus dem Herkommen beurtheilt werden, und erfordert ein zu tiefes Eingehen in dieses, als daß sie hier im Geringsten entschieden werden könnte. Auch sind weder von der einen, noch von der anderen Seite neue Argumente für die Beantwortung derselben vorgebracht. Wir begnügen uns daher damit, mit Eichhorn, Pütter und vielen anderen angesehenen Publicisten unsere Ueberzeugung dahin auszusprechen, daß nach dem geschichtlichen Hergange der Sache und der Mehrheit der Fälle angenommen werden muß, das gemeine Herkommen sey bey den altfürstlichen Familien gegen die Gleichheit der Ehe mit dem niederen Adel, und daß dieß auch in der deutschen Bundesacte anerkannt ist.

Freylich scheint es in dem Braunschweig-Lüneburgischen Hause eine Ausnahme zu erleiden, indem dem Alübar und Zacharia vier Fälle aufzählen, aus welchen sich ergeben soll, daß nach dem Herkommen jenes Hauses die Ehe mit dem niederen, wenigstens mit dem auswärtigen titulierten Adel eine gleiche sey. Allein Eichhorn zeigt auf eine völlig überzeugende Weise, daß seine Gegner meistens auch hier wieder von den Thatsachen nicht unterrichtet sind, und daß diese Fälle vielmehr zum Beleg für das Gegentheil dienen können, indem aus ihnen hervor geht, daß im Hause Braunschweig-Lüneburg solche Ehen niemals die geringste Wirkung gehabt haben, außer vermöge ausdrücklicher Zustimmung der Agnaten. Durch diese kann aber bekanntlich jede Ehe, selbst die mit einer Gemahlin aus dem Bürgerstande die Wirkungen einer gleichen erhalten. Eben so ungegründet ist das Vorgeben, daß die Englische und Schottische Pairie den deutschen reichsständischen Geschlechtern als hoher Adel gleich stehe. Das unterscheidende Merkmal des deutschen hohen Adels liegt darin, daß er ein herrschender ist, welches auch bey auswärtigen Familien über die Gleichheit der Ehe des deutschen Fürstenstandes mit ihnen entscheiden muß, wenn nicht das Herkommen eine Ausnahme hiervon macht. Daß nun aber die Englischen und Schottischen Pairs, wenn gleich ihre politische Stellung als Mitglieder des Oberhauses eine sehr bedeutende ist, und die Titel, welche sie führen, prachtvoll genug sind, nicht in dem Sinne ein herrschender Adel genannt werden können, wie die deutschen Landesherren, muß jedem, welcher mit ihren Verhältnissen einigermaßen bekannt ist, einleuchten. Eben so wenig läßt sich ein Herkommen für die Gleichheit der

Ehe des deutschen Fürstenstandes mit ihnen nachweisen. Vielmehr spricht der einzig bekannte Fall einer Vermählung dieser Art (die Ehe des letzten Markgrafen von Ansbach und Baireuth mit Lady Craven, Tochter eines Grafen von Berkeley) gerade für das Gegentheil. Auch haben die Rechte, welche die Familie Stanley über die Insel Man durch königl. Belehnung erlangt und die Familie Murray durch Heirath erworben hat, diese in keine von der übrigen Englischen Pairie verschiedene Stellung versetzt, oder dem Verhältniß eines herrschenden Adels mehr genähert. Denn jene Souveränität hat in weiter nichts bestanden, als in dem Besiz eines Ritterlehns, mit welchem die Ausübung einiger Regalien verbunden war, die nur in demselben Sinn sovereign rights genannt werden können, in welchem man den deutschen Ausdruck Hoheitsrechte auch häufig für die nicht wesentlich zum Begriff der Staatsgewalt gehörigen Befugnisse gebraucht. Was endlich das Argument, daß Lady Murray unter ihren Vorfahren Könige und souveräne Fürsten zähle, hier beweisen soll, ist schwer einzusehen, da sie nur durch die Weiberseite von diesen abstammt, und es eine bekannte Sache ist, daß die Kinder, auch bey einem höheren Geburtsstande der Mutter, immer dem Stande des Vaters folgen.

Man mag also die Sache betrachten, von welcher Seite man will, so kömmt man doch immer zu dem Resultat, daß die Verbindung, aus welcher Sir August d'Este hervorgegangen ist, nicht für eine rechtmäßige und standesmäßige gehalten werden kann.

Manchen unserer Leser mag diese Anzeige wohl schon zu ausführlich erscheinen, und doch müssen wir gestehen, daß es uns schwer geworden ist,

nicht mehr von dem Inhalte der Eichhorn'schen Schrift mitzutheilen, so lehrreich und interessant finden wir sie. Hoffentlich wird aber jeder, welcher sich entweder für den vorliegenden Rechtsfall, oder für die darin beantworteten rechtswissenschaftlichen Fragen interessiert, hierin einen Grund mehr finden, sich mit ihr selbst bekannt zu machen. Jedenfalls müssen wir dabei bleiben, daß wir niemanden ein competentes Urtheil in der Sache zugestehen können, der nicht auch sie gelesen hat.

Kraut.

L o n d o n.

On the late discoveries in Etruria. By James Millingen, Esq. From the Supplement to Vol. II. of the Transactions of Literature. — Read June 25, 1834. 32 Seiten in 4.

Die große Bedeutung des Volcentischen Basensfundes — nach Millingen selbst größer für unsre Kunde des Alterthums als die Ergebnisse der Entdeckung von Herculaneum und Pompeji — und die Wichtigkeit der sich daran knüpfenden Fragen rechtfertigt das Interesse, welches diese Blätter an der Entscheidung derselben nehmen, und die besondere Anzeige vorliegender kleiner Abhandlung, die uns vor der Sammlung, zu der sie gehört, durch die Güte des Verf. zugekommen ist, und deren Hauptzweck ist, das Resultat der frühern Untersuchungen von Hrn Millingen, in der Abhandlung: On the late discoveries of ancient monuments in various parts of Etruria, Transactions of the Roy. Soc. Vol. II. P. I., gegen manche seit der Zeit

hervorgetretene, abweichende Ansichten zu vertheidigen und die dagegen erhobenen Einwendungen zu beseitigen.

Der Verf. gibt zuerst eine kurze Uebersicht der über die Volcentischen Vasen bekannt gemachten Arbeiten und Forschungen. Einige kleine Ungenauigkeiten, die dabei mit unterlaufen, in Beziehung auf das chronologische Verhältniß der Arbeit des Unterz. zu Gerhard's Rapport, verlohnt sich nicht der Mühe zu berichtigen; in der Sache selbst ist die Darstellung der verschiedenen Meinungen, so weit es in dieser Kürze möglich war, genau und vollkommen unparteyisch. Die letzte Behandlung des Gegenstandes und, wie es scheint, die nächste Veranlassung zur Abfassung dieser Schrift war dem Verf. durch den vom Hrn Geh. Legationsrath Bunsen am 21. April 1833 gehaltenen Discours gegeben, der im sechsten Bde der *Annali dell' Instituto di corr. arch.* erscheinen wird, und worin im Wesentlichen dieselben Ansichten durchgeführt werden, zu denen sich der Unterz. bekannt hat.

Ehe wir den eigentlichen Streitpunkt beleuchten, ist es nützlich, das Ergebnis hinzustellen, in dem die neuern mit einiger Kritik angestellten Untersuchungen zusammentreffen, namentlich auch die des Verf. und des Rec. Dieß ist der Satz, daß die Vasen von Volci, mit verhältnißmäßig geringen Ausnahmen, Werke der Griechischen Kunst seyen, und die große Masse derselben bey einem Volksstamm gearbeitet worden sey, der Ionische, und specieller, Attische Mundart, Lebensweise, Götterdienste und Mythologie hatte.

Von hier an trennen sich nun die Meinungen, die wir in systematischer Anordnung so classificiren können. A) Verfertigung an Ort und Stelle: 1) durch die von Haus aus Griechischen

Tyrrhener (Millingen). 2) Durch eine Griechische und zwar Attische Colonie in Volci (die Meinung, zu welcher Gerhard sich zuerst neigte). 3) Durch Athenische Flüchtlinge von Thurioi, Olymp. 91. (Hirtz's Hypothese). 4) durch eine Griechische, Attische, Bevölkerung, die von den Volcentischen Etruskern etwa als Isopoliten aufgenommen war (Gerhard's neuere Meinung). 5) durch eine Gilde Attischer Töpfer, welche ohne Antheil am Gemeinwesen — also als Metöken — in Volci Aufnahme gefunden (Welcker). B) Importation: 1) aus dem Griechischen Mutterlande, hauptsächlich aus Athen (die erste, auf die von dem Prinzen Lucian mitgetheilten Inschriften sich gründende Meinung des Rec.; für dieselbe haben auch Brøndsted und Kreuzer sich erklärt). 2) aus Groß-Griechenland und Sicilien (Raoul-Rochette). 3) aus einer Basenfabrik, die bey den Chalkidischen Griechen Unteritaliens, etwa in Scyme, nach Attischen Mustern, arbeitete (die spätere Meinung des Rec., die sich zum Theil auf Böckh's Nachweisungen über den fabrikmäßigen Ursprung der Panathenaischen Vasen gründet). 4) hauptsächlich aus einer Attischen, aber nicht in Athen selbst vorhandenen, zum Theil auch aus Dorischen und Großgriechischen Fabriken (Bunsen).

Die endliche Entscheidung zwischen diesen Meinungen wird die Zeit herbeiführen, d. h. die fortgesetzte Aufmerksamkeit auf alle neu ans Licht tretenden Facta. Immer ist es aber auch für deren Benützung ein Vortheil, daß die verschiedenen Möglichkeiten sich in bestimmten Meinungen ausgesprochen haben, und die nothwendigen Consequenzen einer jeden zum Bewußtseyn gebracht worden sind. Und wenn allerdings die Wissenschaft hauptsächlich durch Gewinnung und

Benutzung neuer Facta fortschreitet: so begleitet doch diesen Fortschritt beständig das auf jeder Stufe sich von neuem regende Bedürfniß, eine vorläufige Erklärung der schon gewonnenen Facta zu suchen. Mit andern Worten: der Rec. will an dieser Stelle, auch ohne neue Facta benutzen zu können, einige Argumente gegen Millingen's Ansicht und zum Schutz der seinigen geltend machen.

Millingen sucht seine, oben im Allgemeinen angegebene Ansicht, mit der Geschichte Etru-riens und den übrigen in den Gräbern gefunde- nen Denkmälern auf solche Weise in Einklang zu bringen. Die Gräber von Volci, Caere, Tar- quinii und andern Städten des südlichen Etru- riens, deren Gräber alle auf gleiche Weise mit gemahlten Vasen versehen waren — nur daß die Volcentischen sich allein unverwüstet und unbe- rührt bis auf unsre Zeit erhalten haben — ge- hörten hinter einander zwey ganz verschiedenen Stämmen von Einwohnern an. Zuerst nämlich den Pelasgischen Tyrrhenern, welche die Ureinwohner Etruriens unterjochten und mehrere Jahrhunderte das Land beherrschten, während deren sie ihre Griechische Sprache, Religion und Nationalität in aller Reinheit bewahrten. Diese legten die Gräber in Volci und überhaupt im südlichen Etrurien an und füllten sie mit Vasen. Dann gewannen die bisher unterdrückten Urein- wohner vom Umbrischen Stamme allmählich die Herrschaft, und setzten, obgleich sie sich eben- falls den Namen Tyrrhener aneigneten, ihre ei- genthümliche Sprache, Religion und Nationali- tät an die Stelle jener Griechischen: wobey sie auch die Begräbnißorte ihrer Vorgänger als ge- heiligte Orte bestehen ließen, aber durch In- schriften in ihrer Umbro-Tyrrhenischen Sprache

sich aneigneten, um sie für denselben Zweck zu benutzen. So gehören also die auf den Vasen genannten Charmides, Megakles, Olympiodoros dem ersten Stamme, dagegen die an den Gräbern namhaft gemachten Familien Minucha, Kanuta, Arusani, Nepi, der zweiten Klasse der Einwohner Etruriens an.

Einige Einwendungen, die der Verf. bey andern Schriftstellern gefunden hat, sucht er gleich selbst zu entfernen. Den Mangel aller Griechischen Inschriften zu Volci, außer denen auf den Vasen, erklärt er dadurch, daß bey der Unkenntniß der Griechischen Sprache in späterer Zeit alle Denkmäler der Art zerstört worden seyen; auf dieselbe Art sey die, wirklich auffallende Seltenheit Griechischer Inschriften in Unteritalien zu begreifen. Auf das Schweigen der Alten über die Vasenmalerey in Etrurien sey nicht mehr Gewicht zu legen, als auf denselben Umstand bei den Nolanischen Fabriken. Die Panathenaischen Vasen in Volci bewiesen nicht eine bloße leere Imitation, sondern vielmehr das wirkliche Vorhandenseyn Panathenaischer Spiele daselbst. Die wenigen Vasen mit Etruskischen Inschriften und mit Malereyen im Etruskischen Geist und Styl, welche man neben den Griechischen in Volci gefunden, seyen kein Beweis für einen fremden Ursprung der letztern, sondern Arbeiten aus der Zeit, wo die Umbro-Tyrrhener ihre Sprache und Sitten an die Stelle der Griechischen gesetzt hatten. — — Rec. würde gerade auf diese Punkte, die Millingen so zu beseitigen sucht, weniger Gewicht legen, als auf einige andre, die die Ansicht des Verfassers weit mehr in ihren Fundamenten angreifen und umstürzen.

Erstens: I conclude these observations, schließt der Verf., with expressing the hope

of having shewn, in a satisfactory manner, that the Tyrrhenians (called Etruscans by the Romans) were a Greek people, and that their religion, language, arts, and manners, were Greek. Die alten Schriftsteller dagegen, welche Traditionen oder Hypothesen sie immer über den Ursprung des Tyrrhener-Volks in Italien haben mögen, sprechen von den gleichzeitig bestehenden Tyrrhenern in den Zeiten um den Peloponnesischen Krieg, aus denen sicher unsre Vasen stammen, niemals als von einem Theil der Griechischen Nation. Für alle andere mag Thukydides zeugen, welcher bey der Aufzählung der Bundesgenossen Athens im Sicilischen Kriege, nach den Griechen die barbarischen aufzählt, und als solche in Sicilien die Egstæer und die meisten Siculer, außer Sicilien aber einige Tyrrhener, die aus Feindschaft gegen Syrakus herbeykamen, und Söldner aus Japygien (VII, 57) bezeichnet. Wie wäre das möglich gewesen, wenn die Tyrrhener damals den reinen Atticismus gesprochen hätten, den die meisten Vasen von Volci an den Tag legen?

Zweytens. Wenn das Griechische auf den Vasen von Volci einer Griechischen Bevölkerung Etruriens zugeschrieben werden soll: so muß diese, nach der Art der Schrift, wenigstens bis um 400 v. Chr. dort geherrscht haben. Nun haben aber eine Menge Etruskischer Kunstgegenstände einen viel alterthümlichern Styl, als ein großer Theil der Vasen von Volci, und tragen doch Inschriften in Etruskischer Sprache und Schrift (welche der Verf. nicht mit Recht Umbro-Tyrrhenische nennt, da die Umbrische Sprache von der Etruskischen ganz verschieden, und weniger mit dieser als der Lateinischen und Griechischen verwandt war). Sollen namentlich jene alterthümliche Ur-

beiten in geschnittenen Steinen, welche Etruskische Schrift haben, alle erst nach 400 verfertigt seyn? Grade aus den Gräbern in Volci und deren Nachbarschaft sind viele Gemmen zum Vorschein gekommen, die den altgriechischen Styl in Etruskischer Modification und dabey eine Vollkommenheit der Arbeit zeigen, wie man sie nur der Blüthezeit der Etruskischen Kunst (etwa zwischen 550 und 400 v. Chr.) zuschreiben kann. Nur um anderer Leser willen — denn Hr Millingen ist mit diesen Gemmen zum Theil durch eignen Besitz am besten bekannt — erinnern wir an den herrlichen Stein mit dem Kampf des Herakles und Kyknoß und der Etruskischen Beschrift Herkle und Kukne aus einem Clusinischen Grab, und den auch sehr sorgfältig, aber nicht so vorzüglich gearbeiteten, sterbenden Tydeus (Tute), im Besitz des Prinzen von Canino, von welchen Steinen das Institut der archäologischen Correspondenz in der ersten Centurie der Imprime gemmarie nr. 22 u. 27. Abdrücke publiciert hat. Die dritte Centurie dieser höchst schätzbaren Gemmenabdrücke, die wir bis jetzt nur aus dem *Bullettino dell' Instituto* 1834. № VI. a kennen, enthält mehrere Volcentische Scarabäen *di sublime lavoro, di maravigliosa bellezza, lavoro etrusco sorprendente u. d. gl.*; zum Theil mit Etruskischen Inschriften (Capne, Talmethi, nr. 27. 32.), einen mit dem Neptun und seinem Namen Nethunus (nr. 3.). Sollen diese, sollen so viele alterthümliche Bronzen und auch manche Steinarbeiten in alterthümlichem Styl und mit Etruskischer Schrift sämtlich Arbeiten der revoltirten Umbro = Tyrrhener aus den Zeiten des Philipp und der spätern Macedonischen Könige seyn?

Drittens. So eng sich auch unser Verf die Verwandtschaft jener Pelasgischen Tyrhener mit den Athenern vorstellen mag: so genügt sie doch immer noch nicht, um den reinen Atticismus der meisten der mit Inschriften versehenen Vasen unter den Volcentischen zu erklären. Das Volk, dem diese Vasen angehören, muß nicht bloß seiner Abstammung nach ein Attisches seyn; es muß auch die ganze Geschichte Athens bis zur Blüthezeit seiner Bildung mitgelebt haben. Rec. will ein Beispiel zum Belege anführen, welches in vieler Beziehung merkwürdig ist; wobey er sich erlaubt, zuerst seine eigenen Worte zu wiederholen, die er in der Anzeige seiner Societäts-Vorlesung, in diesen Anzeigen 1831. S. 1331., gebraucht hat. 'Auf einer der Volcentischen Vasen sieht man ein Brautpaar, welches auf dem hochzeitlichen Wagen einherfährt, durch die Beyschriften *Αυσπιπίδης καλός* und *Ῥόδον καλή* ausgezeichnet. Mit dieser ist aber eine andere zusammengefunden worden, welche vier Frauen oder Jungfrauen aus einer architectonisch verzierten Fontäne Wasser schöpfend zeigt, mit beygeschriebenen Namen, von denen drey deutlich Mnesilla, Anthyle und Rhodon gelesen werden; der letzte bezeichnet offenbar die Braut des Eysippides selbst. Wer gedenkt hier nicht des Athenischen Gebrauchs, aus der Fontäne Kallirrhoe oder Enneakrunos, welche in der Zeit der Pisistratiden architectonisch ausgeschmückt worden war, das Wasser für das bräutliche Bad zu holen, wie noch in Thukydides Zeit geschah.' (S. *Muséum Etrusque* nr. 1547. 1548.; ausführlicher davon *Commentat. Soc. Gott. rec. Vol. VII. p. 96.*). Wer hätte erwarten können, daß diese Erklärung, welche eine in Volci gefundene Vase kühnlich aus einem Athenischen Hochzeitsgebrauch

erklärt, sobald durch das directe Zeugniß einer Inschrift über allen Zweifel erhoben werden würde. So ist es indeß, indem unter den Vasen aus Volci, welche Campanari zum Verkauf nach London gesandt, und von denen Hr Brøndsted eine sehr nützliche Beschreibung verfaßt hat (A brief description of thirty two ancient Greek vases. London 1832. 8), eine große Vase von derselben Gestalt und mit demselben Gegenstande bemahlt sich befindet, wo sechs ebenfalls weibliche, mit ihren Namen bezeichnete, Figuren aus einer auf gleiche Weise verzierten Fontäne Wasser in ihre Amphoren schöpfen, und über dieser Fontäne die deutliche Inschrift steht: ΚΑΛΙΠΕ ΚΡΕΝΕ. Da die Liquidá in diesen Vasen-Inschriften, nach einem ächt griechischen Gebrauch, einfach geschrieben werden, auch wenn sie doppelt zu lesen sind: so verbietet nichts, diese Buchstaben für Καλλιρρόη κρήνη zu nehmen; dieß Καλλιρρόη aber ist freylich keine bisher bekannte Form der Attischen Schriftsprache, aber konnte bey der Neigung der Attiker zu contrahieren im Munde des Volks eben so leicht aus Καλλιρρόη zusammenschmelzen, wie ἀπλή und διπλή aus ἀπλόη und διπλόη. Der in Welcker's Rheinischem Museum für Philol. Jahrg. I. H. 2. S. 338. geäußerte Zweifel an dieser Erklärung beruht wohl nur darauf, daß die Evidenz dieses Zusammentreffens dem Referenten von Gerhards Rapport nicht gleich so gegenwärtig war; die dort vorgeschlagene Ableitung aber des Namens Καλίρη von ἱρός für ἱερός gewährt keine passende Benennung für eine Fontäne, indem eine solche Zusammensetzung, wenn sie überhaupt richtig wäre, nicht schön und heilig, sondern schöne Heiligthümer habend, schöne Opfer darbringend oder etwas der Art bedeuten müßte.

Herr Brøndsted hat dagegen jenen Namen gleich auf die Kallirhoe bezogen, nur daß er die Form auf eine andre, nicht statthafte Weise (von *καλλιγένη*) ableitet, auch hat er damit die obige Hochzeitvase der schönen Rhodon, welche sich in derselben Campanarischen Sammlung befand (n. 32.), bereits in Verbindung gebracht. Wäre auch das Gegenstück dieser letztern Vase, der Hochzeitzug oder die Heimholung der Rhodon, mit nach London gekommen, so würde Brøndsted die richtige und einfache Erklärung, mit Beseitigung aller nicht dazu gehörigen Hydrophorien und Thalophorien, noch entschiedener ausgesprochen haben. Nur in einem Punct müssen wir dem Dänischen Archäologen stärker widersprechen, in welchem er auch Andre auf eine falsche Bahn geführt hat, darin nämlich, daß er behauptet (p. 91.): die dreißig Tyrannen hätten die Kallirhoe architectonisch geschmückt, und die Vase müsse also jünger seyn, als das J. 404. v. Chr. Aber die *τύραννοι*, welchen Thukydides II, 15. diese Unternehmung zuschreibt, sind nicht die Dreißig, welche in genauer Redeweise gar nicht so heißen konnten, sondern die Pisistratiden (vgl. Pausan. I, 14, 1.); und es erhellt aus diesem Umstande nur, daß die Vase jünger als etwa 520 v. Chr. seyn muß.

Viertens. Millingens Râsonnement geht davon aus und kehrt immer darauf zurück, daß die Vasen für das Volk, welches sie in seine Gräber aufnahm, eine wirkliche Bedeutung, und auch die Inschriften derselben eine Geltung gehabt haben müssen. Dieser Satz war aber auf jeden Falle zu beweisen, da er keineswegs als Princip aller Erklärungen von Bildwerken an Geräthen und Gefäßen aufgestellt werden kann, wie unsre täglichen Umgebungen und Erfahrung

gen satzsam erweisen. Und für viele Fälle ist er bereits völlig widerlegt, wie namentlich für die Panathenaischen Vasen, deren Inschrift τῶν Ἀθηνῶν ἀθλων εἰμι, doch in der That nichts anders heißen kann als: einer der Kampfspreise, die von Athen gewonnen worden, und also in den Volcentischen Gräbern nur dann eine Wahrheit haben könnte, wenn — was unglaublich ist — wirklich so viele Volcenter in Athen gesiegt hätten als Panathenaische Preisvasen gefunden werden, oder wenn es außer dem Attischen Athen ein andres, besonderes Athen der Tyrhener gegeben hätte. Aber auch die Nolanische Vase, durch deren Erklärung Böckh über dieß ganze System der Imitation Licht verbreitet hat, möchte es unserm gelehrten Gegner schwerlich gelingen, ihrer Beweisraft zu berauben, indem er annimmt, sie sey entweder in Athen von einem Nolaner als Preis gewonnen, oder auch eine Akamantischen Phyle, die in Nola existirt hätte, gegeben worden. Aber das Eigene an diesem Gefäß ist, daß die eine Seite mit dem Dreyfuß einer Inschrift hat, wie aus Athen vor dem Peloponnesischen Kriege: AKAMANTIS ENIKA ΦΥΛΕ; die andere aber eine Inschrift in ganz anderer Schrift: ΓΛΑΤΚΩΝ ΚΑΛΟΣ, trägt, und doch, so viel bemerkt wird, keine von beiden Inschriften als eine spätere Zuthat erscheint.

Das sind die Gründe, aus denen wir Millinzens Lösung des Volcentischen Räthsels nicht für richtig halten können, wobey wir alle factischen Umstände, welche der Verf. anführt, und namentlich die Auctoritäten für die Eigenthümlichkeiten der Technik, die an den Volcentischen Vasen wahrgenommen werden, in ihrer Kraft und ihrem Ansehn ungekränkt lassen: nur daß aus

dem letztern Umstande noch nicht unmittelbar eine einheimische Fabrik geschlossen werden kann.

Die Abhandlung ziert eine Lithographie, welche das berühmte Vasengemälde — eins der beiden historischen Sujets von Volci, — welches auch das Institut der archäol. Corresp. bereits herausgegeben hat, darstellt: Krösos (mit beygeschriebenen Namen) in prachtvoller Tracht, ruhig thronend und den Göttern eine Libation ausgießend, während ein Diener Euthymos (Wohlgemuth) den Scheiterhaufen, auf den sein Thron gestellt ist, eben in Flammen setzt. Das Bild ist besonders merkwürdig, als Beweis der sagenhaften Form, welche die Geschichte des Krösos bey den Griechen angenommen hatte, und die Herodots Erzählung auch in andern Puncten durchschimmern läßt: daß aber etwa ein aus Indien stammender Tyrhener die Vase gemahlt habe, ist nichts mehr als eine sehr kühne Vermuthung.

Anmerk. Seit der Abfassung dieser Rec. ist Hrn. Bunsens Discours in den Annali dell' Inst. T. VI. p. 40 und die dritte und vierte Centurie den Gemmenabdrücke publiciert worden.

R. S. M.

D u b l i n.

Von dort erhalten wir die Anzeige, daß die fünfte Versammlung des Britischen Vereins für Beförderung der Wissenschaft daselbst am 10. August beginnen und bis zum 17. dauern wird; mit der Einladung, daß die Gelehrten des Continents, die sich mit den physischen und mathematischen Wissenschaften beschäftigen, daran Theil nehmen mögen; und der Bitte, dieses bekannt zu machen. Für das bequeme Unterkommen der Theilnehmer wird gesorgt werden.

G ö t t i n g e
 gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.

Den 28. Julius 1835.

G ö t t i n g e n .

In der Dieterichschen Buchhandlung: Beitrag zur Geschichte der Manie ohne Delirium von Dr. Johann Wilhelm Heinrich Conradi, Königl. Grossbritannisch-Hannoverschem Hofrathe, Ritter des Königl. Guelphen-Ordens, Prof. der Medicin zu Göttingen, der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften daselbst und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. 1835. VIII. u. 76 Seiten in Octav.

Wie der Verf. dieser Abhandlung durch einige Worte, welche er in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur von 1820. Jul. S. 627. 268. bey Gelegenheit der Recension der zweyten Ausgabe des Lehrbuches der gerichtlichen Medicin von Henke zur Bertheidigung der Aeußerungen Pinel's über die Manie ohne Delirium vorgebracht hatte, in einen gelehrten Streit gebracht worden (den sein übrigens von ihm nach Verdienst geschätzter und auch persönlich verehrter Gegner schon

in einer Reihe von Abhandlungen verfolgt hat), ist nebst dem Inhalte seiner in der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 31. Jul. 1824 vorgelesenen *Commentatio de Mania sine delirio* schon in diesen Blättern (1824. St. 188.) angezeigt worden. Auch hat er über spätere Aeußerungen von Henke in diesen gel. Anzeigen von 1829. S. 1305 flg. eine kurze Erklärung als Nachtrag zu jener Abhandlung abgegeben. Es ist aber neuerlich von Henke im fünften Bande seiner Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin wieder eine sehr ausführliche Abhandlung über diese Manie in Bezug auf Psychologie, gerichtliche Medicin und Rechtspflege mitgetheilt worden, welche so manche Aeußerungen enthält, über die der Unterzeichnete, wiewohl er Henke's Hauptgründe früher schon hinlänglich gewürdigt zu haben glaubte, eine nähere Erklärung abzugeben für gut fand, was denn in der vorliegenden Abhandlung geschehen ist.

Schon bey seinen früheren Aeußerungen über diesen Gegenstand war von dem Verf. hervorgehoben worden, daß es überhaupt, um den Character der einzelnen Arten von Seelenkrankheiten gehörig zu bestimmen, nicht genug sey, von Aufhebung des Selbstbewußtseyns und der Freyheit (welche nach Henke der Manie wie jeder psychischen Krankheit wesentlich seyn soll) im Allgemeinen zu sprechen, und daß bey dem vorliegenden streitigen Gegenstande die Frage eigentlich die sey, ob in den zu dieser Manie gerechneten Fällen wahres Delirium (Wahnsinn im engeren Sinne, wobey die durch die franke Einbildungskraft erzeugten falschen Vorstellungen oder Einbildungen für wahr gehalten werden oder die Vorstellungen und Urtheile verkehrt sind) Statt fin-

de? Daß aber das Stattfinden von wahrem Delirium bey dieser Manie durch das von Henke Gesagte keinesweges dargethan worden sey, so wie daß Pinel diese Manie mit Grund als eine besondere Art betrachtet habe, daß die früher gewöhnliche Meinung, wonach die Manie durch den höheren Grad und das allgemeine Delirium sich von der Melancholie unterscheiden soll, für falsch zu halten sey, und daß die pathologische Geschichte der Manie unvollständig seyn würde, wenn man nicht auf diese Art derselben Rücksicht nähme, suchte der Verf. besonders in seiner ersten Abhandlung über diesen Gegenstand nachzuweisen. Es hat nun zwar Henke später selbst eingeräumt, daß nicht ausgebildeter allgemeiner Wahnsinn bey dieser Manie seyn müsse, daß man, in pathogenischer und nosographischer Beziehung, die von Pinel beschriebene Manie als eine eigene, von der häufiger vorkommenden aus Melancholie hervorgehenden oder nach und mit allgemeinem Wahnsinne eintretenden zu trennende, Art aufstellen könne. Dagegen soll es nach seiner weiteren Erklärung bey Entscheidung der hier obwaltenden Frage nicht darauf ankommen, zu erweisen: daß es Fälle von Ausbrüchen der Manie gebe, in denen kein wahres Irreden oder kein Wahnsinn im engeren Sinne wahrgenommen wird; es soll vielmehr die Hauptfrage lediglich die seyn: ob es eine Manie gebe und geben könne, in welcher, bey vollkommenem Selbstbewußtseyn und ungestörtem Vernunftgebrauche, der von dieser Manie Ergriffene zu gewaltthätigen Handlungen nur durch einen Fehler des Willens bestimmt wird? Es soll demnach der Streit nicht den krankhaften Zustand nach seiner äußeren Erscheinung betreffen, sondern die Erklärung die man von seinem Wesen gebe, in:

dem man ihn für eine reine Affection des Begehrungsvermögens (oder nach dem Ausdrucke Anderer für eine reine Krankheit des Willens) bey vollkommener Integrität des Vorstellungsvermögens ausgabe. Auf jene Richtung der Frage hat nun der Verf. in dieser Abhandlung besondere Rücksicht genommen und glaubt mit Grund behauptet zu haben, daß, da theils das Bewußtseyn bey der Manie überhaupt nicht immer aufgehoben ist und auch Mangel desselben für sich eben so wenig den wahren Character der Manie als den anderer Seelenkrankheiten ausmacht, theils gehöriger Gebrauch der Vernunft (im weiteren Sinne) hier wie bey den Seelenkrankheiten überhaupt von Niemand behauptet, die Aufhebung der von Henke gemeinten Freyheit bey der Manie von Niemand geläugnet worden ist, und dieß also gar nicht als der streitige Punct angesehen werden kann, auch die Frage zur Entscheidung des eigentlich streitigen Gegenstandes von Henke nicht richtig gestellt worden sey. Eben so hat er gezeigt, daß nicht reine und ursprüngliche Affection des (höheren menschlichen) Willens bey der Manie angenommen zu werden braucht, und nicht allgemein, insbesondere auch nicht von ihm, dabey angenommen wird. Und so hat er hier unter anderen noch weiter darzuthun gesucht, daß die von Henke erhobenen Zweifel an der Genauigkeit von Pinel's Aussage, so wie an der Möglichkeit einer Unterredung mit einem von Manie Befallenen, und überhaupt seine gegen Pinel's einzelne Beobachtungen vorgebrachten Einwendungen theils ganz ungegründet sind, theils auch nicht durch die Geschichte der Manie überhaupt und die der hier wegen mancher Analogie in Betracht kommenden Wasserscheu gerechtfertigt werden.

J. W. G. Conradi.

L e i p z i g.

Beiträge zur Geographie von Hellas, mit besonderer Beziehung auf antiquarische Verhältnisse; von Dr. G. C. Kriegk. Erstes Heft: das Thessalische Tempe; mit einer lithographierten Karte. 1835. 8. 73 S.

Der Titel zeigt schon an, daß dieses der Anfang einer Reihe Monographien über einzelne Gegenden von Hellas seyn soll; die, wie der Verf. sagt, einer allgemeinen Geographie desselben vorangehen müssen. Die Beschreibung von Tempe ist mit Fleiß gemacht, indem mit den Nachrichten der Alten die der Neuern verglichen sind. Unter diesen sind die von Gell die genauesten, die daher auch von dem Verf. mit Vergleichung der andern, besonders Bartholdy's, zum Grunde gelegt sind. Er gibt zuerst nach diesem eine allgemeine Ansicht des Thales, und geht dann zu der stückweisen Beschreibung über. Das Thal Tempe ist eigentlich eine Schlucht zwischen dem Ossa und Olympus, in welcher der Peneus fließt. Den Namen eines Thales verdient es nur bey seinem Eingang und Ausgang, und rechtfertigt hier nur die reizende Beschreibung, welche mehrere Dichter davon machen. Denn die lange aber schmale Schlucht selbst hat keinesweges einen freundlichen, sondern vielmehr sehr rauhen und wilden Character. Die Felsen des Olympus fallen fast durchgehends bis an den Peneus ab, und lassen für keinen Fußpfad Raum; an dem linken Ufer läuft eine schmale Straße her; für welche der Ossa Platz läßt; aber auch nur, indem an einzelnen Stellen schon im Alterthume seine Felsen behauen sind. Der specielle Theil zerfällt in folgende Paragraphen. Zuerst 1. 2. die Beschrei-

bung der einzelnen Theile nach Bell, mit Angabe der Schritte nach Minutenzahl. Unter den Merkwürdigkeiten die bekannte Inschrift Cassius Longinus Pro Cos. Tempe munivit. 3. Die Felsen der Schlucht, ihre Beschaffenheit, ihr Anblick. 4. Die Straße. Die Breite beträgt, wo sie am schmalsten ist 13, wo sie am breitesten 20 Fuß. Sie war der einzige Paß der von Macedonien nach Thessalien führte; und dadurch so wichtig. 5. Die an derselben befindliche sehr reiche Vegetation. 6. Der Peneus und seine Nebengewässer. Die gewöhnliche Breite des Flusses ist 150 Fuß; die Ufer sind hoch und steil. 7. Bestimmungen der Länge und Breite des Thales. Die Länge beträgt gegen 5400 Paris. Fuß. Die Breite ist sich ungleich, sie kann im Durchschnitt zu 140 Fuß angenommen werden. 8. Ueber die Entstehung von Tempe; ob durch ein Erdbeben? Höchst wahrscheinlich. 9. Namen von Tempe. Etymologische Untersuchungen. 10. Ueber die aus dem Alterthume überlieferten Beschreibungen. 11. Identität des Baba = Passes mit dem Tempe der Alten. Und endlich 12. Erklärung der obigen Inschrift, und einiger dortigen Alterthümer. Die Karte gibt zugleich die jetzigen Namen.

Hn.

B e r l i n .

Verlag von Enslin. Aufsätze und Abhandlungen aus dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Staatsarzneykunde von Dr. Joh. Nep. Rust, Leibarzt Sr Königl. Hoheit des Kronprinzen von Preußen u. Erster Band. Mit 3 lithographirten Tafeln. XVI. und 475 Seiten. 1834. 8.

Der Verf. bemerkt, daß er aus einem doppelten Grunde diese Sammlung in seinem 60sten Jahre und im Drange vielfacher Dienst- und Berufsgeschäfte unternommen, einmal weil er eine Abneigung fühle gegen opera posthuma von fremder Hand veranstaltet, und dann weil er glaube, es der ärztlichen Welt schuldig zu seyn, ihr noch während seines Lebens sein ärztliches Vermächtniß zu überliefern. Gewiß wird Jeder, der die großen Erfahrungen und Verdienste des geehrten Verfassers kennt, ihm für diesen Entschluß von Herzen dankbar seyn.

Den bey weitem größten Theil dieses Bandes (S. 1 — 425) nimmt der Aufsatz ein überschrieben: 'Mein Verfahren am Krankenbette im Wiener allgemeinen Krankenhause', der eigentlich früher gedruckt worden, aber mit den Resultaten seines nachherigen ärztlichen Verfahrens vermehrt ist. Von dieser Abhandlung befindet sich jedoch hier von der ersten Abtheilung, betitelt 'Primärdynamische Abweichungen von der normalen Organisation' nur die erste Unterabtheilung: 'Krankheiten mit vorwaltender Anomalie der vegetativen Thätigkeit', in folgender Ordnung: Entzündungen; Eiterungen; Mißbildungen; Afterbildungen; Producte normaler Absonderungen; Desorganisationen oder Entartungen des Parenchyms; chronische Hautausschläge; Cachexieen; brandige Zustände. Die vielen hier dargelegten neuen Ansichten über die Behandlung der einzelnen Krankheiten werden der Beherzigung der Practiker nicht entgehen. Eine weitere Ausführung oder Beurtheilung müssen wir den medicinischen Zeitschriften überlassen. Die andern kleineren, meist schon gedruckten Aufsätze sind: Ueber Magnetismus und das magnetische Treiben in Wien (S. 427 — 435); über den Einfluß der Diät

und des diätetischen Regimens auf Kranke (S. 439 — 452); über den clinischen Unterricht (S. 455 — 475).

F r e i b u r g.

Geschichte der Deutschen von Dr. Söttl, Professor in München. Drittes Buch: die Herrschaft und der Zwist der Häuptlinge 40 S. Viertes Buch: die Franken und die christliche Religion 68 S. Fünftes Buch 84 S. Wir zeigen hier die Fortsetzung dieser Arbeit an, deren Anfang wir G. g. Anz. 1835. St. 47. bemerkt haben. Sie umfaßt den Zeitraum unter den Merovingern und Carolingern; der zu oft behandelt ist, als daß man hier leicht neue Aufschlüsse erwarten könnte. Schon die Seitenzahl der einzelnen Bücher oder Abschnitte wird zeigen, daß es allerdings nur eine Uebersicht ist. Indes ist es eine mit großem Fleiß aus den Quellen, welche stets angeführt werden, geschöpfte Uebersicht; und darnach wird man also ihren Werth bestimmen. Die fünf Bücher bilden den ersten Band des Werks, der bis auf den Untergang der Carolinger in Deutschland 888 heruntergeführt ist. Wir betrachten das Werk als ein sehr brauchbares Hülfsmittel für junge Freunde der vaterländischen Geschichte, welche den Vorsatz gefaßt haben, sie aus der Quelle zu studieren; und wünschen besonders in dieser Rücksicht ihnen den besten Fortgang.

Sn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. 119. Stück.

Den 30. Julius 1835.

G ö t t i n g e n.

Die diesjährigen Programme für Ostern und Pfingsten haben den G.:N. Abt Pott zum Verfasser. Sie enthalten in zwey Abtheilungen eine commentationem de s. coena ad loc. 1. Cor. 11, 23 — 34. Unter Vergleichung der evangelischen und paulinischen Erzählungen mit den älteren jüdischen Passahgebräuchen, gelangt Verf. dahin, daß das Abendmahl nicht, wie man gewöhnlich annimmt, nach, sondern während der Passahmalzeit eingesetzt worden sey. Schon das εσθιοντων αυτων, welches doch grammatisch richtiger von fortwährendem, als von beendigtem Essen verstanden wird, führt darauf. Lucas läßt Jesum sagen: wie er sich gesehnt habe, das Passah mit seinen Jüngern zu essen, und fügt dann gleich die, während des Passahmahls übliche Austheilung von Brodt und Wein hinzu, worauf Matth. und Marc. sofort den Hallel folgen lassen, womit die Passahmalzeit endigte. Den Zusatz (ελαβε) το ποτηριον μετα το δει-

πνησαι, worauf man vorzüglich die gewöhnliche Ansicht des h. Abendmahls, als einer Nachfeier des Passahmahls gründet, der auch Henke treu bleibt, findet Verf. seiner Meinung nicht hinderlich sondern förderlich. Denn wenn damit der Zeitpunkt des endigenden Passahmahls und des beginnenden Abendmahls bezeichnet werden sollte, warum fügten denn Lucas und Paulus nicht schon bey der unmittelbar vorhergehenden, doch auch mit zur Abendmahlsfeier gehörenden, Austheilung des Brotes hinzu: ελαβεν αροτον μετα το δειπνησαι? Verf. verbindet daher το ποτηρ. μετα τ. δειπν. genau mit einander, und findet darin eine besondere Bezeichnung des, nach dem δειπνησαι, d. h. nach dem Essen des Lammes und des Brotes, umhergehenden dritten, auch bey dem jüdischen Passahmahle wichtigsten Bechers, כוס הברכה genannt. — Die Worte τουτ' εστι το σωμα μου, sind, nach Verfs. Meinung, von Christo aus der jüdischen Formel זה גרתי על הפכה, womit der Hausvater das Lamm auf das ehemals von den Vorfahren vor der Flucht aus Aegypten geschlachtete Passahlamm deutete, entlehnt, und mit זה גרתי auf das Brot übertragen. — Die Deutung des Brotes und Weins selbst aber nimmt er, aus größtentheils bekannten Gründen, symbolisch. Allein neben dem symbolischen Sinne läßt er noch einen zweiten, weit erhabenern, zu. Schon die Abgemessenheit, mit welcher Jesus, unter Verschmähung der so nahe liegenden Anwendung der bitteren Kräuter, und des geschlachteten Lammes auf die ihm bevorstehenden Leiden, einzig der Vergleichung des zu essenden Brotes mit seinem Körper, und des zu trinkenden Weins mit seinem Blute inhärrt, läßt mehr als eine bloß zufäl.

lige und willkürliche Redundanz in der symbolischen Andeutung seiner Leiden vermuthen. Nimmt man hinzu, was Paulus über die Gemeinschaft des Brotes und Weines mit Leib und Blut Christi 10, 16. und über die Versündigung an diesen durch unwürdigen Genuß des Abendmahls sagt 11, 27.; so wird es dem Vf. unzweifelhaft, daß neben der symbolischen Beziehung jener Worte auf die Körperleiden Christi, ein noch erhabenerer Gedanke aufzufassen sey. Diesen schöpft er mit Henke aus Joh. 6., wo Christus, ohne jedoch dabey ans Abendmahl zu denken, unter der Formel $\sigma\alpha\rho\varsigma$ και $\alpha\iota\mu\alpha$ $\alpha\upsilon\tau\omicron\upsilon$, nach dem hebräischen בשר ודם , seine $\rho\eta\mu\alpha\tau\alpha$, sein $\pi\nu\epsilon\rho\mu\alpha$, kurz seine ganze moralische Natur verstand, welche seine Schüler gleichsam essen und trinken, d. h. nach einem bekann- ten Sprachgebrauche, ganz in sich aufnehmen oder zu der ihrigen machen sollten. Hierzu, meint Verf., habe Jesus dann auch seine Jünger durch Darreichung von Brot und Wein, als Symbolen seiner $\sigma\alpha\rho\varsigma$ und seines $\alpha\iota\mu\alpha$, oder seines ganzen sittlichen Wesens, auffordern wol- len. Der etwaigen Schwierigkeit, daß Jesus vermöge eben jener Formel בשר ודם , welche durch $\sigma\alpha\rho\varsigma$ και $\alpha\iota\mu\alpha$ wiedergegeben wird, nicht זה גופי , $\tau\omicron\upsilon\tau'$ $\epsilon\sigma\tau\iota$ $\tau\omicron$ $\sigma\omega\mu\alpha$ $\mu\omicron\upsilon$, sondern זה בשרי , $\tau\omicron\upsilon\tau'$ $\epsilon\sigma\tau\iota\upsilon$ η $\sigma\alpha\rho\varsigma$ $\mu\omicron\upsilon$ gesagt ha- ben würde, begegnet Verf. durch die Bemerkung, daß Jesus, welcher zugleich das Schicksal seines Körpers andeuten wollte, in Gemäßheit der oben erwähnten Passahformel בשר gebrauchte, was genauer durch $\sigma\omega\mu\alpha$ als durch $\sigma\alpha\rho\varsigma$ gegeben wurde, oder daß Jesus das hier erwartete Wort בשר selbst anwendete, was aber die Jünger, die in jenen Augenblicken gespannter Erwartung des

Ausgangs der ihren Herren erwartenden Leiden, zunächst mehr an Symbolisirung des Schicksals seines Körpers, als an jene erhabene Aufforderung denken mochten, lieber durch *σωμα* übersetzen. — In Folge der obigen Fassung der Einsetzungsworte, findet Vf. in der B. 27. erwähnten Versündigung am Leibe und Blute des Herrn, das Vergehen der verschmäheten Gemeinschaft mit der moralischen Natur Christi. — Durch die Auslassung des *αναξίως* nach den Worten *ὁ εσθίων κ. πινών* B. 29., die die Lachmannsche Recension verlangt, wird, nach Vfs. Ansicht, der Sinn nicht geändert, wenn man nur jene Worte für Beschreibung eines *hominis edacis et vinosi* nimmt, dem es bey den Liebesmahlen bloß ums Essen und Trinken zu thun war. — Uebrigens hält Vf. die von ihm noch mehr unterstützte Henkesche Ansicht des Abendmahls, aus welcher der symbolische und mystische Sinn der Handlung gleich deutlich hervortritt, für besonders geeignet, um ein, Lutheraner und Reformirte einigendes kirchliches Symbolum herzugeben, dessen es zur Bewirkung einer wahren und dauerhaften Union, nothwendig bedürfen möchte.

P a r i s.

Chez J. B. Baillère. *Système de chimie organique, fondé sur des méthodes nouvelles d'observation, par F. V. Raspail. accompagné de douze planches, dont six coloriées. 1833. 576 p. 8.*

Wenn die auffallenden Modificationen, welche die chemischen Kräfte unter dem Einflusse der organischen Thätigkeit erleiden, auf den innigsten Zusammenhang der chemischen und physiologi-

schen Erscheinungen hinweist; so muß es in der That befremdend erscheinen, daß die reißenden Fortschritte der neueren organischen Chemie nicht mehr von entscheidendem Einflusse auf die Entwicklung der Physiologie gewesen sind. Fragen wir nach dem Grunde dieser Erscheinung, so können wir uns nicht verhehlen, daß er zugleich mit in der einseitigen Richtung zu suchen ist, welche die organische Chemie in der letzten Zeit genommen hat. Man ist fast ausschließlich darauf bedacht gewesen, Stoffe, die sich durch interessante chemische Charactere auszeichnen, zu isoliren, ihre Zusammensetzung, so wie die Gesetze ihrer Verbindungen zu erforschen, ohne die unmittelbaren Producte der Lebenskraft an dem Orte ihrer Entstehung aufzusuchen, zu prüfen, und mit denen zu vergleichen, die man durch langwierige chemische Operationen aus ihren innigen Gemengen mit anderen Substanzen getrennt hat. Erwägen wir aber, daß oft die geringfügigsten Umstände, eine unbedeutende Temperaturerhöhung, ja das Erlöschen der Lebenskraft selbst schon hinreicht, das Band zu lösen, welches viele der organischen Verbindungen zusammenhält; so dürfen wir kaum daran zweifeln, daß viele derselben mehr für Producte als für Educte der Analyse zu halten sind. Jede Beobachtungsmethode, die daher ein Mittel zur Unterscheidung der chemischen Verbindung vom Gemenge, des Educts vom Producte an die Hand gibt, muß gewiß als eine wesentliche Bereicherung der Zoochemie und Phytochemie angesehen werden.

Dem Verf. gebührt das Verdienst, eine solche Methode in die organische Chemie eingeführt, und durch sie eine Reihe von Thatsachen aufgedeckt zu haben, die besonders für Physiologie

von Interesse sind. Daß mehrere der Beobachtungen des Verf. neuerdings bestritten, andere durch spätere Untersuchungen widerlegt sind, und daß der Verf. überhaupt in seinen Folgerungen sehr häufig zu weit gegangen ist; darin wird ein unbefangener Beurtheiler um so weniger einen Einwurf gegen diese neue Art der Beobachtung selbst erblicken, als sich die Schwierigkeiten nicht verkennen lassen, die dem Verf. auf einem Felde, das vor ihm so gut als gar nicht betreten worden, nothwendiger Weise entgegenstehen mußten. Seine eigenen Worte werden am besten den Gang bezeichnen, den er bey seinen Untersuchungen befolgt hat. 'La nature, heißt es p. 31*, ayant déposée certaines substances dans le sein de certains organes, je demanderai à l'anatomie les moyens de reconnaître ces organes; et une fois, que mon oeil aura appris à les distinguer, je demanderai à la chimie ses réactions et ses procédés. Si ses organes sont trop petits pour être saisis à la vue simple, j'invoquerai le secours des verres grossissans combinés en microscope . . ; et je transporterai le laboratoire de la chimie sur le porte - objet.' Es unterliegt keinem Zweifel — und die Ergebnisse des vorliegenden Werkes beweisen es hinlänglich — daß dieser vom Verf. zuerst betretene Weg zu einer tieferen Einsicht in die Natur und Bildungsweise der organischen Stoffe führen wird. Nichts desto weniger aber dünkt es dem Ref. viel zu gewagt, auf die Ergebnisse dieser Beobachtungen ein neues System der organischen Chemie begründen zu wollen, wie es der Verf. versucht hat. Er geht nemlich von dem Umstande aus, daß die Stoffe, welche unter dem Einflusse der Lebenskraft entstehen, verschiedene Stadien der Entwi-

ckelung durchlaufen, in denen sie durch eine successive Verschiedenheit ihrer Zusammensetzung characterisirt sind. Als das höchste Stadium dieser Entwicklung, gleichsam die Grundlage der Organisation, betrachtet er die organischen Gewebe. Sie schließen in ihren Zellen die Elemente ein, deren sie zu ihrer Fortbildung bedürfen, und die aus organischen und unorganischen, d. h. nicht aus der Vereinigung von Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff gebildeten Substanzen bestehen. Auf diese Ansicht gestützt, theilt er die in der organischen Natur vorkommenden Stoffe in zwey Classen: 1) in organische Elemente der Gewebe, und 2) in erdige Basen (?) derselben. Die erste Classe zerfällt wieder in die Unterabtheilungen der Substances organisées, S. organisatrices, S. organisantes, und S. organiques. Unter dem Ausdrucke S. organisées faßt er die vegetabilischen und animalischen Gewebe zusammen, die früher als eigenthümliche Verbindungen angesehen wurden, nach den Untersuchungen des Berfs. aber zum Theil aus chemisch verschiedenen Körpern bestehen. Er betrachtet zunächst die vegetabilischen Gewebe: das Amidon, die amidonartige Faser, das Inulin &c., die vegetabilische Holzfaser, Medulin, Suberin, Humus, Kleber, Lupulin, Hordein &c., und läßt darauf die verschiedenen thierischen Membranen folgen. Zu den interessantesten Ergebnissen dieses Abschnitts gehören die Untersuchungen des Berfs. über den Sitz und die physische Beschaffenheit dieser Organe. Er zieht daraus den Schluß, daß mehrere der erwähnten Körper nur als Gemenge zu betrachten sind, und rechnet zu diesen das Jodamidon, Saussure's Verbindung des Amidons mit Schwefelsäure, die amidonartige Faser, das Amidin, Medulin, Suberin, den Humus u.

a. m. So lobenswerth auch dieß Bestreben erscheint, die täglich mehr überhand nehmende Zahl der wenig characterisierten, nicht crystallisierbaren Stoffe, die größtentheils nur Gemenge oder Producte der Analyse sind, zu vereinfachen; so sehr ist es zu bedauern, daß der Vf. in seiner scharfen Polemik gegen die Ansichten Anderer nicht selten zu weit gegangen ist. Namentlich beweisen die Betrachtungen, aus denen er den Schluß zieht, daß das Suberin, der Humus, die pectische Säure u. v. a. als gemengte Substanzen aus der Reihe der eigenthümlichen Stoffe gestrichen werden müßten, höchstens nur die Möglichkeit einer gemengten Zusammensetzung derselben, ohne aber im geringsten diesen Umstand zur Gewisheit zu erheben. Derselbe Vorwurf läßt sich auch gegen einen großen Theil der Angaben des Verf. in den übrigen Abschnitten des Werkes erheben. Denn sehr oft gleichen die Gründe, welche er für die gemengte Beschaffenheit einzelner Stoffe anführt, mehr einer auf seine microscopischen Untersuchungen gegründeten Hypothese, als einer auf Versuche basierten Widerlegung der bisher bestehenden Ansicht. Eben so erscheint die Meinung des Verf., daß die stickstoffhaltigen animalischen und vegetabilischen Substanzen, Eizweißstoff, Kleber, und namentlich die vegetabilischen Alcaloide, Ammoniaksalze, und die vegetabilische Holzfaser, für eine Verbindung von Kohlenstoff mit Wasser zu halten seyen, als eine Hypothese, die durch keinen entscheidenden Grund unterstützt wird. Abgesehen von dem Umstande, daß man mit gleichem Rechte eben so viele und noch mehrere Hypothesen über die Zusammensetzung dieser Körper aufstellen könnte, als Combinationen zwischen den Zahlen ihrer Zusammensetzung möglich sind, ist es um so auffallender, diese Ansicht abermals aufgestellt zu finden, da

dieser Gegenstand neuerdings öfters angeregt, und mehrere Thatsachen gegen solche und ähnliche Ansichten zur Sprache gebracht worden sind.

Nach ähnlichen Betrachtungen über die thierischen Membranen schließt der Verf. diesen Abschnitt, der von allen am ausführlichsten behandelt ist, und wendet sich zu der zweyten Abtheilung dieser Classe, nämlich den subst. organisatrices, unter denen er die in den Zellen der organischen Gewebe enthaltenen Stoffe begreift, welche als die unmittelbaren Elemente zur Fortbildung der Gewebe und Membranen anzusehen sind. Er betrachtet als solche von den Pflanzstoffen — die verschiedenen Arten des Gummi und Zuckers, so wie die in den Pflanzen circulirenden Säfte; von den animalischen Substanzen — die Milch, die unmittelbaren Producte der Verdauung, das Blut und die Saamenflüssigkeit. Auch hier sucht er die specifischen Verschiedenheiten, welche die große Menge der in diese Classe gehörenden Körper darbietet, aus den Abänderungen zu erklären, welche ihre chemischen Charactere durch die Beymischung fremdartiger Substanzen erleiden. Die verschiedenen Gummata sind nach ihm nur Modificationen ein und derselben Substanz, die sich im Amidongummi am reinsten darstellen soll. Es ist zwar nicht unwahrscheinlich, daß das Bassorin, Cerasin, Prunin u. a. m. als solche Modificationen angenommen werden können. Wenn aber der Verf. dasselbe für das arabische Gummi und das Stärkemehl Gummi geltend zu machen sucht — für zwey Substanzen, die kaum mehr als ihre äußeren Charactere mit einander gemein haben — ferner für verschiedene Zuckerarten, die überdieß in zwey ganz verschiedenen Systemen crystallisiren; so dürfte ihm wohl schwerlich ein Chemiker darin beystimmen. Die unmittelbaren Ergebnisse

der Beobachtungen des Verfs. sind an und für sich schon interessant genug, als daß er nöthig gehabt hätte, ihren Werth durch dergleichen zu weit ausgedehnte Folgerungen noch erhöhen zu wollen. Seine Arbeit würde gewiß eine größere Anerkennung gefunden haben, wenn er weniger den Weg der Erfahrung verlassen, und den Leser nicht in die Nothwendigkeit versetzt hätte, manche werthvolle Beobachtung aus einer Masse von Angaben herauszulesen, die sich bey einer näheren Prüfung als irrig oder zweifelhaft darstellen.

In der dritten Abtheilung handelt der Verf. die fetten und harzigen Substanzen ab, die er mit dem Namen subst. organisantes belegt, weil sie nach seiner Ansicht nicht wie die subst. organisatrices unmittelbar zur Ernährung der Gewebe verwandt werden, sondern sich in den Zellen absetzen, theils um diese selbst vor äußeren Einflüssen zu schützen, theils aber auch um wiederum als Material zur Ernährung der subst. organisatrices zu dienen. Er betrachtet zuerst die bey den Thieren und Pflanzen gemeinschaftlich vorkommenden Stoffe, dann die den Pflanzen allein eigenthümlichen, und endlich die thierischen Substanzen, zu denen er auch die Flüssigkeiten der Galle, den pancreatischen Saft, und Speichel (den er als mit fremdartigen Substanzen gemengten Cyweißstoff ansieht!) Auch in diesem Abschnitte sind die unmittelbaren Beobachtungen des Verfs. von größerem Werthe als die Folgerungen, die er daraus ableitet.

Die übrigen organischen Substanzen, welche in den drey angenommenen Gruppen ihren Platz nicht finden, und die der Verf. mit dem Namen subst. organiques belegt, nehmen die letzte Abtheilung dieser Classe ein. Er betrachtet sie als Zersetzungsproducte der organischen Gewebe, die

entweder der Einwirkung künstlicher Mittel, oder der organischen Thätigkeit ihre Entstehung verdanken, und deren Zweck in manchen Fällen darin bestehen soll, sich mit den Basen zu verbinden, und diese durch doppelte Verwandtschaft auf die übrigen organischen Stoffe zu übertragen. Er rechnet hierher riechende Ausflüsse und Miasmen — nach seiner Ansicht Verbindungen flüchtiger Säuren mit Ammoniak (!), Alkohol, Aetherarten, vegetabilische Alkaloide, thierischen Schleim, Harn u. s. w. Dieser Abschnitt ist wahrscheinlich aus dem Grunde am oberflächlichsten behandelt, weil der Verf. bey diesen für die organische Deconomie minder wichtigen Substanzen weniger Stoff zu seinen microscopischen Untersuchungen gefunden hat. Die Betrachtung dieser Stoffe nimmt nur einen Raum von 60 Seiten ein. Das Mangelhafte einer solchen summarischen Behandlung dieses Gegenstandes muß aber um so fühlbarer werden, weil gerade die hierher gehörigen Stoffe sich durch die interessantesten chemischen Eigenschaften auszeichnen, und größtentheils bey ihnen die Verbindungsgesetze der organischen Natur am reinsten hervortreten.

Die zweyte Klasse umfaßt die Stoffe der unorganischen Natur, welche in die Verbindungen der organischen mit eingehen. Sie finden sich in den flüssigen Theilen der Thiere und Pflanzen aufgelöst, und gehen entweder in die festen Gewebe mit über, oder werden als Incrustationen auf denselben abgesetzt, wenn die auflösende Flüssigkeit allein zur Bildung der Gewebe verwandt wird. Dieser Abschnitt enthält mehrere interessante Beyspiele über die Art dieses Vorkommens jener Substanzen.

Nach einer übersichtlichen Zusammenstellung der in dem Werke aufgestellten physiologischen Principien schließt der Verf. das Buch mit eini-

gen polemischen Bemerkungen über ein, gegen die Priorität seiner Beobachtungen über das Amidon gerichtetes Citat aus Læwenhoeck's physiologischen Briefen — über das Dextrin von Biot — und die Diastase von Payen und Persoz.

Fassen wir die Ergebnisse der in diesem Buche niedergelegten Beobachtungen zusammen, so müssen wir dem Verf. das Verdienst zuerkennen, die Physiologie sowohl, als die organische Chemie mit mehreren interessanten Beobachtungen bereichert zu haben, so wenig auch der größte Theil der Folgerungen, die er aus diesen Beobachtungen herleitet vor dem Richterstuhle einer unbefangenen Critik Bestand haben können. Eben so wenig ist der krankhafte Ehrgeiz zu billigen, mit dem der Verf. die Nichtanerkennung seiner Verdienste hervorhebt, und die Bitterkeit, mit der er sich, als eifrigen Republicaner, über die bestehenden bürgerlichen Verhältnisse seines Vaterlandes ausspricht. Mehrere hierauf bezügliche Aeußerungen (p. 7*, 10*, 549 u. a. m.) sind Veranlassung geworden, daß das Buch in den Päpstlichen Staaten verboten worden ist.

R. Bunsen.

B o s t o n.

Bey Hilliard, Gray, Little und Wilkins, 1831: Greek Grammar for the use of schools, from the German of Philip Buttmann. Third edition of the translation, by George Bancroft and George H. Bode. VIII u. 336 Seiten in gr. 8.

Ein früherer Jahrgang dieser Blätter hat bereits bey Gelegenheit einer Anzeige der Neugriechischen Grammatik von Theophrastus über die beiden ersten Auflagen des Englischen Buttmann die nöthige Auskunft gegeben (G. g. Anz. 1830.

S. 1607). Dieser wiederholten Anzeige hätte Ref. sich also um so eher überheben können, da vorliegende dritte Auflage keine Veränderungen erfahren hat, sondern nur ein wörtlicher Abdruck der zweyten ist. Aber zwey Gründe bestimmten ihn, noch einmal auf dieses anspruchlose Unternehmen zurückzukommen. Erstens liefert die schnelle Folge der Americanischen Auflagen einen klaren Beweis von der großen Theilnahme, der sich dieses Deutsche Werk auch jenseits des großen Weltmeeres erfreut. Zweitens zeigt ein Nachdruck, der von diesem Englischen Buttmann neulich in England selbst erschienen ist, wie eifrig man sich jetzt auch hier um die Kenntniß der Fortschritte der Griechischen Sprachforschung in Deutschland zu bemühen anfängt. Indessen darf Ref. hier den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Einführung dieses Buchs in England auf eine für den Londoner Nachdrucker ehrenvollere Art geschehen seyn möchte; — nicht etwa, weil es ungewöhnlich oder gesetzwidrig ist, ein Americanisches Buch in England nachzudrucken (denn Hunderte von Bänden, welche die Englischen Pressen liefern, werden auf der anderen Seite auch in America jährlich wiederholt, ohne daß die rechtmäßigen Verleger bey dem Gesetze Schutz suchten oder fänden, weshalb denn vorsichtige Verfasser sich in den neuesten Zeiten Verleger in beiden Welttheilen zu verschaffen suchen; — sondern weil dieser Nachdruck anonym erschienen ist, und sich durch die Unterschrift der Vorrede 'Cambridge' das Ansehen gegeben hat, als sey die Uebersetzung in England gemacht worden, und Richard Priestley der rechtmäßige Verleger. Nun stammt aber nicht einmal die Vorrede aus England, sondern vielmehr aus Cambridge in Massachusetts, und ist bis auf die Auslassung einiger Stellen, die sich im Gri-

ginal speciell auf America beziehen, eben auch nichts anders als ein Nachdruck. Dief. hatte früher von dieser sonderbaren Erscheinung nur durch mündliche und schriftliche Mittheilungen einige Kenntniß erlangt. Jetzt liegt ein Exemplar des Nachdrucks vor ihm, und setzt ihn in den Stand, nach angestellter Vergleichung daraus zu berichten, daß der Titel desselben mit dem des Originals übereinstimmt und zu Buttman's Namen nur noch das Prädicat 'Professor of the University of Berlin' hinzugesügt hat. Dann folgt 'London: Richard Pristley, high Holborn', und auf der Kehrseite des Titels so wie am Ende des Ganzen, das eben so viele Seiten (292 in gr. 8.) füllt wie das Original, und sogar dieselben Druckfehler aus diesem wiederholt, steht 'London: printed by A. J. Valpy, Red Lion Court, Fleet Street'. Die Worte der Vorrede sind in beiden Drucken bis S. VI dieselben; dann fehlt aber in der Londoner Ausgabe nach den Worten to hold the first rank eine ganze Seite des Originals, wo eine kurze Charakteristik der dreysfachen Buttman'schen Grammatik gegeben und von deren zweckmäßiger Einführung in Americanische Lehranstalten gesprochen wird, — eine Stelle deren Auslassung freylich ganz im Interesse der Londoner Ausgabe lag, besonders da sie so schließt: The translation of the valuable tables of Professor Thiersch by Professor Patton, of Middlebury College, (im Staate von Vermont; jetzt zu Princeton in Neu-Jersey) has already served to awaken the public to the value of the German works in this department of learning, and it is hoped that the Grammar of Buttman will raise them still higher in the existimation of scholars. Außerdem sind auf S. IX u. X einige Verweisungen

auf Buttman's größere Grammatik (von der Ref. hört, daß Boileau sie kürzlich ins Englische übersetzt hat), und auf die Homerische Grammatik von Thiersch (die im vorigen Jahre durch Sandford, Professor zu Glasgow, in Englischer Form jenseits des Canals eingeführt worden ist), so wie auch auf Patton's Tabellen ausgefallen. Endlich stehen die Schlußworte der Vorrede nicht im Nachdrucke: The translation of Mr. Thiersch's tables by Professor Patton, will be found a valuable contribution to the means of cultivating this study; and the English Greek lexicon, which is in preparation by Mr. Pickering, will remove one of the obstacles to the pursuit of the Greek in our schools. It is the design of the translator to adapt for use in this country the text-book of Mr. Jacobs, a work of singular merit and of extensive use abroad, and which, as it refers throughout to the Grammar of Buttman, will be particularly useful to those who are well grounded therein. Uebrigens sind beide hier ange deuteten Unternehmungen seitdem in Boston zu Stande gekommen, und erfreuen sich eines weit verbreiteten Beyfalls. Ein dritter Plan, der die neuesten Leistungen Deutschlands im Gebiete der Griechischen Lexicographie in einer Englischen Uebersetzung vereinigen wollte, ist jedoch durch das Erscheinen von Pickering's Arbeit, die nichts als eine Uebersetzung des Schrevelius liefert, gescheitert, obgleich er reiflich genug vorbereitet und schon sorgfältig eingeleitet war. Mit mehr Glück haben indeß Englische Gelehrte diese wichtigen Hülfsmittel ihren Bildungsanstalten durch zweckmäßige Uebertragungen seitdem zu sichern gewußt. Es ist übrigens sehr auffallend, wie man sich in England bis auf die neuesten Zeiten mit

den höchst mangelhaften und in Deutschland schon seit dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts völlig in den Hintergrund zurückgedrängten Arbeiten eines Schrevel und Hederich hat begnügen können, während doch unter uns der unermüdete Anbau dieses Feldes schon längst die herrlichsten Früchte getragen hat. England hat freylich auch die gelehrte Welt mit einem neuen Stephanus beschenkt; aber wenn man bedenkt, daß das Neue in dieser Prachtausgabe aus Beyträgen von Deutschen besteht, so wird man doch bekennen müssen, daß eben nichts weiter als der Glanz der äußern Ausstattung der Englischen Prachtliebe dabey zu Gute gerechnet werden kann. Ein günstiges Zeichen für die Förderung Griechischer Sprachstudien liefert indessen die bereitwillige Aufnahme von anerkannt guten Deutschen Werken dieses Faches. Denn zu den schon oben genannten Uebersetzungen ist durch Carl S. Blomfield, Lord Bischof von London, bekannt als einer der größten Hellenisten Englands, bereits vor längerer Zeit noch Matthiä's Grammatik gefügt worden, von welcher Hr. J. Edwards die vierte im vorigen Jahre bey Murray in London erschienene Auflage seinem Unterrichte in King's College zum Grunde gelegt hat. Dieß ist aber nur ein Auszug, und nicht zu verwechseln mit der Uebersetzung der vollständigen Grammatik Matthiä's von dem jetzt verstorbenen E. B. Blomfield. Nicht ohne Einfluß war das Studium dieser Werke sowohl als auch des Buttmanischen Lexilogus, wovon Murray in London ebenfalls eine Uebersetzung angekündigt hat, auf die 1834 erschienenen Elements of the Greek language von Georg Dunbar, Professor zu Edinburg.

G. H. B.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

Den 1. August 1835.

G r e i f s w a l d.

Bei E. Mauritius 1834: Caroli Magni Agrellii theol. doct. ac praepositi qui ex ordine stellae boreae equestri est Supplementa syntaxeos syriacae. Praefatus est Joan. Godofr. Ludov. Kosegarten theol. ac litt. orr. in acad. Gryphiswald. prof. — XVI u. 312 S. in 8.

Der Verf. dieser Schrift, schon seit vielen Jahren durch die Otiola syriaca und andere kleine Schriften grammatischen Inhalts als Kenner des Syrischen bekannt, fährt noch im höhern Alter fort die jetzt von wenigen getriebene syrische Philologie eifrig zu fördern; die syrischen Schriften werden von ihm, soviel er in Schweden davon bekommen kann, unermüdet durchforscht und was in den bisherigen, allerdings sehr dürftigen, Wörterbüchern und Sprachlehren fehlt, aufs fleißigste angemerkt und unter gewisse Abschnitte und Uebersichten gebracht. Mit der neueren Richtung im semitischen Sprachstudium noch ganz unbekannt, gibt er zwar seine For-

schungen in einem jetzt in Deutschland schon so gut als abgethanen, veralteten Kleide, und die Schärfe der Auffassung und Ordnung wird, wie auch bey uns regelmäßig in dergleichen Schriften vor zehn bis zwanzig Jahren geschah, oft zum Nachtheil der Sache selbst vermischt: allein nirgends ist man wohl mehr schuldig von den äußern Mängeln abzusehen als bey den übrigens sehr verdienstvollen und nützlichen Schriften eines in Schweden abgesondert lebenden Sprachgelehrten. Wer mit Urtheil die von dem Verf. außreichste dargebotenen Sammlungen zu benutzen vermag, wird darin vieles Brauchbare und Lehrreiche finden, zumal der Vf. überall bemüht ist, nur was frühere Gelehrte übersehen haben, durch eigene Sorgfalt zusammenzustellen. Wir wünschen daher auch die übrigen Früchte der emsigen Thätigkeit dieses Vfs. nicht untergehen zu sehen; und würden es gern sehen, wenn Hr. Prof. Kossegarten, dessen Vermittlung man die Herausgabe dieser Ergänzungen zur syrischen Syntax verdankt, den Vf. zu weitem Mittheilungen bewegen könnte. Die Gunst vieler Käufer aber darf zu dem Zweck diesem Bande nicht fehlen. — Mehr ins Einzelne die Critik zu verfolgen, scheint hier unnöthig; desto mehr aber bedarf der Beleuchtung ein Werk verwandten Inhalts, welches Ref. hier zugleich nennt:

L e i p z i g.

Bei R. Tauchnitz, 1835: Lehrgebäude der aramäischen Idiome mit Bezug auf die Indo-Germanischen Sprachen von Julius Fürst. (Erstes Heft). Chaldäische Formenlehre. — 244 S. in 8.

Das Aramäische ist unter den semitischen Sprachen in neuern Zeiten noch nicht wissenschaftlich

bearbeitet. Ein bis jetzt unbekannter Name bietet in eben genannter Schrift eine neue selbstständige Bearbeitung an, und das erste Heft enthält genug, um ihre Art einzusehen. Der neue Name reizte den Ref. zur baldigen Prüfung, da man gern von neuen Namen in irgend einer Sache eine neue Durchforschung oder gar Entdeckung erwartet; das Buch gab sich auf den ersten Blick wenigstens nicht als wörtliche Wiederholung der frühern aramäischen Grammatiken zu erkennen: aber nach vollendeter Prüfung sieht sich Ref. wider seinen Willen gezwungen, das Buch als ein unreifes und übelangelegtes zu bezeichnen, den Verf. aber wo möglich zu tiefern und gründlichern Studien anzuregen. Je williger man eine neue Bereicherung der semitischen Sprachforschung anerkennt, desto strenger warnt man vor der Entartung dieser jetzt sich entwickelnden Wissenschaft durch irrige Richtungen und willkürliche Eingriffe.

Im Gebiete der semitischen Sprachen selbst hat der Verf. unsere Einsicht auf keine irgend bedeutende Art gefördert; hier ist gar kein neues Leben und Treiben hervorgegangen, und genauere Untersuchungen des Semitischen selbst hat den Vf. nicht zum Schreiben geführt. Das einzige vielmehr, was ihn treibt, ist die Vergleichung der indo-germanischen Sprachen mit den semitischen, und darin glaubt er etwas Neues und Besseres geleistet zu haben. Allein zunächst ist es ein Irrthum, daß solche Vergleichung erst jetzt angestellt werde: nichts liegt näher, als uns bekannte Sprachen mit den unbekannteren zu vergleichen, und was semitisches Wörterbuch und Grammatik betrifft, so haben Castellus, Simonis und andere ältere Gelehrten längst vor unsrer Zeit schon solche Vergleichen in großer Menge, oft auch mit sprechender Wahrheit, gegeben; neuerlich ist

daßselbe von Andern vor dem Vf. wieder empfohlen und geübt. Nicht darauf kommt es an, ob überhaupt, sondern wie verglichen werde; denn jenes kann auch aufs oberflächlichste und gefährlichste getrieben werden. Daß ein Volk dem andern, eine Sprache der andern nicht völlig unähnlich sey, ist leicht zu sehen; aber die wahre Aufgabe ist das richtige Verhältniß von Ähnlichkeit und Unähnlichkeit genau zu beachten, um nicht alles zu verwirren und zu vermischen im einseitigen Sagen nach Ähnlichkeit. Erst also, wenn von den einzelnen Sprachen jede für sich vollkommner begriffen und in ihrem Wesen festgehalten ist, kann man es wagen, allgemeinere Uebersichten und Vergleichen mit Sicherheit zu eröffnen und zu begründen. So lockend es seyn mag, das Allgemeine sehen, oder das uns fremdere Semitische durch das bekanntere Indo-Germanische heimischer machen zu wollen, so wird doch nur wer sich im scharfen Sehen des Einzelnen recht geübt hat, die Vergleichung größerer Massen mit Frucht und Nutzen zu beginnen tüchtig seyn. Unsere Zeit strebt, je weiter sich der Kreis der Philologie über alle Sprachen verbreitet, schon von selbst diesem Ueberblick mehrerer Sprachen und Sprachgeschlechter zu: aber das vorschnelle, blinde Vergleichen, wo man sich begnügt, Lexica und Grammatiken nachzuschlagen, Zipfel und Kragen einer Sprache zu sehen und darnach ihre Person zu richten, — wird desto mehr hemmen und verwirren. Zum Unglück hat sich unser Verf. bloß von diesem Winde der Zeit anwehen und treiben lassen: von ihm selbst geht kein Gegenwind aus, und er kann jenen nicht leiten. Da das Semitische bey ihm noch nicht in seinem Wesen aufgefaßt ist, so wird die Vergleichung, wo sie am neuesten und eigenthümlichsten erscheint, desto äußerlicher und zufälliger,

desto weniger treffend. Man fühlt, hier herrscht die Sucht zum an sich leeren Vergleichen über den Vergleich, nicht er über sie. Sanskrit, selbst Bend vergleicht der Vf. oft: man hat aber jetzt leichtere Mittel dazu, und, daß der Vf. nur von den abgeleiteten Quellen ganz abhängt, zeigt schon S. 232 die nach solchen gegebene Erklärung des sanskr. idam durch i - dam wie lat. qui - dam, während genauere Kenntniß der Sanskrit leicht lehrt, daß es durch id - am zu erklären und mit dem lat. id zu vergleichen ist.

Nach S. 202 soll die Abstractendung -^oet, wie in מִשְׁמֶרֶת, den höchst bekannten indo - germ. Neutris auf -as (os, us) entsprechen, welche große Vermuthung der Vf. noch hätte vergrößern können, wenn er bedacht hätte, daß, wie caput und einige andere seltene Wörter lehren, jenes -as aus -at hervorgegangen ist: aber gesetzt, es wäre dieß richtig, ist so durch bloß äußere Vergleichung, ohne irgend eine Fortbewegung zum Versuch innerer Gewißheit, irgend etwas gesagt oder erreicht? allein man braucht nur das Arabische zu verstehen, um die völlige Grundlosigkeit auch nur einer äußern Vergleichung dieser Endungen zu begreifen; denn das semitische -et ist nichts als allgemeine Femininendung, womit das indo - germ. Neutrum auf -as also nichts gemeinsam hat. Das Fehlen des Duals im Aramäischen spreche für das höhere Alter dieses Dialects (S. 19): zum Unglück kommt er bekanntlich in einigen wenigen Wörtern noch vor, wie im lat. duo, ambo, zeigt also das Gegentheil. Die semitischen Wurzeln, wie sie jetzt erscheinen, will der Vf. wieder in der Einsylbigkeit alle den indo - germanischen gleich machen, aber er weist keine einzige indo - germ. Wurzel nach die sich so wenig in eine einfache Sylbe bringen ließe

wie die semit. katb, npal, Iqach. So ist im unklaren Streben das beiderseitig nicht genug Verstandene zusammen zu bringen das uns fremdere Semitische fast durchaus mißhandelt, ohne zu seinem Rechte und Lichte zu kommen. Die Einführung einer neuen Zahl von Conjugationen und einiger im Semitischen zufällig noch nicht allgemein angewandter Namen ist aber unwichtig und nichts bedeutend, so lange im Innern Mißverständnis und Verkehrtheit herrscht.

Wie der Inhalt dieses Buchs sammt der Vorrede dem Sachkennner nur wie ein aus mehreren neuern Büchern, Aufsätzen und Abhandlungen verworren zurückschallendes Echo erscheint; so läßt auch seine Form, nicht nach kleinern Mängeln, sondern im Großen nach Anlage und Ausarbeitung zu schließen, ohne alle Befriedigung. Schon ist nicht abzusehen, warum der Vf. das Syrische, welches in Aussprache und Form nur äußerst wenig und ganz unbedeutend abweicht, vom Chaldäischen getrennt hat. Aber auch das Einzelne ist meist roher, oft sich widersprechender Entwurf geblieben. Der Vf., hier wie es scheint zum erstenmal auftretend, ist schon in vollem Zuge ein nutzloser Vielschreiber zu werden. Im Rabbinischen scheint übrigens der Vf. bewandert zu seyn. H. C.

P a r i s.

J. B. Baillièrè. Mémoires de l'académie royale de Médecine. Tome quatrième. Avec planches. 1. Fascicule. Historique. S. 1 — 51. Mémoires. 2. Fasc. S. 95 — 241. 1835. 4.

Dieser Band beginnt mit einer Erinnerungrede von Pariset auf den Baron A. Portal (S. 1 — 28). Antoine Portal den 5. Jan. 1742 zu Gaillac im Departement du Tarn ge-

boren, bezog 1760 die Universität Montpellier, wo er sich besonders an Lamure anschloß. Der erste Anblick einer Leiche wirkte ergreifend auf ihn, und erst allmählich konnte er sich überwinden, solche zu zergliedern. Um Doctor zu werden, übergab er als Thesis den Vorschlag zu einer Maschine für die Einrichtung der Luxationen. Darauf ging er nach Paris, an Senac und Vieutaud empfohlen. Auf des Erstern Verwendung wurde er durch Ludwig XV. zum professeur d'anatomie du dauphin ernannt. 1767 erschien seine Ausgabe der *Historia anatomico - medica* von Vieutaud, wo die so lehrreichen Uebersichten der Symptome während des Lebens und der Ergebnisse der Section von ihm herrühren. 1769 wurde er in die Académie des Sciences aufgenommen, und sowohl in deren Schriften als in vielen andern periodischen Werken finden sich viele herrliche Abhandlungen, die später gesammelt 5 Bände füllen. Um dieselbe Zeit verfaßte er für seine Schüler ein *Précis de Chirurgie pratique*. 1770 wurde seine *Histoire de l'anatomie et de la chirurgie* gedruckt. Als er nach dem Tode von Ferrein dessen Stelle der Medicin erhalten hatte, lehrte er, unter großen Gegenkämpfen, pathologische Anatomie. 1774 besorgte er eine neue, bereicherte Ausgabe des Werks von Senac über die Structur des Herzens, welche ihm sein dahingeshiedener Gönner aufgetragen hatte. Somit ehrte er das Andenken seiner Freunde Vieutaud und Senac in ihren eigenen Werken. Durch die Wahl von Buffon, dessen Arzt er war, erhielt er 1776 die Lehrstelle der Anatomie. In der Schreckenszeit, wo seine theuersten Collegen, wie Lavoisier, Bailly &c. unter der Guillotine fielen, oder auswanderten, suchte er Ruhe und Erholung in wissenschaftlichen Arbeiten. Auf diese Weise entstand sein Werk über

Lungenschwindsucht (welches unser Mühr y mit trefflichen Zusätzen übersetzte, die später vom Verfasser selbst in der neuen Ausgabe dankbarst benutzt wurden), über Rhachitis und seine unvergleichliche Anatomie médicale in 5 Bänden. Immerfort als Schriftsteller und als practischer Arzt thätig, mußte er die Gränze der Kunsthülfe, deren Vervollkommnung er treu sein Leben gewidmet, an sich selbst erfahren. Er litt an Steinschmerzen und erlag ihnen den 23. July 1832. 90 Jahr alt. 2) Uebersicht der Arbeiten der Academie während des Jahrs 1833 von Paris et. Als beständige Comissionen sind niedergesetzt die für die Mineralwasser, für die Epidemien, für die Geheimmittel und für die Vaccine. Eine ist damit beschäftigt, die Materialien für eine medicinische Topographie von ganz Frankreich zu sammeln. Mémoires: 3) Ueber die plastische, bössartige oder brandige Bräune von Bourgeois (S. 1 — 34). Eigentlicher Brand fände nicht Statt; die unter der Ausschwißung liegende Schleimhaut bleibe gesund. Er empfiehlt Brechmittel und das Aetzen vermittelst einer Säure. 4) Ueber die Ligatur der Zunge und der Zungenarterie insbesondere; von Mirault (S. 35 — 68). Sie leiste ausgezeichnete Dienste bey krebshafter Entartung; schlimme Nervenzufälle seyen nicht zu befürchten. 5) Ueber eine wässrige Cachexie bey dem Menschen und bey dem Schaaf von Hamont, Vorsteher der Thierarzneyschule zu Abou-Zabel in Aegypten und Fischer, Professor der Anatomie und Physiologie an der ärztlichen Schule daselbst; mitgetheilt von Girard (S. 69 — 94). Die in Aegypten wie das Vieh behandelte untere Classe der Bewohner bekommt häufig, nach der Zeit der Ueberschwemmung, wenn Mattigkeit und Schmerzen in den Gelenken vorhergegangen, Odeme an

den Gliedmaßen; die Kranken sehen äußerst blaß aus; ihr Blut verliert Farbe und Zusammenhang; sie liegen unbeweglich und sterben. Die Ursache sey in der schlechten Kost und in der über alle Beschreibung ärmlichen und unreinlichen Lebensart zu suchen; an Gastro-entérite sey nicht zu denken. Wie die Menschen, so würden auch die Schaafe afficirt; die Section zeige Wasseransammlung, Abmagerung, weiche, blutreiche Nieren, flüssiges, mehr wässriges Blut. Das Mittel, die Schaafe zu sichern oder die erkrankten wieder herzustellen, bestehe darin, sie auf trockne, nahrungsreiche Weiden zu bringen.

6) Bemerkungen über die Structur des Larynx und der Luftröhre von E. A. Lauth (S. 95 — 116). Eine sorgfältige, durch Abbildungen erläuterte Beschreibung. In der Luftröhre fanden sich keine musculöse Längenfaser. 7) Ueber Obliteration der Bronchien von Reynaud (S. 117 — 167). Er habe dreyerley Arten beobachtet: erstens solche, wo die Ursache sich äußerlich fand, in benachbarten Geschwülsten verschiedener Natur; zweytens, wo die Ursache in der Röhre selbst lag, und zwar entweder Obliteration in Folge einer zufällig gebildeten Masse oder einer vollständigen Verengerung der Wände. Das Gesagte wird durch Abbildungen erläutert. Beym Zusammenfallen der Brust darf auf das Vorhandenseyn solcher Obliterationen geschlossen werden.

8) Bemerkungen über Rhachitism, und über die Umänderungen, welche dabey die Leichenuntersuchung ergibt von Salmade (S. 168 — 182). Der Verf. äußerte bereits in seiner Schrift über die Krankheiten der Lympe, welche im J. 1803 erschien, daß das Scrofelleiden sich mit Rhachitism verbinde, daß es damit die größte Aehnlichkeit und Verwandtschaft habe. Man könne beide Uebel, da sie eigentlich eins und dasselbe auß-

machen, füglich unter einem Namen zusammenfassen. Er halte es für überflüssig, die Meinung, daß die Formen des Knochensystems durch unregelmäßige Thätigkeit der Muskeln und schlechte Haltung des Körpers bedingt würden, zu bestreiten. Der Grund liege hauptsächlich in Schwäche und Erweichung des Gewebes der Wirbel und der Bänder. Bey Personen, die an Rhachitis gestorben, finde man Veränderungen der Lymphgefäße und Lymphdrüsen; die letzteren aufgetrieben; in den Lungen, in der Milz und Leber Tuberkeln; im Gehirn und Rückenmarke wässrige Ergießung; in den Knochen viele Abweichungen der Bildung; die Configuration der Brust erinnere an die der Vögel. Die von der Regel so sehr abweichende Wirbelsäule sey stellenweise erweicht, schwammicht, cariös; die Muskeln blaß; das Blut schwach gefärbt und von geringem Zusammenhange. Die Behandlung müsse eine therapeutische und diätetische seyn: zweckmäßige innere Mittel, ein stärkendes Regimen und Gymnastik; der mechanischen Hülfe komme, etwa mit Ausnahme der Deformitäten der Füße, ein sehr untergeordneter Werth zu. 9) Beobachtung einer Imperforation des Anus und der Urethra von J. N. Roux zu Brignoles (S. 183 — 190). Das Kind war zwey Tage lang in dem hülflosen Zustande, als der Verf. zugerufen wurde und sogleich die glücklich abgelaufene Operation unternahm. Eine Abbildung versinnlicht sie. 10) Ueber eine Luxation des Humerus von Lepelletier (S. 191 — 200). Die Reduction wurde noch nach 45 Tagen vollständig zu Stande gebracht. 11) Ueber neue Mittel die Regelmäßigkeit des Thorax im Falle einer Seitenabweichung der Rückenmarkssäule wieder herzustellen; von Pravaz (S. 201 — 214). Sie bestehen hauptsächlich in Vorschlägen zu einem Lager mit

gekrümmter Fläche, wie solches die beygefügte Abbildung erläutert. 12) Operationen der Lithotritie vollführt vermittelst eines Steinbrechers mit Druck und Stoß (brise - pierre à pression et à percussion) von Segalas (S. 215 — 241). Das Instrument vereinige die Wirkung des von Jacobson und Heurteloup empfohlenen. Die Kranken, bey denen er es angewandt habe, seyen ohne Ausnahme hergestellt oder auf dem Wege der Heilung. Die Größe des Steines, der paralytische oder catarrhalische Zustand der Blase, das Lebensalter, die Anschwellung der Prostata und die Verengerung der Harnröhre böden keine Hindernisse dar. Zur Bestätigung werden 10 Beobachtungen mitgetheilt. M.

H a m b u r g.

Einige Abhandlungen über Gegenstände der Hamburgischen Verfassung, von dem Verfasser der, dem Abdruck der Hamburgischen Grundgesetze hinzugefügten, erläuternden Uebersicht, 1835. 8. XXVIII u. 461 Seiten (bey Campe). Als wir in diesen Blättern die Herausgabe der Hamburgischen Grundgesetze anzeigten, (S. gel. Anz. 1827. St. 113) äußerten wir am Schlusse den Wunsch, daß aus den jetzt vorliegenden Materialien ein Abriß dieser Verfassung für das größere Publicum möchte geliefert werden. Dieser Wunsch geht zwar nicht in seinem ganzen Umfange durch das hier anzuzeigende Werk in Erfüllung; welches zufolge des Titels nur einzelne Gegenstände der Verfassung aufklären soll. Es ist aber schon ein bedeutender Schritt dazu durch die Wahl der behandelten Gegenstände, welche mehrere der schwierigsten Punkte betreffen, geschehen; außerdem tritt hier

aber noch der Fall ein, daß durch die Person des Verfassers und seine Stellung der Credit des Werks nicht wenig erhöht wird; denn als Verfasser nennt sich nach der Vorrede der jetzige erste Bürgermeister der Stadt, Dr. Bartels, dem alle hier erforderlichen practischen und theoretischen Kenntnisse und Hülfsmittel zu Gebote standen; und der dem Publicum auch schon durch frühere Werke, besonders durch die in dem Titel bemerklich gemachte erläuternde Uebersicht der Grundgesetze, seine vertraute Bekanntschaft mit dem Gegenstande gezeigt hat.

Der Abhandlungen sind zehn, in folgender Ordnung: I. Ueber die Grundsätze, denen man im Hauptrecess gefolgt ist, und Nicht-Publication. Eine historische Erörterung der Verhandlungen 1708 — 1712 mit der Kaiserlichen Commission mit Darlegung der Gründe, warum der durch einmüthigen Beschluß von Rath und Bürgerschaft angenommene Hauptrecess nicht durch den Druck publiciert worden; mit drey Anlagen. II. Ueber Repräsentation in der Hamburgischen Verfassung. Für die genauere Kunde der Stadtverfassung Hamburgs der wichtigste Aufsatz, indem die Verhältnisse der Hauptbehörden in demselben auseinandergesetzt werden. Der Vf., dessen großes Verdienst es ist, Alles auf klare Begriffe zurückzuführen, sucht zuerst den der Repräsentation genauer zu bestimmen; woraus sich ergibt, daß dieser Ausdruck in der gewöhnlichen Bedeutung hier gar nicht genommen werden kann; wie ja überhaupt in allen freyen Städten wo es eine Bürgerversammlung als höchste Behörde gibt, von Repräsentation gar nicht die Rede seyn kann, da sie Niemand anders als nur sich selbst repräsentiert; weßwegen auch unser repräsentatives System in den alten Freystaaten

gar nicht ausgebildet werden konnte. In Hamburg sind es neben dem Senat alle Bürger, die ein Grundeigenthum besitzen, worin sie ein unbeschwertes Eigenthum von 1000 Thalern haben, (die erbgefessene Bürgerschaft) und außerdem die fähigsten durch eine Wahl auserkorenen Männer (Personalisten), welche an den Bürgerversammlungen Theil haben und also die active Bürgerschaft bilden. Diese, nebst dem Senat, der allein die ausübende Macht, aber auch einen Antheil an der Gesetzgebung hat, ist im Besiz der höchsten Gewalt oder der Souveränität, wie man sich jetzt auszudrücken pflegt. Keinesweges aber repräsentiert sie die übrige nicht active Bürgerschaft, da sie aus eigener Machtvollkommenheit handelt. Wenn es also daraus klar ist, daß es in diesem Sinne keine Repräsentation in Hamburg gibt, so könnte der Ausdruck vielleicht in dem Sinne genommen werden, daß man darunter die stehenden Behörden oder Collegien aus der Bürgerschaft verstände; namentlich das so wichtige Collegium der funfzehn Oberalten, der Sechziger, und der Hundert Achtziger. Aber der Vf. zeigt, daß auch diese gar nicht als Repräsentanten der Bürgerschaft betrachtet werden können; da sie zwar die Entscheidung vermitteln und vorbereiten, aber hernach in der Bürgerversammlung mit entscheiden, und also mitregieren. Dieß Alles wird zugleich historisch erläutert, wodurch die ganze Untersuchung ein noch höheres Interesse erhält. Es gibt also, wenn man den Namen beybehalten will, in Hamburg nur eine sogenannte Repräsentation; und über den Namen weiter zu streiten, wäre wohl das überflüssigste, insofern man nur aus dem Namen nicht falsche Schlüsse ziehen will. In Hamburg wo, wie wir bereits bey anderer Gelegenheit gezeigt haben, die bürgerliche Verfassung seit der

Reformation an die fünf Kirchspiele geknüpft ist (G. g. N. 1828. St. 202) besteht bisher die Form derselben unverändert. Man hat dieselbe wohl als veraltet, und einer Verbesserung bedürftig darstellen wollen; und dieß führt den Vf. daher auf die Frage: in wie fern dieß wünschenswerth sey? Er beantwortet sie verneinend; indem er zeigt, daß diese Formen völlig zweckmäßig seyen, und durchaus keiner Veränderung bedürfen; vielmehr daß solche Veränderungen als man wohl hat vorschlagen wollen, keine Verbesserung seyn würden. Wohl aber sey es höchst wichtig, daß jene Collegien, besonders das der Oberalten, mit tüchtigen Männern besetzt seyen; welches man dadurch erhalten werde, wenn man bey der Wahl der Sechziger, aus denen bey entstehenden Vacanzen die Oberalten gewählt werden, sorgfältig sey. Wir können dem Vf. hier nicht ins Einzelne weiter folgen, aber wir dürfen versichern, daß jeder denkende Leser hier Belehrung finden werde. Der Vf., überzeugt von der Vortrefflichkeit der Verfassung, welche bereits die Erfahrung erprobt hat, ist gegen jede unnöthige Veränderung, ohne deshalb blinder Anhänger des Stabilitätssystems zu seyn. Er theilt nicht den jetzt leider so sehr verbreiteten Wahn, daß die Formen Alles leisten können; zeigt aber, daß es desto wichtiger sey, daß die rechten Männer an die rechten Plätze kommen. III. Ueber die zum Behuf der Entscheidung von Differenzen angeordnete Rath- und Bürger-Deputation. Nach der Hamburgischen Verfassung soll in solchen Fällen eine durch Wahl aus dem Rath und der Bürgerschaft zusammengesetzte Deputation in letzter Instanz entscheiden. Der Vf. erklärt sich gegen eine solche dictatorische Entscheidung; wegen der Schwierigkeit unparteyische Mitglieder zu finden; und weil ein bloßer Machtspruch keine Ueber-

zeugung gibt. Gewiß mit Recht; aber es wird schwer seyn, einen anderen Ausweg zu finden, wenn man sich nicht an die deutsche Bundesversammlung wenden will. Glücklicherweise ist es nicht leicht zu besorgen, daß in Hamburg ein solcher Fall eintreten werde. IV. Ueber die nähere Bestimmung der Verhältnisse der Geistlichen in Hamburg. Wo die bürgerliche Verfassung auf die kirchliche gegründet ist, wird schon deßhalb der Einfluß der Geistlichkeit größer seyn, wenn auch nicht andere, in der höheren Religiosität liegende Ursachen ihn vermehren; auch bietet die Geschichte Hamburgs davon viele Beweise dar. Eines Auszugs ist der Aufsatz nicht wohl fähig. V. Ueber die Erweiterung der politischen Rechte der Nichtlutheraner. — Nach der früheren Verfassung konnten nur Lutheraner Activ-Bürger seyn. Jetzt, durch das Reglement vom 20. Oct. 1814 (freyer Privatgottesdienst war ihnen schon 1785 bewilligt), auch Reformirte und Catholiken; nur können sie nicht in die Collegien der 60 und der Oberalten kommen, weil dieß ursprünglich kirchliche Collegien sind. Einige genauere Bestimmungen werden noch von dem Vf. gewünscht. VI. Ueber das Recursverfahren in der Hamburgischen Verfassung. Bürger, welche sich wider Statute und Rechte gravirt glauben, sollen das Recht haben, nach vergeblicher Einrede bey dem Senat, sich an die Bürgerschaft zu wenden. Wie dieß geschehen soll, wird ausführlich auseinandergesetzt. VII. Postulate der 20ger vom 29. Aug. 1814. Bey der Wiederherstellung der Verfassung ward 1814 eine Commission von 20 Bürgern niedergesetzt, um wegen nothwendiger Veränderungen Vorschläge zu machen. Diese werden angeführt. Sie löste sich nach drey Monaten, da ihre Vollmacht zu Ende lief, von selber auf,

ungeachtet der Senat ihre Verlängerung wünschte, da die Bürgerschaft dieselbe nicht bewilligen wollte. VIII. Erläuterungen über den 12. 13. und 14. Artikel des Hauptrecesses. IX. Ueber die Zusammenschmelzung der Kirchspielschlüsse zu einem allgemeinen Bürgerchlusse. In Hamburg stimmen in den Bürgerconventen die fünf Kirchspiele; so daß drey die Majorität geben. Die Frage ist, ob es nicht besser sey, nach den Stimmen der Einzelnen die Majorität bey der Abfassung des Beschlusses zu bestimmen? Der Vf. will darüber nicht entscheiden, zeigt jedoch, wie es geschehen könne. X. Wer hat das Recht in den bürgerlichen Conventen zu erscheinen? Bezieht sich hauptsächlich auf die Frage, ob den Bürgern der Vorstadt St. Georg dasselbe zustehe?

Wir erwähnten oben der dem ersten Abschnitt beygefügtten Anhänge. Sie geben einen actenmäßigen Bericht der Bedrückungen denen Hamburg unter der französischen Herrschaft ausgesetzt war. Zuerst über das grausame Verfahren bey der Räumung und Abbrennung des Krankenhauses. Und dann: Angabe über die ungeheueren Kosten, welche die französische Besetzung der Stadt in dem Zeitraume v. 19. Nov. 1806 bis 31. Oct. 1809 verursachte. Nach einem, dem Minister Bourienne auf sein Verlangen überreichten, auf Pergament nach den einzelnen Artikeln geschriebenen, und hier abgedruckten Tableau betragen die von der Stadt getragenen Lasten 44,381,311 Franken. Späterhin nach der Einverleibung in Frankreich kostete das einzige Jahr 1813 der Stadt 88 Millionen. Und diesem Allen ungeachtet ist Hamburg wieder erstanden! Hn.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.

Den 3. August 1835.

A m s t e r d a m.

Typis A. Zweesaardt: Disputatio juridica de vi legis novae in criminum antea commissorum poenas, condemnationes et persecutiones, quam — Praeside Cornelio Anne den Tex — — ad publicam disceptationem proponit J. van de Poll, Jur. utr. cand. 1834. X u. 80 S. in 8.

Ziemlich gleichzeitig mit der hier in Göttingen erschienenen kleinen Schrift über die rückwirkende Kraft neuer Strafgesetze ist diese denselben Gegenstand behandelnde Disputation entstanden, woraus sich erklärt, warum die Verfasser der beiden Abhandlungen auf einander keine Rücksicht haben nehmen können. Herr van de Poll ist, wie er selbst in der Vorrede bemerkt, ein Schüler der rühmlichst bekannten Herren den Tex und van Hall am Athenäum zu Amsterdam. Möchte doch jeder akademische Lehrer sich ein gleiches Verdienst erwerben, wie

dasjenige ist, welches der dankbare Schüler an seinen verehrten Lehrern rühmt, wenn er in der Vorrede sagt: *Est autem horum virorum gratus quidam discipulis mos, quo nempe non tantum universam, quam profitentur, doctrinam, accurate atque eleganter doceant, sed praeterea, vel in ipsis lectionibus, vel in privatâ magis etiam institutione, quando praeceptor amici personam induere non dedignatur, varia doctrinae argumenta graviora et peculiari investigatione digna proponant, ut ipsam hanc investigationem discipulis commendent instituendam, praestito tamen necessario in eum finem auxilio; ita ut iis quidem laborem imponant reperiendae veritatis, monstrent tamen viam et locum, quibus quaerenda sit.* Hieraus läßt sich auch erkennen, welchen Antheil der Lehrer an dieser in jeder Hinsicht lobenswerthen Arbeit des zugleich wegen seiner Bescheidenheit zu rühmenden jungen Mannes gehabt hat.

Die Abhandlung zerfällt in drey Kapitel, deren Inhalt auch schon in dem Titel der Schrift angedeutet ist, nämlich Cap. I. *De effectu legis criminalis ratione poenae statuendae a iudice in crimina antea commissa* §. 1 — 30. Cap. II. *De effectu legis novae criminalis in condemnationes, ante eam conditam, latas.* (§. 31 — 54). Cap. III. *De effectu legis novae de ordine procedendi in criminum, ante eam conditam commissorum, persecutionem* (§. 55 — 80).

Ausgehend von einer kurzen Begründung des Strafrechts welches er für ein durch den Staats-

zweck erweitertes jus defensionis hält, und den Grundsatz anerkennend, daß die Ausübung des bürgerlichen Strafrechts durch ein die Handlung mit Strafe bedrohendes positives Gesetz bedingt werde (S. 10), erklärt er die Beziehung eines neuen Strafgesetzes auf eine bisher gar nicht oder weniger strafbare Handlung für widerrechtlich, weil sich der Staat nicht rückwärts ein Recht beylegen könne, welches er nach den Gesetzen zur Zeit der begangenen That nicht hatte. (S. 16) Dagegen könne das Verbot der rückwirkenden Kraft nicht auf neue mildere oder die Strafbarkeit aufhebende Gesetze zur Anwendung gebracht werden, weil in solchen neuen Gesetzen ein Verzicht des Staats und die Erklärung liege, *juris sui ad poenam sumendam in causa proposita deesse amplius idoneum fundamentum*. Der Richter habe demnach auch ohne ausdrückliche Ermächtigung das neue Gesetz auf frühere Handlungen zur Anwendung zu bringen. (S. 19) Wie aber, wenn das frühere härtere Recht, noch ehe es zum Urtheil kommt, wieder geschlich hergestellt wird, eine Frage, die da, wo die Legislationen wie in den Niederlanden, schnell gewechselt haben, leicht entstehen konnte? Die durch einen Spruch des Cassationshofes vom 9. Sept. 1813 bestätigte Meinung von Paillet, daß hier *la loi intermediaire* angewendet werden müsse, wird vom Verf. (S. 24) gemißbilligt. — Die Meinung, daß das mildere neue Gesetz nur aus Rücksichten der Billigkeit zur Anwendung kommen müsse, wird mit Recht verworfen (S. 25) und die Frage, ob der Gesetzgeber von diesen allgemeinen Rechtsprincipien abweichen dürfe, hinsichtlich neuer milderer Gesetze bejaht. Der Gesetzgeber soll also verordnen

können, daß die früher vorgenommenen Handlungen noch nach dem ältern härtern Gesetze bestraft werden sollen (S. 28). Dieß der Inhalt des ersten Kapitels.

Der Verf. wendet sich hierauf zur Betrachtung des Einflusses neuer Strafgesetze auf schon gesprochene rechtskräftige Urtheile und vertheidigt die Ansicht, daß, so wenig von einer Einwirkung des Richters auf das Schicksal der nach den ältern Gesetzen Bestraften die Rede seyn könne, eben so wenig andere Beamte ohne Ermächtigung durch das Gesetz eine Aenderung zu treffen berechtigt seyen. Er tadelt Blondeau, welcher sagt: Je ne conçois pas, comment le magistrat, à qui la loi donne le pouvoir d'ouvrir la prison du coupable, qui a subi sa peine, ne serait pas suffisamment autorisé par la loi, qui déclarerait que telle action ne doit plus être considérée comme un crime, à mettre en liberté tous ceux, qui ont été condamnés pour cette même action. Nur die Art und Weise der Vollstreckung des nämlichen Strafübels soll sich nach dem neuen Gesetze richten, in sofern sie keine härtere ist (S. 31 — 37). Hinsichtlich des bürgerlichen Todes, den er nicht als selbständiges Strafübel, sondern nur als Folge einer andern Strafe betrachtet, unterscheidet er (S. 37 — 41) folgendermaßen: Wird der bürgerliche Tod durch ein neues Gesetz überhaupt aufgehoben, so fällt er auch für alle schon Verurtheilten weg, kann dagegen umgekehrt, wenn er in einem Gesetz neu verordnet wird, nur die Uebertreter dieses Gesetzes treffen. Wird dagegen nur an die Stelle desjenigen Strafübels, welches den bürgerlichen

Tod im Gefolge hatte, ein anderes ohne diese Wirkung gesetzt, so bleiben die nach dem früheren Gesetze Verurtheilten doch bürgerlich todt. — Ist das Urtheil noch nicht rechtskräftig, so hat der in zweyter Instanz erkennende Richter das mildere neue Gesetz zu berücksichtigen. Bey der Frage über den Rückfall soll bloß die erfolgte Condemnation entscheiden und daher derselbe anzunehmen seyn, wenn auch ein neues Gesetz inzwischen die Strafbarkeit des früher verübten Verbrechens aufgehoben oder gemindert haben sollte (S. 42. 43). Die Befugniß des Gesetzgebers den in Abbüßung der Strafe Begriffenen durch ausdrückliche Erklärung die Milde des neuen Gesetzes angedeihen zu lassen wird S. 44 anerkannt und mit Beyspielen aus der französischen und holländischen Gesetzgebung belegt; doch fordert der Verf. mit Recht, daß von den Gerichten durch ein neues Urtheil das mildere Gesetz zur Anwendung gebracht werde (S. 53). So weit das zweyte Kapitel.

Was endlich die Anwendung neuer das Strafverfahren betreffenden Gesetze betrifft, wovon das dritte Kapitel handelt, so glaubt der Verf., daß, da durch sie die Natur der Handlung selbst nicht geändert werde, das Verfahren sich stets nach der gerade geltenden Gesetzgebung richten müsse, ohne Unterschied ob die neue Form dem Angeschuldigten mehr oder weniger günstig sey (S. 60 ff.), ausgenommen wenn durch eine Bestimmung der Criminal-Proceßordnung die öffentliche Strafbarkeit der That selbst bedingt wird. Dagegen sollen neue Gesetze, welche den Angeklagten durch Veränderung der Beweisregeln in eine schlimmere Lage versetzen, allerdings

zur Anwendung kommen. Hinsichtlich der Verjährung der Verbrechen vertheidigt er die Ansicht, daß der Verbrecher sich nicht auf die kürzere Verjährungszeit des ältern Rechts berufen könne, wenn zur Zeit der Promulgation des neuen Gesetzes die Verjährung nach den frühern Normen noch nicht vollendet war. Angeführt wird dabey eine merkwürdige (später aufgebene) Ansicht des Cassationshofes, daß in solchem Falle beide Gesetze pro rata zur Anwendung zu bringen seyen (S. 69). Erfolgt durch ein Gesetz eine neue Organisation der Gerichte, so sollen die allgemeinen Grundsätze über die Anwendung neuer Proceßgesetze entscheiden. Doch soll eine Sache einem Gerichte, bey dem sie einmal verhandelt wird, nicht entzogen werden und auch eine, durch ein neues Gesetz für gewisse Verbrechen hinsichtlich der darüber erkennenden Gerichte oder hinsichtlich der Zulässigkeit von Rechtsmitteln getroffene Veränderung nicht zum Nachtheil des Angeschuldigten zur Anwendung kommen. Zum Schluß kömmt der Verf. noch auf die Ordonanz vom 6. Junius 1832, wodurch Paris in Belagerungszustand erklärt wurde, zu sprechen und vertheidigt die Meinung, daß die außerordentlichen Militär-Gerichte befugt gewesen wären, über die schon begangenen Verbrechen zu richten (S. 75 — 80).

Der Leser wird finden, daß der Verf. mit Geist und Gelehrsamkeit in der Ausführung zu Werke gegangen ist; auch wird man in der Hauptsache, namentlich was den Inhalt der beiden ersten Kapitel betrifft, mit demselben meistens übereinstimmen können. Dagegen kann Ref. auch jetzt der Durchführung des Principis

im dritten Kapitel in mehreren Puncten nicht beytreten. Die Anwendung neuer Criminal-Proceßgesetze wird gar oft nicht ohne wesentlich nachtheiligen Einfluß auf das materielle Recht des Angeschuldigten erfolgen können, und er wird dadurch Uebeln unterworfen, gegen welche die bisherige Gesetzgebung rechtlichen Schutz gewährte, was Ref. in seiner Schrift über denselben Gegenstand weiter ausgeführt hat. Vor Allen würde aber die Ansicht, daß außerordentliche Gerichte auch über die vor ihrer Verkündigung verübten Verbrechen richten könnten, die Strafge-
walt zu einer furchtbaren Geißel in der Hand der Willkühr und Despotie machen und die Bürger der Garantien, welche sie in der bestehenden Criminalverfassung haben, völlig berauben. Auch erkennen, was z. B. das sogenannte Standrecht betrifft, die dasselbe näher bestimmenden Legislationen Deutschlands ausdrücklich an, daß sich die Wirkungen desselben nur auf die nach seiner Verkündigung verübten Verbrechen erstrecken; so das Bayerische Strafgesetzbuch Th. II. Art. 442. 448, und das Oesterreich. Gesetzb. üb. Verbrechen Th. I. §. 504. Etwas anderes ist es, wenn die Gerichtsorganisation gänzlich abgeändert wird; denn das *perpetuae iurisdictionis causa propositum* trägt schon in sich selbst die Vertheidigung gegen den Vorwurf der Willkühr und Ungerechtigkeit. Auch hätte man in Paris damals nicht vergessen sollen, was das Oesterreich. Gesetzb. a. a. O. §. 501 sagt: 'Nach gestillter Unruhe kann ein Standrecht nicht mehr angefangen, noch, wenn es wirklich im Zuge wäre, fortgesetzt werden.'

Dr. Zacharia.

E l b e r f e l d.

Kurzgefaßte Kunstgeographie von Europa für Künstler und Kunstfreunde, den Reisenden ein Leitfaden zur Kenntniß berühmter Werke der bildenden Künste nach ihrer Vertikalität, entworfen von Theodor Kruse. 1834. 296 S. in 8.

Der Titel zeigt schon hinreichend die Bestimmung dieses Buches an als Leitfaden besonders Reisenden zu dienen, und diese erfüllt es. Der Verfasser macht keine Ansprüche auf gelehrte Behandlung; er gibt nur Verzeichnisse der Kunstsammlungen und der in ihnen befindlichen wichtigern Werke. Das Ganze ist geographisch geordnet, nämlich nach den Ländern, und in jedem Lande nach den einzelnen Städten und Orten. Der Verfasser hat gesucht hierin eine gewisse Vollständigkeit zu erreichen, so daß nicht bloß die Städte vom ersten und zweiten Range, sondern auch geringere Dörfer, so bald sie Kunstmerkwürdigkeiten enthalten, angeführt sind. Ein vorgezetztes alphabetisches Register derselben erleichtert das Auffinden. Der Verfasser beginnt mit Stalien und Griechenland, und endigt mit Rußland und Polen. Wir können daher das Buch als einen sehr brauchbaren Begleiter auf Reisen, und auch zum Nachschlagen bey historischen Kunststudien, empfehlen.

Hn.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. 123. Stück.

Den 6. August 1835.

L e i p z i g.

Leben und Denkwürdigkeiten Johann Mat-
thias Reichsgrafen von der Schulenburg, Erb-
herrschaft auf Emden und Delitz, Feldmarschalls in
Diensten der Republik Venedig. Aus Original-
quellen bearbeitet. In zwey Theilen. Zweyter
Theil. 1834. 336 S. gr. 8.

Wir freuen uns die Vollendung des trefflichen
Werkes, dessen ersten Theil wir schon St. 192
d. vorig. Jahrganges beurtheilt haben, so bald
anzeigen zu können. Ist der erste Theil nun be-
sonders dadurch interessant, daß wir Schulen-
burg in den mannigfaltigsten und wichtigsten
Verhältnissen seiner Zeit thätig erblicken, daß wir
sehen wie er sich in Italien, Bayern, Polen,
Sachsen und den Niederlanden zu einer Stufe
des Feldherrnrühms erhob, die ihn dem Eugen
und Marlborough fast gleich stellte, so können
wir freylich solchen Reiz der Abwechslung von
dem vorliegenden Theil nicht erwarten, worin
uns Sch. als allein in dem Dienste Venedigs

wirksam vorgeführt wird. Sein militärisches Talent konnte der Feldmarschall nur in den ersten Jahren seines neuen Dienstes durch glänzende Thaten gegen die Türken beweisen, dann mußte er es wenigstens äußerlich brach liegen lassen, und sich auf eine mehr innere, im Ganzen erfolglose Thätigkeit im Militärwesen der Republik beschränken.

Schulenburg trat in der zweyten Hälfte des Jahres 1715 in die Dienste Venedigs, also gerade zu einer Zeit, wo der Republik alle Besitzungen in Morea schmäählich verloren gegangen waren, und wo sie nicht einmal den Trost hatte, daß, wie bey früheren Verlusten, der Heldenmuth ihrer Vertheidiger dem Feinde den alten Sinn Venedigs bewiesen und ihn von fernern Vordringen abgehalten hätte. Von allen Festungen des Peloponnes hatte nur Modon im Anfange Miene gemacht sich zu vertheidigen, die übrigen wohl befestigten Plätze wurden meist, ohne daß man einen Schuß gethan hätte, den Türken übergeben. Schon oft war das Heil der Christenheit den Ungläubigen gegenüber an eine Stadt geknüpft gewesen; denn die Wirkung ungerichteter Heeresmassen, wie es die türkischen waren, besteht in dem ersten Angriff, ist dieser glücklich abgeschlagen, so erscheint die innere Kraft für eine Zeitlang gebrochen, indem sie das Selbstvertrauen verloren hat. So waren Rhodus und Malta, Sigeth und Wien in der Geschichte denkwürdig geworden. Damals nun, nach dem Falle von Morea, war die Gefahr Italien noch näher gerückt, denn es unterlag keinem Zweifel, daß die Türken im folgenden Jahre Corfu angreifen würden, und daß nach dessen Eroberung ihnen ganz Italien offen stand. Mit Recht konnte Sch. in einem spätern Be-

richte sehr wichtig von dieser Insel sagen: 'Wenn Italien einst durch den Anblick frischer Feigen, die aus Africa kamen zur Zeit, als die Römer mit den Karthagern Krieg führten, in Schrecken gerieth, um wie viel frischer würde Rom diese Frucht nicht von diesem Orte aus erhalten können, wenn die Ungläubigen dessen Meister wären.' Wir heben diesen Punct hier um so mehr hervor, da nur zu oft dessen Wichtigkeit übersehen ist. Als Schulenburg ankam, war Corfu durch Werke nicht hinreichend geschützt, die Besatzung nicht zahlreich, die Geschütze nicht in Ordnung. Nichts desto weniger gewährte ihm die Republik kaum die nothwendigste Unterstützung. Dennoch wurden neue Werke angelegt, wenn auch nicht zahlreich und fest genug, um den Feinden dauerhaften Widerstand zu leisten; die Kraft der Besatzung wurde durch passende Vertheilung gedoppelt, und der Muth des Feldmarschalls und der ihn begleitenden Officiere, die er zum Theil aus fremden Heeren herbeygerufen hatte, erhöhte das Vertrauen der Soldaten. Mitten während dieser Vorbereitungen erschien die türkische Macht. Die Schwierigkeit der Lage Schulenburgs wurde noch dadurch vermehrt, daß er nicht alle Venetianischen Streitkräfte in jener Gegend zu seiner Disposition hatte; er selbst stand unter dem capitano generale, welcher die Flotte befehligte, und der proveditore generale der drey Inseln bildete mit beiden zusammen den höchsten Kriegsrath. So sehr sich nun auch einzelne Unterbefehlshaber der Venetianer zur See auszeichneten, so muß man doch gestehen, daß die Oberanführer weder durch Entschlossenheit noch durch Klugheit hervortraten, und daß die Flotte in diesem ganzen Kriege nichts Großes verrichtete. Schon das erste Seetreffen

im Canal von Corfu fiel nicht ganz zum Vortheil der Venetianer aus. Die Türken landeten auf der Insel und begannen am 25. Jul. 1716 die Laufgräben zu eröffnen. Die Außenwerke waren bald eingenommen und die Operationen wurden gegen die eigentliche Festung mit außerordentlicher Thätigkeit begonnen. Durch das Feuer und die Ausfälle hatten zwar beide Theile bedeutenden Verlust erlitten, aber Corfu schien sich nicht halten zu können. Da unternahmen die Feinde am 19. August einen Hauptsturm, schon hatten sie die wichtigsten Verschanzungen erobert und sich mehrere Stunden darin behauptet, als Schulenburg die flüchtigen Truppen sammelte und sie persönlich gegen die verlorenen Werke führte, die er jetzt selbst auf Reitern wieder ersteigen mußte. Dieß entschied. Die Türken wurden wieder herausgetrieben, und so tapfer sie sich auch bis jetzt geschlagen hatten, so entsank ihnen doch der Muth. Die Janitscharen weigerten sich, von Neuem Sturm zu laufen, und da zugleich die Nachricht von dem Siege Eugens bey Peterwardein angekommen war, so zog sich der Sersaskier am 22. August mit Hinterlassung seines Geschützes auf die Flotte zurück. Der Ruf von der Rettung Corfu's durch Sch. ertönte durch ganz Europa, er erhielt die größten Belohnungen von der dankbaren Republik, viele Europäische Könige und der Prinz Eugen brachten ihm ihre Glückwünsche. Was während der beiden übrigen Jahre des Krieges bis zum Passarowitzer Frieden geschah, war nicht bedeutend, und, wo Sch. nicht als unmittelbarer Führer wirkte, da errangen die Venetianer wenig Vortheile. Er eroberte noch Bonizza und Prevesa, und bey der wider seinen Willen unternommenen Expedition gegen Dulingno, welche

durch die Friedensunterhandlungen unterbrochen wurde, schützte er auf dem Rückzuge das Heer nur mit Mühe vor großem Verlust. Von jetzt an bis zu seinem Tode 1747 hatte Sch. keinen Krieg mehr zu führen. Bis 1732 beschränkt sich seine Thätigkeit auf Einrichtung des Venetianischen Militärwesens und auf Befestigung der Albanischen und Dalmatischen Plätze und besonders des geretteten Corfu. Indem die Republik jetzt kein Geld sparte um die Insel gegen jeden Angriff zu sichern, machte Sch. hier ein Meisterstück der Befestigungskunst, und bey der Freude über sein Werk blickt nur die Trauer durch, die Trefflichkeit desselben nicht an einem Feinde erproben zu können. Seine Thätigkeit wurde nur wenig mehr in Anspruch genommen, als er bey den Kriegen der Oestreicher in Italien (1733 — 35 und 1742 — 47) die Neutralität Venedigs mit einem Heere aufrecht erhalten mußte.

Aber es ist nicht diese äußere Thätigkeit des Feldmarschalls das Interessanteste, welches die letzte Zeit seines Lebens darbietet, sondern sein Aufenthalt in Venedig gewinnt noch ein höheres Interesse, wenn wir die Stellung betrachten, die er der Republik gegenüber einnahm, um von der Seite sowohl ihn selbst als auch die inneren Verhältnisse jenes auch in seinem Verfall noch so merkwürdigen Staates kennen zu lernen. Eine Aeußerung von ihm scheint uns gleich in den Mittelpunkt des Ganzen zu versetzen. Schulenburg hatte selbst den Herren in Venedig gesagt (S. 247): 'Mylord, Herzog von Marlborough, sein großer Patron und Freund, habe sich von ihm versprechen lassen weder den Moskowitern noch den Venetianern dienen zu wollen; und man müsse ein desperater und unsinniger Mensch

sey, da man sich resolvire, der Republik in Kriegszeiten zu dienen.' Venedig hatte nämlich immer das Landheer nur als ein nothwendiges Uebel angesehen, ein seefahrendes Volk hat kein Herz zu einem solchen Dienst, und deshalb bestanden die Landtruppen in buntem Gemisch aus geworbenen Deutschen, Italiänern, Griechen &c., welche auch meist von fremden Officieren befehligt wurden. Die Venetianischen Nobili verstanden wenig vom Heerwesen und die schreyendsten Mißbräuche waren überall eingerissen. Schon Schulenburg hat in seinen an den Senat übergebenen Denkschriften die Keime des Verderbens, welches siebenzig Jahre nachher Venedigs Selbstständigkeit vernichtete, mit bewunderungswürdiger Freymüthigkeit und Umsicht entwickelt, die besten Mittel dagegen vorgeschlagen und öffentlich erklärt, die Uebel hätten in den militärischen Verhältnissen der Republik so tiefe Wurzeln geschlagen, daß keineswegs palliative sondern nur heroische Mittel zu ihrer Heilung erfordert würden (S. 194). Auch in Venedig dachte man, was der Oesterreichische General Mercy über sein Heer an Sch. schreibt: *ce désordre nous a soutenu si long temps qu'il faut le conserver par reconnaissance.* So blieben alle Bemühungen Schulenburgs der Macht der Republik durch Umgestaltung ihres Heerwesens einen neuen Aufschwung zu verleihen, ohne Erfolg, und es ist der edelste Zug seines Characters, daß er in Unmuth darüber seine Entlassung fordert, Venedig nicht mehr die Kosten seiner Besoldung verursachen will und wiederholt erklärt, man solle ihn selbst mit weniger Wohlwollen behandeln und dafür die Andeutungen besser befolgen, die er mit so regem Eifer für das Beste des Staates ertheile. Dieß sey

sein einziges Leid in Venedig, sagt er in seinen vertrauten Briefen. Nur durch die neue Gefahr, welche der Republik 1733 zu drohen schien, ließ er sich zum Bleiben bewegen.

Auffallend könnte es ferner scheinen, wie Venedig, welches sonst die fremden Anführer nur auf kürzere Zeit in condotta behielt, Schulenburg während ein und dreyßig Jahren nicht verabschiedete, und ihm immer gleiches Vertrauen schenkte. Hierauf ist in dem vorliegenden Buche nicht ausdrücklich genug Rücksicht genommen. Wir möchten den Grund darin finden, daß die früheren Condottieren meist aus vornehmen italienischen Geschlechtern waren, also von Haus aus die inneren Angelegenheiten Venedigs betührten, oder doch sich darin zu mischen leicht versucht seyn konnten. Auf nichts ist aber eine aristocratische Republik eifersüchtiger. Schulenburg war dagegen von der früheren Zeit her den innern Angelegenheiten Venedigs fremd, und kümmerte sich auch in der Folge nicht mehr darum als es zu seiner Stellung nothwendig gehörte. Von ihm war keine Gefahr für die Freyheit des Staates zu fürchten, sein ganzes Betragen mußte die Republik bald überzeugen, daß es ihm nur um ihr Wohl zu thun sey. So kam es denn daß man ihm bis 1733 von drey zu drey Jahren die condotta erneuerte, und seit der Zeit für immer in Dienste nahm, und wenn ihm auch eine Parthey in Venedig feind war, konnte diese doch nie durchdringen. Die ihm ertheilten Belohnungen waren sehr glänzend. Nach der Belagerung von Corfu erkannte man ihm außer andern Geschenken einen lebenslänglichen Gehalt von 5000 Rthl. zu, und seine Einnahme belief sich in Friedenszeiten auf 40,000 Rthl., welche im Kriege zu 72,000 Rthl. stieg. —

Eben so sehr wie die Republik mit Sch. zufrieden war, gefiel er sich auch selbst in Venedig. Die glänzendsten Anerbietungen von Seiten Oesterreichs und Preußens schlug er aus, und so sehr er sich auch früher im glänzenden Hofleben ausgezeichnet hatte, erfreuet er sich jetzt besonders der freyen Bewegung, die er seinem offenen militärischen Wesen gestatten konnte. So heißt es in einem vertrauten Briefe (S. 248): 'Mit den Herren von der Regierung lebe ich, wie mit meinen besten Freunden, man weiß allhier weder von einem Souverän, so man die Cour zu machen, viel weniger von einer Antichambre, noch von Mätressen, auch noch weniger von ministres und Favoriten, ja die Herren von der Regierung kommen mehrentheils wöchentlich selbst zu mir, um mit mir zu sprechen; ich habe nicht die geringste Verantwortlichkeit. Was ich an den Senat schreibe, so Hand und Fuß haben muß, da man überall Feinde, Mißgünstige und Tadler antrifft, ist so hoch gehalten, daß man mir sagt und schreibt, dergleichen noch niemals und so lange die Republik stehet, erhalten zu haben', und S. 246 'Ich bin selbst manchmal verwundert, daß es mir geglückt ist, in einem so schwierigen Lande, wie dieses, so viel Freunde zu erwerben; ich bin weit entfernt, mich dessen zu überheben und bleibe höflich und bescheiden.' Auch mit seinen sonstigen Gönnern und Freunden unterhielt der Feldmarschall fortwährend ein gutes Vernehmen: der Papst, die Italiänischen Fürsten, der König und der Kronprinz von Preußen, die Mitglieder des Oesterreichischen Kaiserhauses, schreiben ihm wiederholt, Eugen und alle übrigen Oesterreichischen, Französischen und Preußischen Generale beweisen ihm die höchste Achtung. — Schulenburg lebte sehr mäßig, war nie verhei-

rathet, und verwandte sein großes Vermögen auf die uneigennützigste Weise zum Besten seiner Familie, deren zahlreiche Glieder er wie seine Kinder betrachtete. Rührend ist seine Religiosität. Er hatte stets einen protestantischen Prediger bey sich und verrichtete alle Andachtsübungen mit der größten Sorgfalt. So erreichte er von Allen geliebt und geehrt sein fünf und achtzigstes Jahr und starb den 14. Merz 1747. Die Republik ehrte ihn durch ein Grabmal, wie ihm auch schon früher nach der Belagerung von Corfu daselbst ein Standbild errichtet war.

Betrachten wir jetzt zum Schlusse noch näher das, was der Hr Verf. in diesem Theile geleistet hat, so sind seine Quellen dieselben authentischen Schriften, welche wir bey dem ersten Bande aufgezählt haben; auch hier sind sie theils wörtlich in den Text eingeschoben, theils in Beylagen hinzugefügt. Wir können uns freylich hier bey der innern Abgeschlossenheit des Gegenstandes noch weniger, wie bey dem ersten Bande, den Wunsch versagen, die reichen Materialien mehr verarbeitet zu sehen; und auch die gegenwärtige Anordnung wäre wohl einer Verbesserung fähig, da Wiederholungen nicht vermieden sind. Dagegen Alles, was den Stoff betrifft, ist von dem Verf. mit unglaublicher Sorgfalt beygebracht worden: die Gegenden, in welchen der Feldmarschall thätig war, besonders Corfu und die Küsten, sind auf das genaueste beschrieben, von jeder Person, die, wenn auch weniger bedeutend, mithandelnd auftritt, ist in den Noten die Lebensgeschichte kurz aber völlig genügend aufgeführt, auch die Denkmünzen, Porträte, Wapen und Stammtafeln sind nicht vergessen. Eine chronologische Uebersicht des ganzen Lebens und Inhaltsverzeichnisse erhöhen die Brauchbarkeit des

Buches; ein gutes Porträt Schulenburgs würde noch ein willkommener Begleiter gewesen seyn. Als Druckfehler merken wir noch an, daß S. 160 die Carthager unter den Besitzern von Corfu aufgeführt werden, wo die Athener gemeint sind; eben so ist in der Inschrift auf dem Standbilde Schulenburgs in Corfu, welches bey einer durch den Blitz verursachten Pulverexplosion unversehrt blieb, statt *intacto fulmine laurus* ohne Zweifel *intacta f. l.* zu lesen.

P.

Leben und Denkwürdigkeiten Johann Matthias Reichsgrafen von der Schulenburg &c. &c. Erster Theil 552, Zweyter Theil 33 Seiten. *)

Das thatenreiche Leben des als Krieger und Staatsmann berühmten muthvollen Bertheidigers von Corfu war längst zu einer ausführlichen Geschichte berechtigt; eine solche liefert in dem angezeigten Werke der vormalige Kön. Sächsische Conferenz-Minister und Gesandte zu Wien, Graf von der Schulenburg = Klosteroda, der von einer Schwester des Helden abstammt. In dem Vorberichte gibt der Vf. umständliche Nachrichten über die Quellen, die nicht leicht einem Geschichtschreiber authentischer und reichhaltiger zu Gebote standen; sie verdanken größtentheils der Feder des Helden selbst ihren Ursprung, oder sind aus seinem Briefwechsel entnommen. Der Verf. hat sich bey der Bearbeitung seines Stoffs Coxe's Memoirs of John Duke of Marlborough zum Muster vorgesezt, und, unsers Erachtens nach, sein Vorbild übertroffen. Nicht leicht mischt er Lob oder Tadel aus eigener Fas-

*) Wir theilen auch eine zweyte uns zugekommene Anzeige des Werks mit, weil sie in politischer Rücksicht wichtig ist.

brif ein, sondern begnügt sich mehr mit der untergeordneten Rolle eines Referenten, aber er gibt mit mehrerer Sachkenntniß, Unparteilichkeit und Kürze wieder, was ihm seine reichhaltigen Quellen lieferten, als Core. Mehr noch als bey diesem glaubt der Leser die merkwürdige Periode Ludwigs XIV. und Carls XII. vor seinen Augen vorübergeführt zu sehen. Der Feldmarschall v. d. Schulenburg ward im J. 1661 zu Emden, einem Gute im Magdeburgischen, geboren, und vollendete seine Erziehung auf der Universität zu Saumur in Frankreich und zuletzt in Paris. Im Winter von 1684 zu 1685 ward er am Hofe zu Wolfenbüttel als Kammerjunker angestellt und 1687 Hauptmann. Er wohnte einigen Feldzügen als Freywilliger in Ungarn und als Major und Obristlieutenant in Braunschweig-Wolfenbüttelschen Diensten im Französischen Kriege von 1688 — 1697 bey; auch ward er in der Zwischenzeit zu diplomatischen Sendungen an mehrere kleine deutsche Höfe, zu dem Zwecke gegen die Errichtung der Hannoverschen Churwürde, der sich der Herzog von Wolfenbüttel widersetzte, gebraucht. In den Jahren 1695 — 1698 sehen wir ihn als Br.-Wolfenb. Gesandten in England, Brüssel und bey dem Nyswicker Friedensschlusse, dann aber in Paris auftreten. Bekanntschaften, die er in Paris machte, führten zu einem Antrage des Herzogs von Savoyen, als General-Major in Savoyische Dienste zu treten, den er annahm, und in welchen Diensten er von 1698 — 1702 blieb. Wir finden hier ausführliche Nachrichten über den Krieg gegen die Waldenser und den gegen die Kaiserlichen, in welchem die Savoyischen Truppen mit den Franzosen und Spaniern alliirt waren. Allein ein weit höheres Interesse nehmen diese

Denkwürdigkeiten in der Periode von 1702 — 1711 in Anspruch, da der Feldm. Sch. in Chursächsischen Diensten stand. Von 1702 bis 1704 befehligte er das Chursächsische Truppen-Corps das im Solde des Kaisers stand, und zuerst in Böhmen diente, dann zur Reichs-Armee stieß und das er gegen den Willen des Oberfeldherrn desselben, des Markgrafen Ludewig von Baden, auf Befehl seines Herrn glücklich nach Sachsen zurückführte. Sehr umständliche Nachrichten liefern diese Denkwürdigkeiten über den Krieg des Königs August von Polen und Peter des Gr. gegen Carl XII., die Persönlichkeit dieser Fürsten, ihrer Feldherren und Staatsmänner; wir machen in Bezug auf den Feldm. Sch. vorzüglich auf zwey Ereignisse aufmerksam: das eine sein berühmter Rückzug von Warschau durch Groß-Polen nach Sachsen, dann Patkuls nur zu bekannte Geschichte. Wenn bis dahin die Reiteren noch eine so entscheidende Ueberlegenheit über das Fußvolk hatte, daß eine Infanterie, die in der Ebene ohne Unterstützung von Cavallerie und Artillerie von überlegener Reiteren angegriffen ward, sich für verloren hielt, so lösete der Feldmarschall Sch. zuerst diese schwierige Aufgabe: er zog sich mit einer geschlagenen und sich ganz selbst überlassenen Infanterie, die Carl XII. in Person mit seiner vortrefflichen Reiteren verfolgte, und wiederholt vergeblich angriff, über die Oder nach Schlesien. Da das Ereigniß, nach den eigenen Mittheilungen die er an Voltaire machte, in dessen Leben Carls XII. ziemlich richtig erzählt ist, so glauben wir uns eines Auszugs entübrigen zu können; nur folgende Anekdote heben wir aus. In der Nacht, welche dem Uebergange der Sachsen über die Oder folgte, wurde dem Feldm. Sch. durch zwey

Bauern hinterbracht, daß Carl XII. in einem Bauernhose nur mit einer Bedeckung von sechs Mann ruhig schlafe. Der Feldmarschall Sch. faßte den Entschluß, in eigener Person den Versuch zu wagen sich des Königs zu bemächtigen, und forderte dazu 30 Freywillige auf. Die Ermüdung der Soldaten war jedoch so groß, daß sich diese weder durch Drohungen, noch durch Versprechungen zu dieser gewagten Unternehmung bewegen lassen wollten. Beym Anbruche des darauf folgenden Tages schickte der Feldm. Sch. einen Tambour über die Oder und ließ Carl XII. um die Auslieferung des Leichnams eines Obersten und einiger gebliebenen Officiere bitten, damit solche in Sachsen bey ihren Verwandten beerdigt werden könnten; der König schlug dieß Gesuch ab und fügte hinzu: 'er habe angeordnet, daß, wenn er selbst vor dem Feinde bleiben sollte, er an der Stelle beerdigt werde, wo er gefallen wäre.' — An Patkul's traurigem Schicksal hatte der Feldm. Sch. selbst unglücklicher Weise einigen Antheil. Patkul war Russischer Gesandte Peter des Gr. beym Könige August und befehligte das Russische Armee-Corps welches sich in Sachsen befand. Das Sächsische Ministerium entschloß sich, ohne dazu vom Könige August, der sich in Polen befand, ermächtigt worden zu seyn, auf Rath des Feldm. S., der die in Sachsen befindlichen Chursächsischen Truppen befehligte, Patkul arretieren zu lassen. Nach der Ansicht die der Feldm. Sch. von Patkul's Absichten hatte, haßte derselbe den König August und den größten Theil seiner Staatsbeamten; er glaubte ihm die Hülfe entziehen zu müssen, welche ihm der Czar tractatenmäßig leistete; er hatte mit dem Kaiserlichen Gesandten in Dresden einen geheimen Tractat abgeschlossen,

nach welchem er mit dem von ihm befehligten Russischen Hülfz-Corps Sachsen verlassen und in Kaiserliche Subsidiën treten wollte; überdieß unterhandelte er ins geheim zu Berlin, um einen Frieden zwischen Brandenburg und Schweden zu Stande zu bringen, und sich selbst seinen Frieden mit Carl XII. vorzubereiten. Die Meinung die der Feldm. Sch. in dem Conseil, welches die Arretierung Patkul's beschloß, vortrug, gibt derselbe selbst wörtlich folgendermaßen an: 'je voyais les ministres interdits et irrésolus; c'est pourquoi je ne tardais pas de leur faire entendre qu'en pareille circonstance, où il s'agissait du tout et de l'intérêt particulier du Roi et du Czar même, il fallait bien prendre quelque chose sur soi et songer de prevenir tout ce qui paraissait dangereux aux véritables intérêts du maître; mon sentiment fut donc de faire arrêter Patkul sans façon, de se saisir de tous ses papiers; — — la dessus j'eus ordre de le faire arrêter — — On trouva dans ses papiers tout ce qui pouvait légitimer ce procédé. — — Indessen geben Untersuchungen, die der Verf. in den Acten des geheimen Cabinets-Archivs anzustellen Gelegenheit hatte, Daten an die Hand, aus welchen hervorgeht, daß die angeblichen Anklagepuncte gegen Patkul nicht ganz gegründet waren. Es findet sich ein Rescript des Russischen Groß-Canzlers Golovin aus Lykazin $\frac{1}{4}$ Oct. 1705, in welchem Patkul verstattet war, 'im Fall die Russischen Auxiliar-Truppen aus Sachsen nach Polen nicht durchzubringen wären, so möchte er in solcher äußersten Noth die vorgeschlagenen Mittel ergreifen, und die Truppen auf die favorabelsten Conditionen auf eine Campaigne an

den Kaiser überlassen. In dem mit dem Kaiser abgeschlossenen Tractat und dessen geheimen Artikeln, ist keine Absicht von Patkul's gehässiger Gesinnung gegen den König von Polen zu entdecken, und eben so wenig eine Andeutung sich mittelst des Preussischen Hofes mit Carl XII. zu versöhnen; daß er im Geheimen aber diesen Wunsch hegte, zeigen mehrere Auszüge aus seiner Privat-Correspondenz. Das Benehmen Peters des Gr. bey der Arretierung seines Gesandten war sehr zweydeutig; er äußerte anfangs darüber kein Mißfallen. In zwey Briefen unterm 13. Januar und 21. Februar 1706 erklärt er: 'Patkul habe den Tractat mit dem Kaiser gänzlich wider seinen Befehl geschlossen; der König von Polen möge ihn nebst den bey ihm gefundenen Schriften nach Rußland senden, damit Gericht über ihn ergehe.' Im Widerspruche mit diesem schrieb der Groß-Canzler Golovin am 17. Februar 1705 an Patkul: 'der Czar habe Satisfaction über seine (Patkul's) Arretierung verlangt, und würde ihn kräftig maintainieren'. Aus einem Schreiben des Czars an den Kaiser Joseph I. vom 27. April 1707 erhellet, was derselbe gegen den König von Polen, als Churfürst von Sachsen begehrt. — Was Patkul's Negotiationen mit Preußen anbetrifft, scheint es nach den bey ihm gefundenen Schriften, daß der Czar zwar am liebsten den König von Preußen zum Alliirten gehabt hätte; da dieser aber neutral bleiben wollte, so wünschte er die Preussische Vermittelung zu seinem Frieden mit Schweden zu benutzen. Der Verf. sagt: 'wenn es auch außer Zweifel gesetzt ist, daß Patkul unverantwortlich gegen seinen Herrn handelte (uns scheint dieß noch sehr unerwiesen zu seyn) und

daß seine Absichten gegen den König von Polen so gehässig als möglich waren, so läßt sich weder hinreichend rechtfertigen noch erklären, daß von dem Sächsischen Ministerium die gewaltsame Maßregel seiner Festsetzung genommen wurde, und eben so wenig warum man nicht unmittelbar hernach versuchte, ihn in die Hände des Czars auszuliefern? — Patkul ward der Politik aufgeopfert, an seinem fernern traurigen Schicksal hatte der Feldmarschall Schulenburg jedoch keine Schuld. Dieser verlor im J. 1706 die Schlacht bey Fraustadt, in welcher sich die Sächsischen Truppen mit einer beispiellosen Feigheit benahmen. Wir folgen dem Feldm. Sch. nunmehr in seinen Feldzügen in den Niederlanden von 1707 bis 1711, in welchen sich derselbe unter Marlborough und Prinz Eugen, die ihn oft zu Rathe zogen, neue Lorbeeren erwarb. Der Feldmarschall v. d. Schulenburg hatte mehrmals wegen Streitigkeiten, die er mit den Sächsischen Generalen Steinau und Fleming, und im Gefolge der vielen Cabalen, die er am Sächsischen Hofe zu bekämpfen hatte, seine Entlassung aus Sächsischen Diensten, aber immer vergeblich, gefordert. Der König August kannte zu sehr seinen Werth, um nicht alles aufzubieten ihn zu behalten; doch opferte er ihn zuletzt seinem Günstlinge Flemming, der dem Feldm. Sch. sehr an militärischen Talenten nachstand, auf. Als dieser im J. 1711 das Commando der Sächsischen Armee erhielt, forderte und erhielt der Feldm. Sch. seine Entlassung.

(Der Beschluß im nächsten Stück).

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 8. August 1835.

L e i p z i g.

Beschluß der Anzeige: Leben und Denkwürdigkeiten Johann Matthias Reichsgrafen von der Schulenburg &c. &c.

In dem nun folgenden Zeitraume von 1711 bis 1715 stand der Feldmarschall Sch. zwar nicht in Diensten, spielte aber nichts desto weniger in der Politik eine bedeutende Rolle. Es ist bemerkt worden, daß er in den früheren Zeiten für das Interesse der Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel gegen das Haus Hannover mehrere diplomatische Missionen unternommen hatte. Die Verbindung in welcher der Churfürst von Hannover, nachmaliger Georg I. König von England, mit seiner zweyten Schwester — nachmaliger Herzogin von Kendale und Fürstin von Eberstein — stand, war Veranlassung, daß er 1713 sich nach dem Haag und nach England begab, um die Ansprüche des Hauses Hannover auf den Englischen Thron, denen das damalige Torysche Mi-

nisterium entgegen war, zu vertheidigen. — Seine Bemühungen in Kaiserliche Dienste zu treten, waren von keinem glücklichen Erfolge begleitet, dagegen trat er 1715 als Feldmarschall in die Dienste der Republik Venedig, und starb, indem er fortbauend diese Stelle beynahm, im Jahre 1747 zu Verona. — Der Verf. erhielt von dem verstorbenen Kaiser Franz II. die Erlaubniß 27 Bände, die sich in dem Archivio diplomatico zu Mailand befinden, und größtentheils Originalberichte des Feldm. Sch. an die ersten Behörden der Republik Venedig, und das von ihm selbst geführte Tagebuch enthalten, abschreiben lassen zu dürfen. Wirklich läßt der Theil des angezeigten Werks, der die Feldzüge von 1716, 17 u. 18 gegen die Türken beschreibt, in welchen Sch. die Streitkräfte der Republik Venedig sowohl bey der Vertheidigung von Corfu, als in offensiven Versuchen gegen die Türkischen Besitzungen auf den Küsten von Albanien und Dalmatien befehligte, an Vollständigkeit und Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig. — Dieser kurze Auszug aus dem Leben des Feldm. Sch. wird hinreichend seyn unsern Lesern die Ueberzeugung zu gewähren, daß es eine wahre Fundgrube für die merkwürdige Geschichte seiner Zeit liefert. Der Feldm. Sch. stand nicht nur mit allen Fürsten, Feldherren, Staatsmännern und Gelehrten — unter letztern Leibniß, Follard, Voltaire u. a. m. — die in dieser Epoche die Aufmerksamkeit der Nachwelt in Anspruch nehmen, in häufigen Beziehungen und Correspondenzen, und war daher im Stande über ihre Charactere und Handlungsweisen richtige Beobachtungen anzustellen, und der Nachkommenschaft zu überliefern; sondern er war selbst unter den vielen merk-

würdigen Acteurs auf der großen Bühne, einer der ausgezeichnetsten. Wenn Marlborough's und Prinz Eugen's Name eine bedeutendere Stelle in der Kriegsgeschichte einnehmen, so verdanken sie dieses dem Umstande, daß sie als Englische und Kaiserliche Feldherren an der Spitze der Heere standen, während der Feldm. Sch. sich in den Diensten der Mächte vom zweyten und dritten Range befindend, mit einer untergeordneten Rolle begnügen mußte. Die Original-Aufsätze und die Correspondenz des Feldm. Sch., die durch die große Sorgfalt des Verf. gegenwärtig der Vergessenheit entrissen, und der Welt vorgelegt werden, zeigen uns ihn als einen gelehrten Krieger und oft eben so strengen, aber gründlichern Kritiker, als Folard, der seinem Zeitalter weit vorgeschritten war, und dessen militärische Ansichten, vorzüglich was die Befestigungskunst und den Angriff und die Vertheidigung der festen Plätze anbetrifft, noch gegenwärtig, ungeachtet der Veränderungen welche die Kriegskunst in einem Zeitraume von einem Jahrhundert erfahren hat, studiert und theilweise berücksichtigt zu werden verdienen.

E b e n d a s e l b s t.

Bei Fr. Chr. W. Vogel: Die Grundlage des evangelischen Pietismus oder die Lehren von Adams Fall, der Erbsünde und dem Opfer Christi. Nach Gründen der heiligen Schrift geprüft, mit den Ansichten der christlichen Kirche der ersten drey Jahrhunderte verglichen und nach ihrem Gebrauche für die christliche Theologie beurtheilt von Dr. Karl Gottlieb Bretschneider,

Oberconsistorialrath und Generalsuperintendenten zu Gotha. 1833. XII u. 426 S. in 8.

Vorstehende Schrift darf mit Recht wohl zu den wichtigsten gerechnet werden, die in neuerer Zeit auf dem Gebiete der Theologie erschienen sind. Sie behandelt Fragen, die, schon an und durch sich zu allen Zeiten die bedeutsamsten für die christliche Theologie, doch gerade in unseren Tagen ganz eigentlich Lebensfragen für das wissenschaftliche, wie religiöse Leben der Kirche geworden sind. Es sind die Lehren, die, so bald man in der Kirche einen mehr zusammenhängenden Lehrbegriff zu bilden anfing, die Stützen des Systems wurden, das man als Inbegriff des wahren Christenthums aufbauete, und unter verschiedenen Abänderungen des Einzelnen doch als Hauptnorm auch später in allen Kirchen beybehalten hat. Am schärfsten wurden jedoch jene Grundlagen gerade in dem öffentlichen Lehrbegriffe der protestantischen Kirchen gefaßt, und denn freylich auch die schärfste Consequenz durch sie erwirkt, aber damit auch zugleich der Kampf gegen sie als früher oder später unvermeidlich gesetzt. Denn warum sollte man es bey aller unseren Symbolen gebührenden Achtung und freudiger Anerkennung des echt evangelischen Geistes, aus dem sie hervorgingen und der in ihnen lebt, nicht aussprechen dürfen, daß das auf jenen Grundlagen aufgebauete System in mancher Lehre das menschliche Gefühl verletzt, und es doch wahrhaft traurig um die Bekenner Christi stände, wenn der Inhalt seiner Offenbarung und seiner Erlösung in jenen grellen Sätzen verzeichnet wäre? Die Reformatoren wurden im Kampfe gegen entschiedene Mißbräuche der catholischen Kirche zu jener Schärfe gedrängt, und das

damalige Verstandniß der heiligen Schrift erlaubte ihnen, ihre Lehren in der redlichsten Ueberzeugung auf die Schrift zu gründen. Je mehr aber jene unmittelbare Beziehung des Lehrbegriffes auf die Mißbräuche des Catholicismus zurücktrat, und je mehr nach dem Princip des Protestantismus die Schrift durchforscht und als Maßstab an jene Dogmen gelegt wurde, um so nothwendiger mußte die Verschiedenheit derselben, in der grellen Weise, wie sie ausgesprochen waren, von der Bibellehre und somit vom Christenthume selbst zum Bewußtseyn kommen. Gleichwohl sind nun jene grellen Dogmen wieder aufs neue mehrfach geltend gemacht, und der herrliche Aufschwung, den das religiöse Leben in unserer Zeit begonnen hat, droht leider, in ihnen und durch sie in einer krankhaften Richtung entweicht und getrübt zu werden. Es ist dieß die neuerdings so häufig aufgetretene pietistische, die auf der ganzen Härte jener Dogmen basiert, und in ihnen und durch sie das wahre lebendige Christenthum in Lehre und Leben wieder herzustellen meint. Auf welchen traurigen Grundlagen aber das ganze System beruhe, das man wieder zur allgemeinen Ueberzeugung erheben will, ja wie sehr das ganze System selbst alles menschliche Gefühl verletze, erhellt vortrefflich aus folgender Darstellung, die der Hr. Verf. in der Vorrede S. VI. so ergreifend als wahr davon gibt. 'Die pietistische Ansicht vom Leben ist düster, traurig, niederschlagend, alle Kräfte lähmend. Bey ihr erscheint die Zeugung eines Menschen und seine Geburt als ein Unglück, das Leben selbst als eine Sünde; denn alle werden von Natur zur Sünde und zur Verdammniß geboren. Die ganze Menschheit wird erblickt als ei-

ne Schaar bis auf den Grund verdorbener, als dem Guten ganz abgestorbener, dem Zorne des Schöpfers und der ewigen Verdammniß verfallener, keiner Lebensfreude würdiger Geschöpfe, die nie rein werden, nie zu sündigen aufhören, nie durch sich selbst, sondern nur durch fremdes, ihnen aus Gnade zugerechnetes, Verdienst Gott gefallen können. Aus eigener Kraft vermögen sie nur Böses, aber nicht das geringste Gute. Sie können Gott und sein Gesetz nicht erkennen, ihr Sündenelend weder begreifen, noch bereuen, noch sich bessern, noch an Christum glauben. Alles muß die Gnade Gottes in ihnen wirken, und auch, wenn sie wiedergeboren sind, können sie nicht aus eigener Kraft sich erhalten, sondern nur durch göttlich geschenkte Kräfte. Sie haben daher immer zu beten und zu flehen um Stärke und Kraft, um so mehr, da die ihnen stets bleibende Erbsünde sie immerfort und täglich zum Bösen reizt und lockt. Da nur der Glaube an das Sühnblut sie rettet, so haben sie unverwandt ihre Augen auf das Opfer Christi zu richten, und jedes Wanken in diesem Glauben an das Sühnblut setzt sie der Gefahr aus, in den Abgrund der Verdammniß, über dem sie der Glaube hält, zurückzusinken. Sie müssen daher die Welt mit ihren lockenden Freuden fliehen, durch stete Traurigkeit ihr Sündenelend beklagen und bis an das Ende des Lebens in Buße und Reue verharren.' Mit Recht weist darum der würdige Hr Verf. darauf hin, daß, wenn diese pietistische Ansicht vom Menschen und vom Leben nicht in der Schrift gegründet seyn sollte, sie doch in Wahrheit der traurigste Wahn wäre, den der Mensch auffassen könnte; 'ein Wahn, der des Lebens Freuden, die Gott uns bereitet hat,

verbittert, den Muth und die Kraft des eigenen Gemüths, die sittliche Selbständigkeit vernichtet, und die Menschen und das ganze irdische Leben in ein durchaus trauriges und widernatürliches Licht stellt.' — so wie, daß es kein geringes Verdienst sey, 'die Menschen von diesem Wahne, dieser Angst, dieser niederbeugenden Selbstverschachtung zu befreien, und sie zu einem freudigen Gefühl des Lebens und zum sittlichen Muth zu erwecken —'. Eben so wird auch jeder, dem sein Glaube und die Stütze desselben als eines christlichen, die Schrift, nicht ganz gleichgültig ist, dem Verf. gern beypflichten, daß es gar sehr an der Zeit gewesen sey, gerade jetzt die Untersuchung vorzunehmen, ob jene abschreckende Ansicht wirklich in der heiligen Schrift gegründet sey, 'bey dem bedeutenden Hervortreten des Pietismus in unseren Tagen'. Man darf oder muß doch wohl annehmen, daß, wo der auf jenen harten Dogmen ruhende Pietismus aufs neue festgehalten wird — 'Er wird von vielen Seiten gehegt und gepflegt; seine Verbreitung unter dem Volke wird betrieben und begünstigt; er hat seine Länder und Provinzen, seine Schulen und Seminarien, wo er sich einheimisch zu machen strebt; manche der neuesten philosophischen Speculationen leisten ihm mächtigen Vorschub; unter den jüngern Theologen greift er um sich; Manche sind selbst durch ihn fanatisirt; u. s. w.' — immer der Gedanke zum Grunde liegt, daß jene Dogmen wirklich Lehre der Schrift seyen, und so behauptet der Verf. ganz richtig, daß Alles darauf hinauskomme, zu zeigen, daß jene schreckliche Lehre gar nicht in der Bibel enthalten sey. Und dieß zu zeigen ist denn der Zweck der vorliegenden Schrift.

Sie zerfällt in 3 Theile: einen exegetischen, der Natur der Sache nach den wichtigsten und ausführlichsten, in welchem der Verf. ein neues sorgfältiges und unparteyisches Verhör aller biblischen hierher gehörigen Stellen vornimmt, und besonders den Zusammenhang der biblischen Vorstellungen und ihre Entwicklung im Laufe der Zeit zu ermitteln und darzustellen sucht, — einen historischen, in welchem die Zeugnisse der Kirche der ersten drey Jahrhunderte, 'der man doch gewiß evangelischen Geist und christliche Rechtgläubigkeit nicht absprecken wird', vorgezogen und erwogen werden, und einen kritischen, 'um das Verhältniß zu bestimmen, das dem exegetischen Befund zur christlichen Religionswissenschaft anzuweisen sey'. In dem ersten Theile handelt der Verf. nun zuerst Kap. 1. Von dem Ebenbilde Gottes, dessen Verlust durch den Sündenfall, und von der Erbsünde. Es wird gezeigt, daß das Dogma von dem sogenannten Ebenbilde Gottes, als vollkommener Weisheit, Heiligkeit und Unsterblichkeit, und dem Verluste von allem diesen durch den Sündenfall, weder in dem ersten Buche Moses (S. 1.), noch in den übrigen Schriften des A. T. (S. 2) enthalten sey. Im ganzen A. T. sind es nur zwey Stellen, wo man glaubt, daß von Adams Vergehen im Paradiese die Rede sey, aber die eine Jos. 6, 7. ist wenigstens sehr zweifelhaft, und die andere Hiob 31, 33 handelt bestimmt nicht von Adam. Besonders gründlich werden dann noch die Stellen des A. T. geprüft (S. 3), in denen das Dogma der Erbsünde enthalten seyn soll. Wenn man nun auch nicht der jedesmaligen Fassung der einzelnen Stellen beystimmen kann, so ist doch das Resultat gegen die Härte des

Dogmas außer Zweifel. S. 61 soll in Ps. 130, 3. 'Wenn Jehova Sünden strafen wollte, wer möchte da bestehen?' nicht das moralische Urtheil Gottes über den Werth menschlicher Handlungen überhaupt liegen, aber das dürfte es doch. Eine ebenfalls zu weit gehende Exegese finden wir S. 62 über Ps. 143, 2. Gleichwohl folgt nichts für die Erbsünde, da, wie der Vf. S. 74 so richtig als genügend bemerkt, solche Ausdrücke, die ganz allgemein lauten, nach dem allgemeinen Sprachgebrauche erklärt werden müssen, nach welchem man in allen Sprachen das Gewöhnliche als etwas Allgemeines ausspricht, ohne deshalb die Behauptung streng auf alle Individuen ausdehnen zu wollen. §§. 4. 5. 6. S. 76 — 105 zeigt sodann der Verf. und zwar gründlich und, wie wir nicht anders urtheilen können, überzeugend, daß nicht einmal die Apokryphen des A. T., nicht das Buch der Weisheit, nicht Philo, nicht Josephus das Dogma von der Erbsünde lehren, und das ganze 4. Buch der Maccabäer eigentlich eine Gegenschrift gegen die Erbsünde sey. Mit §. 7. S. 105 wendet sich nun der Verf. zur Betrachtung des N. T. Auch hier läßt sich nicht erweisen, daß das Ebenbild Gottes bey Adam in vollkommener Weisheit und Heiligkeit bestanden habe und durch den Sündenfall verloren worden sey. Man muß für die Lehre des N. T. vom Ebenbilde Gottes eine zwiefache Bedeutsamskeit jenes Ausdruckes unterscheiden, einmal eine Beschaffenheit der menschlichen Natur, wie sie durch die Schöpfung und die Geburt ist, — in dieser erklären Paulus (1 Cor. 11, 7 ff.) und Jacob. (3, 9.) das nach Moses dem Menschen anerschaffene Ebenbild für unverloren, — und dann als Ideal und Vorbild des sittl.

lichen Strebens (wohin auch Ephes. 4, 24 gehört), und als solches soll es der Mensch erst erringen. Außer Paulus (§. 8. S. 113—118) und dem Verfasser der Offenbarung (12, 9. 20, 2) erwähnt kein neutestamentlicher Schriftsteller den Sündenfall, und auch, wo er erwähnt wird, gedenken nur zwey Stellen (Röm. 5, 12. 1 Cor. 15, 21. 22) kurz des dadurch entstandenen Todes, im ganzen N. T. aber wird ein ausführlicher dogmatischer Gebrauch von jener Erzählung nur von dem einzigen Paulus, und auch von ihm nur ein Mal (Röm. 5, 12) gemacht. 'Es wäre aber doch wahrhaftig wunderbar, wenn, wie einige Eiferer für das kirchliche Dogma behaupten, die Lehre vom Sündenfall und dessen Folgen das Grunddogma des Christenthums wäre, daß Jesus und die Apostel darüber so gänzlich schweigen, und auch Paulus an anderen Orten, wie da, wo er von dem alten Menschen spricht, dieser Folgen sich gar nicht erinnert. Ja, wenn man die Sache ganz von der supernaturalistischen Theorie der Inspiration der Bibel aus betrachtet, so würde es ganz unerklärlich seyn, warum der heilige Geist seit Moses Zeit bis zu der, wo Paulus an die Römer schrieb, des Sündenfalls und aller seiner schrecklichen Folgen, zu deren Entfernung es der Menschwerdung der zweyten Person der Gottheit bedurfte, so gar nicht hat gedenken, sondern ihn von Moses bis Paulus gleichsam ganz in Vergessenheit hat kommen lassen'. So lehren auch (§. 9. S. 118 ff.) die drey ersten Evangelien, die Apostelgeschichte, die Briefe Jacobi, Petri und Judä, und die Apocalypse nicht nur nichts von der Erbsünde, sondern unwidersprechlich das Gegentheil, wofür der Verf. mit großem Rechte die Aussprüche des

Erlösers selbst anführt, und was ganz besonders im Zusammenhange gelesen zu werden verdient. Eben so ist es mit dem Briefe an die Hebräer (S. 10), und im Ganzen auch mit dem Evangelio und den Briefen Johannis (S. 11). Ref. gesteht, daß ihn hier die Exegese über 1 Joh. 1, 8 — 10 nicht befriedigt habe (S. 144 — 148). Er meint man müsse zugeben, daß Joh. allerdings von Sünden aller Menschen spreche und auch generell, nicht von einer besonderen Art, wenn auch der Apostel Mangel an Bruderliebe und Abgötterey besonders ins Auge faßt, aber es folgt immer nichts daraus, als menschliches Sündigen nach der Erfahrung, als Folge der menschlichen Unvollkommenheit, nicht aus Zwang der Erbsünde. §. 12 — 14 (S. 152 — 188) handelt der Verf. nun von den wichtigsten Stellen, die man für das Dogma anführen zu können glaubt, denen des Apostels Paulus. Am ausführlichsten wird natürlich Röm. 5, 12 ff. behandelt. Man könnte hier über Vieles im Einzelnen mit dem Verf. rechten, und auch Ref. stimmt nicht in allem bey. Desto richtiger aber wird der Sinn des wichtigsten 12. V. dahin bestimmt, 'daß Adam den Anfang zum Uebertreten machte, und darum der Macht des Todes übergeben wurde, und eben so seine Nachkommen alle, die auch alle das Uebertreten fortsetzten', und die Summe von allem darein gesetzt: 1. der Tod kommt an die Menschen als Folge einer Uebertretung Adams, 2. alle Menschen selbst aber haben sich Uebertretungen schuldig gemacht, die des Todes würdig sind. Schlagend aber sind die Bemerkungen über das Resultat, so wie dieß selbst außer Zweifel, daß auch Paulus keine Erbsünde, wie sie das Dogma enthält, lehre. Kap. 2

handelt sodann der Verf. von dem Tode, als Strafe der Sünde, von welcher Christus die Menschen erlösete. Es wird zuerst die Lehre des N. T. und der Juden vor Christo vom Zustande der Verstorbenen erörtert, und dabey besonders die Ansichten von Josephus berücksichtigt, dann der Volksglaube der Juden über den Zustand nach dem Tode nach dem N. T.; sodann die Vorstellung des N. T. selbst über den Zustand und die Schicksale der Seelen nach dem Tode, und dann, nach einer Erörterung des besonderen neutestamentlichen Sprachgebrauches über den künftigen Zustand der Seelen nach dem Tode, in §. 23 'Christus als Erlöser vom Tode durch seinen Tod und seine Auferstehung' die Lehre der Schrift S. 264 dahin bestimmt: 'daß es der *Δάρατος* ist, auf den das Opfer Christi bezogen und der durch die Auferweckung von den Todten beendigt wird, daher auch die eigene Auferstehung Jesu zugleich als Bedingung der Erlangung des ewigen Lebens aufgestellt wird, und daß endlich das Opfer Jesu auf die Christen angewendet wird vermittelt der Taufe und zurückbezogen allein auf die vor dem Zutritte zum Christenthum begangenen Sünden, von Paulus namentlich auf die im mosaischen Gesetz allen Uebertretern desselben angedrohte Strafe des Todes'. Ref. glaubt, daß sich gegen diesen Theil des Werkes die am meisten gegründeten Einwürfe machen lassen dürften, und muß auch von sich bekennen, daß, so sehr er auch hier die gründlichen Studien des Verf. für das Historische der zur Betrachtung gezogenen Vorstellungen schätzt, er doch in der dogmatischen Anwendung zur Gewinnung der Glaubenslehre des N. T. über die berührten Punkte nicht beyzustimmen vermag. Es

sind aber insbesondere folgende Ansichten des Vf., mit denen auch Ref. sich nicht befreunden kann:

1. daß der *θάνατος* (S. 261) nicht der Leibes-
tod, und nicht als Unglückseligkeit zu fassen,
sondern der Zustand des Todes in der Unterwelt,
im Hades, sey. Ref. darf nicht genauer darauf
eingehen, und begnügt sich, zu bemerken, ob
nicht vielleicht der Verf. hier mit seinem eigenen
Resultate der Paulinischen Ansicht (S. 183), so
wie mit seinen eigenen Aeußerungen über Ori-
gines (S. 339. 'Was den Zustand der Seelen
nach dem Tode betrifft, so bemerkt er (Orig.)
sehr richtig, daß das Wort Tod (*θάνατος*) in
der Schrift nicht nur den leiblichen Tod, die
Trennung der Seele vom Leibe bezeichne, son-
dern auch den geistlichen Tod, die Trennung der
Seele von Gott durch die Sünde u.) in Wider-
spruch komme.
2. Daß die ganze Erlösung
Christi nur auf die Befreyung aus jenem Zu-
stande im Hades bezogen werde (S. 264), wo
auch nach der eigenen Erklärung des Verf. (S.
382. 28 'Christi Tod ist ein Sühnopfer für die
Sünden aller Menschen') Schwierigkeiten erho-
ben werden dürften, der eigentlichen Gründe hier
nicht zu gedenken.
3. Daß der Glaube von
Paulus nur als Glaube an Christum überhaupt
und die dadurch bedingte Annahme des Christen-
thums, nicht aber als Glaube an den versöh-
nenden Tod Christi verstanden werde (283 ff.).
4. Daß der Glaube an Christi Opfertod (S. 383.
33) nur die Sünden vor der Taufe sühne, ehe
man Christ wurde. Ref. meint, daß die Glau-
benslehre des Apostels von dem Versöhnungstode
nicht zu trennen, und auch gewiß eine hohe und
heilige Lehre sey, wenn man nur das rechte
Moment herausfindet. Er hat sich sonst darüber

ausgesprochen, und kann nur so urtheilen, daß aus dem Glauben, den Paulus fordert, allerdings die stete Tilgung der Sünden folge — wer wirklich glaubt, ist der Vergebung werth und begeht keine Sünde mehr —, und daß auch die Symbole die richtigen Momente meinen.

In dem zweyten historischen Theile zeigt der Verf., daß auch die Vorstellungen der ältesten Kirchenväter bis gegen das 4. Jahrhundert nichts von einer Erbsünde gewußt haben. Nur Tertullian hat eine Hypothese, die man als Keim jenes Dogmas ansehen kann. Die Genauigkeit und Gründlichkeit des würdigen Verfs. wird hier jeden überzeugen.

In dem dritten kritischen Theile, 'nach welchen Regeln die Aeußerungen der Schrift für das System der christlichen Religionslehren zu brauchen seyn dürften,' führt der Verf. die Sätze aus: 1) daß die göttliche Offenbarung eine Entwicklung der religiösen Ideen, und 2) diese Entwicklung von der wachsenden Weltanschauung abhängig sey. Auch hier wird jeder Unbefangene für die Mittheilung der Ansichten des Verfs. demselben sehr dankbar seyn, selbst wenn er sie nicht ganz theilt. Viel des Trefflichen enthalten sie gewiß.

Der Verf. hat das Buch mit für gebildete Laien geschrieben, und die Wichtigkeit des Gegenstandes läßt hoffen, daß es von recht vielen zur genaueren Belehrung gelesen werde. Die ruhige Würde, mit der alles behandelt ist, muß auch den Gegner ohne Bitterkeit lassen; die klare, besonnene und, so viel es der Ernst der Sache erlaubt, anziehende und dabey gründliche Darstellung wird viele überzeugen, und wenn auch manches Einzelne dem Kundigen zweifelhaft

scheinen mag, das Hauptresultat ist doch außer allem Zweifel, daß die Härte jener Dogmen gar nicht in der Bibel gegründet ist. Das Ganze ist ein schätzenswerther Beytrag zur Erreichung des Zieles, Vernunft und Schrift auszuföhnen, und gibt das erfreuliche Resultat, daß, wenn man auch mit den Sätzen der Symbole sich nicht mehr ganz befreunden könne, die göttliche Offenbarung in der heiligen Schrift nichts enthalte, was den Aussprüchen der Vernunft und des Herzens entgegen sey, und der Christ darum an ihr, als dem allein festen Grunde für Glauben und Leben, so festhalten müsse als könne.

Kölnner.

R o s t o c k.

Elementorum artis historicae
Particula I. Scripsit J. F. A. Mahn.
1832. 34 S. in 4.

Herr Mahn, Lehrer an dem Gymnasium daselbst, benutz die Gelegenheit, da ihm das Lehrfach der Geschichte an dem Institut, seinen Wünschen gemäß übertragen ward, seine Ansichten der Wissenschaft darzulegen. Er handelt daher zuerst von dem Nutzen der Geschichte, der zuerst darin gesetzt wird, daß sie uns die Weisheit Gottes in der Leitung der menschlichen Angelegenheiten zeigt, daß sie uns ferner diejenigen Kenntnisse verschafft, welche für die Verwaltung der Staaten im Frieden und Kriege unentbehrlich sind, und zugleich die Anwendung derselben lehrt. Doch sey ihr Nutzen nicht bloß darin zu suchen, daß sie den Staatsmännern unentbehrlich sey, sondern daß sie auch

überhaupt die Bildung des Geistes befördere, und die beste Lehrerin für das Leben, und die zweckmäßige Einrichtung desselben sey. — Nachdem dieses, zugleich durch die Zeugnisse alter und neuer Schriftsteller in den Vorerinnerungen dargethan ist, wird in dem ersten Abschnitt der Begriff der Geschichte genauer bestimmt, was unter Universal-Geschichte zu verstehen sey. Nicht Alles könne die Geschichte erzählen, und nicht alle Völker können auf einen Platz in derselben Anspruch machen, sondern nur diejenigen, die als Theile des gebildeten Menschengeschlechts hervortreten, und durch ihre Bildung einen Einfluß auf das Ganze erhalten haben. Die Geschichte zerfalle daher in die beiden Zweige, die politische oder Staaten-Geschichte, und die Geschichte der Cultur. Die Universalgeschichte sey aber nicht sowohl die Geschichte einzelner Staaten, welche der Specialgeschichte überlassen werden müssen, sondern die Erzählung derjenigen Begebenheiten und Ereignisse, welche allgemeine Folgen gehabt, und den Zustand der Menschheit verändert hätten; wornach die Begebenheiten in solche vom ersten und zweyten Range zerfallen.

Wir zweifeln nicht daß bey der Liebe für die Geschichte dem Verfasser sich noch das, was zu unbestimmt scheinen möchte, weiter aufklären wird, zumal da er die so wichtige Bestimmung des Pragmatismus sich noch vorbehalten hat.

Hn.

G ö t t i n g e
 gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 10. August 1835.

G ö t t i n g e n .

Die von der Königlichen Societät der Wissenschaften für den Julius d. J. bestimmte öconomische Preisfrage betraf

eine auf möglichst vollständige Sammlung der bisherigen, in verschiedenen Ländern und Gegenden gemachten Erfahrungen, und auf genaue Versuche gegründete Beantwortung der Frage:

‘Unter welchen Umständen, zumal bey welchen Boden- und Fruchtarten, ist die Knochendüngung mit Vortheil anzuwenden, und welches Verfahren hat sich dabey als das vorzüglichste bewährt?’

Die Lösung ist in drey Schriften versucht worden. Die erste derselben führt das Motto:

‘In Kunst und Wissenschaft, so wie im Thun und Handeln kommt Alles darauf an, daß die Objecte rein aufgefaßt und ihrer Natur gemäß behandelt werden.’

Götthe.

Die zweyte Concurränzschrift ist mit den Worten des Plinius bezeichnet:

‘Itaque etiam non assecutis, voluisse, abunde pulchrum atque magnificum est.’

Die dritte, erst vier Wochen nach dem gesetzlichen Termin eingegangene Schrift ist mit dem Denkspruch versehen:

‘Der Landbau gleicht einem Hebel, dessen einer Arm der menschlichen Arbeit und Berechnung unterworfen ist, die Bewegungen des andern Arms aber sich in die Geheimnisse der Natur verlieren.’

Die erste dieser Abhandlungen, welche offenbar einen erfahrenen Landwirth zum Verfasser hat, liefert in zweckmäßiger Ordnung und bündigem Vortrage eine kurze Uebersicht von Allem, was den Nutzen der Knochendüngung und das dabey zu beobachtende Verfahren betrifft. Der Verfasser bekennt sich, und ohne Zweifel mit Recht, zur d’Arcet’schen Ansicht über die Wirkungsart der Knochen als Düngemittel. Hiernach beurtheilt er die verschiedenen Arten ihres Gebrauchs; führt an, für welche Bodenarten sich die Knochendüngung besonders eigne; zeigt, wie man bey dem Ausstreuen, dem Unterpflügen und Eineggen des Knochenmehls verfahren müsse, und in welcher Maße man dasselbe auszustreuen habe. Der Verf. wendet sich darauf zur Wirkung der Knochendüngung auf die gebaueten Früchte, wobey er sowohl die Resultate eigener Versuche, als auch mehrere, von anderen Landwirthen in verschiedenen Gegenden gemachte Erfahrungen mittheilt. Zuletzt ist die Rede von dem Einfluß der Knochendüngung auf die anhaltende Fruchtbarkeit des Bodens, und von seiner Wirkung gegen Unkraut und Unge-

zierer. In einem Anhange theilt der Verf. den Bericht eines Landwirths seiner Gegend über dessen erste Versuche mit der Knochendüngung mit, wobey übrigens erinnert werden muß, daß die beschriebene Einwirkung auf die Knochen nicht, wie angegeben worden, durch Beymischung von kohlensaurem Kalk, sondern nur durch äßenden erfolgt seyn kann.

Diese Arbeit würde im Ganzen genügend erscheinen, wenn die Kön. Societät nur einen kurzen, populären Unterricht über den Nutzen und die Art der Anwendung der Knochendüngung verlangt hätte. Die Aufgabe hatte aber zum Hauptzweck: eine gründliche Erörterung der Wirkung der Knochendüngung bey verschiedenen Boden- und Fruchtarten, um dadurch wo möglich eine Aufklärung der Widersprüche zu veranlassen, welche in den Resultaten der von verschiedenen Landwirthen angestellten Versuchen liegen, wodurch ohne Zweifel mit veranlaßt worden, daß die Knochendüngung bey uns im Ganzen noch so wenig verbreitet ist. Dazu war aber erforderlich, nicht allein Alles zu sammeln und zu prüfen, was bisher über die Wirkung der Knochendüngung bekannt geworden, sondern auch wo möglich durch eigene, gehörig abgeänderte und genau beschriebene Versuche, die noch obwaltenden Zweifel zu heben. In diesen Beziehungen läßt obige Abhandlung viel zu wünschen übrig.

Die zweyte Concurränzschrift hat in einem noch weit höheren Grade den Zweck der Aufgabe verfehlt. Der Verfasser derselben ist nach eigenem Geständniß kein practischer Landwirth. Er behandelt die Sache ganz theoretisch; leitet aus der Analyse der Knochen ihre Einwirkung

auf die Vegetabilien und das Verhalten derselben bey verschiedenen Boden- und Fruchtarten ab. Wenn gleich die von ihm aufgestellte Theorie der Knochendüngung nicht ganz unbegründet erscheint, so stehen doch einige daraus abgeleitete Folgerungen, namentlich dasjenige, was über den besonders vortheilhaften Einfluß des Knochendüngers bey einem an Thon reichen Boden gesagt wird, mit der Erfahrung im Widerspruch. Der Verfasser behauptet zwar alles Wichtigere gelesen zu haben, was sich auf Knochendüngung bezieht, läßt aber die geforderte, möglichst vollständige Sammlung der darüber bisher gemachten Erfahrungen vermissen. Dasselbe gilt von den verlangten Versuchen, die der Verf. auf einem deshalb gepachteten Stück Gartenland angestellt zu haben vorgibt, worüber man aber nichts Näheres erfährt. Ein bedeutender Theil dieser Arbeit ist buchstäblich aus einer Abhandlung desselben Verfassers im 28sten Stück des Braunschweigischen Magazins vom J. 1829 entlehnt, bey welcher derselbe sich genannt hat; daher der obigen Schrift selbst dann der Preis nicht würde zuerkannt werden können, wenn sie übrigens den Forderungen der Königl. Societät entspräche.

Die dritte Schrift handelt den Gegenstand der Preisfrage in einem klaren, gedrängten und wohl geordneten Vortrage ab, und hat den Vorzug vor den beiden anderen Abhandlungen, daß sie eine ziemlich vollständige Zusammenstellung der bisherigen Erfahrungen über die Knochendüngung enthält. Doch sind, zumal hinsichtlich der Wirkung des Knochendüngers bey verschiedenen Bodenarten mehrere wichtige Mittheilun-

gen unbeachtet geblieben; so wie denn auch eigene Versuche gänzlich vermist werden. Daher kann auch diese, übrigens lobenswerthe Arbeit, abgesehen von der sehr verspäteten Einsendung, keinen Anspruch auf den Preis machen, auf welchen der bescheidene Verfasser in einem der Schrift beyliegenden Schreiben selbst verzichtet hat.

Da nun durch die eingegangenen Arbeiten die Erwartungen leider nicht befriedigt worden, der Gegenstand obiger Preisfrage aber sowohl für die Landwirthschaft überhaupt, als auch besonders für die des Königreichs Hannover von großer Wichtigkeit ist, so hat die Königl. Societät sich bewogen gefunden, die Aufgabe für einen späteren Termin zu erneuern.

Die bey obigen Concurränzschriften befindlichen, versiegelten Zettel wurden in der Sitzung der Kön. Societät am 25sten Julius ordnungsmäßig verbrannt.

* * *

Die für die nächsten Termine aufgegebenen öconomischen Preisfragen sind folgende:

Für den November 1835:

‘Eine gründliche Erörterung der Ursachen, wodurch das früher an mehreren Orten im Königreiche Hannover blühende Gewerbe der Wollenweberey in neuerer Zeit gesunken ist, nebst Angabe der Mittel, die zur Hebung desselben dienen könnten’.

Da nicht zu verkennen ist, daß der Zustand, in welchem sich gegenwärtig die Wollenweberey als städtisches, zunftmäßiges Gewerbe befindet, theils mit den allgemeinen Veränderungen zusammenhängt, welche mit diesem Industriezweige in neueren Zeiten, besonders durch die Erweiterung und Vervollkommnung des Maschinenwesens vorgegangen sind, theils von örtlichen Verhältnissen herrührt und daher in verschiedenen Städten nicht ganz auf dieselbe Weise erscheint; die befriedigende Lösung jener Aufgabe aber eine sehr genaue Kenntniß der örtlichen Verhältnisse erfordert; so werden die Wünsche der Königlichen Societät schon dann in Erfüllung gehen, wenn bey übrigens genügender Beantwortung obiger Frage, zunächst nur eine Stadt des Königreichs, in welcher vormals die Wollenweberey blühte, berücksichtigt wird.

Für den Julius 1836:

‘Welchen Einfluß hat der gebrannte Thon bey seiner Anwendung zur Verbesserung der Flecker; wie ist seine Wirksamkeit zu erklären; und auf welche Weise und unter welchen Verhältnissen macht man davon den vortheilhaftesten Gebrauch?’

Für den November 1836:

Der günstige Einfluß des durch Verwitterung des Basaltes und einiger an-

derer ihm nahe verwandter Gesteine gebildeten Bodens auf viele Gewächse ist zwar im Allgemeinen bekannt; aber noch nicht genügend sind seine physicalischen und chemischen Beschaffenheiten untersucht, und seine Einwirkungen auf die Vegetation nachgewiesen und erklärt. Die Königl. Societät verlangt daher:

‘Eine gründliche Prüfung der physicalischen und chemischen Eigenschaften des Basaltischen Bodens, nebst einer Erörterung seines Einflusses auf die Vegetation überhaupt, und die Culturgewächse insbesondere.’

Für den Julius 1837 wurde in obiger Sitzung der Königl. Societät d. W. folgende Preisaufgabe aufs Neue bekannt gemacht:

In einigen Gegenden Frankreichs und zumal in England wird bekanntlich die Knochendüngung schon seit langer Zeit mit großem Vortheil angewandt. In mehreren deutschen Ländern, und auch in den hiesigen Gegenden hat man neuerlich die Benutzung der Knochen zur Düngung versucht, wobey sich abweichende, zum Theil sehr ungünstige Resultate ergeben haben. Die in Großbritannien gemachten Erfahrungen lehren ebenfalls, daß die Knochendüngung nicht auf jedem Boden und bey jeder Culturpflanze gleiche Wirkung äußert; auch ist dabey ohne Zweifel die verschiedene Art der Anwendung von Einfluß. Da es nun sehr wünschenswerth erschei-

nen muß, sichere Aufschlüsse über diesen, für die Landwirthschaft wichtigen Gegenstand zu erlangen und zu verbreiten, um dadurch wo möglich dahin zu wirken, daß obiges Düngemittel, welches von Norddeutschland in großer Menge nach England ausgeführt wird, dem vaterländischen Boden mehr als bisher zu Gute komme, so verlangt die Königl. Societät eine, auf möglichst vollständige Sammlung der bisherigen, in verschiedenen Ländern und Gegenden gemachten Erfahrungen, und auf genaue Versuche gegründete Beantwortung der Frage:

‘Unter welchen Umständen, zumal bey welchen Boden- und Fruchtarten, ist die Knochendüngung mit Vortheil anzuwenden, und welches Verfahren hat sich dabey als das vorzüglichste bewährt?’

*

*

*

Der gewöhnliche Preis für die beste Lösung jeder von obigen öconomischen Aufgaben, beträgt zwölf Ducaten, und der äußerste Termin, innerhalb dessen die zur Concurrenz zulässigen Schriften bey der Societät postfrey eingesandt seyn müssen, ist für die Julius-Preisfragen der Ausgang des Mayes, und für die auf den November ausgesetzten, das Ende des Septembers.

G e l e h r t e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. 127. Stück.

D e n 13. A u g u s t 1 8 3 5.

C a l c u t t a.

Von der dortigen Asiatischen Gesellschaft erhält Ref. das neueste Stück ihrer Zeitschrift zugesendet: Journal of the Asiatic Society of Bengal, edited by the Secretary, and circulated gratis to the members of the Society; December 1834. Octav. Wir glauben daraus einiges mittheilen zu müssen, das nicht ohne Interesse für deutsche Leser seyn wird.

1. Tibetan Grammar and Dictionary of Mr. Csoma de Körös. 'Wir können, heißt es, dem gelehrten Publicum Glück wünschen zu der Vollendung der Arbeiten des Hn Csoma, wodurch eine sichere Bahn zu der Erlernung und Kenntniß der Tibetanischen Sprache und Literatur eröffnet ist. Die zwey Bände (600 S. in 4.) sind auf Kosten des Gouvernements, unter der Direction der Asiatischen Gesellschaft, und beständiger Aufsicht des Verfassers, gedruckt. Hr Csoma hat in diesem Werke sich flüchtig aller Untersuchungen über die Verwandtschaft des Ti-

betanischen mit andern Sprachen und ihrer Literatur enthalten, außer zu zeigen daß die letztere aus Indischen Quellen abgeleitet ist. Bey der weiten Verbreitung der Buddha-Religion über das östliche Asien, welche nach den Untersuchungen der berühmtesten Orientalisten in Central-Indien, oder den Gangesländern, entsprungen ist, aber jetzt ihren Hauptsitz in Tibet hat, wird eine Grammatik und Wörterbuch dieser Sprache desto erwünschter seyn, da sie als Schlüssel dienen können zu den zahllosen Büchern dieses Landes, treue Uebersetzungen aus dem Sanskrit, um die Sitten und den Glauben dieser Völker kennen zu lernen. Und wenn jetzt drey Hauptreligionen auf der Erde verbreitet sind, das Christenthum, der Islam und der Buddha-Cultus, so ist es auffallend daß fast zugleich im 8ten und 9ten Jahrhundert die mächtigsten Herrscher, die Carolinger in Deutschland, die Chalifen in Bagdad, und Kalpachen in Tibet dieselben zu verbreiten strebten.' Für Ref. waren diese Nachrichten um so erfreulicher, da sie zeigten daß die Sage von dem Tode des Hn Esoma, an dem derselbe vor 17 Jahren einen seiner fleißigsten Zuhörer hatte, ohne Grund sind. Bekanntlich hat dieser merkwürdige Mann, gebürtig aus Siebenbürgen, mit den beschränktesten eigenen Mitteln, und ohne Begleitung, die Reise durch die unbekanntesten Länder von Constantinopel bis Calcutta gemacht, deren Beschreibung wohl eine der lehrreichsten seyn möchte. Durch einen glücklichen Zufall traf er mitten im Himalaja mit dem Capitän Moorcroft zusammen, der ihn dem Britischen Gouvernement empfahl.

2. Notice of some fossil impressions occurring in the transition Limestone of Kemaon by Dr. Clelland. Die Provinz Ke-

maon ist die nördlichste Provinz von Nepaul, jetzt den Briten abgetreten, im Innern des Himalaja-Gebirges. Auch hier hat man, so wie neuerlich in Deutschland, in den Felsen Abdrücke von Spuren gefunden, die hier unter der Aufschrift: Fossil impressions in Transition State, und Fossil impressions in Transition Limestone abgebildet und beschrieben sind.

3. Berichtigung der Erklärung einer Römischen in Indien gefundenen Münze, die man Constantin zugeschrieben hatte, da sie vielmehr eine Consular-Münze aus den Zeiten der Republik sey, durch Lieut. Cunningham. Wir können darüber nicht urtheilen, da keine Abbildung beygefügt ist.

Sn.

L e i p z i g.

Quaestionum Demosthenicarum particula tertia scr. Ant. Westermann.

Auch unter dem Titel:

De litibus, quas Demosthenes oravit ipse. Scrips. Antonius Westermann in acad. Lips. Prof. Ord. Accedit epimetrum de repetitis locis in orationibus Demosthenis. Lips. 1834. sumpt. Jo. Ambr. Barth. 166 Seiten in Octav.

Ausgehend von dem Gedanken, daß das Leben des Demosthenes durch eine Schilderung der öffentlichen und Privat-Processe, in welche er theils von Andern verwickelt wurde, oder wodurch er selbst Andere gerichtlich belangte, vielfache Aufklärung erhalte, verspricht der Hr Verf. die vorzüglichsten der dabey gehaltenen Reden des Demosthenes näher zu prüfen und seine Ansichten darüber mitzutheilen. Er bemerkt dabey,

daß, während Demosthenes viele schlechte Bürger angeklagt habe, er selbst erst nach der Schlacht bey Chärona und gegen das Ende seines Lebens bey dem Harpalischen Proceß von Andern gerichtlich verfolgt sey. Der Grund davon sey seine Rechtschaffenheit und Beredtsamkeit, beide gleich sehr von seinen Gegnern gefürchtet. Nur da erst, als sie mit Hülfe der Macedonier ihn zu vernichten hofften, trafen sie Vorkehrungen, dies auf gerichtlichem Wege zu bewirken. Nach der Zeitfolge geht nun der Hr Verf. diese Reden durch, indem er Cap. I. de lite tutoria von den Reden handelt, in welchen der noch junge Demosthenes seine treulosen Vormünder vor Gericht zog. Nach vorausgeschickter Veranlassung zu diesem Proceß und der Erörterung der dabey obwaltenden Umstände und Erfolge der Reden spricht der Verf. S. 11—16 seine Zweifel an der Echtheit der dritten Rede gegen Aphobus aus, indem mehrere Stellen darin es wahrscheinlich machen, daß die Rede nicht von D., sondern von einem Rhetor, welcher Urkenntniß des Attischen Rechts verrathe, zur Uebung geschrieben sey. — Was war auch leichter und anlockender, als zu diesen tutorischen, wie zu den Philippischen Reden, Nachträge zu verfertigen? — Daß übrigens die Reden D. selbst, nicht Isäus geschrieben habe, nimmt der Verf. (ungeachtet der von Ranke, Encyklop. S. 66, mit großer Genauigkeit nachgewiesenen Aehnlichkeit zwischen diesen Reden und denen des Isäus) mit Libanius an. Jene Aehnlichkeit bestätige bloß die Bemühung des Schülers, den Lehrer nachzuahmen. Cap. II. De litibus Midianis. Midias, schon mit D. verfeindet bey dem Proceß gegen seine Vormünder, läßt sich zum Werkzeug der Partey machen, welche in Demos-

ihenes schon bey seinem ersten öffentlichen Auftreten vor dem Volke den eifrigen, Vaterlandsvertheidiger ahnte und ihn als Rächer jedes Unrechts fürchtete, weshalb sie auch um jeden Preis einen solchen Mann zu stürzen bemüht war. Hierzu schenkte Midias, reich und zu allen schlechten Handlungen fähig, auch ohnehin schon mit Demosthenes verfeindet, ihr besonders tauglich zu seyn; doch hätte seine Hefigkeit bald Alles verborren. Er ist nicht zufrieden damit, den Demosth. als Choregen öffentlich zu beschimpfen, brachte er außerdem mehrere Klagen gegen ihn ein, und suchte besonders den Verdacht der Ermordung eines Anhängers des Cebulus, d. des Nikodemus, auf Aristarchus, des Demosthenes Freund, zu bringen, um letztern bey dem Volke verhaßt zu machen und ihm die Wahl in den Senat zu erschweren. — Ueber die Ol. 106. 4. geschriebene, aber nicht gehaltene Rede gegen Midias nach Böckh's Untersuchungen, jedoch mit der Ansicht, daß D. von Midias 30 Minen angenommen, nicht aus Gewinnsucht, sondern ne ipse temere litum omisissis videretur, sed humanitate potius et prudentia; nemo enim pro condonanda lite pecuniam adversario numerat, nisi quinsuae rei ipse diffidit. Cap. III. De litibus Aeschineis. Wie stand Dem. mit Aeschines in freundschaftlichen Verhältnissen. Letzterer früher mit Cebulus, dem Beschützer des Midias, als dessen Schreiber in Verbindung; später dessen Nachfolger in den Ansichten über den Staat und seine Leitung. Doch brach die Feindschaft zuerst aus bey der Gesandtschaft an Philipp wegen des Friedens und nach dem vorzüglich durch Aeschines veranlaßten Abschluß des Friedens; woben S. 33—50 möglichst klar diese dunkle und verworrene Geschichte des Friedens-

schlusses mitgetheilt und mit der Bemerkung geschlossen wird, daß nach diesem Allen Aeschines nothwendig dem Demosthenes als ein von Philipp bestochener Verräther erscheinen mußte. Deshalb wollte dieser mit Timarchus den Aeschines anklagen; doch wurde dieser unsittliche Mensch glücklich von Letzterm durch eine Gegenanklage vernichtet, und Demosthenes stand allein. Hat er nun wirklich die Klage angestellt? Schon im Alterthume finden wir beym Plutarch einen Zweifel an eine gerichtliche Verhandlung in dieser Sache, welche vom Idomeneus, einem höchst unzuverlässigen Compiler, angedeutet werde, ausgesprochen. Der Verf. erklärt sich mit Anführung einiger bisher nicht beachteter Gründe für Plutarch's Ansicht und glaubt, daß die Reden des D. und A. bloß niedergeschrieben, nie vor Gericht gehalten sind, wohl aber als Parteyschriften von Beiden bekannt gemacht, und so ihren Werken hinzugefügt wurden. Was ältere und neuere Beurtheiler veranlaßt habe, Plutarch's Ansicht zurückzuweisen, sey der Umstand, daß sich beide Redner der ihnen allein bequemen Form des Angriffes und der Vertheidigung in Reden zu etwaigem künftigen gerichtlichen Gebrauch bedienten, während doch für einen solchen Gebrauch gerade des Demosthenes Rede am wenigsten genüge, was dem Redner selbst einleuchtend gewesen seyn müsse. Ein neuer Versuch, mit Beziehung auf diese Untersuchung, Plutarch's Ansicht zu vertheidigen und den ihm gemachten Vorwurf der Uebereilung und Befangenheit in seinem Urtheile in dieser Sache zu beseitigen, ist in der kleinen Schrift: Die Reden des Demosthenes und Aeschines von der Truggesandtschaft, ein literar. Versuch von Dr. A. G. Becker, Quedlinb. 1835. 50 S. 8., gemacht. — Von

S. 61—94 handelt der Vf. ausführlich über Aeschines und Demosthenes' Reden über die Krone. Nach der gewöhnlichen Meinung sind beide im Monat Staphelion Ol. 112. 3. gehalten. Beym Demosthenes finden sich sehr wenige und nur dunkle Andeutungen dieses Zeitpunktes; häufige und deutliche dagegen bey Aeschines. Der Proceß wurde Ol. 110. 3. anhängig gemacht, entschieden aber erst Ol. 112. 3. Die Länge dieses Zwischenraumes, wovon Winiewski und Jacobs die Gründe aufgesucht haben, ist nicht gut zu erklären; man könne daher wohl annehmen, daß der Proceß auch früher, etwa Ol. 111. 3., geführt sey. Bey obiger, fast allgemeiner Annahme habe man sich vorzüglich auf Aeschines' Rede gestützt und durch sie sich täuschen lassen, aber nur zu viele Stellen in dieser Rede bewiesen es, daß Aeschines später und nachdem er des Demosthenes' Rede gehört, seine Anklagerede überarbeitet, und mehreres eingeschoben, was er einst mündlich nicht eben so vorgebracht, weil Manches damals ihm selbst noch nicht bekannt gewesen seyn könne. Diese Bemerkungen verdienen gewiß die Beachtung künftiger Interpreten des Aeschines. Cap. IV. De lite Aristogitonia. Die beiden Reden gegen Aristogiton, einen Erbschwicher, welchen Demosthenes und Lysurgus gemeinschaftlich durch eine Endeis' gerichtlich verfolgt hatten, gehören zu den seltsamsten literarischen Producten des Alterthums. Kein Wunder daher, daß die verschiedensten Urtheile über sie bereits von alten Kritikern, noch mehr aber von den neuern gefällt sind. Während Einige, wenigstens die erste Rede, für höchst vortrefflich und des Demosthenes vollkommen würdig erklärten, zeigten begründeter Andere das Gegentheil. Nachdem der Verf. alle diese An-

sichten angeführt und beurtheilt hat, entscheidet er sich dahin, daß beide Reden durchaus nicht von Demosthenes herrühren können, was er hauptsächlich aus der Sprache, sodann auch durch innere Gründe erweist. Eigenthümlich ist ihm die Hinweisung auf die Rede des Dinarch gegen Demosthenes und die angestellte Vergleichung mit obigen Reden, wie die Vermuthung, daß Jemand bald nach Demosthenes Lebzeiten mit Benutzung obiger Rede und der Geschichtschreiber das bekannte Factum der Anklage des Aristogiton durch Demosthenes benutzt habe, jene gerichtlichen Declamationen zu verfertigen. Demosthenes habe übrigens nicht Ol. 110. 3, sondern erst ungefähr Ol. 112 den Aristogiton angeklagt; seine Rede aber sey entweder verloren gegangen, oder gar nicht von ihm bekannt gemacht. Die Untersuchungen über diese Reden scheinen zu den gelungensten Partien in dieser Schrift zu gehören. Cap. V. De lite Harpalica. Nachdem schon früher Demosthenes oft, vorzüglich vom Aeschines, der Bestechlichkeit beschuldigt war, ohne deshalb eigentlich angeklagt zu seyn, wobei dieser es ihm besonders zur Last legte, daß er, das vom Persischen Könige nach Athen gesandte Gold theilweise für sich behalten habe; wo man wohl, was das Letztere betrifft, nach den verschiedenen Zeugnissen der Alten wird annehmen müssen, daß selbst Demosthenes den Geldsendungen des Persischen Königs an die Griechen kein Hinderniß in den Weg gelegt, sie vielmehr befördert habe; denn es wäre ja unpolitisch gewesen, für das Macedonische Geld nicht ein dargebotenes Gegengewicht annehmen zu wollen. Ja, man könne selbst zugeben, daß D. persönlich von jener Behörde Geld erhalten habe, ohne doch deshalb an

Bestechung desselben zu glauben, weil sich in seinem Leben keine Spur finde, daß er, wie die von Philipp bestochenen Verräther, das überkommene Geld jemals zum Nachtheil des Staats verwendet habe. Vielmehr hoffte er, daß bey der Erschöpfung der Griechischen Staaten nur durch Persisches Geld das Macedonische überwunden werden könne, was er daher nicht als Bestochener, sondern als Freund des Vaterlandes annahm, wenn dieß ja geschehen ist. Hierauf erläutert der Verf. die Geschichte des Harpalischen Processes aufs sorgfältigste, verhört darüber alle Zeugen des Alterthums; besonders den für Demosthenes nachtheiligsten, den unbekanntesten Ankläger, für welchen Dinarch die Rede gegen Demosthenes geschrieben hat, und das Resultat dieser parteylosen und umsichtigen Untersuchung ist kein anderes als dieß, daß der Redner als Gegner der Macedonier von diesen verfolgt, angeklagt und verurtheilt wurde. Wie hätten sie die günstige Gelegenheit vorüber lassen sollen, den verhaßten Mann durch seine Mitbürger selbst und, sogar nach einem Urtheile des Areopagus über Demosthenes Schuld, zu vernichten? Hierauf führt auch, wie der Verf. zeigt, der Umstand, daß Aristogiton, Demades und andere dieser Parthey bloß zum Schein mit angeklagt wurden, aber ohne bestraft zu werden. Nur Demosthenes erlag einer Geldstrafe, würde aber, wäre er des Verbrechens überführt gewesen, zum Tode verurtheilt seyn. Statt dessen eine Geldstrafe von 50 Talenten, welche er, unbestochen, nicht bezahlen konnte. Wir sehen also auch durch vorliegende erneuete Untersuchung dieser Sache das Urtheil bestätigt, welches neuerlich zuerst Heeren also aussprach: 'Seine Feinde, die Führer der Macedonischen Parthey, fanden bald Gelegenheit ihn zu stürzen. Wie Har-

palus, geflüchtet von Alexanders Heer, nach Athen kam, ward Demosthenes beschuldigt, durch sein Geld gewonnen zu seyn, wenigstens still zu schweigen.' Um so befremdender ist es, daß der neueste Biograph des Demosthenes in Frankreich: *Vie de Démosthène par M. A. Boullé. Paris 1834. 176 S.* sich über die Sache so ausspricht: 'Toute conjecture serait délicate, toute decision semblerait téméraire'; ungeachtet er in der beygefüigten Anmerkung die richtigen Ansichten Anderer mitgetheilt hat. Diese Unentschiedenheit in einer für das Leben und den Character des Redners so wichtigen Sache scheint ein ungünstiges Licht auch auf anderweitige Forschungen des Verf. zu werfen.

In dem von S. 127 — 166 folgenden Epigramm handelt der Hr Verf. über die verschiedentlich besprochenen Wiederholungen einzelner Stellen in den Reden des Demosthenes, von welchen Chr. G. Gersdorf (Altenb. 1833. 4.) eine vollständige Sammlung gemacht hatte. Er zeigt, wie es allgemeine Meinung der Zeitgenossen gewesen sey, daß D. nur nach sorgfältiger Vorbereitung öffentlich gesprochen und mithin auch seine Reden genau ausgearbeitet habe. Selbst in Fällen, wo er angeblich aus dem Stegereif geredet haben soll, läßt sich nachweisen, daß er wohl noch Zeit zur Vorbereitung gefunden hatte, wie bey der Rede, welche von ihm, nachdem Philipp Glatea besetzt hatte, gehalten wurde, wo die Nacht vorher ihm noch Zeit zum Nachdenken gewährte. Was aber überhaupt von dem Fleiß der Redner, nach Beendigung des Streits ihre Reden auszufeilen, berichtet werde, daß gelte vorzüglich vom Demosthenes, welcher auch durch seine Schriften sich der Nachwelt als beachtenswerther Redner darstellen wollte. Und daher die Sage, daß er fast sein ganzes Leben

hindurch an seinen Reden gefeilt habe, woher auch die von den Alten, namentlich vom Cicero, anerkannte höchste Vollendung derselben herrühre. Deshalb würden auch die in seine Werke aufgenommenen Reden, welche Spuren von nachlässiger und minder correcter Schreibart an sich trügen, mit Recht von gelehrten Beurtheilern dem Demosthenes abgesprochen. Der Vf. wendet sich nun zur Beurtheilung der Ansicht, welche der große Englische Staatsmann und Redner Lord H. Brougham in der im Jahre 1825 bey Uebnahme des Rectorats zu Glasgow gehaltenen Rede über die Wiederholungen in Demosthenes Reden und besonders in der vierten Philippischen Rede mitgetheilt hat. Ausführlicher noch ist von L. Brougham in dem Edinburgh Review Oct. 1821. Vol. XXXVI. p. 82 — 110 diese Ansicht vertheidigt, welche Stelle wegen der Seltenheit dieses Journals in Deutschland Hr Prof. W. S. 135 ff. vollständig mitgetheilt hat, was den Freunden des Redners nur erwünscht seyn konnte. Indem nun Lord Br. gleichfalls die Ansicht theilte, daß D. nur durch die strengste Feile in seinen schriftlichen Aufsätzen zu der Vollendung als Redner gelangt sey, welche man an ihm bewundere, wendet er dieß auf die IV. Philipp. Rede an, von welcher er annimmt, daß der Redner die in ihr aus den übrigen Reden häufig wiederholten Stellen zur höchsten Vollendung in stylistischer und oratorischer Hinsicht erhoben und den Umständen angepasst habe. Um dieß Urtheil prüfen zu können stellt Hr W. S. 137 — 141 die Stellen zusammen, in welchen dieß geschehen seyn soll, und setzt hierauf den Bemerkungen des L. Br. einige, wie uns bedünkt, schlagende Gegenbemerkungen entgegen, aus welchen erhellt, daß im Gegentheil der Verf. dieser Rede Manches

minder glücklich verbessert habe, daß in ihr manches Andemosthenische sich finde, und daß das Ganze nur einen Abschreiber anderer Stellen Demosthenischer Reden verrathe, welcher, um sein Plagiat zu verbergen, willkürlich Abänderungen in einzelnen Worten gemacht habe. Doch dem sey wie ihm wolle, wären dem genannten berühmten Manne die critischen Untersuchungen bekannt gewesen, welche holländische und deutsche Gelehrte über die schon von Lucchesini und Jacobs ein Cento einer Demosth. Rede genannte IV. Philippische angestellt haben, er würde vielleicht bey seinem Scharfsinn und seiner genauen Kenntniß des Demosthenes diesen beygepflichtet haben, was wohl noch jetzt geschehen dürfte, wenn anders jemals Hn. Westermann's Schrift dem berühmten Gelehrten vor Augen kommen sollte. — Wollte man daher über die Wiederholungen in Demosthenischen Reden richtig urtheilen, so müßte den Gründen derselben bloß in den anerkannt echten Reden nachgeforscht werden, und da fänden sich denn z. B. bey der Androtionea und Timocratea genügende Gründe der Wiederholung darin, daß beide Reden für einen Ankläger geschrieben, und die letztere gleichfalls gegen den Genossen des Androtion gerichtet sey. Hier fänden sich nun zwar auch Abänderungen, aber keineswegs um die frühere Rede dadurch zu verbessern, auch wären wahrscheinlich diese Wiederholungen auf besondern Antrag des Klägers Diodor in die Rede aufgenommen. Ueberhaupt gebe es in Demosthenes Reden, wenn man davon die anerkannt unechten absondere, sehr wenige Wiederholungen und diese beständen mehr in einzelnen Gedanken, als in Wiederholung derselben Worte, am wenigsten aber habe Demosthenes sich selbst abgeschrieben, um irgend etwas richtiger und voll-

126. 127. St., den 13. August 1835. 1261

kommener darzustellen, als dieß früher von ihm
geschehen sey.

A. B.

E b e n d a s e l b s t.

Hey Barth: Zeitschrift für die historische Theo-
logie, in Verbindung mit der historisch-theolo-
gischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von
Dr. Chr. Fr. Illgen. Vierten Bandes zwey-
tes Stück. 1834. 303 S. Fünften Bandes er-
stes Stück. 1835. 287 S. in Octav.

Von den 13 Abhandlungen in beiden vorlie-
genden Heften dieser so schätzbaren Zeitschrift ge-
hören diesmal nur zwey dem außerchristlichen
Kreise an, die übrigen elf behandeln einzelne
Puncte, oder gewähren umfassende Uebersichten
aus der christlichen Kirchen- und Dogmenge-
schichte.

IV. No. 1. Ueber die höchsten acht Gotz-
heiten oder Kabiren der Germanischen
Völker, in Bezug auf die acht Quas-
der Chinesen, nach einer chinesischen
Münze im Cabinet der deutschen Ges-
ellschaft zu Leipzig. Ein Beytrag zur
Religionsphilosophie und Religions-
geschichte der alten Völker von Dr. Gu-
stav Seyffarth, Professor zu Leipzig.
Der Satz, um dessen Erhärtung sich diese Ab-
handlung dreht, kommt darauf hinaus, der My-
thologie aller alten Völker, wie schon oft ver-
sucht ist, eine astronomische Bedeutung abzuge-
winnen, in deren Grundzügen dann die auffal-
lendste Harmonie zwischen Aegyptiern, Griechen
und Römern, Germanen und Chinesen nachge-
wiesen werden soll; überall sollen die acht größ-
ten Götter oder Kabiren die sieben Planeten mit der
Erde, dagegen die zwölf großen Götter die zwölf Zei-

chen des Thierkreises seyn, welche mit Sonne und Mond in Conjunction während des Jahrescyclus cooperieren, und erzeugend oder zerstörend auf alle sichtbare Dinge einwirken. Nachdem die Uebereinstimmung hierin zwischen den classischen Völkern des Alterthums und den Aegyptiern behandelt ist, wird der Beweis auch rücksichtlich der Germanischen Völker unternommen, daß sie acht höchste Gottheiten oder Kabiren verehrt haben, und diese den Planetengöttern entsprechen. Wir müssen eingestehen, durch dieses unsern alten Vorfahren nachgesagte astronomische System ein Wenig überrascht zu seyn, da uns von deren Beschäftigung mit dem gestirnten Himmel in solchem Maße bisher nichts bekannt war, dergleichen auch von dem für Astronomie sehr ungünstigen Himmelsstrich Germaniens schwerlich erwartet werden konnte. Gemildert wird jedoch das Auffallende hiervon durch die aus jener Harmonie gezogene Folgerung, daß jene astronomische Mythologie auch nicht Product unsers nördlichen Himmelsstrichs, sondern ein Erbstück jener gemeinschaftlichen Cultur Hochasiens seyn soll, von wo die Völker nach den verschiedenen Weltgegenden hinabstiegen, und hieran, wie an den Grundzügen der Sprache Denkmähler einer gemeinschaftlichen Abstammung mit davon trugen. Dennoch müssen wir gestehen, gegen des Verf. Satz schon wegen des großen Aufwandes von Scharfsinn und Gelehrsamkeit, dessen seine Erhärtung bedurfte, einigen Bedenken nicht ganz zu entgehen. Der Beweise für die aufgestellte Harmonie sind nicht weniger als 14 gegeben, worunter z. B. No. 1: die Alten bezeugen, daß das Germanische Pantheon von dem der übrigen Völker, namentlich dem Römischen, im Allgemeinen nicht verschieden gewesen sey. Diesen Völkern aber, und namentlich den Römern, wa-

ren die Kabiren, die Dii selecti, Dii potes, nichts Anderes als die 7 Planeten und die Erde. — Allerdings vergleichen Römische Schriftsteller die Germanischen Gottheiten mit analogen Gestaltungen des Römischen Pantheons; aber gewiß nicht im astronomischen Sinne, sondern nach den ihren einheimischen Göttern beygelegten Eigenschaften und Wirkungen. Aus der berühmten Stelle (Caes. de bello gall. IV. 17) wird auch nicht durch ein Wort erwiesen werden können, daß Cäsar als aufgerufener Zeuge im geringsten nur den Germanischen Göttern jene astronomische Bedeutung beygelegt habe. Dessen also, was durch das Zeugniß erhärtet werden soll, war sich Cäsar schwerlich bewußt, und würde er vielleicht die Uebereinstimmung der Germanen mit den Ideen der übrigen Völker minder allgemein ausgedrückt haben, wenn er jenen Barbaren dadurch ein Zeugniß ihres astronomischen Tiefsinns hätte ausstellen sollen. Noch schwankender ist der zweyte mehr aprioristische Beweis: der natürliche Mensch wird von selbst darauf geführt, die höchsten Naturerscheinungen als die höchsten Gottheiten zu verehren, und diese sind Sonne, Mond und die ihnen ähnlichen Lichtsterne als Symbole anderer allgemeinen Naturpotenzen &c. Der historische Beweis muß doch jedesmahl viel einfacher seyn, als er hier geliefert wird: gerade das Complicirte erregt Verdacht. Bedeutsam freylich erscheint die in einem lithographierten Abdrucke beygegebene Abbildung eines 1639 in Dänemark gefundenen goldenen Hornes, aus dessen Figuren der Hr Vf. die sieben Planetengötter zusammenstellt. Ein wenig lebhaftere Phantasie gehört allerdings dazu, theils Alles herauszufinden, theils sich darüber hinauszusehen, daß zwey Planeten, Mercur und Venus, durch einen wirklichen Stern, deren aber mehrere Aehnliche als Zierrath vorhanden, Jupiter durch einen Hirsch, Mond und Sonne

durch zwey durchaus gleich bewaffnete Figuren mit Schwert und Schild dargestellt worden sind, während für Mars und Saturn die Bezeichnungen noch am erträglichsten zutreffen, woben aber wieder nicht abzusehen ist, wie ihr Kopfschmuck durchaus Elefantenzähne vorstellen, und so auf den südlichen Ursprung der ganzen Idee hinweisen soll, während sich auch recht gut gewöhnliche Hörner, höchstens Eberzähne darin erblicken lassen. Ohne große Willkühr und gewagte Voraussetzungen wird sich die Hypothese des Hn Vf. nie durchführen, und ähnliche Bedenken sich auch gegen dieselbe Ansicht von den 8 Obergöttern oder Kuas der Chinesen erheben lassen, ungeachtet die Zahl der dafür beigebrachten Beweise sich gleichfalls auf nicht weniger als 9 beläuft. Nachdem die astrologische Grundlage für den Norden wie für den Osten erhärtet ist, wird dann noch ein gleichfalls überraschender Schluß weiter geführt, der Anfang der nordischen Mythologie und Geschichte falle in die Zeit, wo der Thierkreis der germanischen Völker, so wie aller übrigen Nationen entstand, ins Jahr 3446 v. Christo. Der Beweis wird aus dem Vorrücken der Nachtgleichen geführt, womit natürlich unsere astronomischen Altvordern sehr vertraut gewesen sind; das aufgefundene Jahr wird zugleich als der Zeitpunkt der großen Fluth angenommen, für deren Allgemeinheit beyläufig wieder 14 Argumente geliefert werden, und so erscheint denn jener Noah, Menu, Fo, Hi, Sesostris, Sisustro, Odin, Taaut, Deucalion, Osiris oder wie sonst der Mann, der die große Fluth überstand, genannt seyn mag, nicht allein als Erfinder der übrigen Wissenschaften, sondern auch als Astronom, der den Thierkreis bestimmte, die astronomischen Principien seinen Nachkommen übermachte!

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.

Den 15. August 1835.

L e i p z i g.

Beschluß der Anzeige: Zeitschrift für die historische Theologie, 2c. 2c.

Gewiß halten wir die Germanische Mythologie für noch sehr verworren, und sorgfältiger Forschung bedürftig; allein der hier eingeschlagene Weg scheint uns deshalb vorläufig noch sehr gewagt, weil es zunächst gewiß weniger des Verallgemeinerens und Parallelisierens mit andern Erscheinungen, als vielmehr des Individualisierens, Vereinzelnens und namentlich des kritischen Löstrennens des rein Germanischen vom Nordischen und Slavischen zu bedürfen scheint. Die Forschung gehe ja erst ins Einzelne und historisch Gewisse; nur dann werden umfassende Vergleichen glücken können. Verwandten Inhalts ist

V. No. 1. Merkwürdige Stelle aus den Religionschriften der alten Parfen, erklärt von demselben Verfasser. Eine Constellation, in der Zendavesta berichtet nach der Uebersetzung des Anquetil du Perron,

wird auf das Jahr 1578 vor Christo nach Tag und Stunde berechnet, und in der Voraussetzung, daß dieselbe beobachtet und sofort niedergeschrieben, nicht aber von dem alten Verfasser rückwärts berechnet sey, daraus geschlossen, daß das Weichen der Nachtgleichen schon seit den ältesten Zeiten bekannt, daß gleichfalls in Persien schon vor jenem Jahre die Schrift vorhanden war, um die gemachte Beobachtung sofort verzeichnen zu können, daß Thierkreis und Astronomie so alt wie unsere Geschichte sey u. s. w. Die Annahme des Verfassers, daß der Schlüssel zu aller Mythologie ein astronomischer sey, erhält dadurch freylich eine bedeutende Stütze, doch halten wir es gleichfalls schon für gewagt, auf die zu Grunde gelegte Uebersetzung so kühne Schlüsse zu bauen.

IV. No. 2. Der Arianismus in seiner ursprünglichen Bedeutung und Richtung, und V. No. 2. der Arianismus in seiner weitem Entwicklung, dargestellt vom Professor L. Lange zu Sena.

Diese doppelte Abhandlung schließt sich den mehrfachen theils in derselben Zeitschrift, theils selbstständig mitgetheilten Untersuchungen des Hn Verf. über die alte Ketzergeschichte an. Eine Revision der den Ketzern zur Last gelegten Irrlehren und der über sie ausgesprochenen Verdammung ist um so erwünschter, da unsere Zeit durch unparteyische Critik dabey wohl Manches wieder gut zu machen hat, und, worauf der Hr Verf. wiederholt aufmerksam macht, der Sieg der Orthodorie auf den öcumenischen Synoden häufig nichts anders als Durchführung der äußerlichen Episcopalgewalt war, von der nach evangelischen Principien doch am wenigsten Bestimmung des Glaubens und der Lehre abhängen kann. Der Satz, den beide vorliegenden Ab-

handlungen durchführen, kommt darauf hinaus, 'daß das Wesen des Arianischen Streits in der dialectischen Bestimmung des herkömmlichen Lehrbegriffs, um möglicher Ketzerey vorzubeugen, zu suchen sey.' Die Nachweisung, daß von beiden Seiten viel dialectische Kunst aufgeboten sey, muß als gelungen dem Verf. zugestanden werden: schwerlich darf man aber darin etwas wesentlich Neues erörtert finden, sobald nur der Aufwand von dialectischer Kunst beachtet wird, den auch schon die vorangegangenen Streitigkeiten mit Sabellius, Paul von Samosata, unter Origenes, darbieten. Die eigenthümliche Ansicht des Verfs. kann deshalb nur so aufgefaßt werden, daß die Dialectik der Arianer consequenter als die ihrer Gegner, und getreuer dem Lehrbegriffe der Schrift geblieben sey, eine Idee, die sich seinen frühern meist apologetisch für die Ketzerey gehaltenen Untersuchungen anschließt. Fruchtbarer als durch diese Nachweisung des Dialectischen im Arianismus, das ja leicht zugegeben werden muß, hätte nach unserer Ansicht die Untersuchung werden können, wenn die wesentlichen Lehren jenes Systems nicht allein im Gegensatze gegen den Bischof Alexander und die spätere Nicänische Orthodorie, sondern nach in ihrem Verhältniß zu den vorangegangenen Systemen, namentlich dem platonisierenden und dem Origenistischen, behandelt wären. Bey der Mehrzahl der Bischöfe zu Nicäa, jener mittleren Parthey, wie sie von den beiden Eusebius vertreten wurde, darf wenigstens die anfängliche Zuneigung für Arius wohl nicht anders erklärt werden, als daß sich seine Schöpfungsidee des λόγος und das dadurch begründete Verhältniß zum Vater trefflich mit jener προβολή zusammenstellen ließ,

wodurch die früheren platonisierenden Väter das Hervortreten des λόγος erklärt hatten.

IV. No. 3. Synodalrede des Nerses von Lampron, Armenischen Erzbischofs von Tarsus im zwölften Jahrhunderte. Aus dem Armenischen übersetzt, mit Anmerkungen und einer Einleitung versehen vom Professor Naumann zu München. Vorliegende Rede wurde von Nerses dem Lampronenser, Erzbischof von Tarsus, auf einer Synode zu Rom=Cla (Römerfestung) im Jahre 1179 bey Gelegenheit der Vereinigungsversuche der Griechischen und Armenischen Kirche gehalten, die gleichzeitig von dem Armenischen Catholikus Gregorius IV. und dem Kaiser Manuel dem Comnenen betrieben wurden. Die vorausgeschickte historische Einleitung theilt die nähern persönlichen Verhältnisse mit. Der Streit zwischen beiden Kirchen betrifft außer ceremoniellen Differenzen besonders die beiden Naturen in Christo, oder, was damit gleichbedeutend ist, die Anerkennung der Chalcedonensischen Synode, wozu sich die Monophysitischen Armenier nicht verstanden hatten. In 9 Canones waren die Forderungen der Griechen der Synode zu Rom=Cla vorgelegt, und unser Redner bietet Alles auf, um seine Glaubensgenossen zur Annahme derselben zu bestimmen. Die Kunst der Rede ist um so ergreifender, je weniger sie Demonstration merken läßt, sondern vornehmlich das Gefühl der Zuhörer anspricht. Es konnte ihm leicht werden, die Differenz wegen der 2 Naturen als unbedeutend, und die Griechen als im Grunde mit den Monophysiten einverstanden darzustellen, indem er das Zerreißen der Naturen Christi, wogegen sich die Armenier so sehr erklärten, glücklich genug nicht als Griechisches

Dogma, sondern als Nestorianische Ketzerey darstellen durfte, die von den Griechen ja gleichfalls verabscheut werde. Gleich gewandt weiß er den Griechischen Sätzen über Feiertage, gesäuertes Brot im Abendmahl, Wein mit Wasser vermischt zc. eine so empfehlungswerthe Seite abzugewinnen, daß die Differenzen ihm wie unter den Händen verschwinden, und weiß zugleich über das Ganze einen so ergreifenden Geist der Milde und des Friedens zu verbreiten, daß wir unbedenklich die Rede zu den schönsten Erzeugnissen der irenischen Homiletik zu zählen befugt sind. Namentlich der Schluß, wo der Redner Empfindungen der Milde und Verträglichkeit, die er bisher anempfohlen hat, als schon bey den versammelten Bischöfen erwacht und auf ihren Antlitz abgeprägt darstellt, ist von einer durchaus unwiderstehlichen Wirkung. In der That gelang ihm seine Absicht auch vollkommen, der Synodalschluß fiel ganz allgemein versöhnlich aus, allein die Verhandlungen mit den Griechen wurden durch neue Kriege in Kleinasien gestört, und die Spaltung dauerte fort.

No. 4. Die Schule zu Schlettstadt, eine Vorläuferin der Kirchenverbesserung, von Timotheus Wilhelm Röhrich, Pfarrer in Fürdenheim und Handschuhheim im Elsaß. Der Verfasser, rühmlichst bekannt durch seine Geschichte der Reformation im Elsaß (Straßburg 1830. 3 Thele.), einst gleichfalls gelehrter Mitbürger unserer Universität, verzeichnet hier in kurzen Umrissen die Geschichte eines Instituts, das, hervorgerufen von den erwachenden humanistischen Studien während des 15. Jahrhunderts, durch Bildung freymüthiger Männer bedeutsam in den geistigen Umschwung mit eingegriffen hat, der jenen Zeitpunkt auszeichnete.

Für Schlettstadt, eine nicht unbeträchtliche mittelbare Reichsstadt des untern Elsaß, war nach einer sehr wahrscheinlichen Vermuthung des Verfassers die Nähe des Basiler Concils vielleicht der Anstoß zur Errichtung einer Schulanstalt, aus der, um nur die vorzüglichsten zu nennen, Männer wie Jacob Wimpfeling, ausgezeichnet im Kampfe gegen die Dunkelmänner, Ritter Eitelwolf von Stein, der Beschützer Hutten's, ferner Beatus Rhemanus, der Vertraute des Erasmus, und Leo Juda, der Freund Zwingli's, hervorgingen. Später kam durch die Bewegungen der Reformation die Anstalt in Verfall, da der Magistrat an der alten Lehre festhielt, und die lernbegierige Jugend sich deshalb lieber nach dem freyeren Basel oder Straßburg wandte; die Schule gerieth zulezt in die Hände der Jesuiten.

No. 5. Daniel Müller, ein merkwürdiger religiöser Schwärmer des achtzehnten Jahrhunderts, von Ernst Friedrich Keller, Herzogl. Nassauischem Schulinspector und Evangelischem Pfarrer zu Diez. In der Nähe von Dillenburg hatte der Verf. Gelegenheit, seit dem Jahre 1825 die Bekanntschaft einer separatistischen Secte zu machen, die durch seltsame Gestaltung ihrer dogmatischen Eigenheiten sich nicht auf die gewöhnlichen Erscheinungen des Separatismus zurückführen, sondern auf irgend eine verborgene Ursache ihrer Abneigung gegen den kirchlichen Lehrbegriff schließen ließ. Es gelang dem Verf., diese Ursache durch sorgsames Forschen in der Thätigkeit eines Mannes zu finden, der für die Kunde des sectiererischen Treibens im vorigen Jahrhundert um so interessanter ist, je mehr er sich sowohl damals der Wachsamkeit der kirchlichen Behörden, als seitdem auch den historischen

Notizen entzogen hat. Daniel Müller, 1716 zu Wissenbach bey Dillenburg von armen Landleuten geboren, anfangs zum Viehhüten, dann zu niedrigen Diensten am Fürstlich Nassauisch-Dillenburgischen Hofe gebraucht, wußte sich durch Geschicklichkeit in der Musik aus seiner dürftigen Lage zu ziehen, und sich durch mühsames Studium eine, zwar mangelhafte, gelehrte Bildung zu erwerben. Eine religiöse Erregbarkeit, wie er sie mit unleugbar großem Talent und einer sehr lebhaften Phantasie verband, ließ ihn bald an den streng calvinischen Lehrbegriff, worin er erzogen war, anstoßen, und wohl durch Hülfe jener Theosophie des 17. Jahrhunderts die Grundzüge eines seltsam universellen, und doch ziemlich ängstlich biblischen Systems zusammenfassen. Vorherrschend ist darin die chiliastische Erwartung des Weltendes, das er anfangs auf das Jahr 1775, und als es damals nicht eintreffen wollte, durch rectificierte Berechnung auf 1781 festgesetzt hatte: Friedrich II., den er für seine Prophetien zu gewinnen gedachte, ließ ihn statt dessen 9 Wochen, wahrscheinlich in Magdeburg, einsperren, und galt ihm nun wegen dieses Widerstrebens gegen seine Offenbarungen als Antichrist; sich selbst nahm er wegen des erhaltenen Prophetenauftrags für den Elias, redete, schrieb in diesem Namen, weshalb seine ziemlich zahlreichen Bücher, obgleich von critischen Instituten wohl beachtet, nicht leicht zur Entdeckung seiner Person führen konnten. Characteristisch für sein seltsames System ist außerdem ein Universalismus, der im Islam, im Judentum und Heidenthume gleichfalls göttliche Offenbarungen im Sinne des Christenthums erblickt; Müller beschäftigte und befreundete sich mit rabbinischen Schriften und mit dem Koran, erwartete von den hereinbre-

henden Türken mit dem Ende der Welt die Zerstümmung der bestehenden Kirche, und selbst der letzte Türkenkrieg 1827 erregte jene Separatistensecte ungemein zu kühnerem Hervortreten mit ihren Erwartungen. Das System seiner speciellen Theologie ist ein auffallendes Gemisch von Gnosticismus und Pantheismus, der allegorisch in die biblische Geschichte eingeführt ward. Das Wesen Gottes durch den ganzen Raum ausgebreitet formiert sich in menschliche Gestalt und wird Adam, und zugleich Jesus Christus, dessen Geschichte auf Erden nun ziemlich doketisch allegorisiert wird. Urheber der Schrift ist Gott selbst, und zwar wie des Alten und Neuen Testaments, so auch des Korans und der Religionserkenntnisse unter den Heiden. Dagegen die eigentlich kirchlichen Lehren, besonders die Sätze von der Trinität, Ewigkeit der Höllestrafen werden bitter angegriffen, und gegen die Geistlichkeit, wegen ihres Hangens am Buchstaben, eben so geeifert, als gegen den damals beginnenden Naturalismus. Durch die Kühnheit, womit dieser Schwärmer seine Sätze als volle Ueberzeugung vortrug, gelang es ihm leicht, sich einen Anhang zu erwerben, der noch jetzt gegen manche positiven Lehren des Christenthums großen Widerwillen hegt. Selbst aus höheren Ständen, wozu auch sein musicalisches Talent beitrug, zählte er viele Anhänger, die ihn mit Geldmitteln zum Druck seiner Bücher, und auf seinen Irrfahrten, die besonders zwischen seiner Heimath und den Holsteinischen und Mecklenburgischen Gegenden wechselten, mit Schutz gegen Nachfragen der Polizey versahen. Seit 1782, wo er sich zuletzt aus der Heimath weg nach dem Norden begab, ist seine Spur verschwunden, nur Gerüchte lassen ihn in der Nähe von

Hamburg enden. Gewiß sehr richtig erklärt der Herr Verf. das ganze System als hervorgegangen aus einem Anstoß an der Calvinischen Anthropologie, deren Engherzigkeit ihn dann sofort zum allerweitesten Universalismus hinübertrieb, wozu sich aus Verehrung gegen das Wort der Schrift dann allegorische Erklärung und Chiliasmus gesellte. Ist es um eine historische Parallele zu thun, so möchten wir sie am natürlichsten in einzelnen Zügen der Waldenser des 12. und 13. Jahrhunderts finden, wenigstens der allegorischen Exegese, dem Widerspruche gegen die kirchliche Obrigkeit, den chiliaistischen Erwartungen nach, nur daß statt der Waldensisch praktischen Tendenz auf Armuth und Ascetik gerichtet, hier ein theosophischer Universalismus sich eingedrängt hat. Auf jeden Fall hat sich der Herr Verfasser durch seine höchst interessante Mittheilung nicht allein den Dank der Prediger, die mit den Ueberresten der Müllerschen Secte in Berührung kommen, sondern in höherm Grade auch den Dank eines Jeden erworben, der für Erscheinungen so eigener Art auf dem kirchlichen Gebiete, besonders in ihrer Wiederkehr unter leicht zu erklärenden Modificationen, Sinn hat.

Aus dem ersten Hefte des fünften Bandes sind außer den bisher bemerkten noch folgende Abhandlungen aufzuführen: No. 3. Ueber die Gründung und Entwicklung der Neueuropäischen Staaten im Mittelalter besonders durch das Christenthum. Ein Beytrag zur Empfehlung der Kirchengeschichte des Mittelalters vom Professor Royards zu Utrecht, aus dem Holländischen übersetzt von G. Kinkel zu Bonn. Eine umfassende, in großartigen Zügen verzeichnete Uebersicht der Europäischen

Geschichte vom Beginn der Völkerwanderung bis zur Reformation, mit steter Beachtung des Einflusses, den das Christenthum auf Bildung und Gesittung der Neuropäischen Völker, besonders des Germanischen Stammes ausübte. Die Tendenz des Verfassers ist eine apologetische für die Entwicklung des Mittelalters; es ist Unrecht in demselben nur einen Rückschritt der Menschheit selbst dann zu finden, wenn man die Culturstufe dieses Zeitraums für ungleich niedriger, als der vorangegangenen classischen Zeit erklären muß. Rückschritte sind nur bey ein und demselben Volke denkbar; hier aber waren es stets andere Völker, die auf den Schauplatz der Geschichte geführt, ihre Bildung ziemlich von vorn beginnen mußten: also nur neuer Stoff für die Schule der Cultur, nicht Rückschritte! Die Argumentation ist gewiß edel gemeint; aber das leise Sophisma darin doch nicht zu verkennen. Wenn derselbe geschichtliche Boden, für den eine frühere höhere Culturstufe zugegeben ist, später der Barbarey verfällt, so wird diese Erscheinung, selbst wenn sie durch ein neu herzu gekommenes Volk herbeigeführt wird, ohne alles Bedenken ein Rückschritt genannt werden müssen; es geht ja das Bessere verloren, und die Bildung beginnt wieder bey dem Unvollkommneren. Indes scheint uns in diesem Zugeständniß gar keine Gefahr zu liegen. Warum nicht auch einmahl einen Schritt zurück, um dadurch desto weiter vorwärts zu kommen? warum nicht einen neuen Anlauf nehmen, um eine so großartige Erscheinung zu verwirklichen, wie die Durchdringung der Germanischen Völker mit dem Geiste des Evangeliums? Der Lauf, den die Geschichte der Menschheit nimmt, ist nicht immer ein gerader nach Richtschnur und Bouffole; er krümmt sich wohl, schlängelt sich

auch wohl einmahl im Bogen rückwärts, und erst nach weit durchlaufenem Stadium liegt der desto sicherer geschehene Schritt vorwärts zu Tage.

Die Behandlung des Verf. geht dann besonders darauf hinaus, den Geist des Christenthums als jene Gewalt zu bezeichnen, welche die nomadisierenden Stämme der Völkerwanderung zu festen Nationen umzubilden, sie zu einer großen Völkerfamilie zu vereinigen, und so den Zustand des neuern Europa herbeizuführen wußte. Trefflich tritt für diesen Zweck auch die Bedeutung der mittelalterlichen Hierarchie, selbst in ihrer gänzlichen Verweltlichung hervor. Rom als Mittelpunkt des christlichen Occident's hat die große Aufgabe gelöst, durch seine Einheit des Cultus und des Ceremoniells, der Kirchensprache und des kirchlichen Regiments das Bewußtseyn der Einheit bey den abendländischen Völkern rege zu erhalten. Das christliche Princip, in welcher Gestalt es auch austrat, in der arg sinnlichen Predigt der Missionäre, oder, vereint mit geistiger Bildung durch die unermüdete Thätigkeit Karls des Großen, oder als die Hierarchie sich des evangelischen Geistes ziemlich entschlagen hatte, durch die sittlichen Bestrebungen der zahlreichen Mönchsorden, der aufstehenden Secten und Reformationsversuche: jedesmahl überwältigte es die Barbaren, und führte die Völker Europas der gewaltigen Entwicklung des 16ten Jahrhunderts entgegen. Die Darstellung des Verfassers ist umsichtig und großartig, die Uebersetzung sehr gelungen.

No. IV. Hexaëmeri Andreae Sunonis distinctio decima. Curante Petro Christiano Kierkegaard, Ph. Dr. Havniensi. Von Andreas Sunesen, dem Nachfolger Absalons auf

dem Erzbischöflichen Stuhle von Lund (seit 1202, † 1228), bekannt durch seine Kreuzzüge gegen das heidnische Esthland unter Waldemar II., besitzt die Universitätsbibliothek zu Copenhagen im Manuscript ein Hexaëmeron, das im Geschmacke der Zeit ein System scholastischer Dogmatik in nicht ganz schlechten Hexametern darstellt. Die hier mitgetheilte zehnte Distinction umfaßt die Soterologie, und zwar ganz in der Form, wie sie Anselm von Canterbury ausgebildet hatte. Die Nothwendigkeit der Erlösung durch den Θεάνθρωπος findet sich ganz nach dessen Argumenten dargestellt: v. 200 sqq.

Se deus ad formam servi contraxit, ut idem et deus ens et homo, jacturam redderet in se subtracti, et, parti neutri suspectus, utrumque

placaret, parti gratus mediator utrique. — Die mitgetheilte Probe macht den Wunsch nach dem Ganzen sehr rege, und würde der Herausgeber sich dadurch ein großes Verdienst um das allseitige Verständniß der scholastischen Systeme erwerben. Der Vers ist ohne die Leoninischen und anderen Entstellungen der Zeit; nur die Quantität der Vocale, besonders des a wird sehr willkürlich behandelt, z. B.: quae jussā, servarē u. dgl.

No. 5. theilt Hr M. Pescheck, Diaconus in Bittau, einige alte Lateinische Gedichte auf Johann Hus, Hieronymus von Prag und Johann Biska mit, wie sie jüngst in einem Cantionale von Königinhof in Böhmen entdeckt wurden; wir heben nur das von ein doppeltes Numerale auf Hus und Hieronymus aus, deren erstes eteostichisch das Jahr 1414, das andere 1416 ergibt:

128. St., den 15. August 1835. 1277

VitaM ConstantIs Constantia sVstVLIt
hVffI

reLLIqVIas VIVaX gVrglterhene VehIs.

IVngItVr In CoeLIs pIVs Iste hIeronyMVs
hVssO,

eXVVlae rhenI ConsoCIantVr aqVIs.

VI. Eine Predigt von Johannes Bugenhagen im Kloster Belbuck gehalten. Aus dem Originale mitgetheilt von Dr. Förstmann zu Halle. Die Predigt am Tage Petri und Pauli (29. Junius) lateinisch gehalten liegt nach dem Jahre 1519, da einer Schrift des Erasmus von diesem Jahre darin gedacht wird, aber auch nicht lange hernach, weil Bugenhagen dabey noch als Catholik erscheint. Nach seiner eigenhändigen Ueberschrift bemerkt er: *videre hic licet, quam libenter tunc voluerim esse Christianus, sed tempus adhuc erat errorum; —* und in der That begreift es sich leicht, wie ein solcher Character sich von der Wittenbergischen Predigt angezogen fühlen mußte, da er schon damals bestimmte Züge der evangelischen Rechtfertigungslehre aufgefaßt hat, bey deren Vortrage er freylich die Gefahr ahnt, der er sich aussetzt: *non meam doctrinam locutus sum: Christus dixit; cum ipso contendant, ipse sese defendet, non meo indiget patrocinio.* Interessant für die Geschichte der Homiletik ist die eigenhändig beygefügte Disposition, in welcher Wort für Wort der Text Sir. 44. 10, 11 nach der Vulgata zergliedert ist: vorauf geht das Thema: *hi* (die Apostel Peter und Paulus *sunt viri misericordiae*; dann folgt eine Würdigung, *excellencia*, ein bescheidener Zweifel an hinreichendem

der Kraft zur Ausführung, infirmitas, und darauf homilienartige Behandlung der Textesworte selbst. Die Anlage hat etwas für jene Zeit Stereotypisches.

VII. Die erste Quelle zur Geschichte Adolph Clarenbachs, vom Consistorialrath Mohnike zu Stralsund. Critische Untersuchungen über die Berichte von dem genannten Märtyrer für das Evangelium, der am 28. September 1529 von den Ketzerrichtern zu Cölln verbrannt wurde. Das Ganze, nur Ergänzung der frühern Forschungen über diesen Märtyrer, leidet hier keinen Auszug. Endlich

VIII. Ueber die Perioden einer Specialgeschichte der Hannoverschen Landeskirche, eine academische Vorlesung vom Unterzeichneten. Der Gesichtspunct, von dem das Studium der vaterländischen Kirchengeschichte Interesse gewinnt, und der Referenten seit einiger Zeit zu Vorträgen über die kirchliche Entwicklung im Königreich Hannover und Herzogthum Braunschweig bestimmte, ist ein dreifacher, ein allgemein wissenschaftlicher, sowohl objectiv, um mehr historisches Material zu fördern, als subjectiv, um das Verständniß der allgemeinen kirchlichen Entwicklung an einem concreten Falle zu erleichtern, ein patriotischer und ein practischer, oder besser theologischer, um die begonnenen Bewegungen auf dem Gebiete der vaterländischen Kirche, wie sie die letzten Jahre gezeigt haben, historisch zu würdigen. Darauf werden die Perioden, wie sie der kirchlich-politische Zustand der Welfischen Staaten fordert, in kurzen Umrissen verzeichnet: erste Periode, von der Stiftung christlicher Kirchen zwischen Ems und Elbe bis zum Ende der Carolingischen Zeit und Heinrich dem Finkler 918;

die zweite bis zum Ende des Herzogthums Sachsen und dem Beginn des Herzogthums Braunschweig = Lüneburg 1235; die dritte bis zur Reformation, die aber für unser nordwestliches Deutschland nicht wohl eher als Ostern 1529 beginnend gesetzt werden kann, wo der Lüneburgische Landtag zu Scharnebeck auf Antrag Herzog Ernsts des Bekenners sich für das Evangelium erklärte; die vierte oder Reformationsperiode schließt sich mit der Vereinigung Calenberg's und Wolfenbüttel's nach dem Tode Erich's II. 1584, da dieser Zeitpunkt ziemlich mit der Abfassung der Concordienformel zusammenfällt; die fünfte endet mit dem Anfang des 18. Jahrh., wo die Belangung des Hauses Hannover auf den Englischen Thron den besten Ruhepunkt darbietet 1714; die sechste endlich bis auf unsere Zeit.

Kettberg.

P o t s d a m.

Verlag von Ferd. Kiegel, 1835: Der Nibelungen Lied, frei übersetzt von H. v. Nebenstocck, Königl. Preuß. Hauptmann im Cadetten-Corps. 372 Spalten in kl. Folio, oder dem größten Octave.

Herr von Nebenstocck zählt, laut der Vorrede, das Nibelungen Lied 'zu den bedeutendsten Denkmählern unseres Alterthums, wofür so wohl die Einheit und der Umfang des Plans, der Reichthum des Inhalts, als auch die Schönheit der Gespräche, die muntere Laune, und der tief ergreifende tragische Ton sprechen.' — 'Unsere Sprache' sagt er ferner 'steht von der jener Zeit zu entfernt, um mit Leichtigkeit in den tiefen Sinn des alten Dichters zu dringen,

und nicht jeder hat Muße genug, sich mit ihr völlig vertraut zu machen. Deshalb sind Uebersetzungen nöthig, die aber, da sie verschiedenen Ansichten unterliegen, auch sehr verschieden ausfallen.' — Der Ansicht des Herrn von Nebenstocck unterlag das alte Gedicht, wie es scheint, als eine Reihe von Balladen; und man muß gestehen, daß es ihm vortrefflich gelungen ist, seine Leyer so zu spielen, daß man durchaus eine gewisse Art von Volkston zu hören glaubt. Um unsern Lesern einen Vorschmack dieser neuen Uebersetzung zu geben, schließen wir unsere Anzeige mit einer kleinen Probe. Geifrit hat seinen letzten Wettlauf geendet, 'Und an der Linde hemmt er Fast athemlos den Flug, An einen Ast da stemmt er Den Speer, den treu er trug, Er löst von Gurt und Binde Den Köcher und das Schwert, Und lehnt sie an die Linde, Die Waffen ihm so werth. Und an den Brunnen geht er, Dort legt er ab den Schild, Und an dem Brunnen steht er, Des Durstes traurig Bild, Da harrend auf den König Er nicht zu trinken wagt; Das rührt den Fürsten wenig, Der schlechten Dank ihm sagt. Gewitterwolken schweben, Die Lüfte sind so schwül; Nur hier ist's wohl zu leben, Am Brunnen ist es kühl.' Die letzten Zeilen zeigen, daß der Uebersetzer es auch nicht verschmähte, dem alten starren Liede hin und wieder nachzuhelfen. Des Durstes traurig Bild erhält allerdings durch die Gewitterwolken erst seinen gehörigen Hintergrund.

G ö t t i n g e
 gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. Stück.

Den 17. August 1835.

G ö t t i n g e n .

Bürger's sämtliche Werke, herausgegeben von August Wilhelm Bohß. Einzig rechtmäßige Gesamt-Ausgabe in Einem Bande. 1835. VI. u. 521 S. (Bei Dieterich.)

Mit inniger Theilnahme zeigen wir diese Ausgabe der Werke eines Dichters an, der als lyrischer, als Romanzen- und Volksdichter, einen der ersten Plätze in unserer Litteratur einnimmt, und dessen Gedächtniß eben deshalb durch wandelbare Moden nicht verdrängt werden wird. Er erscheint hier durch den sorgfältigen Fleiß des Herausgebers in einer seiner würdigen Gestalt; denn kaum ist einem unserer andern, selbst der berühmtesten, Dichter eine solche reiche Ausstattung zu Theil geworden, als hier unserm Bürger. Wir haben hier nur von dieser, nicht von seinen Werken selbst zu sprechen. Sie ist die vollständige Ausgabe, da sie nicht nur seine sämtli-

chen poetischen, sondern auch profaischen Schriften, unter diesen auch mehreres Ungedrucktes, umfaßt. 'Es war, sagt der Herausgeber, mein Streben B's. Schriften vollständig, systematischgeordnet und wo möglich in derjenigen Gestalt, wie sie einst aus des Dichters Hand hervorgingen, dem Publicum zu übergeben.' Bey den Gedichten, sie sind sehr zweckmäßig chronologisch, von 1769 bis 1794, geordnet, indem das Entstehungsjahr von jedem in dem vorgesezten Verzeichniß bemerkt wird, ist die von B. selbst 1789 besorgte Ausgabe zum Grunde gelegt, mit den eigenhändigen Umänderungen des Dichters in der Edition des Hn. Reinhard von 1796. Auch diejenigen Stücke, welche B. bey der letzten Revision verworfen hatte, und die in den Ausgaben seit 1796 fehlen, sind wieder aufgenommen. Wir glauben mit Recht, da diese Gedichte schon bekannt waren, und es sonst keine vollständige Sammlung gewesen wäre. Auch war B. durch äußere Einflüsse, zumal in seinen letzten Jahren, verstimmt, oft zu streng gegen sich. — Hierauf die Varianten-Sammlung. Es sind in derselben alle die Abweichungen, wodurch die Ausgabe der Gedichte von 1789 sich von den spätern Ausgaben unterscheidet, zum ersten Male genau angegeben. Wohl kein anderer Dichter hat so wie B. an seinen Werken gefeilt; nicht immer zum Bessern; die Vergleichung wird dadurch desto lehrreicher, besonders durch die aus der Handschrift beygefügtten Anmerkungen. — Auf die eignen Dichtungen, zu denen auch die Epistel von Heloise an Abelard nach Pöle gezählt ist, — an Pomp der Sprache und Versification wie an Tiefe des Gefühls eins der ersten seiner Werke, — folgen die Uebersetzungen

1 u. 2. aus der Ilias, sowohl die Versuche in Jamben, als die in Hexametern. 3. Dido, ein Episches Gedicht aus Virgils Aeneis gezogen. 4. Anthia und Abrocomes, aus dem Griechischen des Xenophon von Ephesus, mit einer Vorrede. 5. Proben von Uebersetzungen Ossians. 6. Macbeth. 7. Anfang der Bearbeitung des Froschmäuslers. 8. Bellin, nach Ariosto. — Nun folgen prosaische Aufsätze. 1. Fragmente und Herzensergießungen über Poesie und Kunst, in zehn Abschnitten; in dem letzten über die Veränderungen in der Nachtfeyer der Venus, woran B., da sie ganz untadelhaft seyn sollte, am meisten gefeilt hat. 2. Fragmente über Deutsche Sprache und Schreibart. 3. Zwen Freymaurerreden, bisher ungedruckt. 4. Die Republik England, aus Girtanners Annalen. — Hierauf unter der Aufschrift: Biographie und Charakteristik Bürgers, 1. Das Leben Bs. von Althoff. 2. Mittheilungen aus Bs. Briefwechsel. Hauptsächlich Briefe von und an Stein, Boje, Stollberg, Kästner, Lichtenberg und Andere. Es sind wohl die interessantesten Beiträge zu Bs. Charakteristik; der Mann spricht sich darin aus, ganz wie er war. Die Briefe über die Leonore, die erste aller deutschen Romanzen, die wir hier gleichsam entstehen sehen, an Boje, haben wir zweymal gelesen; es waren — im Vollgefühl seines Werthes — die seligsten Tage in seinem Dichterleben. 3. Bürger von A. W. v. Schlegel. Diese mit so großer Sorgfalt ausgearbeitete, streng critische, auch wohl überstrenge, Charakteristik des Dichters nach seinen einzelnen Hauptwerken, hauptsächlich veranlaßt durch die den

ohnehin genug gebeugten Dichter so tief verwundende Recension von Schiller, erscheint hier mit einigen neueren Zusätzen.

Wir halten es für überflüssig, zu der Empfehlung dieser, nicht bloß den Dichter, sondern auch den Herausgeber so sehr ehrenden Ausgabe etwas hinzuzusetzen, als nur, daß auch die Verlagshandlung das Ihrige gethan hat, durch eine würdige äußere Ausstattung dieselbe auszuzeichnen. Das in Kupfer gestochene Bildniß von B. ist vorgesezt, auch ein Facsimile seiner Handschrift beygefügt.

Hn.

Heidelberg.

Typis G. Reichard: *Mogostocia e conglutinatione orificii uteri externi. Commentatio, quam consensu grat. med. ord. in univ. Heidelb. pro licentia legendi etc. capessenda scripsit Herm. Fr. J. Naegele, med. chir. et art. obst. Doctor. 1835. IV. u. 43 S. 8.*

Eine recht gut geschriebene Habilitationsschrift über einen Gegenstand der praktischen Geburtshülfe, welcher bis jetzt noch nicht so ganz aufgeklärt war, daß er nicht zu unrichtiger Beurtheilung und zu schädlichen Mißgriffen in der Wahl der Mittel Veranlassung gegeben hätte. Hat gleich der treffliche W. J. Schmitt in den Heidelb. Annalen B. 1. H. 4. S. 537. darauf hingewiesen und es durch zwey beobachtete Fälle dargethan, daß bei Gebärenden eine eigene Art von Verschließung vorkomme, die in einer leich-

ten, oberflächlichen Verwachsung des äußeren Randes der Muttermundlezen besteht, wofür Schmitt den Namen 'organische Verklebung' vorschlägt, und wobey die Gebilde des Muttermundes und Halses keine Spur einer krankhaften Härte u. an sich tragen; so hat vorliegende Schrift das Verdienst, diesen Zustand näher auseinanderzusetzen, die bis jetzt zerstreuten Beobachtungen gesammelt und mit einigen neuen vermehrt zu haben. — Die Abhandlung zerfällt in 2 Sectionen, von welchen die erste die Natur und Heilart des Leidens, die zweyte die Beobachtungen enthält. In der ersten Section zeigt der Vf., daß die Verklebung des äußeren Muttermundes mittelst einer Pseudomembran von bald dickerer bald dünnerer Textur gebildet werde, sich bald über den ganzen äußern Muttermund, bald nur über einen Theil desselben erstrecke, und gewöhnlich dem Wehendränge widerstehe; dabey kann der untersuchende Finger keinen Muttermund fühlen; oder nur sehr unbedeutende Spuren desselben, etwa sich als eine Falte, als ein sehr kleines Grübchen darstellend; das untere Gebärmuttersegment ist sehr herabgetrieben und äußerst dünn, der Abfluß des Fruchtwassers dabey nicht immer gehindert. Ein kurzer Ueberblick auf die Literatur lehrt, daß alle neuere Lehrbücher unsers Vaterlandes über diese Art von Geburtshinderniß schweigen, eben so ist in den betreffenden Monographien nichts enthalten (warum ist aber hier Schmitt, der a. a. D. so klar über diese Verklebung spricht, gar nicht erwähnt?); unter den Franzosen haben nur Portal und die Lachapelle auf eine solche Verschließung des Muttermundes 'par des mucosités gélatineuses et épaisses' aufmerksam gemacht. Die Ur-

sache dieser Conglutination wird in einer Entzündung gesucht, und die Bildung der Membran mit ähnlichen Zuständen, z. B. mit der Grouppmembran, sehr glücklich verglichen, so wie auch der Vf. die Frage aufwirft, ob nicht die Bildung dieser Membran mit der Bildung der zufälligen Haut in der Gebärmutter in Zusammenhang gebracht werden könnte? Den Unterschied dieser Art von Verschließung von andern, welche von Verwachsung der Scheidenportion mit der hintern vaginalen Wand, von scirrhöser Verwachsung herrühren, ergibt eine genau angestellte Untersuchung; daß nicht so tief herabgetriebene untere Gebärmuttersegment, Spuren von vorhergegangener Entzündung, Exulceration, Narben, Verhärtungen, Vorhandenseyn des Fruchtwassers, welches bey mit der Scheide verwachsenem Muttermunde nicht abfließen kann, dienen zur Feststellung der Diagnose. Zur Hebung dieses Geburtshindernisses genügt der Finger oder ein stumpfes Instrument, z. B. ein weiblicher Katheter, der auf dem Finger eingeführt und gegen die Stelle des Muttermundes angedrückt die Verklebung trennt; doch ist der Finger allein hierzu als hinreichend und weniger gewaltsam wirkend vorzuziehen. Der Abgang von einigen Blutstropfen zeigt zunächst an, daß die Operation gelungen ist. Der Anwendung schneidender Instrumente enthalte sich aber der Geburtshelfer hier gänzlich. — Von den in der zweyten Abtheilung enthaltenen 16 Beobachtungen sind 12 aus ältern Schriften und neuern Journalen entlehnt, dagegen sind die andern noch nicht bekannt gemacht gewesen, und von Stolz, Bogelmann, d'Outrepoint und Groesser dem Vf. mitgetheilt worden. Unter

den erstern hätte wohl der in der gem. deutsch. Zeitschr. f. Geburtsh. B. VI, S. 216. (1831) mitgetheilte Fall von Willert, welcher nach dieses Geburtshelfers eigenem Ausspruche gleichfalls in einer 'Verklebung des Muttermundes' bestanden hat, mit aufgenommen werden können. Von den mitgetheilten Fällen wurden 6 mit dem Finger und 3 mit dem Katheter mit Erfolg behandelt; bey zwey Gebärenden war gar keine Hülfe nothwendig; dagegen wurde bey 4 Gebärenden der Schnitt unternommen, von welchen eine Frau starb; in einem Falle, in welchem gar nichts geschah, erlag die Gebärende ebenfalls.

Eduard Kasp. Jac. von Siebold.

M a r b u r g.

Bey N. G. Elwert. Ueber das Licht, vorzugsweise über die chemischen und physiologischen Wirkungen desselben. Ein Versuch von Dr. Georg Landgrebe in Marburg. 1834. 10 und 602 Seiten in 8.

Eine besondere Vorliebe für denjenigen Theil der physikalischen und chemischen Wissenschaften, welcher sich mit der Einwirkung des Lichts auf die organischen und chemischen Kräfte beschäftigt, veranlaßte den Verf. dieses Feld vorzugsweise für seine Untersuchungen zu wählen. Ein umfassendes Studium der Quellen über diesen Gegenstand bewog ihn zu dem Entschlusse, die zahlreichen bisher in diesem Fache bekannt gewordenen Arbeiten zusammenzustellen und in dem vorliegenden Werke der wissenschaftlichen Welt zu übergeben. Es lag nicht in seinem

Plane, diese Arbeiten einer Kritik zu unterwerfen, die auch nur durch eine Reihe ausgedehnter Experimentaluntersuchungen möglich gewesen seyn würde.

Das Werk zerfällt in zwei Abtheilungen: 1) von der Einwirkung des Lichts auf die unorganische Natur, und 2) in die Einwirkung desselben auf die organische. In diesem ersten Abschnitt handelt der Verfasser zuerst von der leuchtenden und wärmenden Kraft des Lichts, besonders in chemischer Beziehung, und dann von der electrischen und magnetischen Kraft desselben. Die zweyte Abtheilung zerfällt 1) in die Einwirkung des Lichts auf Pflanzen, und 2) in die Einwirkung desselben auf das Thierreich. Dem Verfasser, der mit einer anziehenden Darstellung eine besondere Klarheit im Ausdruck verbindet, gebührt das Lob, die über diesen Gegenstand bekannt gewordenen Arbeiten treu und mit Umsicht benutzt und in einer sehr zweckmäßigen Anordnung behandelt zu haben. Diese interessante Zusammenstellung kann als ein schätzenswerther Beitrag zu der classischen Monographie des Lichts von Herschel angesehen werden, die das Licht mehr von einer mathematischen, als von einer chemischen und physiologischen Seite betrachtet. Im Anfang gebraucht der Verfasser den falschen Ausdruck salzsaures Silber statt Chlorsilber.

R. Bunsen.

S t t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. 131. Stück.

D e n 20. A u g u s t 1835.

N ü r n b e r g.

Druck und Verlag von Fr. Campe: Der Vaticanische Apollo. Eine Reihe archäologisch-ästhetischer Betrachtungen von Anselm Feuerbach, Professor am Königl. Bayer. Gymnasium zu Speyer. 1833. IV u. 432 S. in 8. (nebst einem Umriss der Statue, der die ursprünglich fehlenden, hernach ergänzten Theile nach Agostino Beneto anzeigt).

Der Verfasser, ein jüngerer Archäologe von viel versprechendem Geiste, theilt in diesem Buche eine Reihe von Betrachtungen mit, welche sich um ein Hauptwerk der antiken Plastik bewegen, aber sich von diesem Mittelpuncte aus nach verschiedenen Seiten über die ganze Kunst des Alterthums verbreiten. Das Hauptbestreben ist, einige Grundsätze der Griechischen Kunst aus den Denkmählern selbst zu entwickeln und von Mißdeutungen zu reinigen, um die Uebereinstimmung des Apollon von Belvedere mit den echten Principien der classischen Kunst darzuthun.

Wir fürchten beynah, daß der Verf. sich zu diesem Zwecke zu tief in das Labyrinth ästhetischer Begriffe und Reflexionen eingelassen, die, wenn man nicht immer die Beziehung auf die zum Grunde liegenden Kunstwerke erneuert und dem Begriff dadurch seine ursprüngliche Schärfe zu erhalten sucht, sich leicht in so unbestimmte Umrisse auflösen, daß damit nichts Reelles bezeichnet wird. Es liegt in der Natur künstlerischer Darstellung, daß das Wort ihr Wesen nicht erschöpfen kann; allerdings mag ein aus tief eingehender Betrachtung gewonnenes Bewußtseyn des Wesentlichen einer Kunstproduction zu glücklicher Stunde einen sprachlichen Ausdruck gewinnen, der auch in Andern dasselbe Bewußtseyn weckt; solche wahrhaften Aufschlüsse gelingen jedoch selten, und immer eher auf Windelmann's Wege, aus vieler Anschauung die Begriffe allmählich zu verallgemeinern, als auf dem Lessing'schen, den allgemeinen Begriff wie einen Maßstab an die Kunstwerke zu legen und nachzumessen, wie weit sie hineinpaffen. Doch sind diese Ansichten vielleicht nur ein Eigensinn des Ref., der gegen die Anmaßungen des Begriffs ganz denselben Widerwillen hegt, als gegen die der Phantasie oder irgend einer andern Geistes-thätigkeit. Auch hat er sich bey der Lectüre dieses geschmackvoll und anziehend geschriebenen Buches ziemlich frey von dieser Abneigung halten können, und will zuerst versuchen, in dem folgenden Auszug, den Gang der Hauptgedanken, wie er ihn aufgefaßt hat, durch alle 17 Kapitel, in welche das Buch zerfällt, möglichst kurz wiederzugeben.

I. Der Apoll von Belvedere, sonst für das höchste Ideal der Griechischen Kunst geachtet, sey im Urtheil der Kenner jetzt weit herabgesunken. Bes

sonders vermisse man an ihm die plastische Ruhe. II. Aber schon in der ältern Zeit der Griechischen Kunst, als sie sich von der Starrheit der aus der Fremde eingebrachten Aegyptischen Gebilde befreyt, sey den Tempelbildern mehr oder weniger Bewegung mitgetheilt worden; selbst der religiöse Glaube habe dieß verlangt, dem die Bildsäule von der lebendig wirklichen Gottheit belebt erschienen: daher die Sagen von den alten mythischen Bildnern sie zugleich als Befeeiler ihrer Werke darstellen. III. Zwar sey der Ausdruck des Gesichts lange Zeit durch die Starrheit der Züge, wie sie an den Aeginetischen Statuen wahrgenommen worden, unterdrückt worden, wiewohl auch das eigenthümliche Lächeln dieses alterthümlichen Profils nicht ohne eine gewisse Bedeutung sey: aber die Kunst habe bald nachher den Geist auch in die Mienen treten lassen, wie selbst von Myron, gegen Plinius Angabe, bey vielen seiner Werke angenommen werden müsse. IV. Weit entfernt, Affect und Leidenschaft zu vermeiden, habe der Griechische Künstler nur vermieden, eine durch nichts gemäßigte, durch keinen Gegensatz der Kräfte gezügelte Leidenschaft und Gemüthsbewegung darzustellen. Aber Schmerz, Wuth, Raserey, wie sie viele aus der Heroen = Mythologie genommenen Sujets erheischten, habe die Griechische Kunst eben so wenig zu bilden sich gescheut, wie eine bis an die Grenze des Möglichen gesteigerte Lebhaftigkeit der Bewegung. V. Diese Bewegtheit finde auch bey Göttern Statt, wie bey Pallas und Poseidon im Westgiebel des Parthenon, und bey der Versailler Diana, der Zwillingsschwester des Vaticanischen Apollo. Und beyhm Apollo sey doch nicht einmal eine rasche, laufende Bewegung anzunehmen,

wogegen die Faltenlage der Chlamys entschieden zeuge. VI. Auch der Affect der in seinen Zügen ausgedrückt werde, sey kein heftiger Zorn, sondern eine ernste, tief leidenschaftliche Erregung des Gemüthes, wie sie dem Character der Götter in ihrer individuellen Ausbildung keineswegs widerstreite. VII. Die Restaurationen der rechten Hand und des linken Vorderarms, welche durch den Kupferstich des Agostino Beneto am deutlichsten erkannt werden, und die Retouchierungen an andern Theilen seyen dem Werke sehr schädlich geworden. Aber so wenig bey dem Apollo ein solches Vordringen der Muskulatur wie bey dem Laokoon und Torso zu erwarten sey, schimmere doch durch die scheinbar glatte Oberfläche überall ein vollkommener Muskelbau hindurch, in welchem die Unschuld einer kindlichen Natur mit der Kraft eines ausgewachsenen Manneskörpers auf eine kühne Weise gemischt sey. Die Entfernung der Adern, die sehr hohen Schenkel und schlanken Proportionen überhaupt seyen durch die Auffassung des Apollo-Ideals gefordert; und was von andern Seiten gesehen fehlerhaft erscheine, verschwinde vom rechten Standpuncte aus, welcher durchaus auf der rechten Seite, wohin der linke Arm gerichtet ist, aber etwas mehr nach vorn zu nehmen sey. VIII. Alles was an der Statue mangelhaft erscheinen könne, würde freylich durch die beliebte Annahme, daß sie einem andern Original von Bronze nachgebildet sey, sich erklären lassen: aber weder die Freyheit und Leichtigkeit der Stellung, noch der darum nöthig gewordene Baumtrunk, noch die aus einer Lage des Stoffs bestehende weit ausgebreitete Chlamys, dergleichen doch auch in Reliefs nach Statuen (?), so wie auch an den schon ursprünglich in Marmor gearbeiteten Niobiden

vorkomme, und beym Apollo den vortheilhaftesten Eindruck mache, genügeten zum Beweise eines Bronze-Originals; vielmehr wäre von einer bronzenen Statue eine schärfere Bezeichnung der Muskulatur zu verlangen gewesen, und die schönen Lichtmassen und Schatten (deren Eindruck den Verf. bey diesem Apollo auf die Idee eines Sonnengottes führte) hätten dort nicht diese Wirkung thun können. IX. Daß die Abnormitäten an dem Apollo von Belvedere sich — wie viele an andern Statuen — durch die Berechnung auf einen gewissen Standpunct rechtfertigten, darin liege kein Herausstreten aus dem Kreiße der Plastik in das Mahlerische; auch die Plastik gehe vielfach um des Lichteffects willen von der realen Wirklichkeit ab; namentlich werde alle Draperie auch an plastischen Werken nach mahlerischen Motiven geordnet; eben so seyen unzählige statuarische Werke schon durch ihren Zusammenhang mit der Architectur auf bestimmte Standpuncte berechnet. Wie viel bey mannigfaltigen Gattungen der Sculptur auf Farbenspiel gerechnet worden sey, hätten die neuern Untersuchungen hinlänglich gelehrt. X. Bey der Frage nach der Bedeutung der Statue erklärt sich der Verf. zuerst gegen die seit Winckelmann herrschende Ansicht, daß der Gott von der Erlegung des Pythischen Drachen komme. Diese Erlegung gehöre nicht dem vollendeten Gotte an, sie sey nur sein Probeschuß; auch sey der Gott im Schreiten und halte nur einen Augenblick an, gleichsam als hätte ein Zufall ihm das Bild in den Weg geworfen; keine Bewegung weise darauf hin, daß er eben geschossen, wofür auch die Chlamys zu ruhig hänge. Auch das Bewerk, der Olivenstamm und die sich herumwindende Schlange, lasse sich kaum mit dieser Hand-

lung in Verbindung bringen. Noch entschiedener spricht der Verf. gegen Visconti's Beziehung unserer Statue auf den Pestentfernenden Apollon-Alexikakos des Kalamis, und den Homerischen Pestsender, an den Andere dabey gedacht haben. XI. Mit der aus dem Alterthum erhaltenen Gruppe der Niobe aber lasse sich theils überhaupt kein Apollo in Verbindung denken, theils würde insbesondere der Vaticanische Apoll mit den Niobiden sich zu keiner Gruppe vereinigen lassen (gegen die Meinung von Azara und Sirt). XII. Nach Missirini's Idee sey der Vaticanische Apoll ein vergöttlichter August, der seine Gegner mit unentfliehbaren Pfeilen zu Boden strecke; aber August habe sich, wenn als Apollo, doch nur als der beruhigende Gott mit der Kithara, und gewiß nicht mit diesen Zügen des Sieges und Triumphes darstellen lassen, in denen auch nicht das Geringste von Porträtähnlichkeit mit August wahrzunehmen sey. XIII. Die Plastik der Griechen stehe im nächsten Zusammenhange mit Poesie, sey selbst Poesie, von ihr belebt, und sie wieder mit neuem Leben erfüllend. XIV. Am nächsten stehe aber der Plastik die Tragödie, die, nach der Behandlung der Alten, in ihren dramatischen Gestalten zugleich dem Auge plastische Bilder darbietend in der Flucht der Zeit ein ruhiges Beharren für eine vollständige Ausführung aller Züge zu gewinnen suche, und die Gestalten selbst durch das Wort überall zeichne und erkläre. Auch der Bau des Griechischen Theaters, die geringe Tiefe der Bühne, habe eine Gruppierung wie von Statuen bedingt. Die Maske der Alten beruhe auf einer statuarischen Festigkeit des Ausdrucks, einem überall gleichmäßig durchgeführten Character. XV. Das Costüm der Bühne und Plastik stimme in den zier-

lich gefalteten Gewändern, so wie in den künstlich geordneten Haarflechten genau überein; wobei von den Masken der alten Kunst und den Bühnen-Vorstellungen in erhaltenen Kunstwerken sehr ausführlich gehandelt wird, insbesondere von den Reliefs und Basengemälden, die sich auf Aeschylos Drestee beziehen und durch Raoul Rochette bekanntlich eine Vermehrung erhalten habe, die dem Verf. (dessen Werk wohl einige Jahre früher ausgearbeitet als erschienen ist) noch nicht bekannt seyn konnte. XVI. In diese Classe durch die Tragödie hervorgerufener Bildwerke gehöre, mit dem Laokoon und der Niobe, auch der Vaticanische Apoll. Und zwar sey es der Moment aus den Eumeniden des Aeschylos, den der bildende Künstler gefaßt habe, wo der Gott die erwachten Erinnyen, denen er den Drestes entzogen, mit den Worten "Ἐξω, κελύω, u. s. w. aus seinem Heiligthum vertreibt, und — mit dem Entschluß dann nach Athen zu eilen — nur so lange auf der Bühne verweilt, bis er die Erinnyen hinweggescheucht. Mit dem tanzartigen Schritt der Bühne, in prächtigem Costüm, und dabei doch zugleich in der vollen Schönheit des Nackten, trete der makellose Gott in heiterster Lebensfrische den Gottheiten der Nacht und des Todes entgegen. So habe ihn die Seele des Künstlers, durch Aeschylos Worte entzündet, empfangen, und in einer noch höheren und allgemeineren Bedeutung geistig wiedergeboren. Der Delbaum sey als Erinnerung an den Delzweig des schukstehenden Drestes ben gegeben. XVII. Aber wenn auch der alte Tragiker Aeschylos dem Künstler diesen Apollo eingegeben, sey die Statue selbst doch ein Erzeugniß der späteren vervollkommneten Kunst, wie besonders die Behandlung des Haars und der

Draperie zeige, und zwar erst der Römischen Periode, wie durch den Carrarischen Marmor der Statue erwiesen sey, wahrscheinlich aus Nero's Zeit, dessen Lustsiß Antium unter andern Meisterwerken auch mit diesem geschmückt war, vielleicht selbst mit der geheimen Absicht geschaffen, in diesem Pallast als ein Beschützer und Entfühner des neuen Drest zu stehen, wie er den alten, mythischen, von dem Fluche der gemordeten Mutter befreyt hatte.

Dahin also sollen am Ende so viele schöne Erörterungen geführt haben, daß der Belvederische Apollon ein von Nero bestellter Furienbanner, und alle die in ihm verkündete Herrlichkeit der Griechischen Götterwelt aufgeboten sey, um die Gewissensbisse eines gekrönten Verbrechers zu beschwichtigen. Doch wir wollen uns nicht an diese Idee heften, die der Verf. wohl nicht zu vertheidigen gesonnen ist, sondern die Frage gleich auf den Cardinalpunct richten, ob die Idee dieses Bildwerks aus der bezeichneten Stelle von Aeschylus Cumeniden genommen seyn könne. Ist überhaupt glaublich, daß diese Statue entworfen sey nach einer Tragödien-Scene, die nur in dieser Tragödie, nicht aber im Mythus, ihre Stelle hatte? Wir wünschten, der Verf. wäre bey der interessanten Abhandlung über das verschwisterte Verhältniß der beiden Künste (Kap. XIII) auf diesen Punct des Unterschieds eingegangen. Wir müssen nämlich hier vor allem — so scheint dem Ref. — genau unterscheiden zwischen einem poetischen und dramatischen Kunstwerke als einer lebendigen Vergewärtigung des Mythus, und als einer nach Gesetzen der poetischen Kunst, welche nur dieser angehören, entworfenen Composition. Nur in der ersten Bedeutung konnte die Poesie pla-

stische Werke von höherem Werth hervorrufen, nicht aber in der zweyten. Nun steht aber die Scene aus den Eumeniden offenbar nur in der zweyten Beziehung; sie ist für die Technik des Dramas ein wesentliches Stück; dem Mythus ist sie fremd. Daß Apollon den Orestes gegen die Erinyen geschützt, war ohne Zweifel Mythus; wir finden dieß Verhältnis von andern Dichtern, wie von Vasenmalern, bezeugt: aber daß Apollon, nachdem Orest verschwunden, den Erinyen allein gegenübertritt und sie aus seinem Tempel treibt, diese Scene ist nur durch die dramatische Ausführung des Mythus nöthig geworden; sie gewährt dem alten Tragiker die Zeit, die er bedarf, um Orestes, indes nach Athen gelangen zu lassen, und bildet eine Vorbereitung und Einleitung zu dem fortgesetzten Kampfe des Gottes mit den Töchtern der Nacht. Wo eine solche Nebenscene in einem plastischen Werke dargestellt sey, bliebe nachzuweisen; das Kapitel des Verf. über den Gegenstand (XV) enthält kein Beispiel der Art. Niemals haben die Alten, wie unsere Künstler zu thun gewohnt sind, poetische Werke durch alle Scenen mit bildlichen Darstellungen verfolgt, außer in Unterrichtstäfelchen, wie die *tabula Iliaca*, und Miniaturen der Handschriften. Die bekannten Reliefs und Vasengemälde aus der Orestee stellen durchaus nur die Hauptpunkte des Mythus dar, Orest als Muttermörder, von den Erinyen verfolgt, Schutz suchend bey dem Amphalos und Dreyfuß, und unter der Obhut der Athena, aber durchaus in keinem Momente, der der Tragödie eigenthümlich wäre. Noch viel entfernter aber muß die Verwandtschaft der Niobe und des Laokoon mit den gleichnamigen Tragödien des Aeschylos und Sophokles gedacht werden, was die Situa-

tion anlangt. Denn freylich, wenn vom Geist der Behandlung die Rede ist, wird Niemand leicht im Laokoon das tragische Pathos (wie im Apollon von Belvedere einen gewissen theatralischen Schwung) verkennen: aber etwas ganz anders ist die Frage, ob eine Gruppe von der Art, wie die Niobe unter ihren sterbenden Kindern, oder Laokoon von den Schlangen gewürgt, auf der Bühne vorkommen konnte. Natürlich nur, wird Jeder eingestehen, in der Beschreibung eines Angelos, und hernach etwa die plastisch gruppierten Leichname auf einem Ekkyklima. Es gibt allerdings zwey Classen von Kunstwerken, die in einem nähern Verhältnisse zur Tragödie stehen als die übrige bildende Kunst, erstens die Etruskischen, besonders die Volterratischen Aschenkisten, deren Reliefs durch ihre nahe Beziehung zur Tragödie, besonders zum Euripides, zu manchen der schönsten archäologischen Combinationen den Stoff gegeben haben, und vielleicht, neben Hygins fabulis, die ergiebigste Quelle zur Reconstruction der Hauptscenen aus verlorenen Tragödien werden können, und dann die Basengemälde aus Apulien, auch manche Campanische, welche selbst den theatralischen Pomp des Costüms, der sonst der Plastik so geradezu entgegengesetzt ist, wiedergeben. Aber beide Gattungen von Kunstwerken gehören nicht der echten Schule Griechischer Kunst, sondern einem spätern Zeitalter und Völkerschaften an, die, nur oberflächlich hellenisiert, diese mythischen Gegenstände nicht aus lebendiger Ueberlieferung, sondern eben nur durch die Schauspiele und die Lectüre kennen gelernt hatten. Und doch dürfte es selbst in diesen Gattungen von Bildwerken höchlich befremden, wenn ein Sujet aus einer bloß vermittelnden Scene genommen wäre,

wie es der Apollon von Belvedere nach der Deutung des Verf. seyn würde.

Aber gesetzt auch, wir könnten diesen Anstoß beseitigen, und uns über die Unwahrscheinlichkeit hinwegsetzen, daß ein Künstler der Römischen Zeit aus der Lectüre — denn an die scenische Darstellung möchten wir aus vielen Gründen nicht erinnern haben — des alterthümlich schroffen, dem damaligen Geschmacke wenig zusagenden Aeschylos eine plastische Idee geschöpft habe, würden wir den Vaticanischen Apoll immer noch nicht mit jener Scene in den Cumeniden zusammenbringen können. Wenn nämlich etwas aus dem Anblick der Vaticanischen Statue selbst schon mit Sicherheit geschlossen werden kann: so ist es gewiß dieß, daß der Gott von dem Gegenstande, den er seine Macht hat fühlen lassen und auf den er triumphierend hinschaut, hinwegschreitet. Dieß Hinwegschreiten kann freylich auch als ein Vorbeyschreiten gedeutet werden, da die Plastik die Entfernung von einem Gegenstande, verbunden mit dem Rückblicke darauf, nur durch eine halbe Wendung des Körpers gegen die Richtung des Kopfes ausdrücken kann. Ist nun die Restauration des linken Arms richtig, wie sie unser Verf. als richtig anerkennt, so daß Apollon den Bogen mit diesem Arme ausstreckt: so ist auch sicher, daß er geschossen hat, nicht schießen will; denn den Bogen, von dem die tödlichen Pfeile geflogen, noch in der vorigen Richtung zu halten, ist nicht gegen den Geist der Griechischen Kunst, welche durch das gleichsam mechanische Fortsetzen einer Handlung neben einer andern neu eintretenden manche ihrer prägnantesten Darstellungen gewinnt (Beyspiele lassen sich schon aus den alten Athletenstatuen geben): aber den Bogen wie zum Schusse

hinzuhalten, ohne doch die rechte Hand zu bewegen um einen Pfeil aufzulegen, und dabey von dem feindlichen Gegenstande hinweg oder doch vorbey zu schreiten, wäre eine Composition, in der wir allen natürlichen Zusammenhang vermissen. In Aeschylos Cumeniden aber ist die Sache so, daß Apollon mit seinen Geschossen die Erinyen bedroht, wenn sie nicht sein Heiligthum verlassen wollten, und nicht eher weicht, als bis sie wirklich davon gecilt sind, um Orestes Verfolgung fortzusetzen; und es kommt also hier kein Moment vor, in dem Apollon, sich von den Erinyen hinwegwendend, noch einen triumphierenden Blick auf sie zurückwürfe, wie es der des Belvederischen Apollon ist.

Die Bedingungen der Handlung, die wir hiernach vergebens in Aeschylos Cumeniden suchen, finden sich dagegen alle zusammen in dem Mythos vereinigt, in welchem bereits Winkelmann den Stoff dieser Kunstschöpfung erkannt hat. Der Drache liegt von zahlreichen Pfeilen durchbohrt am Boden; Apollon wendet sich von dem Ungeheuer, einer Ausgeburt der Mächte der Finsterniß, hinweg, und aus seinem Munde tönen, indem er den letzten Blick dahin zurückwirft, die stolzen Siegerworte des Hymnus: *ἔνταυδοῖ νῶν πύδεν*. Der Verf. scheint uns, aufrichtig gesagt, ein ungerechtes Vorurtheil gegen diese einfachste aller Erklärungen zu haben, die dieses Kunstwerk an eine durch die größten Feste gefeyerte Hauptthat des Apollon anknüpft. Dann in der That ist die Erlegung des Python nicht ein Probeschuß, sondern die Hauptthat des Gottes im Zusammenhange seines Cultus, die er zwar nach verschiedenen Sagen in verschiedenem Alter vollbringt, nach der

vorherrschenden indeß, wie sie in dem Homerischen Hymnus vorliegt, in der vollen Entwicklung jugendlicher Kraft. Sehr zweckmäßig nimmt der Künstler dieser Statue das Alter des Gottes männlicher an als beym Apollon Saurotonos, aber zugleich viel jugendlicher als beym sogenannten Apollon-Lycien, der doch auch ein von der Erlegung des Python ausruhender Gott ist; und behandelt es als eine durchaus ideale Mischung der Körperbeschaffenheit eines zum Jüngling reisenden Knaben (μελλέφρητος) mit der gediegensten Kraft männlicher Jahre. Daß der Gott, nach seiner Stellung in der Statue, den Lindwurm nicht gleichsam im Vorbeigehen geschossen habe, ist schon bemerkt worden; die ruhig hängende Chlamys aber motiviert sich hinlänglich durch die Ruhe, die bereits nach dem Kampfe eingetreten ist. Und sollte es denn nun so besondere Schwierigkeit machen, die sich um den Vorbeestamm (denn wir sehen nicht recht, warum es ein Olivenstamm seyn soll) ringelnde Schlange als ein constantes Attribut des Pythios zu fassen, da die Prolepsis der Kunst, die darin wahrgenommen wird, so sehr im Geiste der Antike ist?

Dies möchten etwa die Punkte seyn, die bey einer Discussion über die Bedeutung des Vaticanischen Apollon dem letzten Kapitel der Feuerbachschen Schrift entgegenzustellen wären. Und auf ähnliche Weise würde Ref. auch gegen das achte Kapitel und einige andere manches Argument einzuwerfen haben. Wir brechen indeß hier ab, mit dem Wunsche und der Ueberzeugung, die wir aus dem überaus angenehmen, heitern, ja liebenswürdigen Eindrücke, den die Haltung der Schrift auf den Leser macht, geschöpft haben, daß auch diese von dem Rec. neu angeregte Dis-

cussion von dem Verf. in eben dem Sinne aufgenommen, und zur Förderung dieser Studien fortgeführt werden möge.

R. D. M.

U t r e c h t.

Diatribes in Gulielmi Ludovici Nassavii vitam ingenium merita; scripsit J. A. C. van Heusde, Litt. hum. Candidat. 1835. YVI und 287 S. in gr. 8. Mit einem Bildniß des Grafen.

Die vorliegende Schrift ward veranlaßt durch die aufgegebene Preisfrage für das Jahr 1834 von der Universität Leyden, und ward auch von derselben mit der ihr gebührenden Auszeichnung aufgenommen. Ihr Verfasser ist der Sohn des berühmten Hochlehrers zu Utrecht, der auch den deutschen Lesern aus seinen Schriften, vorzüglich seinen *Initia philosophiae Platonicae* (G. g. U. 1832. St. 182) bekannt ist. Die Schrift gehört zu den Probeschriften, welche wir von Zeit zu Zeit von den Holländischen Universitäten zugesandt erhalten, die sich eben so sehr durch die Gründlichkeit der Behandlung als die Eleganz der Lateinischen Sprache auszeichnen. Graf Wilhelm Ludwig, geb. 1560, war der erste Statthalter von Gröningen und Friesland aus dem Nassauischen Hause, der Zeitgenosse also des Kampfes den die Niederländer für ihre Freyheit gegen Spanien bestanden. Er steht in demselben zwar nicht auf gleicher Stufe mit seinen Zeitgenossen Wilhelm und Moriz von Oranien, aber er nimmt einen der ersten Plätze in der zweyten Reihe ein. Schon dadurch wird diese

Schrift ein Supplement der damaligen Geschichte; es kommt aber dazu noch ein zweyter Umstand. Die Provinzen, deren Statthalter Wilhelm Ludwig war, wurden zwar auch öfter der Schauplatz des Krieges, blieben aber doch mehr Nebenschauplatz, so daß also dadurch auch die Kriegsgeschichte vervollständigt wird.

Der Verf. hat seine Schrift in folgende Abschnitte getheilt: zuerst *vita Gulielmi Ludovici*, welche in die drey Perioden zerfällt: Kindheit und Jugend bis zu der Erlangung der Statthalterschaft in Friesland 1560 — 1585; die zweyte von da bis zu der Erlangung der Statthalterschaft in Gröningen und Drenthe 1585 — 1594; die dritte von da bis an seinen Tod 1620. — Der zweyte Abschnitt: *Gulielmi Ludovici ingenium et mores*. Der dritte und letzte: *Gulielmi Ludovici in rempublicam merita*. — Seine Jugendbildung erhielt er in dem elterlichen Hause; im 16ten Jahre ward er auf ein Jahr nach Heidelberg geschickt; seine militärische Bildung bekam er in der Schule von Wilhelm von Dranien; der erste Schauplatz seiner kriegerischen Thaten waren Friesland und Gröningen; besonders seit dem Abfall von Renneberg, der auf die Spanische Seite übertrat. Im J. 1583 wurde er, auf Empfehlung von Merode, der sein Commando niederlegte, 23 Jahr alt dessen Nachfolger in Friesland, und dieß bahnte ihm nach der Ermordung des Draniers 1584 den Weg zu der Statthalterwürde in dieser Provinz. In dieser zweyten Periode war es theils der Abfall seiner Bettern und Jugendfreunde der Grafen von Bergen, theils die Verhältnisse mit dem Bevollmächtigten der Elisabeth, dem Grafen Peice-

ster, und besonders die Versuche zu der Einnahme der Stadt Gröningen, welche noch Spanisch war, die ihn beschäftigten. Nach der Einnahme dieser Stadt 1594 ward er auch zum Statthalter der Provinz Gröningen ernannt. Die damit beginnende dritte Periode wird durch eine Reihe theils politischer Verhandlungen, in denen er in Holland, Belgien, England und Deutschland, gebraucht ward, theils militärischer Unternehmungen zu der Einnahme einzelner Plätze angefüllt. Er endete am 31. May 1620, im 61sten Jahre. — Der zweyte Abschnitt, überschrieben Ingenium et Mores, enthält eine Charakteristik des Grafen. Sein Muth ist hinreichend im Kriege erprobt; seine Klugheit in Verhandlungen wird durch Beispiele aus seinen Reden dargelegt. Seine Frömmigkeit war musterhaft, nicht weniger seine Enthaltensart und Mäßigkeit. — Der letzte Abschnitt: in rempublicam merita schildert die Verdienste, die er sich in mehrfacher Rücksicht um den Staat erwarb, zu denen auch die Gründung der Universitäten von Franeker und Gröningen gehört. — Daß die Schrift auch durch die Correctheit der Sprache sich empfiehlt, haben wir schon bemerkt. Vorgesetzt ist eine Epistola des Vaters an den Verfasser, in welcher sich die väterlichen Gefühle auf eine eben so rührende, als edle Weise aussprechen. Das feingestochene Bildniß des Grafen drückt sprechend seinen Character aus.

Sn.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.

Den 22. August 1835.

L e i p z i g.

Bey J. Ambros. Barth: J. Aug. Henr. Tittmanni theologi Lipsiensis opuscula varii argumenti maximam partem dogmatici, apologetici et historici. Praefatus est Augustus Hahn theol. Dr. et Prof. p. o. in acad. Lips. 1833. 378 S. in 8.

Dieser Band enthält 22 Programme, welche der sel. Tittmann bey verschiedenen Veranlassungen in den Jahren 1793 bis 1830 geschrieben hat, und wenn schon durch dieselben, wie es bey Schriften der Art kaum anders zu erwarten steht, die Wissenschaft durch gründliche Forschung nichts gewonnen hat, so verdient der Herausgeber, Herr Dr. Hahn, doch unsern aufrichtigen Dank, in sofern es von besonderem Interesse ist, das Urtheil des durch eine vielseitige theologische Gelehrsamkeit ausgezeichneten Verfassers über mehrere, in der neuern Zeit sowohl in dogmatischer, als historischer Hinsicht besonders wichtigen, Punkte zu vernehmen. Die einzelnen Programme sind

der Zeitfolge nach geordnet, es würde uns aber zu weit führen, wenn wir nach dieser Ordnung eine Anzeige derselben liefern wollten, und es scheint uns daher zweckmäßiger, mehrere derselben, dem Inhalte nach, zusammen zu nehmen.

Von Offenbarung handeln folgende fünf: Num religio revelata omnibus omnium temporum hominibus accommodata esse possit. — De natura revelationis divinae ex vita Domini J. Chr. recte cognoscenda. — De Jesu Christo rerum e consilio patris peragendarum vere sibi conscio. — De argumentis revelationis divinae in vita Domini quaerendis. — De argumentis revelationis divinae in exitu vitae Domini quaerendis. Verf. kann sich sehr wohl denken, daß durch eine göttliche Offenbarung eine vollkommenste Religion gegeben sey, ohne die Entwicklung der menschlichen Erkenntniß zu beeinträchtigen. Im Gegentheil setzt es einen Mangel an Kenntniß der Schwäche und Unvollkommenheit der menschlichen Natur voraus, wenn man zur Besserung des Menschen eine besondere göttliche Auctorität für unnöthig hält, und es für das letzte Ziel menschlicher Bildung ausgibt, dahin zu streben, daß er durch seine eigene Vernunft geleitet werde. Daben ist aber auch die göttliche Offenbarung bestimmt, den Menschen von einer niedern Stufe zu einer höhern fortzubilden. Nur die Grundlage der Offenbarung ist an sich unveränderlich, ihre Erkenntniß aber verändert sich nach dem verschiedenen Standpuncte der menschlichen Cultur. Eine Offenbarung, deren Einkleidung und Form ebenfalls unveränderlich und auf immer festgestellt wäre, würde der Natur des menschlichen Geistes widersprechen, und seine Bildung eher hindern, als befördern. Diese göttliche Offen-

barung hat sich zunächst in dem Leben Jesu durch die in demselben sich kund thuende, über die Kräfte der Natur erhabene, göttliche Wirksamkeit beurfundet. Sie hat sich ferner dadurch beurfundet, daß Christus nicht als menschlicher Lehrer auftrat, sondern mit dem Auftrage der Gottheit zur Erlösung des menschlichen Geschlechts, welcher Auftrag allein die weltgeschichtliche Bedeutung seiner Lehre bewirkt hat, so wie diese auch allein aus einem solchen hergeleitet werden kann. Und endlich ist sie durch die wunderbaren Ereignisse von Jesu Tod und Himmelfahrt beglaubigt worden, wodurch die Ideen von der menschlichen Fortdauer nach dem Tode und einer überirdischen Weltordnung, die bisher nur von der menschlichen Vernunft geahnet waren, in Realität traten.

Von der christlichen Lehre. De fide historiae domini ex fide librorum N. T. recte aestimanda. — De discrimine disciplinae Christi et Apostolorum. — De notione salutis humanae. — De miseria peccati. Ueber die ἀξιολογία der Evangelisten wird zuerst bemerkt, daß man zuerst die Wahrscheinlichkeit eines Factums, abgesehen von seiner Einkleidung, untersuchen müsse; und dann, daß man aus der Verschiedenheit der Erzählung in den verschiedenen Evangelisten nicht auf Unrichtigkeit derselben schließen könne, indem, nach einem verschiedenen Plane und Gesichtskreise, der eine etwas aufnehmen konnte, was der andere ausließ, und auch bey andern glaubwürdigen Schriftstellern, wenn sie dieselbe Sache beschreiben, in Nebendingen Abweichungen vorkommen. — Interessant ist der Gegenstand von dem Unterschiede zwischen der Lehre Christi und der Apostel, welcher in drey Commentationen abgehandelt

wird. Die Ursachen dieser Verschiedenheit liegen in der Verschiedenheit des Planes, mit welchem, der Menschen, unter welchen, und der Zeit, in welcher Jesus und seine Apostel ihre Lehren vortrugen. Unter den Verschiedenheiten in der Lehre selbst sind folgende als die vorzüglichsten bemerkt. Die Art und Weise, wie die Apostel die Lehre von dem Messias vortrugen, war in sofern von der Lehre Christi verschieden, als sie die Wirkungen des bösen Princip's gegen das Reich Gottes besonders stark hervorhoben. Das Verhältniß des Christenthums zum Judenthume und die Aufhebung der temporären Formen des letztern durch das erstere mußte von den Aposteln bestimmter, als es Jesus gethan hatte, entwickelt und festgestellt werden, weil sie gegen das Aufnöthigen lästiger jüdischer Gebräuche unter den Heidenchristen zu kämpfen hatten. Endlich brachten es die Zeitumstände mit sich, daß die Apostel die Lehre vom Ende der Welt häufig vortrugen. Außer diesen Lehrpunkten wird auf die allmähliche weitere Entwicklung des christlichen Sprachgebrauchs durch die Apostel nach Christus, vorzüglich in den Begriffen πίστις, πιστεύειν, δίκαιος, δικαιοῦς, δαι, δικαιοσύνη, πνεῦμα, χάρις, σὰρξ aufmerksam gemacht. Was der Verf. in den beiden Aufsätzen de notione salutis humanae und de miseria peccati sagt, ist zu bekannt, als daß wir eine Angabe des Inhaltes davon nöthig erachten könnten.

Geschichtlichen Inhalts sind die Programme: De summis principiis Augustanae Confessionis — De hodierna theologiae disciplina ad rationem Lutheri examinanda — De mutationibus literarum per proximos quinqua-

ginta annos factis — De unitate ecclesiae evangelicae — De rebus afflictis ecclesiae evangelicae in Germania — De spe conservandi salutem ecclesiae evangelicae. Ueber das Princip der Augsburgerischen Confession wird sehr richtig bemerkt, daß durch dieselbe nicht, wie späterhin durch die Concordienformel geschah, die evangelische Kirche auf den Dogmatismus gebauet werden sollte, sondern daß das Bewußtseyn derselben von der reinen evangelischen Wahrheit gegen die schriftwidrigen Lehren und Sagen der römischen Kirche vindiciert und befestigt werden sollte. Von den Verhältnissen der gegenwärtigen Theologie zur Lutherischen wird gesagt: Erat theologia Luthero nihil aliud, quam vera scientia Christi i. e. salutis humanae beneficiis Christi ex divina gratia consequendae. Saepius ille dixit, vanam esse in theologia sapientiam et artem humanam, veram theologiam cognitione Christi constare; ideoque scholasticorum subtilitatem spernebat, quod ea a Christo abducere videretur, et Melanctonis locos communes toto animo admirabatur, quod in isto libro, primo post Apostolorum memoriam doctrinae christianae exemplo, omnia ad Christum referri intelligeret. Neque per totam vitam desiit monere, nullam esse theologiae laudem, nisi quod super humanae sapientiae incertas tenebras perduceret ad plenam lucem gratiae dei patris domini et servatoris nostri Jesu Christi, efficeretque πληροφόριαν τῆς πίστεως, sine qua nemo beatus esse potest. Pleni sunt libri ejus plurimi talibus locis, ex quibus planissime haec de theologia Lutheri sententia cognoscitur, eamque ipse totius vitae suae ratione constanter pro-

bavit. Sed sciunt omnes, quantum haec imago theologiae distet ab ea theologiae notione, quae post Lutherum animos theologorum plurimorum occupavit, et quae nostris temporibus ubique fere imperat. Nam primum quidem totius theologiae scientia denuo ad formulas quasdam rediit, quibus verba Lutheri exprimebantur, quanquam mens ejus dudum subducta esset. Postea vero quum intellegisse sibi videbantur, multis illam theologiam vitiis laborare, primum singulos locos mutarunt, deinde totum systema ad novas causas revocatum emendare studuerunt. Hinc factum est, ut tota theologia, veluti in palaestram traducta, omnibus fere membris cruciata, faciem variam et adpectu mirabilem acciperet. Erat autem duplex quasi instrumentum, quo ad nostri seculi rationes theologiam formare studuerunt; unum in philosophia, in historia alterum; utroque nuno vicissim, nunc promiscue usi sunt. Et philosophia quidem ut dogmata, graviter a multis rationis nomine impugnata, defenderent *ἀνθρωπίνης σοφίας λόγοις*, historia autem, sicut formularum, quibus plurimi offenderentur, origine monstrata, ipsorum dogmatum auctoritatem invidiamque minuerent. Mox ad philosophiam redierunt, ut hujus decretis ipsam theologiam superstruerent, mox historiam consuluerunt, ut ostenderent, quantum ab obscuri temporis opinionibus nostrae aetatis lux detraheret, denique philosophiae placita cum ipsa ratione humana permutantes hanc theologiae legem scripserunt, ut non evangelii Christi scientia, sed scientia decretorum rationis de evangelio, cujusmodi

τὸ πνεῦμα τοῦ κόσμου τούτου vel ferat, vel postulet, constare theologia videretur. Itaque tota theologia, ne dicamus ad fabulas ablegata, certe in historiam mutata est. Wir theilen mit dem Herrn Verf. die unzweydeutige Hochachtung gegen die Theologie unserer Reformatoren, und beklagen mit ihm die Auflösung der neuern Theologie bey vielen unserer Gottesgelehrten in einen abstracten und leeren Deismus, aber wir bleiben dabey mit ihm nicht stehen. Auf keinen Fall können wir diese irrige Richtung unserer neueren Theologie als ihre Grundrichtung betrachten. Luthers Theologie war biblisch, und trug den wahren christlichen Character an sich, aber sie bewegte sich noch lediglich in dem biblischen Religionsglauben, und war weit entfernt zur selbständigen und wahren Religionswissenschaft sich zu erheben. Die Lösung dieser Aufgabe war der Zukunft vorbehalten, nur war zu derselben weder das sechzehnte, noch das siebenzehnte Jahrhundert geeignet, sondern die eigentliche Epoche dazu ist erst mit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eingetreten. Daß die frühere Buchstaben-Orthodoxie in den entgegengesetzten Irrthum, zu einer gewaltsamen Auslegung der heiligen Schrift nach fremden Principien geführt hat, liegt in dem Entwicklungsgange des Menschen, und kann nur als eine temporäre Abirrung von dem rechten Wege angesehen werden, während die eigentliche und letzte Tendenz der neuern Theologie feststeht, die Realisierung des höchsten Endzweckes des Protestantismus, die Bildung einer, in der Offenbarung ruhenden, aber frey und selbständig sich entwickelnden christlichen Religionswissenschaft. — Die Einheit der evangelischen Kirche wird, ganz im Geiste der Reformatoren, auf die Einheit

des Evangeliums Jesu Christi, welches, bey aller Verschiedenheit der Meinungen, ewig dasselbe bleibt, gebauet. Unter die ungünstigen Verhältnisse der evangelischen Kirche in Deutschland gehört zuerst die durch Aufhebung der deutschen Reichsverfassung und des Corpus Evangelicorum gefährdete rechtliche Existenz derselben, ihre zu weit ausgedehnte Abhängigkeit vom Staate, und endlich der kirchliche Indifferentismus ihrer Glieder. Dagegen bringt der Verf. verschiedene Mittel zur Erhaltung der evangelischen Kirche in Deutschland zur Sprache, wobey er ohne Zweifel aus gutem Grunde am meisten auf die Kraft der Wissenschaft rechnet.

Kirchenrechtlichen Inhalts sind: *Observationes de potestate ecclesiastica ad art. abus. August. Conf. VII.* — *De jure episcopali in ecclesia evangelica.* — *Quaestiones de articulo XVI. foederis Germanici.* — *Quibus legibus paria ecclesiarum jura describenda sint, mixtorum matrimoniorum exemplo demonstratur.* Was über die kirchliche Gewalt in der evangelischen Kirche gesagt wird sehen wir als bekannt voraus, und halten uns um desto weniger dabey auf, als der Verf. über denjenigen Punct, der gegenwärtig die meiste Schwierigkeit hat, über die kirchliche Disciplin, zu reden sich enthalten hat. Eben so wenig halten wir für nöthig was der Verf. in dem Programm *de jure episcopali in eccl. evangelica* auseinandergesetzt hat, darzulegen. Von Wichtigkeit sind aber die Anmerkungen zu dem sechzehnten Artikel der Bundesacte, daß die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteyen in den Ländern des deutschen Bundes keinen Unterschied in dem Genusse der bürgerlichen und politischen Rechte begründen könne. Zuerst wird

darauf aufmerksam gemacht, daß der Artikel zu allgemein und unbestimmt sey, daß darin namentlich von einer rechtlichen Sicherstellung der protestantischen Kirche in Deutschland keine Rede sey, daß man wohl die Absicht auf dem Wiener Congresse gehabt habe, diese in einem eigenen Artikel festzustellen, was aber die Legaten des Römischen Stuhls hintertrieben hätten. Ferner wird die unrechtmäßige Erweiterung der Rechte der catholischen Kirche in protestantischen Ländern gerügt; als ob jener Artikel von einer kirchlichen Gleichstellung der Religionsparteyen in Deutschland rede, während in catholischen Ländern die protestantische Kirche häufig nicht einmal als solche factisch anerkannt werde. Schließ- lich erwähnen wir noch einiger Programme moralischen Inhalts: De metu mortis inter Christianos. — De animis juvenum in gymnasiis ad pietatem christianam formandis. — De consensu philosophorum veterum in summo bono definiendo, von welchen die zuletzt genannte einen besonders wichtigen Gegenstand behandelt, woben wir jedoch nur die Bemerkung machen, daß sie eine Jugendarbeit ist, zwar mit Fleiß ausgeführt, aber, wie sich erwarten läßt, ohne eigenthümliche Ergebnisse.

Lic. Holzhausen.

R i n t e l n.

Bei Albrecht Osterwald: Ueber die Verwerflichkeit des Reinigungseides in Strafsachen, nebst erläuternden Criminalfällen von J. C. Althof. VI u. 131 Seiten in 8. 1835.

Eine Zusammenstellung des Bekanntesten, was gegen dieses höchst bedenkliche Wahrheitserfor-

schungsmittel seit einigen Jahrhunderten gesagt worden ist. Der Verf. gesteht selbst in der Vorrede, er sey weit entfernt von der Meinung irgend etwas Neues oder noch nicht genugsam Bekanntes gesagt zu haben; seine Absicht sey nur, von neuem auf einen Gegenstand aufmerksam zu machen, der mit so manchen andern Wahrheiten das gemein habe, daß sie, je näher sie uns liegen, um desto öfter in Erinnerung gebracht werden müssen, wenn sie endlich ihre verdiente Anerkennung finden sollen. Nach einer, den vierten Theil der eigentlichen Abhandlung einnehmenden Einleitung, in welcher von Orda-
 lien und von der Tortur als Vorläufern dieses, durch den Gerichtsgebrauch finstrier Jahrhunderte eingeführten, Instituts gehandelt wird, und über dieses letztere weitläufige Auszüge aus den Schriften älterer und neuerer Rechtsgelehrten mitgetheilt werden, beschreibt der Verf. in 21 §§. die Natur, den Zweck und die Gefährlichkeit dieses Mittels. In Betreff des wirklich un schuldigen Inculpaten, bemerkt er, habe der fragliche Eid ganz und gar keine Bedeutung. Fast ohne Ausnahme treffe er mehr den Schuldigen. Man könne jedoch annehmen, daß selbst dieser ihn bey-
 nahe immer ausschwört, weil man schon überhaupt von ihm als Verbrecher ein aufrichtiges Zeugniß wider sich selbst schwerlich erwarten dürfe, weil er insbesondere seinem Richter gegenüber die Verpflichtung ihm die Wahrheit zu sagen gar nicht einmal anerkenne, und weil er sehr oft aus mancherley andern Rücksichten (auf äußerliche Ehre, auf Brotlosigkeit, auf bürgerliche und Familien-Verhältnisse) den Eid nicht wohl verhindern könne, noch dürfe, ihn daher abzuleisten gewissermaßen — gezwungen sey. Daher setze man auch bey der Auserlegung dieses Eides

dessen wirkliche Ausschöpfung als Etwas voraus, was sich ganz von selbst verstehe; seine eigentliche Bestimmung sey längst verschwunden. Daß der Schuldige den Eid ablehne, sey ein höchst seltener Fall, und seine meineidige Ableistung stelle sich dabey als dasjenige, allein privilegierte, Verbrechen dar, welches unter gerichtlicher Autorität begangen werden dürfe und sogar belohnt werde. Ließe sich auch mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß unter 100 dergleichen auferlegten Eiden fünf wahr geschworen würden, und eben so viel Weigerungsfälle sich fänden, so wäre dennoch das Resultat nichts weniger als erfreulich, weil es dahin ausfallen würde, daß, um fünf Schuldige gebührend zur Strafe ziehen zu können, man erst fünf völlig unnütze und neunzig Meineide schwören lassen müsse. Das Gericht müsse sich mit diesem Eide offenbar anführen lassen, der Meineid dürfe unter seinen Augen und unter seinem Schutze frech abgeleistet werden, und dem Verbrecher werde Straflosigkeit zugesichert, wenn er ihn schwören wolle, aber Strafe angedroht, wenn er ihn verweigere. Nach dem Nutzen eines solchen Verfahrens sehe man sowohl in der Theorie als Praxis sich vergebens um. Wollte man anführen, daß doch zuweilen dieser Eid seinen Zweck nicht verfehle, so dürfte dieses um nichts mehr für ihn sprechen, als der ehemaligen Folter der Umstand das Wort zu reden vermöchte, daß sie doch zu Zeiten auch dem wirklich Schuldigen ein Geständniß ausgepreßt habe. Wollte man einen Gewinn darin setzen, daß der Verbrecher durch den Eid sich in die Lage gebracht habe, daß nun doch auch in der Folge und bey sich darbietender Gelegenheit wider ihn auf den Meineid inquiriert werden könne, so möchten dagegen viele

Anderes es als einen großen Mißstand ansehen, daß zuvörderst öffentlich Verbrechen nicht nur zugelassen, sondern sogar erzwungen werden sollen, um hiernächst eine Criminal-Untersuchung deshalb anstellen zu können. Nur irrthümlicher Weise sey diesem Eide in der Criminalrechtspflege ein Werth beygelegt; der Richter könne ihn immer vermeiden, und sein Gebrauch sey aus der Analogie des Civilrechts nicht zu rechtfertigen. Auch den Grundsätzen der christlichen Religion sey er zuwider, verlege bestimmte Pflichten des richterlichen Amtes und sey auch bezüglich auf den Angeklagten nicht zu entschuldigen. Eine Reihe von Criminalfällen, welche 1½ mal größern Raum einnehmen als die Abhandlung selbst, und welche um so mehr von 8 auf zwey oder drey hätten beschränkt werden können, als sie größtentheils einer frühern Zeit angehören, sind bestimmt, diese Ansichten theilweise zu bestätigen und durch beygefügte Bemerkungen möglichst anschaulich zu machen: wie durch eine planmäßig angelegte, mit Fleiß und Vorsicht durchgeführte Untersuchung der Gebrauch dieses schlüpfrigen Wahrheitserforschungsmittels (das vielleicht angemessener ein lügenzeugendes genannt werden könnte) entbehrlich zu machen.

Wir zweifeln nicht, daß diese kleine Schrift zur Verbreitung der bisher mitgetheilten Ansichten wesentlich beitragen könne. Als wissenschaftliches Product dürfte sie sowol hinsichtlich des Plans als der Ausführung nicht allen Forderungen entsprechen. Eine vollständige historisch-philosophische Würdigung dieses Instituts gehört unseres Erachtens noch immer zu den frommen litterarischen Wünschen, zu deren Erfüllung die bereits oben erwähnten Auszüge zum Theil treffliche Beyträge oder Vorarbeiten ent-

halten. Wie schwer es sey, bey einer solchen Arbeit sich ganz auf die Höhe zu stellen, welche Wahrheit und Wissenschaft fordern, zeigt u. a. das eigne Beyspiel des Verf., der trotz der bisher mitgetheilten Ansichten, trotz der (S. 44.) ausdrücklich wiederholten Erklärung, daß dieser Eid 'durchaus verwerflich' sey, wenige Seiten später durch eine nichtsagende Distinction wieder einlenken zu wollen scheint, indem er seinen Bemerkungen über die allgemeine Schädlichkeit dieses Eides die Clausel anhängt: 'in so weit nämlich davon als einem Zwangsmittel gegen Angeschuldigte Gebrauch gemacht werden soll,' und sodann fortfährt: 'Seine Anwendung als freywilliger Eid ist dagegen vielleicht selbst empfehlenswerth, nämlich in dem Falle, wo derjenige, welcher in Untersuchung gerathen ist, ausdrücklich wünscht, dazu gelassen zu werden, um den ihn gravierenden scheinbaren Verdacht vollends zu entkräften, und auch zu gleicher Zeit wirkliche Gründe vorhanden sind, die seine Unschuld vermuthen lassen. Der Eid müßte so nur als eine Wohlthat für den wahrscheinlich Unschuldigen behandelt und sparsam davon Gebrauch gemacht werden. Auf diese Weise würde der Reinigungseid in Strafsachen mit demjenigen in Civilsachen in eine richtige Analogie gebracht werden, erhielte eine vernünftige Tendenz, entspräche seiner Benennung und käme wieder zu Ehren (Sic!).' Man sieht, der Verf. ist mit seinem eigenen System noch nicht völlig im Reinen, auch seine Ansichten über Entbindung von der Instanz, außerordentliche Strafe und Indicienbeweis scheinen hinter den Fortschritten des Zeitalters zurückgeblieben zu seyn. Unter den von ihm benutzten

Schriften vermiffen wir ungern: Juftus von Schmidt genannt Phifeldck, über den Eid (Helmft. 1798. 8.), deren noch lebender Verfaffer in diefem Augenblick eins der wichtigften Staatsämter in diefem Königreiche verwaltet, und defsen Unterfuchungen über den hierher gehörigen Eid auf drey Seiten (v. S. 25 — 29.) ein reineres Resultat liefern als die des Verf. auf 131. ‘Ueberall, heißt es dafelbft u. a., ift der R. E. in Criminalfällen auf keine Weife zu billigen. . . . Mehrere Staaten (Dänemark, Holstein, Württemberg, neuerdings auch Preußen und Baden) haben ihn gänzlich abgefchafft, und dringendes Bedürfniß fcheint mir’s, diefem Beyfpiel da zu folgen, wo es noch nicht gefchehen ift.’ — Von einer einlenkenden Claufel wie die des Verf. findet fich hier nicht die entferntefte Spur, wohl aber eine dem Verf. der vorliegenden Schrift entgangene, zwar nicht neue, aber oft verkannte höchft wichtige Bemerkung, mit welcher wir die gegenwärtige Anzeige fchließen wollen: ‘Die Haupttrichtfchnur eines gutdenkenden Richters ift die, einen jeden fo lange für unſchuldig zu halten, bis das Gegentheil erwiefen ift. . . . Durch den Reinigungseid wird der Angeklagte für unſchuldig wegen eines Verbrechens erkannt, welches begangen zu haben ihm Niemand beweifen konnte, von dem er alfo ohnehin ſchon hätte losgefprochen werden müffen (S. 27).’

Böhmer.

N f c h a f f e n b u r g.

Ueber die Entftehung der Romaniſchen Sprache unter dem Einfluffe fremder

der Zungen; ein Beytrag zum vergleichenden Sprachstudium von J. M. Heilmayer, Professor am K. Gymnasium daselbst. 1834. 42 Seiten in Octav.

Unter Romaischer Sprache versteht der Vf. das gewöhnlich sogenannte Neu-Griechische. Wir brauchen also nicht zu sagen, wie zeitgemäß diese Untersuchung ist. Doch können wir dem Vf. nur im Ganzen folgen, ohne in die einzelnen grammatischen Erörterungen hineinzugehen, welches ohne die Kenntniß mehrerer, besonders Slavischer, Sprachen nicht möglich ist. Er geht aus von einer historischen Uebersicht der Begebenheiten, welche auf die Bildung des Romaischen aus dem Alt-Griechischen eingewirkt haben. Hierauf: die Hellenische Sprache unter den Byzantinischen Kaisern, oder das Byzantinische Griechisch. Der Einfluß des Christenthums darauf, und das Streben durch künstliche Nachahmung der altclassischen Sprache den hereinbrechenden Verfall zu hemmen, was auch einigermaßen gelang. Hierauf: die Romaische Sprache unter dem fremden Einflusse. Der Verf. unterscheidet drey Idiome der Romaischen Sprache: das Slavische oder nördliche, das Romaische oder südliche, und das Albanesische oder mittlere. Daran schließt sich der Einfluß des Türkischen, der nur ein äußerlich nothwendiger war. Von jedem von diesen wird nun einzeln gehandelt, am ausführlichsten von den Slaven, von denen unzweifelhaft Colonien, sowohl in Hellas als im Pelopones, sich niederließen. Es müssen hier das Alt-Slavische, ferner das Illyrische und das Russische, das jedoch von geringem Einfluß blieb,

zu Rathe gezogen werden, welches nun so wohl in Rücksicht auf die Veränderungen der Vocale als der Casus und der Zeiten in den Zeitworten gezeigt wird. — Unter den Romanischen Sprachen war besonders das Italische einflußreich, durch den Verkehr und selbst die Herrschaft von Genuesern und Venetianern durch die Kreuzzüge. — Den Einfluß des Albanesischen genau nachzuweisen ist aber fast unmöglich, da es nicht zur Schriftsprache gebildet ward. — Aus allem zieht der Verfasser das Resultat: 'daß die Römische Sprache kein Dialect des Altgriechischen sey, sondern eine eigene und neue Sprache, welche die im Lande gesprochenen Volkssidione und das Byzantinische zur Grundlage hat, und sich im Verlaufe der Zeit durch die Sprachen der angefiedelten Völkerstämme zu dem ihm eigenthümlichen Typus ausgebildet hat.' — Wir haben gewiß nicht nöthig die Leser auf die Wichtigkeit des Gegenstandes und der Schrift aufmerksam zu machen. Die so interessante Frage: ob das Römische zur höhern Schriftsprache ausgebildet werden, oder das Altgriechische diesen Platz behaupten soll, scheint uns noch unentschieden; und wahrscheinlich wird es der Zukunft überlassen werden müssen, da Mächtsprüche hier nicht würden entscheiden können.

Sn.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.

Den 24. August 1835.

P i s a.

Von dem neuen großen Werke über Aegypten I Monumenti dell' Egitto e della Nubia del Dottore Ippolito Rosellini ist uns Parte seconda, Monumenti Civili Tomo II. 1834. 470 S. in 8. mit dem Kupfer-Atlas in gr. Folio zugekommen. Wir haben über den Plan und die Einrichtung des Werks, bey den Anzeigen der frühern Theile G. g. A. 1833 St. 200, und 1835 St. 1. 2. bereits so ausführlich uns ausgesprochen, daß es hier nur einer Anzeige des Inhalts bedürfen wird, um so mehr da ohne Ansicht der Kupfer die Beschreibungen immer mangelhaft bleiben würden. Der vorliegende Band zerfällt in zwey Kapitel: Capitolo Primo, Arti e Mestieri. Capitolo secondo, della vita domestica degli antichi Egiziani. In dem ersten Kapitel werden folgende Künste und Handwerke abgehandelt: Bereitung der Gespinnste und Weberen; Kunst des Tischlers, des Färbers und Firnißbereiters; die zeichnenden Künste, ihre verschiedenen Epochen bey den Aegyptern (wovon unten); von der Sculp-

tur; von der Malerey; von den Farben und ihrem Gebrauch; von der Entwerfung der Zeichnungen auf den Wänden für Sculptur und Malerey; Aehnlichkeit des Verfahrens bey der Malerey in den Hypogeen des alten Aegyptens und Etruriens; die Aegypter kannten die encaustische Malerey; über die Schreibkunst, in Rücksicht des Materiel-
 len; über den Papyrus und die Schreibwerkzeuge; die Kunst zu lesen und zu schreiben war allgemein wie bey uns; über die Kunst große Lasten fortzuschaffen; über die Bereitung der Backsteine; Erläuterung einer Grabmalerey in Theben, die Juden vorstellend wie sie in der Knechtschaft die Ziegel bereiten; Töpferkunst; Schmelzung und Bearbeitung der Metalle; Kunst Glas und Schmelz zu verfertigen; Aegyptische Vasen und Beschreibung der in dem Florentinischen Museum befindlichen Gefäße von Gold, Silber und anderm Material, wie sie auf den Monumenten vorgestellt werden; Gerberey und Schuhmacherkunst; Bereitung von Seilen, und einige andere Handwerker. — Zu diesen gehören von dem Atlas Tab. XLVIII—LX, wovon mehrere illuminiert. Zu welcher Vollkommenheit es in diesen Künsten und Handwerken die Aegypter gebracht hatten ist schon aus unsern früheren Anzeigen klar geworden.
 Kapitel II. Bau, Gestalt und Eintheilung der Häuser; Verzierungen der Häuser durch Malerey; Haar und Bart, die Aegypter schoren den Kopf und rausten den Bart aus; bürgerliche Kleidung der alten Aegypter; Schmuck und Puß der Aegypter; Dienst bey der Tafel und Gastereyen der Aegypter; Meubeln in den Häusern; endlich mancherley Hausarbeiten, Bäckerey, Küche, Bereitung des Fleisches. Zu diesen gehören von dem Atlas Tab. LXI—LXXXVIII, gleichfalls zum Theil illuminiert.

Wo der Vf. anfängt von den zeichnenden Kün-

sten bey den Aegyptern zu reden, hat er eine historische Uebersicht derselben eingeschaltet, aus der wir das Wesentliche mittheilen wollen. Er theilt die Geschichte derselben in drey Perioden: unter den Pharaonen, unter den Lagiden, und unter den Römern. Er geht hier von der allgemeinen Behauptung aus, daß die Kunst bey den Aegyptern ganz national gewesen und geblieben sey, so daß, wenn auch eine Blüthe und Sinken derselben Statt fand, doch durchaus kein fremder Einfluß weder von Persern, noch Griechen, noch Römern auf sie Statt gefunden, oder auch nur im mindesten den ihr eigenthümlichen Stil verändert habe. Dieser dauerte vielmehr fort bis auf die letzten Zeiten, indem er erst mit der alten Religion unterging. Wohl nahmen allerdings Griechische und Römische Künstler von den Aegyptern etwas an (und daraus ging der Glaube hervor von dem Einflusse der fremden Kunst auf die Aegyptische), aber nie Aegyptische Künstler etwas von den fremden. Nach dieser vorausgeschickten allgemeinen Behauptung spricht nun der Vf. von den einzelnen Perioden. Den Ursprung und die einzelnen Fortschritte der Kunst unter den Pharaonen können wir nicht darlegen, weil keine Monumente aus diesen Zeiten übrig sind. Schon auf den ältesten aus der sechzehnten Dynastie des Manetho hat die Kunst eine gewisse Reife erhalten. Indes sieht man auf diesen Monumenten noch nicht die großen Compositionen und den kühnen Aufschwung aus der achtzehnten und neunzehnten Dynastie. Die ganze Dauer der Kunst unter den Pharaonen reicht nach dem Vf. von 2272 v. Chr., als dem Anfang der sechzehnten Dynastie, bis gegen 350 v. Chr., von denen der erste Zeitraum vom Anfang der sechzehnten bis auf den Anfang der achtzehnten 450 Jahre umfaßt. Das Eigenthümliche dieser Zeit ist die Schlankheit (*Sveltezza*) der

Figuren, wobey jedoch die Umriffe oft hart und schneidend, wiewohl nicht ohne eine gewisse Grazie sind. Als Belege führt der Vf. die Darstellungen aus den Gräbern von Beni Hassan, zum Theil auch von Gizeh und einigen von Saccara an. Das Eigenthümliche dieses Stils besteht also in einer größern Naubheit und Einfachheit der Umriffe. Mit der achtzehnten Dynastie hob in dem Zeitraum von 350 Jahren, die sie umfaßt (von 1820 bis 1470 v. Chr.), mit der Größe und dem Glanz des Reiches auch der der Kunst in Aegypten an. Die Zahl der Monumente aus dieser Dynastie ist größer als die der übrigen Pharaonen-Dynastien zusammen. (Es ist dabey zu bemerken daß nach Rosellini auch Sesostris [Ramesseß III.] dieser Dynastie angehört, den Champollion mit Ramesseß IV. erst an die Spitze der neunzehnten setzt.) Jetzt fing man an durch die Sculptur in den Reliefs die größten Gegenstände darzustellen, die so wohl durch ihren Umfang als durch die Menge der Figuren Erstaunen erregen, wie die großen Schlachstücke, Belagerungen und andere. Doch übertraf dieser Zeitraum den vorigen nicht durch die Eleganz der Figuren in der Zeichnung, und im Fleiß der Ausführung stand er vielleicht selbst zurück, was die große Menge der Arbeiten wahrscheinlich verursachen mochte. Unter den drey letzten Königen scheint nach den Denkmählern zu urtheilen die Kunst weniger begünstigt zu seyn. Desto mehr ward sie es unter der langen Regierung von Ramesseß IV. (Sesostris nach Champollion) mit dem die neunzehnte Dynastie beginnt. Seit dieser Regierung nahm sie, sowohl in der Zeichnung der Figuren, als der Nettigkeit der Ausführung ab, bis zu der 25sten Dynastie der Aethiopischen Könige (Tarhako zc.). Aber einen eigenen Character nahm sie unter der 26sten Dynastie, der Saitischen, an.

Er besteht in dem ausdauerndsten Fleiß und der größten Sorgfalt auch die kleinsten Theile jedes Gegenstandes auszuführen. Aus ihr sind in Rom die schönen Löwen bey der Fontana felice. — Nun beginnt die zweyte Epoche unter den Caesaren oder Ptolemäern. Sie folgten dem Beispiele Alexanders, der die Religionen der Völker ungekränkt ließ. Daher findet sich gar kein Einfluß der Griechischen Kunst auf die Aegyptische, wie man häufig es angenommen hat. Die Könige die so oft in Statuen und Reliefs abgebildet wurden, erscheinen in der Tracht der Pharaonen, nur zwey oder drey haben über der Alt-Aegyptischen Tracht die Chlamys. Man fing an den Gestalten mehr Ründung zu geben; die Adern und Muskeln traten sichtbarer hervor, so auch die Knochen. Die Hieroglyphen in den Inschriften sind öfter vertieft als erhaben. Besonders zeigen auch die Mumien die Spuren des Sinkens der Kunst. Man sieht dieses an den Aegyptisch-Griechischen Mumien in dem Florentinischen Museum. Nun folgt die dritte oder Römische Periode. Der Verfall nahm nun immer zu. Man sieht dieses an den Tempeln zu Edfu, Philae und andern, aber darum doch nicht das mindeste Streben der Aegyptischen Künstler durch Nachahmung fremder Werke den Kunststil zu ändern. Der Vf. spricht hier durchaus aus eigener Ansicht in dem Lande selbst. Aber, sagt er, auch schon die in Rom befindlichen Obelisken geben die Beweise davon. Die vor dem Lateran, auf der Piazza del popolo und Monte Citorio aus der Pharaonen-Periode gehören der 18ten Dynastie an; der letzte aber, Psammetich; der in der Villa Albani (jetzt in München) der Römischen Periode; die in Benevent und Piazza Navona Domitian; der auf Monte Pincio Hadrian. Diese Obelisken waren weder in Rom noch in Aegypten von Römischen

Künstlern, sondern von Aegyptischen verfertigt. Die Römer kümmerten sich um die Hieroglyphen und ihre Lesung wenig oder gar nicht.

Nach dieser allgemeinen historischen Uebersicht spricht der Vf. zuerst von der Sculptur, und demnächst von der Malerey. Alle Statuen der Aegypter, wie groß oder klein sie seyn mögen, sind aus Einem Stück. Auch die größten Colosse wurden in den Felsen selber ausgehauen, wie die zu Ipsambul und andere. Die Art des Verfahrens dabey sieht man abgebildet. Außer den Colossen aus Stein wurden auch andere aus Holz und andern Material verfertigt. Hierauf von der Malerey. Sie stand in der engsten Verbindung mit der Sculptur. Denn alle Werke von dieser wurden bemalt; nicht bloß die Reliefs, sondern auch die ihnen beygefügtten Hieroglyphen, und zwar mit verschiedenen Farben nach ihrem Inhalt. Jeder Gegenstand erhielt in der Malerey möglichst die Farbe die er in der Natur hatte, wiewohl die Abstufung der Farben mangelhaft blieb. Die Farbe der Männer ist rothbraun, der Frauen gelb. Der Vf. erklärt sich auf das bestimmteste dafür, daß die alten Aegypter ein Zweig des Nubischen Völkerstammes seyen. Nicht nur die Farbe, die Statur, und die Physionomie beweisen dieses, man sieht selbst in ihren Stellungen und Bewegungen das treueste Abbild der auf den Aegyptischen Monumenten vorkommenden Figuren. Wenn diese, von dem Ref. schon lange aufgestellte, Behauptung hier wie so manches andere eine solche Bestätigung erhält, so wird man nicht vergessen, daß dieselbe die Frucht eigener Ansicht, nicht aber gelehrter Forschung ist. Die Farbe hat allerdings verschiedene Abstufungen. Es wird nicht behauptet daß die Farbe auf den Monumenten eine ganz treue Copie der Natur gewesen sey, man suchte sich ihr nur möglichst zu nähern. Sowohl die Bildhauer als die Maler sind hin und wieder in ihren Ge-

schäften abgebildet. Die Farben sind weiß, schwarz, blau, roth, gelb und grün. Ueber ihre Bestandtheile sind chemische Untersuchungen angestellt, wovon die Resultate gegeben werden. Die Farben wurden stets einzeln und einförmig aufgetragen; man kannte nicht die Schattierung, so wie auch nicht die Gesetze der Perspective. Aus dem Ganzen geht hervor, daß die Malerey, wenn sie auch in einem gewissen Grade selbständige Kunst bey den Aegyptern ward, doch zunächst der Sculptur untergeordnet blieb.

Die Schreibkunst ging bey den Aegyptern zuerst aus der Malerey hervor, und mußte auch immer mit ihr in Verbindung bleiben, da die phonetischen Zeichen mit andern, welche natürliche Gegenstände darstellten, vermischt waren. Das Schreibmaterial war bekanntlich der Papyrus, über dessen Bereitung daher ausführlich gehandelt wird. Man schrieb nicht mit Federn, sondern mit Stiften, wie noch jetzt Araber und Chinesen. Die Dinte war schwarz oder roth. In dem Grabmahl eines Schreibers in Theben fand man ein Täfelchen auf dem seine Geräthschaften abgebildet sind. Der Vf. ist der Meinung daß die Kunde der Hieroglyphen nicht bloß den Priestern eigen, sondern allgemein gewesen sey, indem er sich auf ihre große Verbreitung bezieht.

Sehr interessant ist die Beschreibung eines Reliefs bey Gelegenheit der Bereitung der Backsteine, welches die Verfertiigung derselben durch die Israeliten darstellen soll. Es erfordert, so wie die Verwandtschaft der Aegyptischen Basen mit den Etruskischen, eine eigene Untersuchung.

Die in dem zweyten Kapitel angestellten Untersuchungen und gegebenen Erläuterungen über die Privatwohnungen und häuslichen Einrichtungen der Aegypter sind oben schon bemerklich gemacht, können aber ohne die Abbildungen nicht wohl erörtert werden. Die Privathäuser sind wahrscheinlich aus Backsteinen gebaut gewesen; es ist schwer etwas weiter

darüber zu sagen, da fast gar keine Spuren mehr davon übrig sind. Einige finden sich in der Ostseite von Theben bey Carnak, wo ein großes Quartier der Stadt gestanden zu haben scheint. Da der Boden sich so sehr erhöht hat, so möchten bey Nachgrabung sich noch mehr Spuren davon finden.

Wir können aber diese Anzeige nicht schließen ohne den Wunsch zu äußern, daß ein gelehrter Orientalist den Abschnitt S. 254 — 270 und das dazu gehörige Blatt des Atlas Monumenti civili N^o. XLIX, die Bereitung der Ziegelsteine darstellend, einer critischen und unparteyischen Prüfung unterwerfen möge. Stellt dieses Grabgemälde die Knechtschaft der Kinder Israhel bey diesen Arbeiten dar, so ist es für die Exegese und die Chronologie gleich wichtig. Für die Exegese weil es ein schlagender Beweis für das hohe Alter der Mosaischen Schriften, und namentlich des Exodus, seyn würde, dessen Beschreibung Kap. I. u. Kap. V. es auf das treueste, selbst bis auf Nebensachen, darstellt. Für die Chronologie, da es aus der 18. Dynastie unter der Regierung Thutmes = Moeris um 1740 v. Chr. ist, und sowohl für die Profan- als die heilige Geschichte feste Punkte geben würde. Nach den Inschriften, die hier wie sonst über den Figuren stehen, ist es das Grab eines Aufsehers der königlichen Gebäude in Aegypten, Rochscéré mit Namen.

Von der Fortsetzung des Werks liegt bereits eine neue Reihenfolge der Blätter des Kupferatlases uns vor, jedoch noch ohne den Text, welche uns auf das lebhafteste jene entfernten Zeiträume vorführen, als das hundertthorige Theben der Mittelpunkt der civilisierten Welt war. Wohl war manches anders, und doch manches auch wie bey uns. Die beste Welt aber nirgends!

Sn.

G ö t t i n g e
 g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. 135. Stück.

Den 27. August 1835.

G ö t t i n g e n.

Zu dem im 34. Stück dieser Anzeigen enthaltenen Bericht über die Concurränzschriften zur Beantwortung der von der mathematischen Classe der Königl. Societät aufgegebenen Hauptpreisfrage über Messung der Lichtstärke der Fixsterne fügen wir jetzt noch die nachträgliche Bemerkung bey, daß von der Abhandlung mit dem Motto: *Opinionum Commenta delet dies, naturae iudicia confirmat*, welcher von Königl. Societät das *Accessit* zuerkannt wurde, Hr. Prof. Christian Ludwig Gerling in Marburg, Correspondent der Societät, als Verfasser sich genannt hat.

D x f o r d.

Bey D. A. Talboys, 1831: *Scriptores Graeci minores, quorum reliquias fere om-*

nium melioris notae ex editionibus variis excerpſit J. A. Giles, A. B. Oxon. Vol. I. X und 182. Vol. II. XXIII und 163 Seiten in Octav.

Keine Wiederholung der Ausgaben der ſogenannten Poëtae Graeci minores oder einer ähnlichen ſchon bekannten Sammlung der kleinen Helleniſchen Schriftſteller beabſichtigte Herr Giles, als er ſich zu vorliegender Arbeit entſchloß. Er wollte vielmehr nach eigener Wahl die Ueberbleiſſel der wichtigſten Helleniſchen Dichter und Philoſophen, die uns nur in einem kleinen Umfange erhalten ſind, in einer neuen Reihenfolge und ſo vollſtändig als möglich, aber ohne begleitende Anmerkungen zuſammenſtellen. In wiefern ihm nun dieſes Unternehmen gelungen ſey, wollen wir durch folgenden kurzen Bericht näher zu bezeichnen ſuchen.

Den Anfang machen die Bruchſtücke von elf Dichterinnen, welche größtentheils die Anthologie lieferte, oder ſchon von J. Ch. Wolf (novem illuſtrium foeminarum fragmenta) und andern geſammelt waren. Hedyle, Theoſebia und die Leſbiſche Melinno fehlen bey Wolf, der dagegen Myrtis aufgenommen hat, ohne jedoch ein einziges Fragment von ihr anzuführen; und bloße Erwähnungen des Namens hat Hr Giles mit Recht ausgeſchloſſen. Von jenen drey in der Wolffſchen Sammlung nicht enthaltenen Dichterinnen hat Hr. G. nur zwey Bruchſtücke auffinden können (Anthol. Gr. VII, 559. ed. Jacobs. Athen. 7, 297 B.), indem das dritte von Melinno bey Stobäos gewöhnlich der Erinna beygelegt wird. Aber Sappho iſt hier weniger vollſtändig erſchienen, als die

Benutzung der vorhandenen Hülfsmittel erwarten ließ. Ref. vermist nämlich etwa zwanzig Bruchstücke, ohne die an mehr als dreißig Stellen verschiedener Schriftsteller erwähnten einzelnen Worte oder Redensarten der Sappho in Aufschlag zu bringen. Ueber die kritische und metrische Herstellung der vom Herausg. aufgeführten Fragmente konnte die treffliche Bearbeitung von Neue, welche dem Herausg. entgangen ist, in den meisten Einzelheiten die sichersten Aufschlüsse geben. Doch muß Ref. hier auf die Ausführung des Einzelnen verzichten, und sich nur auf einen kleinen Nachtrag der ausgelassenen Bruchstücke beschränken. 1. Korondrios bey Boissonade Anecd. Gr. T. 3. p. 295: συνίημι τῶν ἀνέμων τὴν στάσιν, als Anfang zu No. 5. bey Herrn Giles, oder No. 2. bey Neue. — 2. Plutarch de cohib. ira p. 432. ed. Wyttenb. σκιδναμένης ἐν στήθεσιν ὀργῆς πεφυλάχθαι γλώσσαν μαψυλάκταν. — 3. Moschorulos Opusc. p. 86. ed. Titz: μήτ' ἐμοὶ μέλι μήτε μέλισσα. — 4. Herodianos περὶ μονήρ. λέξ. p. 39: ἐγὼ δ' ἐπὶ μαλθακὰν τύλαν πολέω μέλεα. — 5. Apollonios de synt. 3. p. 288: ἐγὼ δὲ καὶ ἡ νεττώτις ἐράται. — 6. Apollonios de pron. p. 64: ἐγὼ δ' ἀμ' αὐτὰ τοῦτο σύνοιδα. — 7. Apollon. de conjunct. p. 490. vergl. mit schol. in Dionys. Thr. gramm. p. 968. ed. Bekker: ἤρ' ἐτι παρθενικὰς ἐπιβάλλομαι. — 8. Etym. M. p. 662, 32. e cod. Paris. 346: ὡς δὲ πάϊς παῖδα ματέρα πεπτερόγωμαι. — 9. Etym. M. p. 250, 10: δαύοις ἀπαλαῖς ἐτάρας ἐν στήθεσιν. — 10. Apollonios de pron. p. 104: σοὶ δ' ἐγὼ λευκᾶς ἐπιδώσομ' αἰγὸς, κάπιλείψω τοι. — 11. Herodian: περὶ μονήρ. λέξ. p. 7: ψάυειν δὲ

οὐ δοκεῖ μοι ὦρανῶ δυσπαχέα. — 12. Dersf. de pron. p. 127: ὀπτᾶς ἄμμε. — 13. Dersf. p. 119: ἀς δέλετ' ὕμμες. — 14. Herhást. p. 41:

κέλομαί τινα τὸν χαρίεντα Μένωνα
καλέσσαι,
εἰ χρὴ συμποσίαις ἐπ' ὄνασιν ἐμοὶ γε-
γενῆσθαι.

15. Dersf. p. 63: τριβωλέτερ' οὐ γὰρ Ἀρκά-
δεσσι λῶβα. — 16. Apollon. de pron. p. 136:
τὸν ἐὸν παῖδα καλεῖ. — 17. Dersf. p. 144:
ἐμὲ τιμίαν ἐποίησαν, ἔργα τὰ σφά' δοῖσαι. —
18. Choïroboσkός in Aldi cornucopiae p. 268:
μάλα δὴ κεκορημένη στοργᾶς. — 19. ἄνεμον
κατάρη bey Eustath. ad Il. ε. p. 459. ed. Bas.
— 20. φιάλαι χρυσαστράγαλοι bey Pollux 6,
16, 98. — 21. πότνια αὖως im Etym. M.
p. 174, 43. — 22. Eustath. Opusc. p. 345,
50. — Das 14. Fr. bey Giles ist nur
halb aufgeführt; es lautet vollständiger so:
τὸν δ' ἐπιπλάζοντ' ἄνεμοι φέροιεν καὶ με-
λεδῶναις. Die von G. ausgelassenen Bruch-
stücke, welche nur aus einzelnen Wörtern bestehen,
siehe bey Neue No. 18. und von 101 bis 134.
Aus Versehen, wie es scheint, sind 5 Hexameter
aus der Sappho des Komikers Antiphaneš
in No. 11. bey G. zu Sappho's Fragmenten
gezählt worden. Auch No. 68. 87. 88. 89. ge-
hören nicht der Sappho.

Auf diese elf lyrischen Dichterinnen folgen neun
lyrische Dichter, an deren Spitze Alkaios steht.
Auch hier ist nicht mit der Sorgfalt gesammelt
worden, welche die Wichtigkeit des Gegenstandes
und das Vorhandenseyn so vieler Hülfsmittel er-
fordert. Um nur Einiges anzuführen, so fehlt
die gewiß nicht unbekannte Stelle bey Diog. La.

1, 81, wo Alkaios den Pittakos σαράποδα, σάραπον, χειροπόδην, γαύρικα, φύσκωνα, γάστρωνα, ζοφοδορπίδαν und ἀγάσυρτον nennt. Auch sind die Worte Ἀρκάδες ἔσσαν βαλανηφάγοι bey Artemidoros (2, 25) von Alkaios (Meineke Cur. crit. p. 30). Ferner vermißt Ref. Herodian περὶ μονηρ. λεξ. p. 10, 25: οὐδέπω Ποσειδᾶν ἄλμυρὸν ἐστνυφέλιξε πόντον, und p. 27, 7: αἱ γὰρ κ' ἄλλοθεν ἔλθῃ δὲ φοινήκοθεν ἔμμεναι, und p. 35, 11: ἐπὶ γὰρ τὸ πάρος ὄνειαρὸν ἰκνεῖται, und p. 35, 15: ἀππατέρων μάδος. In Bezug auf andre Auslassungen verweist Ref. hier auf Matthiä's Sammlung No. 11. 13. 37. 38. 39. 41. 52. 63. 64. 93. 94. 96. 97. 100—104. 106. Das Bruchstück No. 82. bey Hr. G. κινήσας τὸν πήρας πυκινὸν λίθον lautet bey Eustath. ad Od. α. p. 1397, 30 so: νῦν δ' οὗτος ἐπικρέκει κινήσας τὸν πείρας πυκινὸν λίθον (bey Matth. No. 47). — Zu No. 59. ist aus Apollon. de pron. p. 363. noch hinzuzufügen: ἐμ' αὐτὰ τοῦτ' ἐγὼν σύνοιδα (Matth. No. 73). — Noch weit unvollständiger als Alkaios ist Stesichoros, dessen Bruchstücke doch schon seit 1828 von Kleine mit der größten Sorgfalt gesammelt und mit vielem Scharfsinne hergestellt sind. Ueberhaupt scheinen Hr. Giles die in Deutschland veranstalteten Fragment = Sammlungen der Hellenischen Lyriker unbekannt geblieben zu seyn. Er hat sich an nichts gehalten, als an das, was im Museum Criticum Cantabrigiense und bey Gaisford (Poëtae minores Gr.) schon zusammengestellt war. Denn hier sowohl wie bey Hr. Giles fehlt z. B. das Fr. des Stesichoros bey Eustath. p. 316: πάτρω' ἐμὸν ἀντίθεον Μελάμποδα, und p. 1441: ὑπερδυμέστατον

ἀνδρῶν, ferner τελαχῖνες p. 772, und μεσόνυξ bey Choiroboſk. in Bekker's Anecd. Gr. p. 1397. — Dann χάριμην in den Breſlauer Schol. zu Pindar Ol. 9, 128, und λεύκιππος bey Euſtath. ad Hom. p. 524. Undreß, was ebenfalls bey Kleine (No. 95.) ſteht, übergeht Ref. hier. Aber ἐρίσφηλος Ἡράκλῆς hätte aus Etym. M. v. ἀνασφῆλαι angeführt werden ſollen. — Die wenigen poetiſchen Ueberbleiſel Solon's liefert Hr. G. nach Brunck und Gaißford. Ein Paar Nachträge dazu findet der Leſer bey Phrynichos S. 396: κόκκωνας ἄλλος, ἄτερος δὲ σήσαμα, und Pollux S. 645: σπένδουσι δ' οἱ μὲν ἰγδιν, οἱ δὲ σίλφιον, οἱ δ' ὄξος, und Diogenianoſ 4, 53: ἀρχῶν ἀκουε καὶ δικαίῳ καὶ δίκῳ, endlich bey Prokloſ zu Plat. Tim. S. 25: εἰπέμεναι Κριτίῃ πυρρότριχι πατρὸς ἀκούειν. οὐ γὰρ ἀμαρτινῶ πείσεται ἡγεμόνι. S. Bach S. 98. 108 u. 110. — Zu Mimnermoſ hat Ref. nur einen Verſ nachzutragen: Παίονας ἀνδρας ἀγων, ἵνα τε κλειτὸν γένος ἵππων in den Schol. zur Il. π, 287. S. 452. ed. Bekker. Bach S. 48. — Waß nun Archilochoſ anlangt, ſo iſt auch dieſer weniger vollſtändig, als man nach einer Bekanntschaft deſ Herausg. mit der Liebelſchen Sammlung, welche einmal citiert wird, erwarten ſollte. So vermißt Ref. hier z. B. die beiden Verſe in Bachmann's Anecd. Gr. T. 2. p. 379 fin. Dann den jambiſchen Trimeter bey Zenobioſ 5, 68: πόλλ' οἶδ' ἀλώπηξ, ἀλλ' ἐχῖνος ἐν μέγα. Ferner: δύστηνος ἐγκειμαι πῶσῳ, ἀψυχος, χαλεπῆσι θεῶν ὀδύνησι ἐκῆτι. ἤεπαρμένος δι' ὀστέων bey Stob. Serm. 62. p. 397. Zunächſt ἀποκέκοπται τοῦ χρυσοέθειρος bey Steph. Byz. v. βέχειρ. — Dann: τιμῶμαι αὐτὸν

ἐν μισθοφόρον καὶ τοῦ τυχόντος στρατιώτου μοίρα. Besonders aber: Πανελλήνων οἰζὺς ἐς Θάσον συνέδραμεν bey Strabo S. 370 B. Ferner: Δήμητρί τε χεῖρες ἀνέξων bey Sphäst. S. 27. — ὄρέων ἀποστύπαζον im Etym. M. v. στύπος. — Dann μετέρχομαι σύμβουλον in den Schol. zu Il. ψ, 199. p. 500. ed. Villois. — ᾧ δέκα ταύρους bey Suidas v. ᾧ: und Καρπάδιος τὸν μάρτυρα bey Hesych. v. Κάρπαδος. Noch Mehreres findet man bey Liebel No. 120. 123. 124 ff. und die einzelnen Worte von No. 153 bis 175. Dahingegen führt Hr. Giles nach Gaisford, dem er sich stets anschließt, Einiges auf, was bey Liebel fehlt, No. 55. aus den Schol. zu Arist. Acharn. 120. — No. 80. aus Heraklid. Pont. cap. 3. ed. Koeler. — No. 85. Orion. Theb. 55, 23: (cf. p. 37, 4). — No. 89. Etym. M. 167, 24 (No. 96. ed. Gaisf.) — No. 91. Etym. M. 731, 46. — No. 92. Phot. Lex. v. κύψαι u. λεωκόρητος. — No. 101. Hesych. v. Θαργήλια. — Ueber Sophron und Tyrtaos, welche auch noch zu dieser Abtheilung der 9 Lyriker gehören, hat Ref. hier nichts zu bemerken, und eilt zu der zweyten Abtheilung von ebenfalls 9 Lyrikern, womit der erste Band schließt.

Simmiās von Rhodos und Simmiās von Theben erscheinen hier in einer Wiederholung nach der Anthologie. Dann folgen die goldenen Sprüche und andere vorgebliche Bruchstücke (in Poesie und Prosa) des Pythagoras. Ferner Simonides nach Gaisford, Moschos, Hero und Leandros, Phokylides von Milet und Phokylides der Alexandriner, ebenfalls nach Gaisford, und endlich Alkman und Rhianos. Ref.

kann hier nicht umhin, auf das Willkührliche oder Zufällige der äußern Anordnung der vorliegenden Ausgabe aufmerksam zu machen. Lyriker und Epiker stehen hier neben einander, bloß weil sie von geringem Umfange sind. Ein andres Princip der Zusammenstellung ist weder in der Wahl der Dichter, noch in der Gattung der Poesie, noch in der Zeitfolge, noch in der Reihenfolge der einzelnen Dichter bemerkbar. Und wenn wir nun gar im zweyten Bande *Ἐτζεῶ τὰ πρὸ Ὀμήρου, τὰ Ὀμήρου* und *τὰ μετ' Ὀμήρου* an Verse des Tragikers Agathon, an Sbykos, Bakchylides und Ion aus Chios, und dann wieder die prosaischen Bruchstücke des Archytas, Pittakos, Xenophanes, Heliodoros aus Larissa, Hippodamos, Thurios und Euryphamos nebst mehreren Pythagoreischen Frauen (Theano, Melissa, Myia) gereiht sehen, so werden wir auch an dem Principe einer Anordnung nach dem geringen Umfange irre. Denn *Ἐτζεῶ* gehört in keiner Beziehung hierher; und wenn *Simmiās* gewählt werden kann, so darf man gewiß mit demselben Rechte die meisten Dichter der Anthologie wählen. Statt dieser planlosen Auswahl, in welcher auch Koluthos, Tryphiodoros und Naumachios einen Platz erhalten haben, hätte der Herausg. die köstlichen Ueberbleibsel der ältern Hellenischen Lyrik mit Beziehung der vielen Deutschen Vorarbeiten so vollständig als möglich sammeln sollen. Aber von eignem Sammlerfleiß kann da nicht die Rede seyn, wo man nur Wiederholungen aus ältern unvollständigen Sammlungen sieht. Dieses Urtheil trifft nun besonders den herrlichen Alkman, bey dem Ref. mit Bedauern gestehen muß, daß Hr. Giles mehr als

die Hälfte der Bruchstücke, und noch dazu die köstlichsten und längsten übersehen hat. Man vergleiche nur die treffliche Welcker'sche Sammlung nebst den Supplementen, und man wird diese Bemerkung sicherlich nicht ungerecht finden. Es versteht sich von selbst, daß Alles, was Welcker in den Supplementen nachgeliefert hat, bey Hn. Giles nicht vorhanden ist. Aus der ersten Sammlung aber sind nachzutragen No. 1. 2. 5. 8. 10. 12. 14. 15. 16. 31. 36. 40. 42. 44. 51. 52. 56. 59. 60. 65. 66. 67. 68—76. 78. 79. 80—84. 86—117. 119—121. Andere Fragmente bey Giles sind mangelhaft; so fehlt z. B. in No. 14. der letzte Vers: ἀλλὰ Σαρδίων ἀπ' ἄκραν, welchen Welcker aus Stephan. Byz. v. ἐρυσίχη richtig aufführt; und zu No. 24. ist aus Welcker No. 17. παιδεσσι χρυσοκόλλα zu supplieren. — Auf der andern Seite ist in No. 40. ein Vers als Alkmanisch angegeben, welchen Alf. nicht dafür anerkennt. Was nun ferner Rhianos anlangt, so kann eine Vergleichung der Giles'schen mit der Saalschen Sammlung sich nur zu Gunsten der letztern entscheiden, indem diese einen Nachtrag von 11 Fragmenten zu jener, welche im Ganzen nur aus 17 besteht, liefert. Diese übersehenen Fragmente stehen bey Stephan. Byz. vv. Παράταιοι, Χαῦνοι, Συλίονες, Ἀρτέμιτα, Φυλλοῦς, Ἀπία (cf. Eustath. ad Dionys. 415), Μέλαινοι, Ἀράκωνδος, bey Choiseubosch. p. 1182. ed. Bekker, Pollux 2, 180 und in den Schol. zu Apoll. Rh. 3, 1, ohne das zweifelhafte Epigramm bey Jacobs Anth. Pal. VII, 315. zu erwähnen. Auch Baskynides ist gar sehr der Ergänzung fähig (s. Neue), z. B. aus Apollonios de pronom. p.

368 A: προσφώνειτέ νιν ἐπὶ νίκαις, aus Plutarch vit. Num. cap. 4: εἰ δὲ λέγει τις ἄλλως, πλατεῖα κέλευθος, aus d. Etym. M. p. 676, 25: πλημύριν πόντου φυχών, aus Apollon. de adverb. p. 596, 14. ed. Bekker: πυργοκέρατα. Endlich mußten auch die längern Fragmente bey Ursinus p. 206. und aus Clem. Alex. Strom. 5. p. 261. Sylb. (No. 8 und 30 bey Neue) erwähnt werden.

Es bleiben uns jetzt noch einige Worte über Ibykos zu sagen übrig. Wie sehr die ältern Fragment-Sammlungen auch dieses Dichters einer ergänzenden und bessernden Hand bedurften, hat neulich Schneidewin durch seine sorgfältige und gediegene Arbeit bewiesen; aus welcher zu Hr. Giles Sammlung, welche nur 9 Nummern liefert, eine Nachlese von wenigstens noch 27 (also des Dreyfachen) gewonnen werden kann. Diese Nummern sind in der genannten neuesten Sammlung 2. 8. 9. 13. 15. 19. 22. 23. 29. 32. 37. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 47. 48. 49. 51. 52. 54. 55. 56. 57. Bemerkenswerth, aber kaum zu entschuldigen ist es außerdem, daß bey Hr. Giles ein Bruchstück, was nach Athenäos 4. p. 172. D. den Stesichoros zum Verfasser hat, und auch als Stesichorisch von Hr. Giles an die Spitze gestellt worden ist, noch einmal unter dem Namen des Ibykos (No. 5.), welcher freylich auch als Verfasser, aber gewiß mit Unrecht, genannt wird, wiederkehrt mit dem einzigen Unterschiede des Dorischen τᾶ für τῆ.

L e i p z i g.

Beiträge zur ältern Literatur, oder Merkwürdigkeiten der Herzogl. öffentlichen Bibliothek zu Gotha; herausgegeben von Fr. Jacobs und F. A. Ukert. Ersten Bandes erstes Heft. 1835. XVIII u. 196 Seiten in 8. (bey Dyk).

Zu der vor kurzem in diesen Blättern von anderer Hand angezeigten Geschichte der Wiener Bibliothek erhalten wir hier ein Gegenstück, das wir, so wie jenes, den Vorstehern der Bibliothek verdanken. Das vorliegende erste Heft ist ganz aus der Feder des Hn G. H. R. Jacobs. Die Gothaer Bibliothek gehört, wenn auch nicht der Zahl der Bände, doch der Wichtigkeit ihres Inhalts wegen, zu den bedeutendsten von Deutschland. Je weniger bisher für die Bekanntmachung dieser Schätze geschehen war, um desto fühlbarer war das Bedürfniß. Der Verfasser will es aber zugleich als einen Tribut der Dankbarkeit an die Gründer und Erweiterer des Instituts, besonders der drey letzten Herzöge des erloschenen Hauses, mit denen er in persönlichen Verhältnissen stand, betrachtet wissen; und je mühsamer die Arbeit war, um desto mehr macht sie nicht nur seinem Fleiß, sondern auch seinem Herzen Ehre. Es ist aber, wie er in der Vorrede ausdrücklich bemerkt, keinesweges die Absicht vollständige Verzeichnisse von den vorhandenen Handschriften, oder gedruckten Werken zu geben, sondern nur das Merkwürdige hervorzuheben. Diesem Plane gemäß umfaßt das erste Heft folgende vier Abschnitte: I. Zur Geschichte der Bibliothek. II. Kylographische Werke. III. Auszüge aus Hand-

schriften. IV. Vermischtes. Wir glauben besonders aus dem ersten Abschnitt eine Uebersicht des Inhalts geben zu müssen.

Der erste Gründer der Bibliothek war bereits Herzog Ernst der Fromme. Die theils durch die wechselnden Schicksale des dreyßigjährigen Krieges, theils durch Ankäufe zusammengebrachten Handschriften und alte Drucke wurden in dem von ihm erbauten, und noch stehenden Residenzschlosse, dem Friedensstein, 1647 aufgestellt. Mehrere Sammlungen wurden auch im Ganzen angekauft. Die Aufsicht führte bis 1665 Andreas Rudolph, ein geschickter Mathematiker, der den Dr. Samuel Keyher zum Nachfolger hatte. Da er jedoch binnen kurzem Gotha verließ, folgte ihm der Lehrer der Herzoglichen Kinder Joachim Bartholomäus Meyer, der die Sammlung nach einem wissenschaftlichen Schema ordnete. Unter dem Nachfolger Ernst des Frommen, 1675 — 1691, Friedrich I. erhielt die Bibliothek in dem Schlosse ein besseres Local. Ankäufe wurden unter dieser Regierung nicht gemacht. Ein günstigeres Gestirnging der Bibliothek unter Friedrich II., 1691 — 1732, auf. Sie erhielt einen thätigen Vorsteher an Ernst Salomo Cyprian, während der Herzog durch Ankäufe, besonders aus dem Nachlaß des Superintendenten Fergler um mehr als 3000 Bände sie vermehrte. Cyprian widmete sich seinem Amte mit Liebe und Eifer, und entwarf schon in dem ersten Jahre einen Catalog der Handschriften, der 1714 in Leipzig gedruckt ward. Auch der Catalog der gedruckten Bücher ward mit Ernst betrieben. Am Ende der Regierung Friedrich II. betrug die Zahl der gedruckten Bücher 24820. Die vierzigjährige

Regierung von Friedrich III., 1732—1772, war für die Bibliothek nicht günstig. Cyprian ward von seiner Stelle entfernt, und einem Hofmarschall von Demnitz das Directorium übertragen. Außerordentliche Vermehrungen der Bibliothek fanden indeß einige durch Ankäufe statt. Zu diesen gehörte eine Handschrift des Quintilians auf Pergament, die aber seitdem auf eine nicht zu erklärende Weise verschwunden ist. Zwar ward 1740 ein junger Mann Namens Freyesleben als Secretär und zweyter Bibliothecar angestellt, glänzend war aber auch diese Anstellung nicht. Nach dem Tode von Cyprian 1745, der noch in seinem Testamente die Bibliothek bedachte, erhielt 1746 der Rath und Antiquarius Schläger, Aufseher des Münzcabinetts, die Bibliothecar-Stelle. Er ließ es nicht an Anträgen für die Vermehrung der Bibliothek, der Verfertigung eines Nominal-Catalogs, und anderer Arbeiten fehlen, die aber auf eine unbillige Weise den Untergeordneten aufgebürdet wurden. Der Aufwand für die Bibliothek ward herabgesetzt, zumal da auch die Zeiten des siebenjährigen Krieges hinzukamen. Im J. 1772 starb Friedrich III., und die Regierung ging auf seinen Sohn Ernst II. über, gest. 1804. Diese Regierung war für die Erweiterung der Bibliothek, wie für die Belebung des wissenschaftlichen Geistes in Gotha von besonderer Wichtigkeit. Im Jahre 1775 ward auf die Empfehlung von Heyne der hiesige Accessist Hamburger als erster Bibliothecar angestellt. Durch seinen ausdauernden Fleiß ward 1783 der Nominalcatalog zu Ende gebracht, und in 33 Folianten, von seiner Hand geschrieben, aufgestellt. Die von dem Herzog gefaßte Liebhaberey für

bibliographische Seltenheiten nahm zu, und ein jährlicher Beytrag für die Anschaffung alter Drucke, was für die Bibliothek so wichtig wurde, ward festgestellt. Nach dem Tode von Schläger, der 1786 unbeklagt und wenig vermist starb (seine Verdienste um das Münzcabinet sind bekannt), ward dem bisherigen Director der Schulpforte, Geißler, die Verwaltung der Bibliothek anvertraut. Sie bekam durch ihn einen freundlichen Character, und erhielt bedeutende Vermehrungen besonders für neuere und classische Literatur. Im Jahre 1788 ward der verdienstvolle Schlichtegroll, zuerst als freywilliger Accessist, und 1802 als Bibliothecar anangestellt, der nachmals als General-Secretär der Münchener Academie endete, und zwey Jahre nachher 1804 der Verfasser, der zwar auch 1807 nach München als Mitglied der Academie ging, aber bereits 1810 nach Gotha als Bibliothecar und Aufseher des Münzcabinetes zurückkehrte. Sein jetziger Colleague, Herr Prof. Ukert, wurde der Nachfolger von Schlichtegroll. Unterdeß dauerte der Zuwachs der Bibliothek immer fort; unter andern auch durch die Sendungen orientalischer Manuscripte, durch den bekannten Reisenden Dr Seezen, wovon wir den Catalog dem Herrn Secretär Möller verdanken. Der wichtigste Schritt aber geschah dadurch, daß die auf den verschiedenen Lustschlössern, und die reiche Privatbibliothek des Herz. Ernst nach seinem Tode mit der öffentlichen Bibliothek vereinigt, und dieser ein neues und größeres Local eingeräumt wurde; welches durch die Vermehrung von mehr als 40,000 Bänden Bedürfnis ward. Durch dieß Alles wurde aber auch eine Umarbeitung der Cataloge nothwendig. Diesem

mühsamen Geschäft unterzog sich der würdige Jacobs, unterstützt von den Herren Lkert und Müller. Die Bescheidenheit mit der er selber davon spricht, verbietet uns mehr darüber hinzuzusehen. Wer aber auch einigermaßen die Schwierigkeit einer solchen Arbeit kennt, bedarf darüber keiner weitem Erläuterungen. Im J. 1823 war die neue Catalogierung und Aufstellung beendigt; die Zahl der Bände wird auf etwa 110,000 angegeben.

Der zweyte Abschnitt, *Xylographische Werke* überschrieben, gibt die Beschreibungen von Seltenheiten dieser Art in sechs Nummern. Es sind folgende: 1. *Ars memorandi notabilis per figuras Evangelistarum.* 2. *Ars moriendi.* 3. Das geistliche und weltliche Rom. 4. *Biblia Pauperum.* 5. *Defensorium inviolatae virginitatis b. Mariae virginis.* 6. Der Entkrift, wovon das weitere in dem Buche selbst nachzulesen.

Der dritte Abschnitt gibt Auszüge aus drey Handschriften: 1. Herzog Beland oder Herr Wittig von dem Jordan, einem altdeutschen, wenig bekannten Gedichte. Als Verfasser wird Meister Rüdiger von Hindihofen genannt. 2. *Le Juvencel*, ein französisches Rittergedicht aus dem 15ten Jahrhundert, auf Pergament geschrieben, vollständiger als das Gedruckte. 3. *Speculum humanae salvationis.* Von allen werden Proben gegeben.

Der vierte Abschnitt endlich: *Bermischtes*, gibt Bericht über einige Incunabeln und Handschriften, 14 an der Zahl, wobey wir gleichfalls auf das Buch verweisen müssen.

Königsberg.

Von 'Hn. Struve, Director des dortigen Gymnasiums, erhalten wir bey Gelegenheit der Schulfeyerlichkeit ein Programm: *de exitu versuum in Nonni Panopolitani carminibus*. 1834. 11 Seiten in 4., dessen Zweck ist zu zeigen, in wie fern die Verse des genannten Dichters mit einem Trochäus schließen, und welche Schranken sich derselbe dabey gesetzt habe. Es wird dieß gezeigt in Bezug auf die Partikeln, die Nomina und Verba. Von den einsylbigen Partikeln geschieht es nur durch $\mu\acute{\epsilon}\nu$, $\delta\acute{\epsilon}$ und $\gamma\acute{\alpha}\rho$, nicht durch $\tau\epsilon$ und andere. Bey der Declination der Nomina und Participia ist Gesetz, daß die trochäische Endungen, nur, wenn sie mobiles sind, statt finden. *Mobiles voco eas terminationes quae stirpi grammaticae, multum illi a naturali stirpe diversae, adhaerent.* Was aber die trochäische Endungen der Verba betrifft, so dürfen diese bey Nonnus gar nicht statt finden. Diese Behauptungen in dem Text werden durch viele Beyspiele in den Noten, — die auch an andern grammatischen Bemerkungen reich sind, — erläutert und dargethan, und die Anwendung davon auf einzelne Verse des Nonnus gemacht. Wir zweifeln nicht, daß sie für die Critik des Textes bey diesem Dichter von weiterem Nutzen seyn können. Der Verf. ward durch seine Forschungen über den Dialect Herodots auf den der Epiker geführt, und läßt uns noch weitere Resultate, die er für neu und gewiß hält, erwarten.

Hn.

S t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

D e n 29. August 1835.

S t t i n g e n.

Auf Kosten des Vfs., in Commiss. bey Dietes-
rich: Conradi Joannis Martini Lan-
genbeck Icones anatomicae. Angiologiae
Fasciculus II. Tabulae aeneae XXIX. Myolo-
giae tabulae XXVIII et iconum ad illustran-
dam arteriarum ligandarum investigationem
tabulae III. Imp. Fol.

Ueber die 74 Kupfertafeln der 3 Fascikel der
Neurologie, so wie über die 11 des ersten Fasci-
kels der Angiologie und deren Inhalt ist bereits
von einem andern Recensenten in Stück 5. vom
J. 1831 unserer Anzeigen Bericht erstattet wor-
den. Der zweyte Fascikel der Angiologie
enthält auf der ersten Tafel die Darstellung der
oberflächlichen, auf der zweyten aber die der tiefer
liegenden Arterien des Gesichts. Tab. III. Die
Arteria maxillaris interna und die Anastomose
der Art. stylomastoidea mit dem Ramus acu-
sticus der Arteria meningea media. Tab. IV.
Die Arterien der Nasenscheidewand und des Gau-

mens. Tab. V. Die Arterien der Basis des Gehirns (die bis jetzt genannten Tafeln sind von Eberlein gezeichnet und von Riepenhausen gestochen). Tab. VI. Die Arterien in der Bauchhöhle (Eberl. del. Vogel sc.). Tab. VII. Die Arterien des schwangern Uterus (Eberl. del., Riep. sc.). Tab. VIII. Die Art. mammaria interna von vorn (Eberl. del. et sc.). Tab. IX. Die Art. mammaria interna auf dem Musculus triangularis sterni, und dieselbe von hinten (Eberl. del., Riep. sc.). Tab. X. Die Art. intercostales posteriores von hinten und die Art. spinales anteriores (Eberl. del., Grape sc.). Tab. XI. Die Art. epigastrica (Eberl. del., Riep. sc.). Tab. XII. Die Arterien des nicht schwangern Uterus (Eberl. del., Grape sc.). Tab. XIII. Die bey den Brüchen auf verschiedene Weise verlaufende Art. epigastricae (Riep. del. et sc.). Tab. XIV. Die Art. obturatoria, zugleich mit der Art. epigastrica aus der Art. femoralis entspringend, an der äußern Seite der Hernia cruralis gelegen (Eberl. del., Schröter sc.). Tab. XV. Die Art. obturatoria neben dem Gimbernatschen Bande (Eberl. del., Schr. sc.). Tab. XVI. Die Samengefäße im geöffneten canalis inguinalis von vorn gesehen. Tab. XVII. Die Arteria epigastrica unter dem Saß des äußern Leistenbruchs durchgehend und dann an dessen innerer Seite emporsteigend. Tab. XVIII. Die Lage der Arteria epigastrica an der äußern Seite des innern Schenkelbruchs, von vorn gesehen (die letzten drey Tafeln sind von Riepenh. gez. und gest.). Tab. XIX. Die Arterien der untern Extremität von vorn und von hinten. Tab. XX. Die Arterien des Unterschenkels von vorn und von hinten. Tab. XXI. a. u. b. Die Arterien der obern

Extremität, die Anastomosen derselben, die A. circumflexae humeri und das Arteriennetz im Ellenbogengelenk (diese 3 Tafeln sind von Eberl. gezeichnet und von Kiep. gestochen). Tab. XXII. Die Art. dorsalis scapulae, circumflexa scap., circumflexa humeri anterior et posterior (Eberl. del., Grape sc.). Tab. XXIII. Die Arterien der obern Extremität, sofern sie ungewöhnlich entspringen und verlaufen. Tab. XXIV. Die tiefern Arterien in der Planta pedis; die Vereinigung der Art. tib. antica mit der Art. tib. postica, von der Seite gesehen; die Vertheilung des Ramus dorsalis der Radialarterie; der Arcus vularis profundus (diese 2 Tafeln sind gezeichnet von Eberl. u. gest. von Heß). Tab. XXV. Der Verlauf der Art. pudenda communis; die A. glutea, ischiadica und pudenda comm. (diese so wie die folgenden vier Tafeln sind von Eberl. gezeichnet und größtentheils von Rittmüller lithographiert). Tab. XXVI. Das Herz mit seinen Gefäßen von vorn, dasselbe von hinten; die Art. pudenda communis beim Weibe; die Arterien der harten und weichen Hirnhaut. Tab. XXVII. Die Vena azyga; die Vena portarum mit den Gefäßen beim Fötus; die Blutleiter der harten Hirnhaut. Tab. XXVIII. Die Pfortader; die Vena hemiazyga mit der azyga. Tab. XXIX. Die Venen des Gesichts, des Halses, der obern Extremitäten und der Bauchhöhle. Auf dieser Tafel zeigt die zweite Figur das Ret. venarum dorsale, wobey mittelst rother Farbe angedeutet ist, wie die in die Arterien gespritzte rothe Injectionsmasse in die Venen übergegangen und in denselben bis auf eine bedeutende Strecke, bis etwa eine Handbreit über dem Handgelenk, emporgestiegen ist.

Die erste Tafel der Myologie liefert die

Uebersicht der Körpermuskeln von vorn. Tab. II. Dieselbe Ansicht von hinten. Tab. III. Die Muskeln des Halses. Tab. IV. Die Kopf- und Gesichtsmuskeln. Tab. V. Kopf- Hals- und Gesichtsmuskeln. Tab. VI. Die M. des Schlund- und Kehlkopfs, des Ohrs und Auges. Tab. VII. Der äußere schräge Bauchmuskel. Tab. VIII. Der innere schräge Bauchmuskel. Tab. IX. Die die Scheide des longissimus dorsi und sacrolumbalis bildenden Muskeln. Tab. X. und XI. Die Bauchmuskeln. Tab. XII. Das Zwerchfell. Tab. XIII. Die Muskeln der Brust, die oberflächlichen Rücken- und Bauchmuskeln. Tab. XIV. XV. und XVI. Nacken- und Rückenmuskeln. Tab. XVII. XVIII. XIX. und XX. Die Muskeln der obern Extremitäten. Tab. XXI. Die Muskeln der untern Extremitäten von vorn. Tab. XXII. Dieselben von hinten. Tab. XXIII. Die Schenkelmuskeln. Tab. XXIV. XXV. und XXVI. Die Unterschenkel- und Fußmuskeln. Tab. XXVII. Die Hand-, Wirbel- und Leistenmuskeln. Tab. XXVIII. Die Muskeln des Perineums, die Intercostalmuskeln, der Psoas minor und der Subclavius. — Die Tafeln zur Myologie, so wie die drey folgenden sind von Eberlein und Grape gezeichnet.

Was die drey, auf die Unterbindung der Arterien sich beziehende Tafeln anbetrifft, so finden wir auf der Tab. I. die Carotis comm. in dem Dreneck oberhalb des M. omohyoideus; die Art. subclavia am äußern und innern Rande des M. scalenus anterior; die Art. subclavia unterhalb des Schlüsselbeines; die Art. thyreoidea superior und die Carotis externa unterhalb des großen Horns des Zungenbeins; die Carotis communis unterhalb des M. omohyoideus; die Art. und Vena thyreoidea superior, und die

Art. subclavia am Trachealrande des M. Sca-
lenus anterior; die Art. thyreoidea inferior,
wie sie bey dem Kropf, noch bedeckt von der Vena
jugularis, zu unterbinden ist; die Art. thy-
reoidea inferior, wie sie bey dem Kropf zu un-
terbinden ist, und wie sie zum Vorschein kommt,
nachdem man die Vena jugularis interna, die
Carotis communis, und die Glandula thyre-
oidea nach innen geschoben hat; die Art. ano-
noma. Tab. II. Die Art. maxillaris interna
und temporalis superficialis bey der Exstirpa-
tion des Unterkiefers; die Art. Carotis externa,
maxillaris interna, meningea media und tem-
poralis superficialis, nachdem der M. ptery-
goideus externus durchschnitten, das Kapselband
geöffnet und die Kinnlade im Verlauf der Spe-
ration aus dem Gelenke gerückt ist; die Art. ver-
tebralis zwischen den Querfortsätzen des Epi-
stropheus und Atlas, so wie zwischen dem letz-
tern und dem Hinterhauptsknochen; die Art. axilla-
ris; die Art. brachialis; die Art. brachialis
oberhalb des Ellenbogengelenks; dieselben Arte-
rien im Ellenbogengelenk; die Art. ulnaris un-
terhalb dieses Gelenks; die Art. ulnaris ober-
halb des Handgelenks; die Arterien, Venen und
der Plexus brachialis in der Achselhöhle; die
Art. epigastrica, und die spermatica interna.
Tab. III. Die Aorta und die Art. iliaca com-
munes; die Art. iliaca comm. interna und
externa; die Art. femoralis oberhalb des Pou-
partischen Bandes; dieselbe unterhalb dieses Ban-
des; dieselbe mitten am Schenkel; dieselbe da-
wo sie in den Canalis aponeuroticus dringt;
die Art. poplitea; die Art. tibialis antica; die
Art. tarsea interna; die Art. poplitea, zwi-
schen der Sehne des großen Kopfs des triceps
und dem sartorius, von der innern Seite; die

Art. tibialis posterior zwischen dem Flexor quatuor digitorum und dem Soleus; die Art. tibialis posterior neben dem innern Knöchel.

Die sämtlichen bis jetzt erschienenen Tafeln belaufen sich auf 141, mit 378 Ansichten oder Figuren, von denen 127 der Neurologie, 65 der Angiologie, 170 der Myologie und 16 der Darstellung der Unterbindungsstellen, 35 an der Zahl, angehören. Man würde aber sehr irren wenn man glaubte, daß bloß Dasjenige vorkäme, was wir in unserer Anzeige namhaft gemacht haben, vielmehr sind die Gegenstände fortwährend im Zusammenhange mit den übrigen Theilen der Nachbarschaft dargestellt, so z. B. in der Neurologie auch Arterien, Venen, Muskeln u. s. w. in der Angiologie auch Muskeln und Nerven, in der Myologie auch Nerven, Venen, Arterien und dergl., — so weit solches unbeschadet des jedesmal hauptsächlich Darzustellenden möglich war. — So ist dieses, nicht allein Deutschland, sondern Europa und unserm Jahrhundert Ehre machende classische Werk seit 4 Jahren um 60 Platten vorgerückt. Bedenkt man, daß keine einzige der Darstellungen eine Copie ist; erkennt man sogar beim nur flüchtigen Hinblick auf die Tafeln das Originelle und Practische in der Darstellungsweise, darauf berechnet — nicht etwa eine ungefähre Vorstellung von der Lage der Theile des menschlichen Körpers — sondern ein treues Bild desselben, gleich als wenn das Cadaver selbst vorläge, zu gewähren; vermißt man alles Verdrehte und Gezerrete; nimmt man die Schärfe der Zeichnung, entsprechend der Reinheit der Präparate, wahr; weiß man aus Erfahrung welche Zeit dazu erfordert wird gute Präparate anzufertigen, und welche practische Kenntniß dazu gehört die Darstellungen so zu

wählen, daß sie eine gehörige Einsicht in die Proportionen der Theile gestatten; berücksichtigt man wie wichtig es ist bey der Darstellung der verschiedenen Organe ein Maaß im Auge zu behalten, wodurch fortwährend die Harmonie des Einzelnen mit dem Ganzen und dieses mit jenem bezweckt wird, und findet man alle diese Rücksichten bey der Bearbeitung dieses Werkes gewürdigt, — so muß man erstaunen, wie der Verf. binnen so kurzer Zeit solches leisten konnte. Und wenn wir bedenken, welcher Kostenaufwand zur Herausgabe eines solchen Werkes nothwendig wird, so dürfen wir zur Ehre der Wissenschaft bekennen, daß für wahrhaft gute Werke dieser Art (welche, wenn sie auch wie das vorliegende verhältnißmäßig billig sind, doch immer eine größere Summe zum Ankauf erfordern) trotz der vielen andern fast nur Copien liefernden Groschen- oder Pfennings-Encyclopädien, dennoch bey dem gebildeteren Theil des ärztlichen Publicums ein reges Interesse noch nicht erloschen ist. — Das Langenbeck'sche Werk ist aber nicht allein für den Anatom und Physiologen von Fach, sondern besonders auch für den practischen Arzt und wissenschaftlich gebildeten Chirurgen berechnet, indem es jenem Aufschluß über die Sympathien gewährt, dieser aber, wie von einem Meister in der Anatomie, so auch von einem Meister in der Chirurgie, einen steten Wegweiser bey den Operationen, unter andern auch eine naturgetreue Ansicht von der Lage der Theile bey den Brüchen (Tab. Angiol. 14 — 18), von den Stellen wo Unterbindungen gemacht werden müssen u. s. w., erhält; — sogar auch in artistischer Hinsicht ist das Werk von Bedeutung, und Rec. kennt für den Historienmaler keine bessern Mus-

Kelkörper, als die auf Tab. I. und II. der Myologie dargestellt. Würden wir für diejenigen, welchen die früheren Abbildungen der Nerven, der Gefäße und der Muskeln, darunter besonders auch die von Albin, nicht unbekannt sind, hier eine Parallele zwischen denselben und den Abbildungen des Langenbeck'schen Werks ziehen wollen, so möchte unsere Bemühung wohl eben so unnütz seyn, als wenn wir einen solchen Vergleich für denjenigen anstellten, welcher weder die früheren noch die vorliegenden Abbildungen kennt, weshalb wir uns damit begnügen den raschen Fortgang dieser letztern nebst deren Inhalt kurz angedeutet zu haben.

W. F. R.

L o n d o n.

Bey Longman: Transactions of the zoological Society of London. Vol. I. Part 1. 1833. Part. 2. 1834. 194 Seiten in 4. Nebst vielen Abbildungen.

Diese neue Gesellschaftsschrift ist abermals ein Beweis davon welches rege Interesse man an der Zoologie, diesem wichtigen Zweige der Naturgeschichte, besonders in England nimmt. Die seltensten Thiere, im Allgemeinen gut und gründlich beschrieben und mit besonderm Fleiße abgebildet, werden hier entweder nach Lebensart, anatomischem Bau u. s. w. bekannter gemacht, oder zum ersten Male in das System der Zoologie eingeführt. Die in diesen beiden Theilen enthaltenen Abhandlungen sind folgende: I. On the M'horr Antelope. By E. T. Bennett. S. 1. tab. I. Diese schöne Antilope, A. Mhorr, mit rückwärts gebogenen geringelten Hörnern be-

wohnt den Westen Africa's; sie steht der A. Nager und A. Addra sehr nahe, wenn sie nicht vielleicht gar mit diesen identisch ist. II. On the Nervous System of Beroë Pileus, Lam. and on the Structure of its Cilia. By Robert E. Grant. S. 9. tab. II. Hr Grant hält kleine Fäden und Ganglien, entsprechend den 8 Strahlen, welche man äußerlich auf dem Körper bemerkt, für das Nervensystem dieser Melonenquallen. III. Observations on the Laws which appear to influence the Assumption and Changes of Plumage in Birds. By W. Yarrel. S. 13. Einige allgemeine Bemerkungen über Bau und Wachsthum der Federn, worauf die Geschichte der Mauser und die Veränderung der Farben des Gefieders auseinandergesetzt werden. Hauptsächlich auf dreierley Weise soll das Gefieder dem Ansehen nach Veränderungen erleiden, nämlich indem die Feder selbst die Farbe ändert, indem neue Federn hervorbrechen ohne daß die alten verloren gehen, und endlich indem die alten verloren gehen und an deren Stelle ganz neue zum Vorschein kommen. Auch während des Brütens sollen die Fasern der Federn einige Modificationen hinsichtlich ihrer Farbe erleiden. IV. On the Structure and Characters of Loligopsis, and Account of a New Species (Lol. guttata Grant) from the Indian Seas. By Robert E. Grant. S. 21. tab. II. Diese Molluskengattung, welche von Vielen in Zweifel gezogen worden, ist mit einer neuen Art bereichert, welche nicht allein zoologisch beschrieben, sondern auch sorgfältig zergliedert ist. Der Character dieser Gattung ist Mangel oder unvollkommene Entwicklung der Tentakeln. V. On the Characters and Description of a new Genus of Car-

nivora, called Cynictis. By W. Ogilby. S. 29. tab. III. Dieses Thier bildet eine Mittelgattung zwischen der Familie der Civetten und der der Hunde; jenen ist es der Beschaffenheit der Organe der Locomotion, diesen der der Mastication verwandt. Es hat also auch manche Verwandtschaft mit dem Proteles, welcher indeß der Hyäne nahe steht, während Cynictis zwischen Hund und Schneumon das Mittel hält. Das Vaterland ist das Cap der guten Hoffnung. Sparman und Barrow haben in ihren Werken von diesen Thieren schon mehr oder weniger bestimmte Kunde gegeben. Diese Art heißt C. Heedmanni; das Thier ist 1 Fuß 6 Zoll lang, 7 3. hoch und hat einen Schwanz von 1 Fuß.

VI. On the Chinchillidae, a Family of Herbivorous Rodentia, and of a new Genus referrible to it. By E. T. Bennett. S. 35. tab. IV — VII. Chinchillidae ist eine vom Verf. gebildete kleine Thierfamilie, bestehend aus den beiden bis dahin bekannten Gattungen Lagostomus und Chinchilla. Zu dieser Familie kommt nun auch eine neue Gattung hinzu, welche der Verf. Lagotis (mit der Art Lagotis Cuvieri) nennt. Das Thier hat dem äußern Anscheine nach große Aehnlichkeit mit einem Hasen, aber einen sehr langen buschigen Schwanz; das Vaterland ist Peru. Character: ‘Dentes incisores $\frac{2}{2}$, acutati, molares $\frac{4-4}{4-4}$, singuli e lamellis tribus completis obliquis constantes. Cranium postice superneque arcuatum, tympani cellulis superioribus inconspicuis. Pedes omnes 4 — dactyli, pollice omnino deficiente, unguibus parvis subfalcularibus. Auriculae longissimae. Cauda longa. Rupicolae, vellere molli caduco in-

duti.' Es ist auch der Magen, Blinddarm und das Skelet von *Chinchilla lanigera* vergleichungsweise abgebildet. VII. On the sacculated Form of Stomach as it exists in the Genus *Semnopithecus*, F. Cuv. By Richard Owen. S. 65. tab. IX—X. Ditto hat zuerst einen complicierten Magen bey einem Quadrumanen (*Semnopithecus leucoprymnus* entdeckt (s. unsere Anz. 1826. St. 167. S. 1661). Herr Owen fand denselben bey *Semnop. Entellus*; der Magen besteht hier aus 3 Abtheilungen; die eine ist am Oesophagus, und mit zwey Enden versehen; die zweyte oder mittlere ist ziemlich weit; die dritte, im Anfange sackförmig, gegen das Ende hin aber mehr gerade, ist vorzugsweise reich an Blutgefäßen und Nerven, weshalb sie vom Verf. für den eigentlichen verdauenden Magen gehalten wird. Denselben Bau zeigt der *Semnopithecus fascicularis*, und wahrscheinlich findet er sich bey dieser gesammten Gattung. Man hat nicht beobachtet, daß diese Thiere wiederkäuen; der Verf. meint vielmehr, daß die Vormägen die Backentaschen der *Cercopithec*i u. s. w. ersetzen. Man muß sich wundern in trefflichen Abhandlungen Englischer Naturforscher ganz veraltete Meinungen über den Zweck gewisser Organe zu finden, daß z. B. das Wiederkäuen für die furchtsamen Thiere den Zweck habe, schnell etwas auf gefährlichen Wiesen und Tristen abzubeißen und zu verschlucken, damit es später an hinlänglich sichern Orten gehörig zerkleinert (wiedergekauet) werden könne. VIII. Description, with some additional Particulars, of the *Apteryx Australis* of Shaw. By W. Yarrell. S. 71. tab. X. Dieser Vogel, welchen Cap. Barclay im J. 1812 aus Neu-Seeland mitbrachte, und von dem

Shaw eine Beschreibung und Abbildung gegeben hatte, wird hier nach demselben Exemplare, dem einzigen, welches man bis jetzt mit Bestimmtheit kennt, von Meum, aber ausführlicher, beschrieben, und in größerem Maßstabe und sorgfältiger abgebildet. Der Vogel mißt von der Schnabelspitze bis zum Körperende (ein Schwanz ist nicht vorhanden) 32 Zoll, und hat viel Ähnlichkeit mit einem Ibis. Dem Namen gemäß wäre dieser Vogel flügellos, aber man findet doch bey genauerer Untersuchung Rudimente von Flügeln. Diese bestehen aus einem 1 Zoll langen Oberarmrudiment, und aus einem, wie es scheint von zwey verschiedenen Knochen gebildeten, $1\frac{3}{8}$ Zoll langen Unterarm, welcher von einer runzeligen Haut bedeckt ist und am Handwurzelende mit einer dünnen, kurzen, von einem bedeutenden Nagelknochen getragenen Hornklaue endet. Diese Klaue mißt mit dem Nagelgliede $\frac{3}{8}$ Zoll.

IX. On the Anatomy of the *Sepiola vulgaris*, Leach, and Account of a New Species (*Sep. stenodactyla*, Grant), from the Coast of Mauritius. By Robert Grant. S. 77. tab. XI. Die *Sepiola vulgaris*, die kleinste der nackten Cephalopoden zeigt einen eben so complicierten und ausgebildeten Bau als die größten Octopusarten. Ganz besonders ausgebildet sind die Dintenbeutel, Augen und Generationsorgane. Die *Sepiola stenodactyla* ist viel größer als die *S. vulgaris* und unterscheidet sich von ihr auch durch die verhältnißmäßig dickern aber kürzern Arme, so wie durch die unregelmäßige Gruppierung der Saugwarzen.

X. On a New Genus in the Family of *Corvidae*. By John Gould. S. 87. tab. XII. Einige Elsterarten vereinigt der Vf. wegen ihrer Lebensart zu einer besondern Gattung, wels

che zwischen *Pica* und *Crypsirhina* in der Mitte stehen. Die 3 Arten sind *Dendrocitta leucogastra* (neu und abgebildet), *D. Sinensis* (*Pica Sinensis* Gray) und *D. vagabunda* (*Pica vagabunda* Wagl.).

XI. Characters and Species of Coleopterous Insects. By the Rev. F. W. Hope. S. 91. tab. XIII—XVI. Diese Genera und Species sind: *Aploa* (auß der Familie *Brachinidae* MacLeay) *A. picta*. *Calosoma orientale*. *Chlaenius Sykesii*. *Oiceoptoma tetraspilotum*. *Languria cyanea*. *Opilus auripennis*. *Coptorhina* (auß der Familie *Scarabaeidae* MacLeay) *C. Africana*, *C. Klugii*. *Phaenomeris* (auß der Familie *Melolonthidae* MacLeay) *Ph. magnifica*. *Macronota*, *M. tetraspilota*. *Cetonia cretosa*. *Lucaeus Downesii*, *L. aeratus*. *Pholidotus irroratus*. *Anthicus cyaneus*. *Lyprops* (auß der Fam. *Helopidae*), *L. chrysophthalmus*. *Isacantha* (auß der Fam. *Attelabidae*) *I. rhinotoides*. *Lamia Roylii*, *L. crux nigra*. *Prionus Hayesii*, *P. Cumingii*, *P. Pertyi*. Auß der Fam. *Stenocoridae* sind folgende Genera: *Unacanthus*, *U. triangularis*. *Scoleobrotus Westwoodii*.

XII. Observations on the Neck of the three-toed Sloth, *Bradypus tridactylus*, Linn. By Thomas Bell. S. 113. tab. XVII. Bekanntlich werden dem dreyzehigen Faulthier 9 Halswirbel zugeschrieben. Daß an den zwey letzten Halswirbeln dieses Thieres kleine mit einem Gelenke versehene Rippenrudimente vorkommen ist auch bekannt; indem Hr Bell diese Rudimente bey ältern und jüngern Thiere untersucht hat, meint er es seyen dieselben Rudimente der zwey ersten Rippen, also

die Wirbel an welchen sie sich befinden die zwey ersten Brustwirbel, so daß demnach fernerhin das Faulthier keine Ausnahme von dem Gesetz mache, daß bey Säugethieren nur 7 Halswirbel vorkommen. Daß das Faulthier auf Kosten der Rückenwirbel zwey Halswirbel mehr haben könne, ist gar nicht zu bezweifeln. XIII. On the Anatomy of the concave Hornbill, *Buceros cavatus*, Lath. By Richard Owen. S. 117. tab. XVIII. Wenn man die Cloaca von vorn öffnet, so bemerkt man eine besondere Abtheilung, in welcher sich die Uretheren öffnen. Diese Abtheilung, welche von zwey, etwa eine Linie breiten, und allmählich in den vordern Theil des Rectums sich verlierenden Klappen gebildet wird, nennt der Vf. die rudimentäre Harnblase. XIV. Description of a new Genus of Acanthopterygian Fishes. By the Rev. R. T. Lowe. S. 123. tab. XIX. Dieser merkwürdige, sehr seltene Fisch, *Alepisaurus ferox*, gehört zur Ordnung Acanthopterygii Cuv. Fam. Taenioides Cuv., und bewohnt den Atlantischen Ocean, in der Nähe von Madeira. Er macht einen merkwürdigen Uebergang von den Acanthopterygiern zu den Malacopterygiern, welche beiden Gruppen doch übrigens so sehr weit auseinander stehen. Wegen der Lebensart, Körperform, Hautglätte, wegen des Zusammengedrängtefeyns des Kopfes und der Schnauze, wegen des weiten Mauls und der ungeheuer langen scharfen Zähne steht er dem *Lepidotus* so nahe, daß seine Einrangierung in dieselbe Gruppe keinem Zweifel unterworfen zu seyn scheint; merkwürdig ist aber eine Analogie mit den Salmonidae, wegen einer kleinen Fettflosse. XV. On the Anatomy of the Cheetah, *Felis jubata*, Schreb. By

Richard Owen. S. 129. tab. XX. In dieser Abhandlung ist besonders das Gehirn Gegenstand einer genauern Untersuchung, welches hauptsächlich mit dem Gehirn der Hauskatze verglichen wird.

XVI. Notice of a Mammiferous Animal from Madagascar, constituting a New Form among the Viverridous Carnivora. By E. T. Bennett. S. 137. tab. XXI. Herr Telfair hat jüngst ein Thier von Madagascar erhalten, welches wegen mehrerer bisher unbekannter Charaktere merkwürdig ist. Es gehört dasselbe zu der Familie Viverridae und heißt *Cryptoprocta ferox*; da das vorliegende Individuum aber noch ein junges Thier ist, so muß die Folge den wahren Character dieses Thiers noch kennen lehren.

XVII. Descriptions of some new Species of Cuvier's Family of Brachiopoda. By W. J. Broderip. S. 141. tab. XXII—XXIII. Aus der Familie der Brachiopoden, welche sowohl in den ältern als in den neuern Gebirgsformationen versteinert, als auch noch jetzt lebend vorkommen, macht der Vf. die *Terebratula Chilensis*, *T. Uva*, die *Orbicula lamellosa*, *O. Cumingii*, *O. strigata*; *Lingula Audebardi* und *L. Semen*, lauter noch jetzt lebende Arten, bekannt.

XVIII. On the Anatomy of the Brachiopoda of Cuvier, and more especially of the Genera *Terebratula* and *Orbicula*. By Richard Owen. S. 145. Dieselben Tafeln. Obwohl der Muskelstructur der Arme und dem Verhältniß der von den Eingeweiden eingenommenen Schalentheile nach die Gattung *Orbicula* zwischen *Lingula* und *Terebratula* in der Mitte steht, so hat dieselbe doch in Hinsicht des Baues des Respirationsorgans, des einfachen Nahrungscanals, und der Art ihrer

Verbindung mit fremden Körpern mehr Verwandtschaft mit *Terebratula*. XIX. Some Account of the maneless Lion of Guzerat. By Capt. Walter Smee. S. 165. tab. XXIV. Man wußte wohl daß es in Asien einen mähnenlosen Löwen gab; jedoch kannte man dieses Thier noch nicht mit der gehörigen Bestimmtheit. Capt. Smee hat nun 8 Felle dieser Species mit nach London gebracht. Dieser Löwe von Guzerate ist aber nicht absolut mähnenlos, sondern seine Mähne ist nur im Vergleich mit dem gewöhnlichen Löwen äußerst schwach; es leidet aber keinen Zweifel, daß dieses Thier eine besondere Art sey. XX. Description of a New Species of the Genus *Eurylaimus* of Dr. Horsfield. By John Gould. S. 175. tab. XXV. Die hier beschriebene Art der kleinen Vogelgattung ist *Eurylaimus lunatus* von Ranguhn in Hinterindien. Der Vogel, im Allgemeinen dem Seidenschwanz sehr ähnlich, steht zwischen den *Dentirostres* und den *Fissirostres* in der Mitte. Männchen und Weibchen sind abgebildet. XXI. A few Remarks tending to illustrate the Natural History of two Annulose Genera, viz. *Urania* of Fabricius, and *Mygale* of Walckenaer. By W. S. MacLeay. S. 179. tab. XXVI. Diese Bemerkungen über einen Schmetterling und eine Spinne bilden den Schluß dieses Bandes, dessen Inhalt durch seine Wichtigkeit den lebhaften Wunsch eines baldigen Erscheinens fernerer neuen Bände dieser Gesellschaftschrift in uns rege gemacht hat.

Berthold.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.

Den 31. August 1835.

G ö t t i n g e n.

Am 18. d. M. erlitt unsere Universität einen eben so unerwarteten als schmerzlichen Verlust. Nach einem kurzen Krankenlager entschlief bald nach dem Eintritt in das 60ste Jahr und dem 30sten seines öffentlichen Lehramts Herr Hofrath Friedrich Stromeyer, Ritter des G. D., Professor der Chemie und Pharmacie, Director des chemischen Laboratoriums, General-Inspector der Apotheken des Königreichs. Sein Eifer für seine Wissenschaft, seine Thätigkeit in seinem Lehramte, nicht nur in seinen Vorlesungen, sondern auch besonders in den practischen Uebungen, die er in dem, von ihm zuerst dazu gegründeten, Collegium unter seiner Aufsicht durch seine Zuhörer anstellen ließ, war musterhaft. Seine zahlreichen, weit verbreiteten Schüler verlieren an ihm einen geliebten Lehrer; seine Collegen und Bekannten einen Freund, dessen biederer Character sein Andenken unvergeßlich macht.

H a n n o v e r.

In der Hof-Buchhandlung bey Hahn, 1834: C. Cornelii Taciti opera, ad optimorum librorum fidem recognovit et annotatione perpetua triplicique indice instruxit Georgius Alexander Ruperti. Vol. I., sex priores Annalium libros complectens. CXLVI u. 550. Vol. II., sex posteriores Annalium libros complectens. 570 Seiten in gr. Octav.

Das Versprechen, welches der ehrwürdige Herausg. vor etwa drey Jahren der gelehrten Welt gegeben hat (G. g. U. 1832. S. 1008), wird in vorliegenden beiden Bänden auf eine Weise erfüllt, die gewiß die Erwartungen und Ansprüche aller derjenigen befriedigen wird, welche lange vorbereitete, wissenschaftliche Arbeiten von diesem Umfange zu schätzen und zu würdigen wissen. Um nämlich dieser neuen Ausgabe der Tacitischen Werke eine allgemeinere Brauchbarkeit zu verschaffen, kam es dem Verf. bey der Anfertigung seines vortrefflichen Commentars ganz besonders auf Vollständigkeit der Angaben in critischer, exegetischer und sachlicher Hinsicht an. Er wollte dem Gelehrten und dem fleißigen Schüler eine reiche Fundgrube alles dessen eröffnen, was beide zum gründlichen Verständniß des Tacitus bedürfen. Daher finden wir hier die Ergebnisse der eigenen funfzehnjährigen Forschungen mit einer Auswahl von triftigen Beobachtungen älterer und neuerer Ausleger so vereinigt, daß diese meistens in einer klaren chronologischen Uebersicht vor uns treten, und überall ein vollgültiges Zeugniß von den tiefen und erschöpfenden Vorstudien des Herausg. liefern. Was die Kritik des Textes anlangt, so sehen wir hier im Ganzen eine aus geprüfter Ueberzeugung hervorge-

gangene Anhänglichkeit an die Walthersche Recension, über deren Vortrefflichkeit Ref. schon früher (S. g. N. 1834. S. 386) berichtet hat. Wo es der Herausg. für gut hielt seinen eigenen Ansichten zu folgen, da bemüht er sich immer die Gründe dafür genau anzugeben. Sonst ist durch eigene Einsicht der Quellen keine neue Ausbeute für eine bessere Textes-Constitution gewonnen worden. Die angefangene Vergleichung der ältesten Drucke gab der Herausg. wieder auf, so bald er sich überzeugt hatte, daß die Waltherschen Verdienste ihm in dieser Rücksicht keine weitere Nachlese gestatteten. Daher wurde der Walthersche Apparat vollständig aufgenommen, und noch mit andern kritischen Excerpten aus ältern Commentatoren vermehrt.

Was aber dieser neuen Ausgabe noch einen besondern Werth-zusichert, ist eine ausführliche Abhandlung über das Leben und die Schriften des Tacitus. Die Biographie ist mit Agricola's Lebensumständen vereinigt und in einer genauen chronologischen Uebersicht nach den Jahren von Rom und nach der christlichen Zeitrechnung dargestellt worden: *Vita et Agricolae et Taciti probabilibus conjecturis per annos digesta*. Es lag nicht im Plane dieses Aufsatzes, die einzelnen Schwierigkeiten der doppelten biographischen Untersuchung durch entferntere Quellenforschung oder überraschende historische Combinationen befriedigender zu entwickeln. Der Vf. wollte nur das unter eine leichte und bequeme Uebersicht bringen, was bisher über diesen Gegenstand ermittelt worden ist. Daher wird weder die ungewisse Abstammung des Tacitus, noch dessen Geburtsjahr näher bestimmt; sondern diese Punkte sowohl als auch alle übrigen bekannten Lebensverhältnisse beider Männer werden meistens nur

nach muthmaßlichen Wahrnehmungen äußerlich an einander gereiht. Nach bestimmteren Angaben der Quellen wird indeß Tacitus Theilnahme an öffentlichen Aemtern seit Vespasians Regierung geschildert. Hier sowohl als auch bey der Andeutung seines Antheils am Senate und seiner Würden in der Schreckensperiode Domitian's, wo nur Schweigen und zerknirschte Mäßigung sichere Rettung bringen konnten, dürfen nur Tacitus' eigene Aeußerungen als vollgültige Zeugnisse gelten. Höchst wichtig sind in dieser Reihe der Begebenheiten des Verfassers offene und versteckte politische Bekenntnisse und charakteristische Aussprüche, die in seinen Werken hin und wieder zerstreut vorliegen, und die dem Biographen bessere Aufschlüsse geben, als was sonst im Alterthume über Tacitus vorkommt.

Die Schriften des Tacitus werden vom Herausg. unter zwey Abtheilungen gebracht, und in chronologischer Folge aufgeführt. Die erste Abtheilung umfaßt die authentischen Werke, welche der Zeit nach so auf einander folgen: Vita Agricolae, Germania, Historiae, Annales. Die bezweifelten Schriften sind: dialogus de oratoribus, worüber nachher noch ein besonderer Abschnitt folgt; dann die Augusti vita et instituta, welche Tacitus selbst in seinen Annalen ankündigt. Doch bleibt es mehr als zweifelhaft, ob diese Verheißung je in Erfüllung gegangen ist. Der zu frühe Tod des Tacitus hat auch sonst noch die Ausführung manches andern Planes unterbrochen, der für das höhere Alter bestimmt war, z. B. die vitae Nervae et Trajani, die sicherlich auch nie zu Stande gekommen sind. Wären Werke dieser Art je von Tacitus vorhanden gewesen, so hätten uns wenigstens die scriptores historiae Augustae davon

Kunde gegeben. Daher sollte man dieselben nicht unter der Zahl der zweifelhaften Schriften des Tacitus aufführen, sondern vielmehr als solche namhaft machen, die nie existiert haben. Zweifelhaft ist aber allerdings das Buch der *facetiae*, das wir lieber dem Catius, wie ihn die Gudianische Handschrift des Fulgentius nennt, beylegen möchten.

Zunächst folgen Abhandlungen über Zweck und Inhalt der einzelnen Tacitischen Schriften nach ihrer chronologischen Folge. Agricola's Biographie betrachtet der Verf. nach Balch's Vorgange im Lichte eines dramatischen Kunstwerks (mit Prolog und Epilog) in drey Acten, wovon der erste die Erziehung des Helden, der zweyte sein thatenreiches öffentliches Leben, und der dritte sein Ende darstellen soll. Doch eröffnet diese Vergleichung keine neue und eigenthümliche Ansicht über dieses Tacitische Werk. Denn jede Biographie irgend eines berühmten Mannes muß, wie sich wohl von selbst versteht, jene drey Acte ihres Helden aufführen, vorausgesetzt daß darin die Schilderung des öffentlichen Lebens vorherrschend ist. Außerdem liegt gerade darin am wenigsten die Idee des Dramatischen, daß man den Helden durch jene drey Stufen gehen läßt; und von Agricola kann man sogar sagen, daß er gar keinen dramatischen Gehalt hat.

Bei der Zusammenstellung der Meinungen über die Germania sucht der Verf. zuerst die Zeit zu ermitteln, in welcher dieses Werkchen geschrieben ist. Historische Anspielungen in der Schrift selbst machen es wahrscheinlich, daß sie unter Hadrian zwischen 98 — 117 unserer Zeitrechnung entstand. Hauptzweck derselben soll eine aus wahrer Vaterlandsliebe hervorgegangene Warnung seyn, durch die Tacitus die Römer auf die Gefahren auf-

merksam machen wollte, womit die Germanen das Römische Reich einst bedrohen könnten. Indirect ist vielleicht die Andeutung einer solchen Warnung darin enthalten. Doch kann Ref. unmöglich eine indirecte Andeutung zum Hauptzwecke einer Schrift machen, in welcher der Verfasser seine übrigen politischen Ansichten und Gesinnungen unverholen und gerade heraus vorträgt. Außerdem war zu Hadrians Zeiten der Glaube an die Unvergänglichkeit der ewigen Stadt Rom selbst im tiefen und abnungsvollen Scepticismus der Tacitischen Weltanschauung noch keineswegs erschüttert worden. Furcht mochte die Feldherren bey dem hartnäckigen Widerstande einiger Germanischer Stämme zu Zeiten anwandeln; und da man ihre völlige Unterjochung beabsichtigte, so lag der Wunsch sehr nahe, es möchte Zwietracht unter den Germanen selbst ihre Kräfte schwächen, und die Erreichung jener Absicht erleichtern oder beschleunigen. Aber weiter ging auch diese Furcht nicht.

Ungemein wichtig ist die Untersuchung über die Quellen der Germania, besonders da wir wissen, daß Tacitus sein Gemälde nicht nach eigenen Beobachtungen, sondern nach fremden Schilderungen entworfen hat. Der einzige Gewährsmann, den er selbst anführt, ist Julius Cäsar. Sonst wird keine Auctorität genannt; und die zum Theil sehr ausführlichen und gewiß auch sehr glaubwürdigen Schriften des ältern Plinius, des Cato, des Aufidius Bassus, des C. Sulla u. s. w., welche Tacitus benutzen konnte, sind sämmtlich verloren gegangen; so daß die neuern Geschichtsforscher in ihren Ansichten über den Grad der Glaubwürdigkeit, den sie dem Tacitischen Werke beylegen sollen, sehr getheilt sind. Vollständigkeit

in der Angabe dieser oft sehr merkwürdigen Meinungen gehört zu den größten Vorzügen der vorliegenden Abhandlung.

Der Abschnitt über die Annalen und Historien faßt besonders den Unterschied beider Werke ihrer innern Anlage und Benennung nach scharf auf. Von den Definitionen älterer Römischer Grammatiker ausgehend schreitet der Verf. allmählich zu den Begriffsbestimmungen der Neuern fort, und billigt die zuletzt von Niebuhr vortragene Ansicht, welche auch in der That so sehr aus dem innern Wesen dieser beiden Geschichtsformen entwickelt ist, daß es schwer seyn möchte, ihr eine sinnreichere und richtigere zur Seite zu stellen. Nicht überall ist jedoch dieser Unterschied beobachtet worden; und merkwürdig ist besonders die Erscheinung, daß sich die letzten sechs Bücher der Annalen in Ton und Farbe dem Historiencharacter bedeutend nähern, und daher die Vereinigung beider Werke in Handschriften und alten Drucken leicht veranlassen konnte, wiewohl! hierzu gewiß auch Nachlässigkeit und Unwissenheit geführt hat.

Besonders ausführlich ist das Kapitel 'Interior et eximia indoles librorum a Tacito vulgatorum' worin zuerst das Princip der historischen Kunst nach den Ansichten der Alten entwickelt, und dann auf die einzelnen Werke des Tacitus angewandt wird. Historische Glaubwürdigkeit sucht der Verf. den Tacitischen Schriften im weitesten Sinne des Wortes zuzusichern, indem er sich hauptsächlich auf Tacitus eigene Aussage beruft. Die Quellen, welche den Historien und Annalen zu Grunde liegen, sind theils solche, welche Tacitus selbst nennt, theils aber auch anonyme, denen man nur einen sehr bedingten Werth beylegen kann, und die auch mit Vor-

sicht benutzt worden zu seyn scheinen. Jede Andeutung dieser Art ist aus den beiden größern Werken vom Verf. sorgfältig gesammelt und erläutert worden. Dazu kommt dann noch eine geschichtliche Entwicklung der Meinungen über Tacitus Glaubwürdigkeit von Drosius und Tertullian an bis auf die neuesten Zeiten. Ungerechte Tadelsucht und einseitige Beschuldigungen wechseln hier, wie überall bey der Beurtheilung großer Schriftsteller, mit schiefen und zum Theil auch sehr wohlwollenden und verdienten Lobsprüchen ab. Doch ist mit beiden im Ganzen wenig geschehen, wenn sie nicht aus der genauesten Kenntniß aller Einzelheiten der Tacitischen Darstellung hervorgehen. Allgemeinheit der Beobachtung und des Ausdrucks gilt gerade hier am wenigsten. Die sogenannten ästhetischen Beurtheilungen des Tacitus, an denen unsere Zeit keineswegs Mangel leidet, haben diese Oberflächlichkeit der Ansichten noch immer nicht in ihre Grenzen zurückgewiesen.— Weit befriedigender sind aber seit Kurzem Tacitus' Aeußerungen über die göttliche Weltregierung, und dessen philosophische Ansichten des Lebens entwickelt worden. Die Resultate dieser neuern Forschungen theilt der Vf. seinen Lesern in kurzen und passenden Auszügen mit.

Die zweyte Hälfte der vorliegenden Abhandlung beschäftigt sich mit einer kritischen Beurtheilung des Tacitischen Stils, mit einer Untersuchung über den dialogus de arte oratoria (worin die Zeit der Abfassung dieser Schrift, die Streitfrage über ihren Verfasser, und ihr innerer Gehalt genügend erörtert wird) und mit einem sehr vollständigen und genauen Verzeichnisse der Handschriften und Literatur des Tacitus.

G. H. B.
